Nr. 46 9. November 2006 61. Jahrgang

Alles, was Sie über das Klima wissen müssen: www.zeit.de/klima

C 7451 C Preis Deutschland 3,20 €

DIE ZEIT

DKR 38,00 FIN 5,80 € E 4,30 € F 4,30 € NL 3,90 € A 3,60 €
CHF 6,00 I 4,30 € GR 5,00 € B 3,90 € P 4,30 € T 3,90 € HUF 1030,00

WOCHENZEITUNG FÜR POLITIK, WIRTSCHAFT • WISSEN UND KULTUR

Lügen vom Tisch!

Ernährungsberater, Biobauern und große Hersteller versprechen uns ein langes Leben – wenn wir nur das Richtige essen. Kaum eines ihrer Angebote hält einer Prüfung stand

WISSEN S. 45–48
WWW.ZEIT.DE/ERNAEHRUNG

Titelbild: Eric Tucker

Aufgeblättert

Rätselhafte Frauen, literarische Versteckspiele, tödliche Utopien, eine Liebeserklärung an die Mutter und vieles mehr auf

32 SEITEN LITERATURBEILAGE

Hape Kerkeling: So bin ich nicht

Ein Gespräch mit Deutschlands vielseitigstem Entertainer über Grenzen der Satire und das Wesen des Pilgerns FEUILLETON S. 57/58

Die Kriegsgewinnler

Amerikas Demokraten siegen über Bush, doch das Land müssen sie noch erobern **VON THOMAS KLEINE-BROCKHOFF**

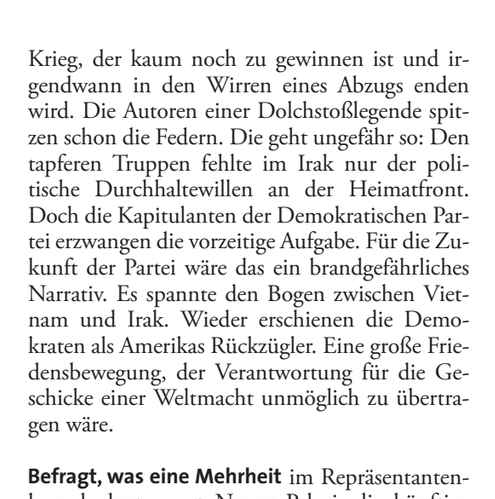
Überall in Amerika fanden am Dienstag Abgeordnetenkarrieren ihr Ende, weil die Wähler einen Mann abstrafen wollten, dessen Name nicht auf dem Stimmzettel stand. Aus einer Kongresswahl wurde ein Referendum über George W. Bush und seine Irak-Politik. Darum ist die Niederlage der Republikaner mehr als Popularitätsverschleiß. Mehr als das übliche »Jucken im sechsten Jahr«, das amerikanische Wähler immer dann befällt, wenn ihnen die zweite Amtsperiode eines Präsidenten unerträglich lang wird. Mitten im Krieg sprechen die Amerikaner dem Oberbefehlshaber ihrer Truppen nicht leichtfertig das Misstrauen aus. Nach all den zerstobenen Hoffnungen und all den gebrochenen Versprechungen, nach all dem Blut und all den Tränen ertönt nach 45 Monaten Irak-Krieg der Ruf laut und klar: Kurswechsel!

Trotzdem lassen sich aus dieser Wahl leicht falsche Schlüsse ziehen. Die Demokraten könnten sich blenden lassen von einem Erfolg, der keiner ist. Sie sind Profiteure einer Niederlage des Präsidenten, mehr nicht. 1994, beim letzten großen Machtwechsel im Repräsentantenhaus, errangen die Republikaner einen Sieg, weil sie einen Plan für die Zukunft hatten. Ihr »Vertrag mit Amerika« lag den Wählern als Blaupause für die Reform von rechts vor. Zwölf Jahre später präsentieren sich die Demokraten als Partei ohne Plan und ohne Führung. Im Wahlkampf haben sie sich weggeduckt und bloß der Selbstzerstörung der Bush-Konservativen zugeschaut. Ihr Schlachtruf für den Irak lautet: »Veränderung«. Was sie damit meinen, können sie selbst nicht genau sagen. Abziehen oder nicht? Sofort oder später? Mit oder ohne Terminplan? Die Demokraten sind eine große Partei. Jeder hat da seine eigene Vorstellung.

Die Demokraten werden nun ihren Anteil an der Macht ergreifen und Bush an die Kandare nehmen wollen. Lange kann es nicht dauern, bis sie feststellen: »Die Verfassung verleiht dem Präsidenten Relevanz.« Diese Binsenweisheit stammt von Bill Clinton. Sie markiert den Beginn seines Comebacks, nachdem die Republikaner den Präsidenten machttrunken zum Auslaufmodell erklärt hatten. Der Satz hat seine Gültigkeit nicht verloren. Nach der Verfassung genießt die Exekutive große Handlungsfreiheit in der Außenpolitik. Der Präsident, nicht die oppositionelle Mehrheit im Repräsentantenhaus hat nach dieser Protestwahl den Auftrag, die Irak-Politik zu ändern.

George Bush wird die Initiative ergreifen und dabei nur zu gern die Demokraten als Feigenblatt benutzen. Er dürfte sie in die Mitverantwortung nehmen für jene Kurskorrektur, zu der ihn militärische Lage und Wahlausgang zwingen. Die Demokraten geraten so in eine Mesalliance mit einer Regierung im Niedergang. Sie müssen stärker als bisher Mitverantwortung tragen für einen Krieg, der kaum noch zu gewinnen ist und irgendwann in den Wirren eines Abzugs enden wird. Die Autoren einer Dolchstoßlegende spitzen schon die Federn. Die geht ungefähr so: Den tapferen Truppen fehlte im Irak nur der politische Durchhaltewillen an der Heimatfront. Doch die Kapitulanten der Demokratischen Partei erzwangen die vorzeitige Aufgabe. Für die Zukunft der Partei wäre das ein brandgefährliches Narrativ. Es spannte den Bogen zwischen Vietnam und Irak. Wieder erschienen die Demokraten als Amerikas Rückzügler. Eine große Friedensbewegung, der Verantwortung für die Geschicke einer Weltmacht unmöglich zu übertragen wäre.

Befragt, was eine Mehrheit im Repräsentantenhaus bedeute, sagt Nancy Pelosi, die künftige Sprecherin der Kammer: »Die Macht, jedermann vorladen zu können.« Für Untersuchungsausschüsse gibt es Bedarf. Als Themen drängen sich auf: Folter und Abhören, Versagen in New Orleans und Korruption beim Wiederaufbau des Iraks. Aber den Demokraten fällt noch mehr, viel mehr ein. So könnte schnell aus einem Parlament ein Gerichtssaal werden. Der Versuch, die Regierung zu kontrollieren, könnte sich leicht in einen Rachefeldzug gegen George Bush verwandeln. Besonders, sollten die Demokraten die Amtsanklage einleiten – wie es linke Bürgerinitiativen fordern. Dann wird aus dem Wahlerfolg blitzschnell ein Pyrrhussieg. Die Amerikaner sehnen sich nach einer unbeschädigten Präsidentschaft. Eine Partei von Nachtretern mag niemand.



Band 6 der ZEIT Klassik-Edition

Der legendäre Cellist Pablo Casals: Buch und CD – diese Woche im Handel

SEITE 26 + 56

Die nächste Wahl wird nicht noch einmal ein Plebiszit über die Vergangenheit sein. George Bush steht als Beelzebub dann nicht mehr zur Verfügung. Deshalb liegt in der Präsidentendämmerung eine einmalige Chance für die Demokraten. Diesmal haben sie aufgrund von Bushs Versagen die Stimmen vieler Konservativer erhalten. Nun müssen sie deren Vertrauen erarbeiten. Nur wenn das gelingt, legt diese Protestwahl das Fundament für eine dauerhafte demokratische Mehrheit. George Bush wäre dann seinem Parteiahnen Herbert Hoover vergleichbar, der Amerika in die Depression führte und so zum Geburtshelfer einer demokratischen Reformbewegung wurde. Zwischen 1932 und 1968 dominierte das Land jene gesellschaftliche Koalition, die Franklin Roosevelt formte. Sie bestand aus Intellektuellen und Gewerkschaften, Schwarzen und Katholiken.

Heute ist allein die Allianz mit Schwarzen und Intellektuellen unbeschädigt. Die Arbeiterschaft ist parteipolitisch gespalten; zu den Katholiken, ja zu den gläubigen Christen überhaupt und damit zum ländlichen und kleinstädtischen Raum Amerikas haben die Demokraten weitgehend den Kontakt verloren. So erklärt sich, dass sie zuletzt nur noch in 21 von 50 Staaten Mehrheiten erringen konnten. Die riesigen, spärlich besiedelten Flächen des Kernlandes bleiben fest in konservativer Hand.

Der Wahlerfolg vom Dienstag wird ein Ausreißer bleiben, solange sich eine große Mehrheit der Amerikaner, die im Kernland leben, bei den Demokraten kulturell fremd fühlt. Nur wenn die Partei die Werte seiner Bewohner respektieren lernt, wird sie dauerhaft mehrheitsfähig sein. Das würde von linksliberalen Bewohnern städtischer Cappuccino-Zonen verlangen, nicht gleich die Verletzung des Gebots der Trennung von Staat und Kirche zu wittern, wenn Religion im öffentlichen Raum auftaucht. Mag auch das Recht auf Abtreibung zum ideologischen Kernbestand der Partei zählen, so muss nicht noch der Abbruch im letzten Drittel der Schwangerschaft verteidigt werden. Weltanschauliche Rigidität hilft beim Bau von Volksparteien nicht.

George W. Bush hat die Welt, sein Land und letztlich sogar die eigene Partei gespalten. Nach den Jahren der Polarisierung von rechts liegt die Alternative nicht in der Polarisierung von links, sondern im Zentrismus der neunziger Jahre. Amerika sucht erkennbar wieder nach Ausgleich, nach Balance, nach Mitte. Und nach einem neuen Gesicht. Establishment-Kandidaten wie John McCain und Hillary Clinton dürften bei der Präsidentschaftswahl 2008 starke Konkurrenz erhalten. Im Wirbel um den Politaufsteiger Barack Obama steckt schon diese uramerikanische Sehnsucht nach dem Neuanfang.

Zu den amerikanischen Wahlen siehe auch: **www.zeit.de/kongress**

Audio www.zeit.de/audio

Blendende Aussichten

Deutschlands Wirtschaft geht es so gut wie seit Jahren nicht mehr. Was können sich die Bürger dafür kaufen? **VON UWE-JEAN HEUSER**

Der ach so kranke Mann Europas erhebt sich aus dem Bett. Deutschland ist Exportweltmeister, Profitkrösus, und neuerdings schafft es sogar Jobs. Mehr als tausend sozialversicherte Arbeitsplätze pro Tag. Die Kraft der deutschen Volkswirtschaft ist umso beeindruckender, als sie immer noch drei bis vier Prozent ihrer Leistung für Ostdeutschland aufwenden muss. Aber ist der Patient wirklich genesen?

Jedenfalls läuft es ungleich besser als in den vergangenen fünf Jahren. Die Wirtschaft könnte in diesem Jahr um ansehnliche 2,5 Prozent wachsen. Gegenüber dem Vorjahr hat sie 471 000 neue Arbeitsplätze geschaffen, billige und teure, in Fabriken und an Bankschaltern. Die 30 größten deutschen Konzerne wollen mehr Dividenden ausschütten als je zuvor. Und der Staat dürfte in diesem und im nächsten Jahr jeweils 20 Milliarden Euro mehr einnehmen als veranschlagt. Auf einmal findet sich Deutschland in der schon vergessenen Welt des Wachstums wieder, in der Probleme wie von selbst kleiner werden.

In erster Linie haben sich das die Unternehmen und ihre Mitarbeiter selbst verdient. In Tausenden Betrieben haben sie die Arbeitszeiten flexibilisiert, Mehrarbeit vereinbart oder die Bezahlung stärker an den Gewinn gekoppelt. Dieser tägliche Kraftakt kostete die deutschen Verbraucher zwar zunächst Kaufkraft, aber so ist das Fundament für neues Wachstum entstanden. Unter dem Strich sanken die Lohnkosten – gemessen an der Leistungskraft der Wirtschaft – um mehr als zehn Prozent. Das bedeutet mehr Wettbewerbsfähigkeit weltweit.

Reden wir nichts schön. Manche Konzernlenker sparen immer noch oder kaufen die eigenen Aktien zurück, wo sie besser investierten. Und vielen Verbrauchern fehlt weiter das Vertrauen in die heimische Volkswirtschaft. Das allerdings hat Schwarz-Rot zu verantworten: Zur Jahreswende steigt die Mehrwertsteuer um drei Prozentpunkte, und der große Teil geht nicht zurück zum Bürger, sondern fließt in die Staatshaushalte.

Auch wenn die Politik die robust gewordene Konjunktur damit vermutlich nicht zerstören wird, sorgt sie doch dafür, dass Normalbürger auch 2007 keine Wohlstandssteigerung spüren dürften. Nichts aber würde mehr Vertrauen schaffen. Und die Bundesregierung verpasst ein Projekt, das eigentlich alle Parteien anstrebten: Mit Hilfe höherer Verbrauchsteuern sollten die Lohnnebenkosten merklich gesenkt werden. Das würde am Weltmarkt helfen, denn die Mehrwertsteuer gilt auch für chinesische Produkte, die Abgabe zur Sozialversicherung aber nur für hiesige Arbeitnehmer. Doch hat es Angela Merkel versäumt, die Abgabenquote wenigstens unter 40 Prozent zu senken.

Nein, Merkels Aufschwung ist das noch nicht. Und je nach Weltkonjunktur könnte er auch so schnell zu Ende gehen, dass er es nicht mehr wird. Dann müsste das Land weiter mit vier Millionen Arbeitslosen leben. Trotzdem: Manche Indizien sprechen dafür, dass Deutschland heute weniger Wachstum für neue Jobs braucht als früher. Das wäre, allen Reformmängeln zum Trotz, eine verspätete Anerkennung für Gerhard Schröders Prinzip des Förderns und Forderns – und dafür, dass auch die Politik einen Beitrag dazu geleistet hat, das Land zu modernisieren.

Längst haben sich rote und schwarze Reformer vom Gleichheitsversprechen der alten Bundesrepublik gelöst, weil die Weltwirtschaft und die deutsche Wiedervereinigung die Einkommensverhältnisse auseinander gerissen haben. Stattdessen haben sie mehr Chancengleichheit versprochen – geschehen ist das Gegenteil. Die jüngsten Armutsberichte sagen dasselbe wie sozioökonomische Untersuchungen und die Pisa-Studien: Die Deutschen lassen sich ihren Sozialstaat zwar vergleichsweise viel kosten. Doch wer von unten kommt, bleibt allzu oft unten. Dafür sorgen große Gesetze genauso wie kleine Gewohnheiten, die sich in Städten und Schulen, auf Ämtern und an Arbeitsplätzen eingeschlichen haben.

Weil Kinder armer Leute schwer vorankommen, ist Deutschland keine gerechte Leistungsgesellschaft – und verschwendet enorme Ressourcen. Der Staat schafft erst Bedürftige, für die er dann aufkommen muss. Und der Wirtschaft kommen potenzielle Leistungsträger abhanden. Für die kurzfristige Konjunktur bedeutet das zwar wenig, für die langfristige Wirtschaftskraft aber sehr viel. Und solange das so bleibt, kann der kranke Mann des Kontinents nicht als geheilt entlassen werden.

Audio www.zeit.de/audio

ZEIT Online GmbH: www.zeit.de; ZEIT-Stellenmarkt: www.jobs.zeit.de
Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, 20079 Hamburg
Telefon 040 / 32 80 - 0; E-Mail: DieZeit@zeit.de, Leserbriefe@zeit.de
Abonnentenservice:
Tel. 0180 - 52 52 909*, Fax 01801 - 52 52 908*, E-Mail: abo@zeit.de
*) 0,12 €/Min. aus dem deutschen Festnetz

4 190745 103206 46

Recht statt Rache

Drei Tage vor den US-Wahlen wurde Saddam Hussein im Irak zum Tode verurteilt. Niemand muss mit dem Schlächter Mitleid haben. Dennoch sollte er, der Hunderttausende vergast und gefoltert hat, nicht gehenkt werden. Der Galgen ist kein »Meilenstein bei den Bemühungen des irakischen Volks, die Herrschaft eines Tyrannen durch die Herrschaft des Gesetzes zu ersetzen«, wie George W. Bush es formuliert. Ganz im Gegenteil.

Wenn Hussein gehenkt wird, dann wird auch ein junges, einst von den USA forciertes, völkerrechtliches Modell zur Bestrafung von Tyrannen zu Grabe getragen: das Weltstrafrecht. Es fordert gerade für blutrünstige Herrscher Menschenrechte und ein faires Verfahren statt Vergeltung und Tod. Diktatoren sollten – wenn ein unabhängiger Prozess in ihrer Heimat nicht möglich ist – vor ein internationales Gericht treten, dem die Verhängung der Todesstrafe verwehrt ist. Das ist der Unterschied zwischen Tyrannei und Recht. Grausamkeit ist keine rechtliche Kategorie.

Es war ein langer Weg dahin. In Nürnberg wurde Tyrannen von den USA erstmals demonstriert, dass sie nirgendwo mehr sicher sein können. Beim Jugoslawien- und Ruanda-Tribunal (beide auf Druck der USA eingerichtet) und beim UN-Strafgerichtshof (von den USA boykottiert) zeigte die Staatengemeinschaft, dass man Schlächtern auch ohne Todesstrafe (die in den USA geltendes Recht ist) beikommen kann. Nun also wieder die Abkehr vom Weltstrafrecht. Das wird auch Opfern schaden. Denn sorgfältig geführte Prozesse dienen nicht nur der Bestrafung von Tyrannen, sondern vor allem der peniblen Aufarbeitung ihres Unrechts. **FLORIAN KLENK**

Parteigeschäfte

Man kann die Motive des hessischen Ministerpräsidenten Roland Koch verstehen. Hessen ist ein Land der knappen und wechselnden Mehrheiten, ein neuer politischer Akteur kann da mit kleinen Wahlerfolgen große Veränderungen herbeiführen. Und die Freien Wähler mit ihren 15 000 Mitgliedern, ihrer 60-jährigen Tradition und mit dem ehemaligen CDU-Mann Thomas Braun an der Spitze sind ein Konkurrent, der das konservative Lager entscheidende Stimmen kosten könnte. So gesehen, lag es nahe, der kleinen Partei Geld anzubieten, damit sie zur Landtagswahl 2008 nicht antrete.

Dummerweise muss Kochs Regierung dieses Vorgehen nun irgendwie begründen. Aber wie? Soll sie sich auf ein 14 Jahre altes Verfassungsgerichtsurteil über die berechtigten Ansprüche freier Wählergemeinschaften berufen, das man im Frühjahr, zufälligerweise wenige Tage nach deren gutem Abschneiden bei den Kommunalwahlen, endlich habe umsetzen wollen? Soll Koch darauf verweisen, dass aus der großzügigen Förderung am Ende ja nichts wurde – weil sich nämlich die Freien dennoch entschlossen, zur Landtagswahl anzutreten? Soll er geltend machen, dass Staats- und Parteigeschäfte in Hessen nicht ohne weiteres zu unterscheiden seien, weshalb es auch nicht weiter ungewöhnlich sei, dass die Verhandlungen mit den Freien über das neue Kommunalwahlgesetz in der Landesgeschäftsstelle der CDU geführt wurden, nicht etwa in der Staatskanzlei? Oder könnte dabei ein richtiger Eindruck entstehen? **FRANK DRIESCHNER**

Unerotisch

Eine erste anekdotische Bilanz der neuen EU-Verordnung zum Flüssigkeitstransport im Flugzeughandgepäck ergibt, so weit die gute Nachricht, keine spürbaren Verzögerungen beim Sicherheitscheck. Irgendwie aber war auch zu ahnen, dass die neuen Vorgaben der Brüsseler Antiterrorbehörden (nur noch höchstens 100-Milliliter-Fläschchen dürfen an Bord, umschlossen von Klarsichttütchen) uns nicht so sehr zeitlich belasten würden.

Grundrechtlich lässt sich die Beeinträchtigung, die dem Bürger durch den gläsernen Kulturbeutel erwächst, schwer definieren, vielleicht sogar überhaupt nicht, aber intuitiv fühlt der durchschnittlich sensible Passagier eben doch: Da erodiert was. Nennen wir es ruhig das Recht auf Nichtwissen.

Anders gesagt, welche Körpercremes, -lotionen, -gels und -sprays der Sitznachbar mit sich führt und weshalb, war bisher berechtigterweise nicht die Art von Information, die auf Langstreckenflügen als Anstoß für lockere Plaudereien gegolten hätte. Sprechen wir es klar aus: Die Zeiten zivilisierter Distanz und schöner zwischenmenschlicher Illusionen über den Wolken sind vorbei. Fliegen wird erheblich unerotischer. Außer Sie gehören zu jenen Menschen, die in Massenumkleideräumen und Gemeinschaftsduschen ohnehin ein behagliches Gefühl beschleicht.

Für alle anderen gilt: Überlegen Sie sich rechtzeitig Strategien, um peinliche Situationen zu bewältigen. – Ach, die Warzensalbe? Nein, ja, wissen Sie, das ist nur die Packung, ich habe, äh, mein Haargel umgefüllt, wegen dieser neuen EU-Regelung, blöde Sache ist das aber auch, nicht wahr? **JOCHEN BITTNER**

Karg, aber herzlich

Als Vizekanzler fühlt sich Franz Müntefering freier denn je. Für einige in der SPD ist das ein Problem, für die Regierung ist es ein Glücksfall **VON TINA HILDEBRANDT**

Er trägt noch immer jeden Tag die rote Stecknadel aus dem »Willy wählen«-Wahlkampf von 1972 und jetzt, wo es kälter wird, seinen roten Schal. Aber ist das wirklich noch »Münte«, der Traditionssozi, der Parteisoldat? Etwas hat sich verändert an Franz Müntefering, man kann es förmlich sehen. Während Gerhard Schröder sich äußerlich immer mehr zu einem Panzer entwickelt hat, ganz Kinn und Kreuz, sich verdichtet hat im Laufe der Jahre, ohne dabei dick zu werden, während die Kanzlerin immer mehr diffuse Mitte wird, ist Müntefering minimalistischer geworden. Als jüngst anlässlich der Schröderschen Selbstvermarktung Bilder aus den vergangenen Jahren im Fernsehen gezeigt wurden, sah man, wie der ehemalige Kanzler gealtert ist. Müntefering dagegen ist einfach – ja, was eigentlich? - karger, trockener, irgendwie Konzentrat seiner selbst geworden.

Wer Franz Müntefering zum ersten Mal trifft, ist erstaunt, wie zierlich er ist. Die Methode Müntefering – Reduktion auf das Nötigste – macht nicht mal vor ihm selbst halt. Eine asketische, fast mönchshafte Aura umgibt ihn. Unnahbar erscheint er zuweilen denen, die ihm früher am nächsten standen, den eigenen Parteifreunden, während vom politischen Zwangsfreund größtes Lob zu hören ist: Bei aller Kargheit sei Müntefering »der Warmherzigste im Kabinett«, heißt es in Unionskreisen. Das Verhältnis zur Kanzlerin ist besser, als beide zugeben.

Einen »starken, überlegenen Eindruck« habe Franz Müntefering gemacht, berichtet ein Teilnehmer nach dem Besuch des Vizekanzlers beim Fraktionsvorstand der Union am Montagabend. Freundlich sei die Begrüßung gewesen, mehr als nur freundlich die Verabschiedung. Die eigene Partei dagegen fremdelt. Im SPD-Parteirat schlug Franz Müntefering kürzlich Schweigen entgegen, als er erklärte, dass die Gesundheitsreform zwar mangelhaft sei, man aber trotzdem zustimmen müsse, ja mehr noch: »Wir müssen es nicht nur müssen. Wir müssen es auch wollen.«

Es, das ist der gemeinsame Erfolg der Regierung. Die Parteisicht muss hintenanstehen. In der SPD sprechen sie spöttisch von »Franzens neuer Dialektik«. Das Problem damit sei, dass die nur »beim Franz« selbst funktioniere. Doch Müntefering ist längst nicht mehr »der Franz«, er ist Vizekanzler und mehr, er ist der Garant der Großen Koalition. Für einige in der SPD ist das ein Problem, für die Regierung ein Glücksfall.

Macht erringen, Posten besetzen, mehr Macht erringen, aufsteigen, das müssen Politiker wollen. Franz Müntefering ist neben Wolfgang Schäuble der Einzige in der Regierung, der nichts mehr müssen muss. Das nächste Amt sollte sein letztes sein, das hatte er für sich so entschieden, damals vor über einem Jahr, als er sich mit Gerhard Schröder zu Neuwahlen entschloss. Dass seine letzte Station das Amt des Vizekanzlers sein würde, war ihm klar, noch bevor Schröder verstanden hatte, dass er nicht mehr Kanzler sein würde.

Freitagabend, die meisten Mitarbeiter des Arbeits- und Sozialministeriums sind längst gegangen, Müntefering sitzt in seinem Büro. Am Morgen hat er beim Finanzgipfel der Großen Koalition die Forderung des nordrhein-westfälischen Ministerpräsidenten Jürgen Rüttgers (CDU) nach einem Aufweichen von Hartz IV abgeräumt, geräuschlos, wie es seine Art ist. Es ging um die Verwendung der Milliardeneinnahmen des Staates. Man könne schon über eine Senkung der Arbeitslosenversicherung reden, sagte Müntefering, aber dann dürfe es keine weiteren Maßnahmen geben, die Geld kosten. Den Namen Rüttgers erwähnte er gar nicht. Die Kanzlerin sagte schnell ja. Manchmal ist Müntefering ihr bester Verbündeter gegen die Gegner in der eigenen Partei.

Die sozialpopulistischen Sticheleien von Rüttgers ärgern Müntefering wirklich, er hält sie nicht nur für unehrlich und handwerklich unausgegoren, sie zielen aufs Zentrum all dessen, was er zu seinem Ziel gemacht hat. »Als klar war, dass Gerhard Schröder und Wolfgang Clement nicht mehr dabei sein würden, wusste ich, dass Teile meiner Partei Lust haben würden, hinter die Agenda 2010 zurückzufallen«, sagt Müntefering. Das zu verhindern, den Kurs durchzuhalten, hat er zu seiner neuen Aufgabe gemacht. Die Agenda 2010, die Neuwahlen, die Große Koalition – zwischen all dem besteht für ihn ein innerer Zusammenhang. Der dritte Schritt muss richtig sein, damit die beiden ersten nicht falsch waren.

»Der Franz«

ist er schon lange nicht mehr. Müntefering ist Vizekanzler und neben Wolfgang Schäuble der Einzige in der Regierung, der nichts mehr müssen muss. Dieses Amt, hat er entschieden, soll sein letztes sein

Er klingt moralischer als früher, wie der Missionar eines Gemeinwohls, so wie er es sieht. Natürlich macht er das alles nicht aus reiner Nächsten- oder Merkel-Liebe. Man sollte den Machtanspruch, das Sich-durchsetzen-Wollen bei Franz Müntefering nicht unterschätzen. Müntefering sei immer derjenige gewesen, der seinen Ehrgeiz am besten habe verbergen können, hat Gerhard Schröder mal gesagt. Im Grunde geht es Müntefering um dasselbe wie Schröder: Deutungshoheit behalten, über die eigene Biografie, das sowieso, aber auch über die Politik. Der Exkanzler versucht es mit einem schnellen Erinnerungsbuch, der Vizekanzler mit Regieren.

Als Parteichef fühle man sich wie zwischen den beiden Enden eines Expanders, das habe ihm Hans-Jochen Vogel mal gesagt, erzählt Müntefering gern. Die Verantwortung ist heute, da er nicht mehr Parteichef, aber Vizekanzler ist, eher größer geworden. Doch den Druck empfindet er nicht mehr so stark wie früher, körperlich nicht und schon gar nicht mental. Er kann jetzt besser in eine Richtung durchziehen. Manchmal verliert er dabei allerdings aus dem Blick, ob ihm noch einer aus seiner Partei folgt.

Für die SPD war Müntefering immer so etwas wie eine Versicherung gegen Schröder gewesen, die Verbindung zur eigenen Vergangenheit, der letzte authentische Sozi in einer Zeit, da die Milieus sich so schnell verflüchtigen wie die Arbeitsplätze. Dass ausgerechnet Müntefering, der Inbegriff des Politfunktionärs, seine Rolle so schnell abgestreift hat und sich in einen Überparteipolitischen verwandelt hat, dass ausgerechnet er, bei dem im Gegensatz zu Schröder nichts Rolle und alles echt schien, überhaupt so ein starkes Rollenbewusstsein hat, hat in der SPD bis auf den heutigen Tag viele verstört. Das Verhältnis zur Partei sei im Grunde »nicht existent«, sagt einer aus dem SPD-Präsidium, das Verhältnis zur Fraktion ist geschäftsmäßig.

Wer wäre vor zehn Jahren auf die Idee gekommen, den damaligen SPD-Bundesgeschäftsführer Müntefering als charismatischen Politiker zu bezeichnen? Heute ist der 66-Jährige unbestritten einer der wenigen eigenen Typen in einer Politikerriege der Manager und Angepassten. Seine Lieblingsausdrücke sind immer noch »auf der Strecke«, »an der Stelle« und »kann nicht sein, dass«. Er kann immer noch mühelos die Gedankenwelt der sauerländischen SPD auf die deutsche Rentenversicherung oder das Leben ostanatolischer Immigranten übertragen. Er ist so sozihaft wie eh und je. Es ist die Aufgabe, die sich verändert und vergrößert hat und damit auch ihn.

Was macht das Nichts-mehr-wollen-Müssen mit einem Politiker? »Man fühlt sich freier«, sagt Müntefering und schaut aus dem Fenster, persönlich, aber vor allem sei es auch politisch und gruppendynamisch nützlich für alle, dass da einer ist, der nicht potenziell Konkurrent ist. Vermutlich ist es auch das, was vielen in der SPD so Schwierigkeiten macht. Denn je mehr sich die inhaltlichen Positionen vermischen, desto wichtiger ist für das Selbstwertgefühl der Volksparteien die äußere Konkurrenz.

Wie Schäuble, der andere Elder Statesman des Kabinetts, wirkt Müntefering immer ein bisschen unzeitgemäß. Wird sein Gesicht auf eine Großbildleinwand übertragen, wirkt das manchmal wie eine Aufnahme des Parlamentsfernsehens aus den Sechzigern. Doch Müntefering ist es, der in diesen Tagen als Vortragsreisender in Sachen Zukunft auftritt. Er versucht, die Leute zu überzeugen, er bombardiert sein Publikum mit Zahlen: Nur 45 Prozent der über 50-Jährigen sind berufstätig, 2002 mussten drei Beitragszahler einen Rentner finanzieren, 2025 wird das Verhältnis 2 : 1 sein. Kann nicht sein, dass bei solchen Zahlen alles so bleibt, wie es war. Deshalb hat er die Heraufsetzung des Rentenalters auf 67 Jahre einfach durchgezogen, auch wenn dies in der SPD das unbeliebteste Koalitionsprojekt ist.

Er selbst hat nicht das Gefühl, sich von seiner Partei entfernt zu haben. Es geht ihm schon noch um die SPD. Nur glaubt er fest daran, dass sie den Anschluss an die Wirklichkeit nicht verlieren darf. Die Agenda-Politik, »diese Phase, die wir gemacht haben, ist entscheidend dafür, dass die Sozialdemokratie bestehen bleiben wird und zukunftsfähig ist«, sagt er. Die Wahrnehmung vieler, er als SPD-Verteidiger, Schröder als der Raubritter, die war aus seiner Sicht ohnehin nie richtig. »Der Rücktritt vom Parteivorsitz ist Schröder eher schwerer gefallen als mir«, sagt Müntefering. »Ich kann so etwas eher rationalisieren.«

Audio www.zeit.de/audio

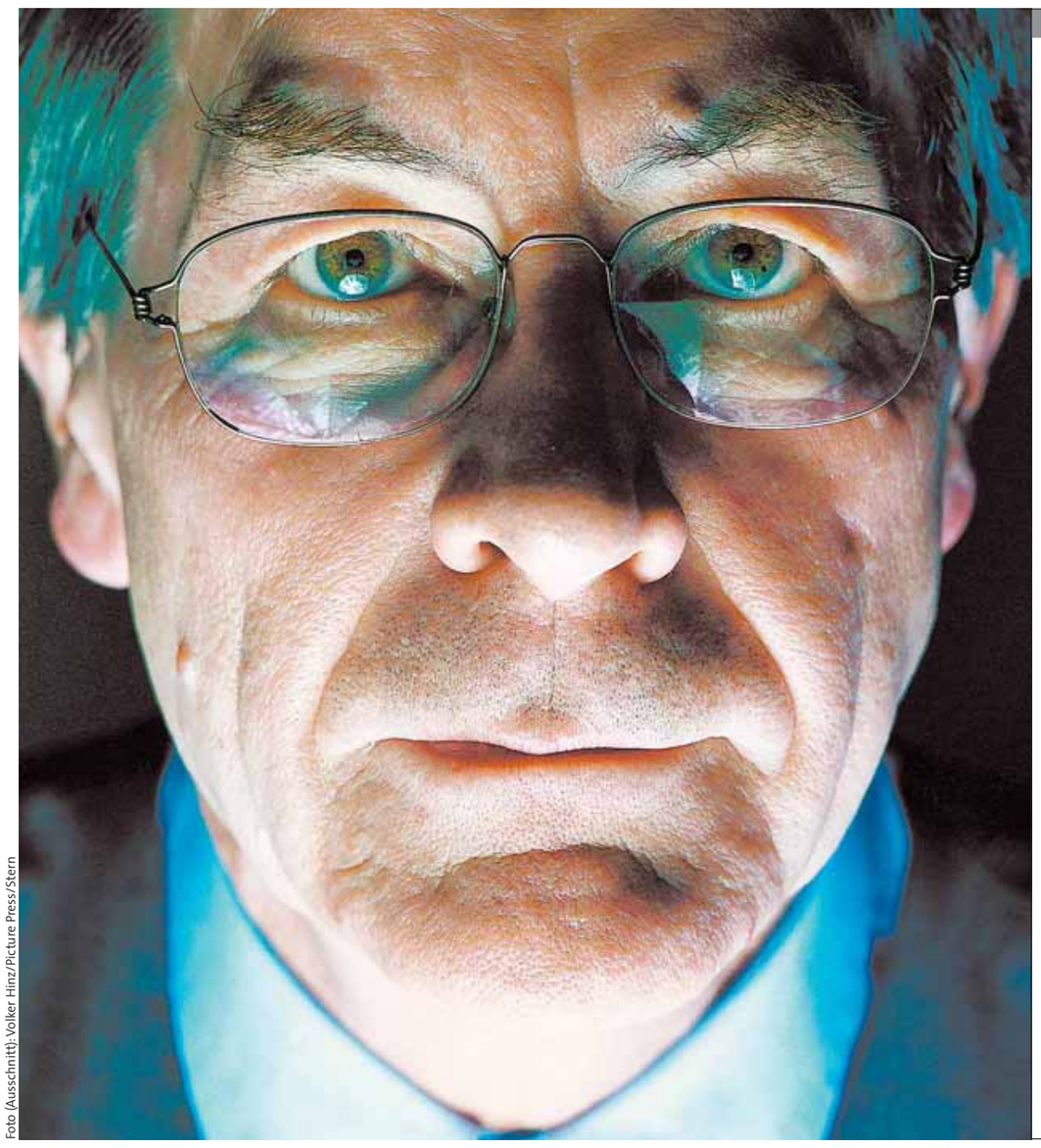


Foto (Ausschnitt): Volker Hinz/Picture Press/Stern

Franz Müntefering

1940 geboren in Neheim-Hüsten, Sauerland

1966 Eintritt in die SPD

1992 bis 1995 Minister für Arbeit, Soziales und Gesundheit in NRW

1995 bis 1998 Bundesgeschäftsführer der SPD

1998 Bundesverkehrsminister

1999 bis 2002 Bundesgeschäftsführer, Generalsekretär der SPD

2002 bis 2005 Vorsitzender der SPD-Bundestagsfraktion

März 2004 bis November 2005 Vorsitzender der SPD

Seit November 2005 Bundesminister für Arbeit und Soziales und Vizekanzler

WORTE DER WOCHE

»Die Europäische Union lehnt die Todesstrafe unter allen Umständen ab. Sie sollte auch in diesem Fall nicht vollstreckt werden.«
Finnische EU-Ratspräsidentschaft zum Todesurteil für Saddam Hussein

»Das ist das schändliche Ende der Person, die dem Land Leid, Schmerzen und Krieg gebracht hat.«
Nuri al-Maliki, irakischer Ministerpräsident, ebenfalls zu dem Todesurteil

»Wer hart studiert, seine Hausaufgaben macht und versucht, clever zu sein, kann es zu etwas bringen. Wenn nicht, dann endet man im Irak.«
John Kerry, US-Senator aus Massachusetts, zur Ausbildung von US-Soldaten im Kriegsgebiet

»Bis zur nächsten Europawahl müssen wir etwas vorweisen. Ansonsten ist dieses Europa nicht mehr funktionsfähig.«
Angela Merkel, Bundeskanzlerin, über eine neue Europäische Verfassung

»Wir werden im Jahr 2007 die niedrigste Nettokreditaufnahme seit der Wiedervereinigung haben.«
Peer Steinbrück, Bundesfinanzminister, zu den günstigen Aussichten für den Bundeshaushalt

»Die CSU will keine FDP XXL sein.«
Alois Glück, bayerischer Landtagspräsident, zur sozialpolitischen Programmdebatte seiner Partei

»Armut ist in sich selbst ein Skandal, weil sie Teil eines Entwurzelungsprozesses aus der Gesellschaft ist.«
Wolfgang Huber, Ratsvorsitzender der Evangelischen Kirche in Deutschland, über gesellschaftliche Missstände

»Ich habe keine Angst, weil das, was ich verteidige, ein kostbares Gut ist – die Freiheit.«
Ekin Deligöz, familienpolitische Sprecherin der Grünen, über Morddrohungen wegen ihres Aufrufs, die Kopftücher abzulegen

»Wir müssen zur Legalität erziehen, auch schon in der Schule. Neapel benötigt nicht Soldaten, sondern Lehrer.«
Romano Prodi, Ministerpräsident Italiens, über präventive Maßnahmen im Kampf gegen die Mafia

»Ich halte es für sinnvoll, fächerübergreifende und -verbindende Fragestellungen aufzuwerfen.«
Karin Wolff, hessische Kultusministerin, zu ihrer Forderung, neben der Evolution auch die Schöpfungsgeschichte im Biologieunterricht zu behandeln

»Das Stromnetz ist marode, weil zu wenig investiert wird.«
Aribert Peters, Vorsitzender des Bundes der Energieverbraucher, zu Ursachen des Stromausfalls vom vergangenen Samstagabend

»Der Befund ist keineswegs eine Momentaufnahme, sondern verdeutlicht eine Krise, die sich seit Jahren in rückläufigen Wahlbeteiligungen und einem dramatischen Verlust der Bindungskraft der Volksparteien zeigt.«
Norbert Lammert, Bundestagspräsident, über das schwindende Vertrauen der Deutschen in die Demokratie

ZEITSPIEGEL

Babel war gestern

Vor der Globalisierung kann man sich kaum verstecken. Sie verändert Gesellschaften, unterminiert Traditionen, macht aus Brachländern Boomnationen. China hat das im vergangenen Jahrzehnt erlebt. Nicht nur, dass dort Wolkenkratzer und Wirtschaft rasant wachsen, während in Peking die letzten Altstadtviertel abgerissen werden. Auch die Alltagskultur wandelt sich signifikant. So wird es für modebewusste Chinesen immer mehr zum Trend, sich westliche Zweitvornamen zuzulegen. Was in früheren Jahrhunderten ein Assimilierungsphänomen war, das sich vornehmlich bei Auswanderern beobachten ließ, trägt inzwischen Züge einer inländischen Massenbewegung. Besonders die jungen und urbanen Chinesen finden Gefallen daran, nennen sich Alex, Eddy oder Wendy anstelle von Xu, Di oder Wentao. Wie schnell man sich an neue Vokabeln gewöhnen kann, wissen wir hierzulande ja recht genau. Wenn nicht, gehen Sie doch schnell rüber in den Coffeeshop und bitten das Serviceteam um Kevin und Mandy um einen Latte, tall. **MS**

Französische Schule

Er war das französische Pendant zu Spiegel-Gründer Rudolf Augstein: Jean-Jacques Servan-Schreiber schuf 1953 mit *L'Express* das erste moderne Nachrichtenmagazin Frankreichs, kämpfte für die Aufarbeitung der Kolonialvergangenheit, war ein Gegner de Gaulles, forderte als Bestseller-Autor die radikale Modernisierung seines Landes und war auch kurzzeitig Reformminister unter Giscard d'Estaing. Der gelernte Ingenieur und engagierte Linksintellektuelle hatte schon früh Kontakt zum amerikanischen Präsidentschaftskandidaten John F. Kennedy. Er band renommierte Autoren wie Camus, Sartre, Malraux und Mauriac an sein Blatt und prägte eine ganze Journalistengeneration, die teilweise bis heute die Chefredaktionen des Landes führt. Als er kurz vor seinem Tod einen *Express*-Titel mit der ihm wenig vertrauten Kandidatin Ségolène Royal sah, fragte er nur: »Was ist denn das für ein Durcheinander?« Servan-Schreiber ist jetzt im Alter von 82 Jahren in seinem Haus in der Normandie an einer Bronchitis gestorben. **MÖN**

Ein israelischer Junge an einem **SOLDATENDENKMAL** auf dem Bental-Berg, Golanhöhen

Foto: Ariel Schalit/AP

»Wir sind Opfer unserer Ängste«

Ein Krieg ohne Plan, eine Regierung ohne Moral, eine Armee ohne Führung – Israel hat Grund, an sich selbst zu verzweifeln. Der israelische Schriftsteller **DAVID GROSSMAN** hält eine Klagerede am Jahrestag des Attentats auf Premier Jitzhak Rabin

Die alljährliche Gedenkfeier für Jitzhak Rabin ist der Moment, in dem wir ein wenig innehalten, uns an Rabin als Mensch und Staatsmann erinnern und den Blick auch auf uns lenken, auf die israelische Gesellschaft, ihre Führung, auf die nationale Stimmung, den Zustand des Friedensprozesses, unsere persönliche Situation innerhalb der großen, nationalen Ereignisse.

Es ist nicht leicht, diesem vergangenen Jahr ins Gesicht zu schauen.

Es war Krieg. Israel hat militärisch seine Muskeln spielen lassen, aber gerade so kamen seine Schwäche, seine Verletzlichkeit zum Vorschein. Uns wurde klar, dass militärische Stärke allein unsere Existenz langfristig nicht sichern kann. Vor allem entdeckten wir, dass Israel in fast allen Lebensbereichen viel tiefer in der Krise steckt als angenommen.

Ich frage euch, wie kann es angehen, dass ein schöpferisches und neuerungsfreudiges Volk wie unseres, ein Volk, das es immer wieder fertig bringt, sich aus dem Staub zu erheben, gerade heute, da es große militärische Stärke besitzt, so schwach und hilflos wirkt? Dass unser Volk wieder Opfer ist, diesmal jedoch ein Opfer seiner selbst, ein Opfer seiner Ängste und seiner Verzweiflung, seiner eigenen Kurzsichtigkeit?

Der letzte Krieg hat uns schmerzlich bewusst gemacht, dass dieser Tage keiner König in Israel ist. Dass unsere Führung hohl ist, die politische wie die militärische. Die wesentlichen Inhalte, mit denen Israels Führungskräfte die Hülle ihrer Politik heute füllen, sind Ängste und Einschüchterung, Machtverliebtheit und Machenschaften, Feilschen über alles, was uns lieb und teuer ist. In dieser Hinsicht sind sie keine wahren Führer, gewiss nicht von dem Schlag, den ein Volk in einer so schwierigen und verunsicherten Lage braucht. Manchmal könnte man meinen, ihr Denken, ihre historische Erinnerung, ihre Vision, alles, was ihnen wirklich wichtig ist, fülle gerade einmal den winzigen Raum zwischen zwei Schlagzeilen. Oder die Zeit zwischen zwei Ermittlungen des Generalstaatsanwalts.

Herr Ministerpräsident, ich sage diese Worte nicht aus Wut oder Rache. Mir ist weh um dieses Land und um die Dinge, die Sie und Ihre Gefährten ihm antun. Glauben Sie mir, Ihr Erfolg ist mir wichtig, denn unser aller Zukunft hängt an Ihrer Fähigkeit und Entschlossenheit, ans Werk zu gehen.

Jitzhak Rabin hat den Weg des Friedens mit den Palästinensern nicht aus besonderer Sympathie für sie oder ihren Führer eingeschlagen. Auch damals war die vorherrschende Meinung, dass wir keinen Partner unter den Palästinensern hätten und es mit ihnen nichts zu verhandeln gäbe. Rabin schritt zur Tat, weil er in weiser Einsicht erkannte, dass die israelische Gesellschaft nicht ewig in einem ungelösten Konflikt würde existieren können. Früher als viele andere merkte er, dass das Leben in einem Dauerklima der Gewalt, der Besatzung, des Terrors, der Angst und Hoffnungslosigkeit einen Preis verlangte, den Israel langfristig nicht aufbringen konnte.

Diese Dinge gelten auch heute, und zwar in verschärftem Maße. Schon über hundert Jahre leben wir in Fehde. Wir, die Bürger dieses Konflikts, wurden in den Krieg hineingeboren, in ihm erzogen, in gewisser Hinsicht auf ihn programmiert. Vielleicht denken wir deshalb manchmal, dieser Irrsinn, in dem wir seit einem Jahrhundert leben, sei das einzig Reale, das uns einzig bestimmte Leben, und wir hätten keine Möglichkeit, ja vielleicht gar kein Recht, ein anderes Leben anzustreben: Von unserem Schwert werden wir leben und sterben, und das Schwert wird unaufhörlich um sich fressen.

Vielleicht erklärt sich daraus, wie gleichmütig wir uns mit dem völligen Erliegen des Friedensprozesses abfinden, einer Auszeit, die schon Jahre anhält und Opfer noch und noch fordert. So lässt sich auch erklären, wieso die meisten von uns überhaupt nicht reagierten, als die Demokratie einen harten Schlag erlitt – mit der Berufung Avigdor Liebermans (eines rechten Politikers, d. Red.) auf einen Kabinettsposten, gewissermaßen der Ernennung eines berüchtigten Pyromanen zum Hauptmann der Feuerwehr.

Und all das hat auch mit dazu beigetragen, dass der Staat Israel in erstaunlich kurzer Zeit in Hartherzigkeit, ja schiere Grausamkeit gegenüber den Schwachen, Armen und Leidenden verfallen ist: Diese Gleichgültigkeit gegenüber dem Schicksal hungernder, alter, kranker oder behinderter Menschen, dieser Gleichmut des Staates Israel in Sachen Frauenhandel zum Beispiel oder angesichts der Ausbeutung ausländischer Arbeitskräfte, deren Lebens- und Arbeitsbedingungen gelegentlich an Sklaverei grenzen, dieser tief verwurzelte, institutionalisierte Rassismus gegenüber der arabischen Minderheit – das alles spielt sich hier ganz natürlich ab, ohne Erschütterung oder Widerstand zu erregen. Langsam fürchte ich, selbst wenn der Frieden morgen einträfe, selbst wenn wir irgendwann zu einer gewissen Normalität zurückkehrten, könnte es für unsere vollständige Genesung schon zu spät sein.

Das Unglück, das meine Familie und mich traf, als unser Sohn Uri fiel, verleiht mir keine Extrarechte im öffentlichen Diskurs. Aber ich meine, die Konfrontation mit Tod und Verlust bringt auch eine gewisse Nüchternheit und Klarsicht mit sich, zumindest was die Unterscheidung zwischen Wichtigem und Nebensächlichem angeht. Zwischen Erreichbarem und Unerreichbarem. Zwischen Wirklichkeit und Wunschvorstellungen.

Schauen wir uns einen Moment an, wer unser Partner sein könnte. Die Palästinenser haben mehrheitlich Hamas gewählt, die sich weigert, mit uns zu verhandeln, uns auch nur anzuerkennen. Was lässt sich in einer solchen Lage tun? Was bleibt uns noch übrig? Sie immer stärker zu knebeln? Weiterhin Hunderte von Palästinensern im Gaza-Streifen zu töten, in der Mehrzahl unschuldige Zivilisten wie wir?

Wenden Sie sich an die Palästinenser, Herr Olmert. Sprechen Sie sie über die Köpfe von Hamas hinweg an. Wenden Sie sich an die Gemäßigten unter ihnen, diejenigen, die Hamas und ihre Politik ebenso ablehnen wie Sie und ich. Wenden Sie sich an das palästinensische Volk. Sprechen Sie die tiefe Verwundung dieser Menschen an, erkennen Sie ihre fortwährenden Leiden an. Künftige Verhandlungen werden Ihnen und der Position des Staates Israel keinerlei Abbruch tun. Nur die Herzen werden sich ein wenig füreinander öffnen, und das hat ungeheure Kraft. Dem schlichten menschlichen Mitgefühl wohnt die Kraft einer Naturgewalt inne, gerade bei Stillstand und Feindschaft.

Foto (M): Beowulf Sheehan/Opale/StudioX

GROSSMAN (OBEN) APPELLIERT AN OLMERT:

»Herr Ministerpräsident! Wenden Sie sich an die Palästinenser. Sprechen Sie die tiefe Verwundung dieser Menschen an«

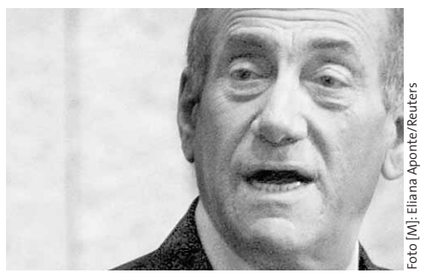


Foto (M): Eliana Aponte/Reuters

Betrachten Sie die Palästinenser einmal nicht durch Kimme und Korn oder eine geschlossene Straßensperre. Sie werden ein Volk erblicken, das nicht weniger gepeinigt ist als wir. Ein besetztes, deprimiertes Volk ohne Hoffnung. Gewiss sind die Palästinenser mit schuld, dass wir in der Sackgasse gelandet sind. Gewiss haben auch sie erheblichen Anteil am Fehlschlagen des Friedensprozesses. Aber betrachten Sie sie einen Moment anders. Nicht nur die Extremisten unter ihnen. Nicht nur diejenigen, die ein Interessenbündnis mit unseren Extremisten haben. Schauen Sie auf die entscheidende Mehrheit dieses bedauernswerten Volkes, dessen Schicksal mit unserem verknüpft ist, ob wir wollen oder nicht.

Gehen Sie zu den Palästinensern, Herr Olmert. Suchen Sie nicht immerfort Gründe, nicht mit ihnen zu reden. Den einseitigen Rückzug haben Sie aufgegeben. Und das ist gut so. Aber hinterlassen Sie kein Vakuum. Es wird sich augenblicklich mit Gewalt und Zerstörung füllen.

Sprechen Sie sie an. Machen Sie ihnen ein Angebot, das die Gemäßigten unter ihnen akzeptieren können (sie sind zahlreicher, als die Medien uns vorführen). Legen Sie ihnen ein Angebot vor, das sie vor die Entscheidung stellt, ob sie es annehmen oder weiterhin Geiseln des fanatischen Islams bleiben wollen. Kommen Sie zu ihnen mit dem kühnsten und ehrlichsten Programm, das Israel offerieren kann. Einem Angebot, bei dem jeder Israeli und jeder Palästinenser, der Augen im Kopf hat, weiß, dass es die Grenze durchsetzbarer Zugeständnisse absteckt, bei uns und bei ihnen. Wenn Sie zögern, werden wir uns bald in die Zeiten zurücksehnen, in denen der palästinensische Terror noch dilettantisch war. Werden uns an die Stirn schlagen und rufen: Wieso haben wir nicht unser ganzes kreatives Denkvermögen, den gesamten israelischen Einfallsreichtum eingesetzt, um unsere Feinde aus ihrer Selbstblockierung zu reißen?

Und vielleicht sollte ich Ihnen, Herr Ministerpräsident, als allgemeine Regel in Erinnerung rufen: Wenn irgendein arabischer Führer Friedenssignale aussendet, und seien sie noch so schwach und zögerlich – müssen Sie darauf eingehen, sie augenblicklich auf ihre Ehrlichkeit und Ernsthaftigkeit prüfen. Sie sind moralisch nicht berechtigt, sie unbeantwortet zu lassen. Sie müssen es für diejenigen tun, die Sie im Fall eines erneuten Kriegsausbruchs auffordern werden, ihr Leben zu opfern. Wenn Präsident Baschar al-Assad also sagt, Syrien wolle Frieden, dann müssen Sie, auch wenn Sie ihm nicht glauben – und wir alle trauen ihm ja nicht recht –, ihm noch am selben Tag ein Treffen anbieten.

Warten Sie keinen einzigen Tag. Als Sie in den letzten Krieg zogen, haben Sie keine Stunde gewartet. Sind mit aller Macht vorgestürmt. Mit allen Waffen. Mit voller Zerstörungsgewalt. Warum wehren Sie jeden winzigen Friedensschimmer auf der Stelle ab, bringen ihn zum Verlöschen? Was haben Sie zu verlieren? Sie misstrauen dem syrischen Präsidenten? Bieten Sie ihm Bedingungen an, die seine Pläne aufdecken. Schlagen Sie ihm einen Friedensprozess mit mehrjähriger Laufzeit vor, bei dem er erst am Ende – so er sich an alle Bedingungen und Einschränkungen hält – die Golanhöhen zurückbekommt. Verpflichten Sie ihn zu einem langen Dialog. Handeln Sie so, dass diese Möglichkeit ins Bewusstsein seines Volkes einsickert, helfen Sie den Gemäßigten, die es sicher auch dort gibt. Versuchen Sie, die Wirklichkeit zu gestalten, nicht nur mit ihr zu kollaborieren. Dazu hat man Sie gewählt. Genau dazu.

Und zum Abschluss: Selbstverständlich hängt nicht alles von unserem Handeln ab, es gibt große und starke Mächte, die in der Region und auf der Welt tätig sind, darunter einige – wie Iran, wie der extreme Islam –, die uns böse wollen. Und dennoch kommt es sehr darauf an, was wir tun und sein werden. Die Meinungsunterschiede zwischen rechts und links sind heute nicht mehr sehr erheblich. Die entscheidende Mehrheit der israelischen Bürger begreift längst – wenn auch teils nicht sehr begeistert –, wie die Lösung des Konflikts in Umrissen aussehen wird. Die meisten von uns sehen ein, dass das Land geteilt werden und ein palästinensischer Staat entstehen wird. Warum führen wir also weiterhin ermüdende innerisraelische Grabenkämpfe, die nun schon bald vierzig Jahre andauern? Warum vertritt die politische Führung weiterhin die Position der Extremisten und nicht die der Mehrheit? Unsere Lage wäre doch ungleich besser, wenn wir so einen nationalen Konsens selbst erreichen könnten, ehe die Umstände – Druck von außen oder eine neue Intifada oder ein weiterer Krieg – uns dazu zwingen. Wenn wir das schaffen, ersparen wir uns Jahre des Blutvergießens und der nutzlosen Verschwendung. Jahre des Befangenseins in einem furchtbaren Irrtum.

Von dem Ort, an dem ich jetzt stehe, rufe ich alle auf, die mich hören – die jungen Leute, die aus dem Krieg heimgekehrt sind und wissen, dass sie den Preis des nächsten Kriegs zahlen müssten, die jüdischen und die arabischen Bürger, die Anhänger der Rechten und der Linken: Haltet einen Moment inne! Blickt über den Rand des Abgrunds, bedenkt, wie nahe wir daran sind, alles zu verlieren, was wir hier geschaffen haben. Fragt euch, ob es nicht an der Zeit ist, uns aufzuraffen, aus der Lähmung zu erwachen, endlich das Leben einzufordern, das wir zu führen verdient haben.

AUS DEM HEBRÄISCHEN VON **RUTH ACHLAMA**

Schäbig währt am längsten

Israel diskutiert erregt die Rede David Grossmans. Selbst Premierminister Ehud Olmert hat reagiert

David Grossman sieht sehr verändert aus. Der Tod seines 19-jährigen Sohnes Uri, der im jüngsten Libanon-Krieg in seinem Panzer ums Leben kam, hat sich deutlich in die Gesichtszüge des Schriftstellers eingegraben. Er gehört nun auch jener ständig wachsenden Gruppe der »trauernden Eltern« an, die in Israel einen ganz besonderen Status genießen. Ihre Worte haben Gewicht. Als der prominente Schriftsteller bei einer Tel Aviver Kundgebung anlässlich des elften Todestages von Jitzhak Rabin vors Mikrofon trat, konnte er sich einer riesigen Zuhörerschaft sicher sein. Wer ihm zugehört hat, wird sich noch lange an die Rede erinnern, die direkt im Fernsehen übertragen wurde. Auch wenn manche mit ihm nicht einverstanden sein mögen. Denn längst nicht alle Israelis teilen Grossmans Friedensvision. Doch traf er in vielen Punkten auch bei jenen einen Nerv, die sich fern vom linken Lager befinden. Wenn er ein Land beschreibt, das sich in fast allen Bereichen in einer tiefen Krise befindet, oder die »hohlen« Führungsschichten anprangert, die kurzsichtig handeln, inkompetent reden und sich von einer Polizeiuntersuchung zur nächsten hangeln.

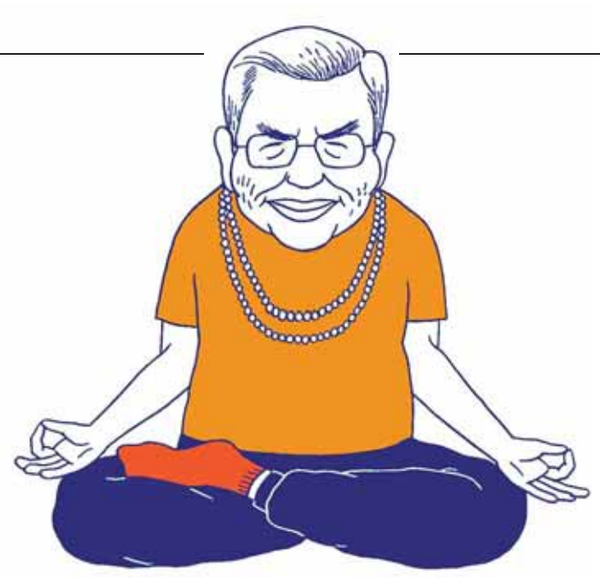
Das Missmanagement des Libanon-Kriegs hat zutage gefördert, was schon lange gärte: ein tiefes Misstrauen der Wähler gegenüber der herrschenden Klasse. Noch nie war das allgemeine Vertrauen in den Staat und dessen Institutionen so gering wie heute. In einer Umfrage vom Anfang November erklärten 80 Prozent der Israelis, dass die in der politischen Führungsschicht verbreitete Korruption sie daran hindere, auf ihren Staat stolz zu sein. Mehr als die Hälfte der Befragten vertraut nicht mehr auf öffentliche Institutionen, wenn sie auf Hilfe angewiesen sind. Selbst die Armee ist nicht mehr ausgenommen von der Kritik. Bisher hat Premier Ehud Olmert nur mit einer Kabinettsumbildung reagiert, die den sich stark gebenden Avigdor Lieberman von der rechten Partei Israel Beitenu in ein Ministeramt brachte.

Zur inneren Krise kommt die äußere Bedrohung, die lange nicht mehr so stark verspürt wurde: Da sind Hamas und Hisbollah direkt an der Grenze, dahinter stehen Syrien und Iran. Die jüngste Offensive der israelischen Streitkräfte im Gaza-Streifen hat viele palästinensische Opfer gebracht, aber keinen Erfolg von Dauer gegen die Kassam-Raketen. Am Dienstag hat die Armee denn auch die Offensive beendet. Insgesamt ein desolates Bild, auch wenn 73 Prozent der Israelis glauben, dass Israel für sie dennoch der beste Ort zum Leben sei. Das sind sechs Prozent mehr als im Vorjahr.

Und was sagt Ehud Olmert dazu, an den Grossman direkt appelliert? Er habe die Rede nicht gehört, sondern nachgelesen, erklärte der Ministerpräsident in einem Fernsehinterview. Grossman habe viele Leute inhaltlich und formal beeindruckt. »Ich kenne ihn«, sagt der Premier. »Wir haben uns immer gestritten, weil seine Position weit links lag und er dort verharrte. Ich weiß nicht, ob er sich erinnert, dass ich erst seit sechs Monaten Ministerpräsident bin und seither viele Dinge passiert sind.«

GISELA DACHS

Aktuelles zum Libanon-Konflikt: **www.zeit.de/libanon**



Warten auf den Urknall

Die CDU hat sich unter Angela Merkel von Grund auf erneuert. Das ist ihre Leistung – und ihre größte Last. Auf dem Parteitag in Dresden stellt sich wieder einmal die Machtfrage VON MATTHIAS GEIS

Die CDU steckt in der tiefsten Krise ihrer Geschichte«, vermutet einer aus der Führungsriege der Partei. Der Schock der Bundestagswahl wirkt bis heute nach, die CDU muss mit dem politischen Gegner regieren. Ihr liberaler Flügel leidet am sozialdemokratischen Kompromisszwang, während die anderen sich am liebsten links von der SPD postieren würden. Die Krise schwelt, und sie ist tief.

Die tiefste Krise ihrer Geschichte ist es trotzdem nicht. Zu klar ist der Absturz der Partei nach dem Ende der Ära Kohl in Erinnerung, die Enthüllung der dunklen Seite der Macht, vor allem aber die Entdeckung, wie weit sich die CDU aus der Gesellschaft zurückgezogen hatte. In den letzten Jahren des Patriarchen hatte sie nicht nur die Macht verspielt, sondern auch die Orientierung, ihr Gespür für gesellschaftliche Entwicklungen und veränderte Stimmungslagen. Die Brücken in die Gesellschaft waren abgebrochen – so lautete im Herbst 1998 auch die Eröffnungsbilanz der neuen Generalsekretärin Angela Merkel. »Mitten im Leben« lautete ihr erster Slogan für die CDU. Es war keine Positionsbeschreibung, eher eine Richtungsanzeige.

Nicht, dass die Union heute wieder regiert und Angela Merkel Bundeskanzlerin ist, markiert den Unterschied zur damaligen Krise. Entscheidender ist, dass die Partei zwischen 1998 und 2005 einen dreifachen Modernisierungskurs einschlug, mit dem sie wieder Anschluss an die gesellschaftliche Entwicklung fand. Sie liberalisierte ihre Familien-, ihre Ausländer-, ihre Sozial- und Wirtschaftspolitik. Natürlich ging das nicht geradlinig, ohne Rückschläge und Gegenattacken vonstatten. In der Ausländerpolitik beispielsweise, schien des Öfteren der Durchbruch erreicht – bis die Partei wieder in alte Ignoranz zurückfiel. Jeder Schritt ins Neue musste mit der Ankündigung von Patriotismus-, Leitkultur- und sonstigen Debatten abgefedert werden, weil niemand aus der Führung so genau wusste, wie viel Reform die Partei zu schlucken bereit war.

Merkel trieb den Prozess voran und nahm doch immer auch machtpolitische Rücksicht. Gemessen daran, ist das Ergebnis ziemlich spektakulär: Auf dem Feld der Familienpolitik, der Ausländer- und Integrationspolitik ist die Partei heute ebenso wenig wiederzuerkennen wie bei ihren aktuellen sozialen und wirtschaftlichen Reformvorstellungen.

Unterschriftenkampagnen sind out, Schäuble lädt zur Islamkonferenz

Doch auf dem Weg aus der Misere nach Kohl hat die CDU den Keim für ihre aktuelle Krise gelegt. Es ist der Traditionsbruch, der schwierige Brückenschlag in parteifremde Milieus, die schroffe Abkehr vom Spät-Kohlschen Sozialstaatskonsens, die der CDU heute zu schaffen machen. Die klassische Klientel der CDU steckt in einer Überforderungskrise, während die Führung schon ahnt, dass auch das bislang Erreichte nur ein Anfang ist. Die Kluft, die sich zwischen den Sicherheitserwartungen der traditionellen Anhängerschaft und den Vorstellungen der liberalen Führungselite auftut – darin liegt die neue Orientierungskrise der CDU. Die Erneuerung nach 1998 mag alternativlos gewesen sein. Jedoch hat sie zugleich die Frage auf die Tagesordnung gesetzt, welche Haltegriffe, Sicherheiten, Ruhe- und Orientierungspunkte die Union ihren Anhängern künftig noch bieten kann.

Sind ihre führenden Politiker in der Lage, etwas auszustrahlen, was das Sicherheitsbedürfnis ein wenig befriedigt? Angela Merkel hat die CDU auf Modernisierungskurs gebracht, aber ihre kühle Pädagogik im Dienst der liberalen Erneuerung hat die Partei auch emotional nicht eingenommen. Nur eine Politikerin, die nicht ihr Leben in der Kohlschen CDU zugebracht hat, konnte die nötige Coolness für ein solches Erneuerungsmanöver aufbringen. Aber bei der zähen Anverwandlung der Partei an die neue Linie konnte gerade die kühle Liberale nicht wirklich helfen. Ausgerechnet in dem Wahlkampf, in dem der neue Kurs erprobt wurde, schien die Distanz zwischen der Basis und der Vorsitzenden am größten.

Wer sonst könnte als Generalist und Kommunikator der Erneuerung einspringen? Wolfgang Schäuble mit seiner Erfahrung und politischen Statur jederzeit. Nur ist ihm die generalistische Schlüsselrolle des Reforminterpreten – nicht zuletzt aus Konkurrenzgründen zur Kanzlerin – verwehrt.

So beschränkt sich der Innenminister auf neue Politik in den Grenzen seines Ressorts. Mit seinen Initiativen einer liberalen Ausländer- und Integrationspolitik ist er gerade dort aus dem Schatten seines Vorgängers herausgetreten, wo es niemand erwartet hatte. Das Unbehagen an den Fremden im Land gehörte von jeher zur psychologischen Grundausstattung der Unionsanhänger. In Wahlkämpfen war es wie auf Abruf mobilisierbar. In Zeiten des drohenden Kulturkampfs jedoch sind Unterschriftenkampagnen zum Einwandererthema, mit denen die CDU früher Wahlen gewann, out. An die Stelle wechselseitiger Ressentiments soll ein fairer, offener, auch fordernder Dialog treten. Deshalb hat Schäuble die Islamkonferenz erfunden. Schon am Anfang seiner Initiative wirkt die Förderung eines »deutschen Islams« als historische Zäsur. Zugleich ist aber auch dieser große Erneuerungsschritt ein weiterer Beitrag zur innerparteilichen Irritation.

»Wir binden zu wenige traditionelle Wähler, und wir gewinnen zu wenige neue«, hat der saarländische Ministerpräsident Peter Müller nach der Bundestagswahl festgestellt. Zum dritten Mal hintereinander ist die Union 2005 weit unter der 40-Prozent-Marke gelandet. 1998 hatte sie sich erst gar nicht um neue Wählerschichten gekümmert, 2002 konterkarierte der Kandidat Stoiber alle Bemühungen in diese Richtung. Doch auch 2005 stellten die Parteireformer ernüchtert fest, dass der Einbruch in die umworbenen Wählerschichten der jungen Frauen, der Gebildeten und Besserverdienenden aus den großstädtischen Milieus wieder nicht gelungen war. Dafür hatte man diesmal auch das traditionelle Wählermilieu mit einem chaotischen, teilweise schrill-liberalen Wahlkampf verschreckt. Die Enttäuschung über das Wahldesaster hat die Partei bis heute nicht verarbeitet. Die Verunsicherung sitzt deshalb so tief, weil der Kurs, den viele für die Niederlage verantwortlich machten, weiter gilt. Oder doch nicht?

»Wir haben zu viel über Flattax und zu wenig über Menschen geredet«

Seit der De-facto-Wahlniederlage 2005 wird peinlich genau auf jedes Signal geachtet, das Merkels beginnende Abkehr von ihren liberalen Überzeugungen anzeigen könnte. Als Kanzlerin einer Großen Koalition gehört es zu ihrer täglichen Praxis, hinter ihren eigenen Reformüberzeugungen zurückzubleiben. Doch als Parteichefin ist sie dem Ansinnen einer sozialeren Perspektive bis heute nicht gefolgt. Allerdings vermeidet sie es seit einem Jahr gleichermaßen, offensiv Position für ihre reformerischen Überzeugungen zu beziehen.

Position beziehen andere, genauer gesagt: ein anderer, Jürgen Rüttgers. Mit seinem Wahlsieg in Nordrhein-Westfalen im Mai 2005 hatte er das letzte Kapitel der rot-grünen Bundesregierung aufgeschlagen. Zugleich setzte er die Frage auf die Tagesordnung, wie die Union in einem jahrzehntelang von der SPD regierten Land strukturell mehrheitsfähig werden kann. Der Ministerpräsident des größten Bundeslandes weiß, dass er für seinen Machterhalt ein sozialeres Profil benötigt, als es der Reformkurs der Bundespartei vorsieht. Damit war der Konflikt um eine Neuausrichtung der Union eröffnet. Ist es eine programmatische Korrektur, mit der die Partei der Verunsicherung ihrer Anhänger begegnen könnte?

Man habe »zu viel über Flattax und zu wenig über die Menschen geredet«, lautete Rüttgers' Kritik an Merkels Wahlkampf. »Wir dürfen das Soziale nicht zu einer Randgröße unseres Staates machen« ist einer seiner programmatischen Schlüsse. Am plakativsten machte Rüttgers seinen Anspruch einer programmatischen Neudefinition mit der Forderung, die CDU müsse sich schleunigst von einigen ihrer »Lebenslügen« verabschieden. Dass mit sinkenden Steuern für Unternehmen mehr Wachstum und Arbeitsplätze entstehen würden, zählt Rüttgers zu diesen Illusionen liberaler Reformpolitik. Doch selbst die Sozialdemokraten in der Großen Koalition vertreten diese Politik, wie sich an der Unternehmensteuerreform zeigt.

Es sind provokative Attacken, die der stellvertretende CDU-Vorsitzender reitet. Immerhin ist Rüttgers damit der Einzige, der die Zweifel am liberalen Profil der CDU offen anspricht. Seiner Popularität schadet das nicht, selbst wenn er statt neuer Orientierung am Ende doch nur symbolische Politik zu bieten hat. Auf dem Parteitag in Dresden, Ende November, wird er einen Antrag zur Revision der Bezugsdauer von Arbeitslosengeld I einbringen. Ältere Arbeitslose sollen länger Unterstützung erhalten, die Jungen weniger. In der Koalition wird das keine Mehrheit finden, auf dem Parteitag schon. Vielleicht reicht das fürs Erste.

Generalsekretär Ronald Pofalla versteht das öffentliche Interesse an der Sache nicht. Ist das so schwer? Jürgen Rüttgers wird künftig immer wieder die Gelegenheit nutzen, als das soziale Gewissen seiner Partei aufzutreten. Damit ist er der einzige führende Vertreter der CDU, der sich in der Richtungsdebatte der Union offensiv zu Wort meldet. Von seinen Kollegen aus der Parteispitze erntet er meistens Schweigen. An der Basis in NRW findet er Zustimmung.

Die »Leipziger« – so könnte man in der CDU diejenigen nennen, die dem Geist des Reformparteitages von 2003 treu bleiben. Man kann nicht behaupten, sie seien auf dem Rückzug. Nur drängen die Leipziger mit ihren liberalen Überzeugungen nicht gerade in die Öffentlichkeit. Dabei sind sie in der Spitze der Partei geradezu hegemonial: Roland Koch ist ebenso »Leipziger« wie seine Kollegen Ministerpräsidenten Günther Oettinger, Georg Milbradt oder Dieter Althaus. Auch Christian Wulff, der Niedersachse, dementiert jede Vermutung, Rüttgers sei nur der Vorreiter einer programmatischen Korrektur: »Es wird keine Verschiebung der Koordinaten geben.« Auch von den meisten anderen Ministerpräsidenten weiß man, dass sie am Kurs festhalten wollen. Georg Milbradt warnte im Präsidium vor der »populistischen Versuchung«. Während der Reformer Friedrich Merz ein Jahr nach dem Start der Großen Koalition schreibt, dass die Kritik an den liberalen »Lebenslügen« in der Partei »begeistert aufgenommen« werde, bleiben die Reformer defensiv.

Außer Jürgen Rüttgers versucht derzeit niemand aus der Partei, Merkels Autorität zu schmälern. Und doch erinnert die Zurückhaltung aus den Ländern daran, dass die Machtfrage in der Union noch immer nicht endgültig entschieden ist. Die Ministerpräsidenten werben nicht offensiv für den liberalen Kurs, weil sie damit zugleich die Sache der Kanzlerin stärken würden.

So bleibt die Lücke, die die Modernisierung der CDU gerissen hat. Was sind die Perspektiven, die die Partei den Menschen bietet, von denen sie immer mehr Anstrengung, Flexibilität und Anpassung an die Bedingungen einer globalisierten Wirtschaft erwartet? Bislang lautete das Versprechen, die individuellen, gesellschaftlichen und politischen Reformanstrengungen würden die soziale Marktwirtschaft in einen robusteren Zustand versetzen. So sollten sich die neuen Herausforderungen bestehen lassen. Nicht einmal das Ziel der Vollbeschäftigung wurde infrage gestellt. Doch zu viele Menschen machen ganz andere Erfahrungen. Die gesteigerten Anstrengungen reichen in vielen Fällen nicht aus, den Arbeitsplatz zu sichern. Bis in die Mitte der Gesellschaft frisst sich die Angst um die existenzielle Perspektive des Einzelnen. Generalsekretär Pofalla wirbt indes für die Reformen: Wenn sie erst »greifen«, werde auch die Akzeptanz der CDU wieder wachsen.

Vielleicht hält Merkel ja diesmal doch noch eine Bekenntnisrede

Die Kanzlerin ist da manchmal schon realistischer: »Die Menschen haben das Vertrauen in die Gestaltungsfähigkeit der Politik verloren« lautete eine ihrer Erklärungen, warum der »ehrliche« Wahlkampf 2005 nicht zum Erfolg geführt habe. Inzwischen spürt die verunsicherte Gesellschaft wohl auch, dass der Veränderungsoptimismus der liberalen Reformer selbst von Zweifeln durchsetzt ist. Seit 1999 dröhnt es aus der CDU, man wolle nun bald das Konzept einer »Sozialen Marktwirtschaft im Zeitalter der Globalisierung« entwerfen. Daraus ist bislang nichts geworden.

»Es gibt eine Kluft zwischen den öffentlichen Erwartungen und den politischen Realitäten der Großen Koalition«, weiß Kanzleramtsminister Thomas de Maizière. »Manche haben geglaubt, es könne einen Urknall geben.« Doch obwohl der ausblieb, gibt es jetzt Erfolgsmeldungen für die Bundesregierung: Die Wirtschaft wächst, die Arbeitslosigkeit sinkt, die Einnahmen des Staates steigen. Ein idealeres Umfeld für einen schwierigen Parteitag hätte sich Angela Merkel nicht wünschen können. Vor ein paar Wochen, nach dem Gesundheitsfrust, eingemauert zwischen SPD und ihren Ministerpräsidenten, sah es schon recht düster aus für die Kanzlerin. Doch »das Experiment Angela Merkel geht weiter«, so formuliert es ein CDU-Regierungsmitglied. Vielleicht halte sie in Dresden eine reformpolitische Bekenntnisrede, vermutet einer aus den Ländern. Vielleicht wird sie dafür sogar gefeiert! Drei Jahre nach Leipzig.

Illustration: Jochen Schievink für DIE ZEIT; www.jochenworld.de

Fotos [M]: Marco Urban/www.marco-urban.de; Klaus Fra/dpa (re.)

Die Zeit danach

Was folgt auf die Große Koalition? Der CDU-Politiker Norbert Röttgen erklärt, warum die Grünen für die Union attraktiver sein könnten als die FDP

Der SPD-Vorsitzende Kurt Beck hat die FDP in dieser Zeitung aufgefordert, sich auf ihre Programmatik der frühen siebziger Jahre zu besinnen. Dann ließe sich, wie in den guten alten Tagen, wieder gemeinsam regieren. FDP-Chef Guido Westerwelle repliziert, nichts sei aktueller als die 35 Jahre alten Freiburger Thesen. Wenn die SPD sich wandle und so entwickle, wie die FDP damals gewesen sei, könne man auch in puncto Koalitionen über alles reden *(ZEIT* Nr. 44 und 45/06). Kurzum: Die politische Ideenarmut einzelner Parteien scheint inzwischen selbst ihre machtpolitischen Fantasien befallen zu haben. Dabei ist die Große Koalition ein zwingender Grund, eigene Perspektiven und Gestaltungsziele zu erarbeiten.

Denn eine faktische Institutionalisierung der Großen Koalition über Wahlperioden hinweg kann von keiner Partei angestrebt werden. Vielmehr ist die Wiederherstellung der demokratischen Kontroverse zwischen den großen Parteien als wichtigstes Element eines Systems von *checks and balances* nicht nur demokratietheoretisch, sondern auch politisch-kulturell begründet. Völlig verfehlt wäre es freilich, hieraus die Ableitung zu formulieren, die Große Koalition müsse so schnell wie möglich »überwunden« werden; sie muss vielmehr »erfüllt« werden als Voraussetzung dafür, dass in Deutschland wieder eine kleine Koalition gebildet werden kann, die auf eine große parlamentarische Opposition trifft. Hierin liegt die spezifische Legitimation der Großen Koalition, also zugleich ihre Rechtfertigung als demokratischer Ausnahmefall und der Anspruch an ihre Arbeit.

Dieser Anspruch lässt sich thematisch in drei Bereichen entfalten, die die Aufgaben sichtbar machen, die mit den vereinten Kräften der beiden Volksparteien zu erledigen sind. Die erste Aufgabe bestand darin, die politische Handlungsschwäche auf der Ebene der verfassungsrechtlichen Machtverteilung zwischen Bund und Ländern zu überwinden. Der wichtigste Punkt der Föderalismusreform besteht in der substanziellen Reduzierung der Zahl der Gesetze, die der Zustimmung des Bundesrates bedürfen. Dies bedeutet nicht weniger, als dass politische Gestaltung durch die gewählte Mehrheit des Bundestages wieder zum Regelfall und Politikverhinderung aufgrund unterschiedlicher Mehrheiten in Bundestag und Bundesrat zum Ausnahmefall wird. Diese Reform war seit Jahr und Tag gefordert und nachweislich unter den Bedingungen einer kleinen Koalition im Dezember 2004 gescheitert. Sie ist die erste und bislang wichtigste Frucht der Großen Koalition, die einer ihr folgenden kleinen Koalition ermöglichen wird, Politik zu machen.

Die zweite Aufgabe, die die Große Koalition legitimiert, ist mit dem Begriff der Haushaltskonsolidierung sachlich zutreffend, in der politischen Dimension indessen unzureichend beschrieben. Denn es geht bei dieser Aufgabe nicht einfach nur um Haushaltspolitik, sondern um einen politisch-kulturellen Methodenwechsel. Die alte Methode – begonnen in den Zeiten der ersten Großen Koalition (1966 bis 1969) und seither nur in den ersten Regierungsjahren von Helmut Kohl bis zur deutschen Einheit abgelegt – bestand darin, parteipolitisch dadurch erfolgreich zu sein, dass wichtige Probleme nicht gelöst, sondern vertagt wurden. Diese Methode ist von den meisten Bürgern goutiert und als allgemeiner Konsumanspruch gegen den Staat verinnerlicht worden. Mit dieser Methode sind wir umfassend gescheitert: politisch, ökonomisch und vor allem moralisch, weil wir die Zukunft verbrauchen, die unseren Kindern gehört.

Mit dem Haushalt 2007 ist der Einstieg in den Methodenwechsel gelungen. Entscheidend aber ist der lange Atem. Den kann man von der Großen Koalition eher erwarten, und man muss ihn unbedingt von ihr verlangen. Denn die bisherige Kurzatmigkeit beruhte darauf, dass die in der Sache gebotene Sparpolitik parteipolitisch teuer und vor allem einseitig bezahlt werden musste: Verloren hat stets die Volkspartei, die gerade regierte. Die Große Koalition teilt die politischen Kosten zwischen Union und SPD auf.

Ähnlich verhält es sich mit dem dritten Gebiet, auf dem sich die Große Koalition legitimieren muss: bei der Erneuerung der Grundlagen gesellschaftlicher Stabilität sowie der kollektiven Absicherung individueller Lebensrisiken. Schwerpunkte hier sind zum einen die Integrations- und Ausländerpolitik und zum anderen die Reform der sozialen Sicherungssysteme. Bei aller Unterschiedlichkeit ist beiden Themenbereichen gemein, dass der Versuch einer kleinen Koalition, die notwendigen Veränderungen durchzusetzen, zu einem Ausmaß an Konflikt und Konfrontation führt, das nahezu unweigerlich das doppelte Scheitern – parteipolitisch und sachpolitisch – nach sich zieht. Berücksichtigt man dies, sind die Erfolge der Großen Koalition in der Integrations- und Ausländerpolitik beachtlich, bei der Rentenreform mit der langfristigen Heraufsetzung des Renteneintrittsalters auf 67 Jahre eindrucksvoll und bei der Gesundheitsreform geringer als gewünscht, aber deutlich besser als ihr Ruf.

Es sind also die überwiegend noch in Arbeit befindlichen Aufgaben, die die Große Koalition demokratiepolitisch legitimieren – und zugleich koalitionspolitisch konstituieren. Anders als eine kleine Koalition ist die Große Koalition in ihrem Bestand nicht zeitlich an die Legislaturperiode, sondern inhaltlich an die sie legitimierenden Aufgaben geknüpft. Negativ formuliert, wohnt der Großen Koalition ein eigentümliches Paradoxon inne: Mit ihrem Erfolg beseitigt sie die Bedingung ihrer Existenz. Weil das so ist, ist mit der Großen Koalition von Anfang an die Frage verbunden, wie es nach ihr weitergeht.

Ist dann wieder alles wie früher? Rot-Grün gegen Schwarz-Gelb? Selbstverständlich, für die Union kann die Große Koalition in den günstigen Fall einer Koalition mit der FDP münden. Aber sie muss sich vor der Falle strategischer Verengungen hüten. Je größer ihr eigener Handlungsspielraum, desto eher verhindert die Union, dass Mehrheiten gegen sie gebildet werden. Darüber hinaus lehrt die Erfahrung der ersten Großen Koalition zwar nicht, dass es anschließend zwangsläufig zu einer sozialliberalen Koalition kommt. Es ist einfältig zu glauben, dass sich Geschichte einfach wiederholt. Aber diese Erfahrung belegt, dass sich die alten Lagerbindungen auflösen können, wenn die kleinen Parteien plötzlich zu beiden großen Parteien in Opposition stehen. Die Große Koalition bringt die Möglichkeit hervor, dass sich die Parteienlandschaft neu sortiert. Dieser Prozess wird gesellschaftlichen Veränderungen Rechnung tragen.

Die Schwierigkeit, auf die die alten Lager dann stoßen werden, liegt darin, dass ihre Politikangebote als einseitig empfunden werden könnten. Das Wahlverhalten hat sich im Grundmuster nicht verändert. Die Bürger wählen einerseits eine bestimmte Richtung, wollen andererseits aber auch einen Ausgleich, ein Korrektiv, den Zwang zum Kompromiss in eine Regierung einbauen. Kleine Parteien, die als weltanschauliche Verstärkung eines Teilaspekts der jeweiligen Volkspartei verstanden werden, erfüllen diese Funktion nicht.

Der inhaltliche Bezugspunkt für diesen Ausgleich hat sich indessen geändert. Ihn bilden heute nicht mehr in erster Linie die Außenpolitik oder das Spannungsfeld von innerer Sicherheit und Bürgerrechten, also die Themen, mit denen sich die FDP früher gegenüber der Union abgegrenzt hat. Der Bezugspunkt, der für die Regierungsbildung der Zukunft maßgeblich sein wird, ist die Globalisierung und die mit ihr verbundene Verunsicherung vieler Bürger. Sie begründet zwischen den Polen der Herstellung wirtschaftlicher Wettbewerbsfähigkeit, der sozialen Teilhabe der Schwächeren in dieser Wettbewerbsgesellschaft und der ökologischen Nachhaltigkeit des Wirtschaftens ein neues Spannungsfeld, das sich seine neue parteipolitische Abbildung suchen wird. Die Union muss den Anspruch erheben, dieses Spannungsfeld in einer von ihr geführten Regierung politisch zu gestalten. Wenn die Union ihre Regierungsfähigkeit sichern will, kann sie daher einer Frage gar nicht ausweichen: Wäre eine schwarz-grüne Bundesregierung eine zeitgemäße Antwort auf diese Herausforderung?

Dies muss anhand der parlamentarischen Einlassungen sowie der programmatischen und personellen Entwicklung der Grünen nüchtern bewertet werden. Das gesamte Gebiet der Wirtschafts-, Sozial-, Haushalts- und Finanzpolitik haben die Grünen – im Unterschied zur SPD – inzwischen tabufrei gestellt. Kernenergie bleibt ein rot-grünes Tabu, allerdings auf der Basis einer gesellschaftlichen Mehrheit. Auf dem Gebiet der inneren Sicherheit haben die Grünen Otto Schily weniger verwehrt als die FDP den damaligen CDU-Innenministern. Am bemerkenswertesten ist das unterschiedliche Verhalten von FDP und Grünen in der Außenpolitik. Während die FDP dem kriegsbeendenden Einsatz der Bundeswehr im Libanon nicht nur nicht zugestimmt hat, sondern diesen Einsatz nunmehr auch mit parlamentarischen Mitteln parteipolitisch zu skandalisieren versucht, haben sich die Grünen, die als pazifistische Partei gestartet sind, gegen ein parteitaktisches Nein entschieden und sich verantwortungsvoll für den Einsatz und eine selbstverständliche kritische parlamentarische Begleitung ausgesprochen. Die Zeit der Opposition als Test für Regierungsfähigkeit ist außenpolitisch bei den beiden Parteien also sehr unterschiedlich ausgefallen.

Aber der eigentliche Punkt einer schwarz-grünen Perspektive ist nicht die Herausbildung einzelner thematischer Übereinstimmungen. Die schwarz-grüne Perspektive gewinnt Konturen, wenn man die sozialliberale Retrospektive von Kurt Beck ins Moderne übersetzt. Unter der Hand hatten sich die Milieus der ehemals gegensätzlichen Parteien SPD und FDP Ende der sechziger Jahre angenähert und in gesellschaftlichen und außenpolitischen Fragen konzeptionell verbunden. Heute landet man unweigerlich bei den Wählerschichten von CDU und Grünen, will man erfassen, was neues Bürgertum und neue Bürgerlichkeit ausmachen. Es ist nicht zu erwarten, dass das, was in der Gesellschaft zusammenkommt, politisch auf Dauer getrennt bleibt. Und am politischen Themenhimmel taucht die Bedrohung durch den globalen Klimawandel auf, der als politisches Megathema ein Konzept nachhaltigen Wirtschaftens zu einer programmatischen Attraktion verdichten könnte.

Vieles spricht also für das Prinzip »Panta rhei«, auf das sich Guido Westerwelle in seinem Beitrag in dieser Zeitung berufen hat, freilich im ursprünglichen Verständnis von Heraklit, dem Philosophen aus Ephesos, nach dem alles Werden auf dem Zusammenfließen von Unterschiedlichem und Gegensätzlichem beruht.

Norbert Röttgen ist Parlamentarischer Geschäftsführer der CDU/CSU-Bundestagsfraktion. In der kommenden Woche antwortet ihm Grünen-Fraktionschef Fritz Kuhn

BERLINER BÜHNE

Manöver in Gelatine

Das Fernsehen hatte man sich ja weitgehend abgewöhnt, bis auf die politischen Sendungen. Dort allerdings tritt jetzt jeden Abend Gerhard Schröder auf. Ohne vom Puzzle aufzublicken, summt der versammelte Familienchor pünktlich um 20.18 Uhr mit: »Die ersten Monate, sie waren nicht ganz einfach …« Dann zappt Papa, und Herr von Klaeden wird neuer Schatzmeister der CDU. Zum Trost sehen alle einer geruuuhsamen Nacht entgegen. Das wollte Herr Wickert stets, und seine Kollegen, die sich in den Polit-Talkshows abrackern, danken ihm für diese selbst erfüllte Prophezeiung sehr.

Das Hauptproblem der Großen Koalition besteht darin, dass sie für den Journalismus einfach zu langsam ist. Sublimer Dauerzwist auf Mikroebene ist nämlich nicht darstellbar, so wenig, wie man eine Wissenschaftsshow nur mit kosmischem Grundrauschen bestreiten kann. Da muss es puff und peng machen. Reporter vorm Kanzleramt lächeln in diesen Tagen gequält, das ist ein Zeichen der Angst und der Traurigkeit. Wenn der Journalist wirklich etwas hasst, dann einen wie Herbstkälte aufziehenden Horror Vacui. Der Versuch des Christdemokraten Jürgen Rüttgers, sich links an der SPD vorbeizuschummeln, während sich die beiden ostdeutschen Sozialdemokraten Platzeck und Bullerjahn rechts an der linksgewendeten Union entlangreiben, mag ein Motiv für die niederländische Genremalerei sein, ergibt aber kein Fernsehfeature. Was die Große Koalition treibt, ist, journalistisch gesehen, Manöver in Gelatine.

Fortschritte dagegen, richtig Tempo, macht währenddessen und kaum bemerkt der deutsche Überwachungsstaat. Die *FAZ* beschwert sich bitterlich, Verteidigungsminister Jung habe kürzlich in Beirut den Minibarkonsum mitreisender Journalisten kontrollieren lassen. Und zwar morgens um sechs, wenn der Journalist noch nicht mal die letzte Dose hat zischen lassen. Übertölpeln lässt sich der deutsche Reporter auch nicht gern. Die Rache der vierten Gewalt wird schrecklich sein. Wenn bei uns erst mal der Kasache kommentiert.

THOMAS E. SCHMIDT

Ein Urteil, kein Ende

Wie oft wird Saddam Hussein zum Tode verurteilt?

VON BIRGIT SVENSSON

Dass ich so jung bin, hat Vor- und Nachteile«, sagt Chnar Saad Abdullah und lächelt. Sie ist frisch gebackene Ministerin und mit ihren gerade mal 32 Jahren eines der jüngsten Mitglieder der kurdischen Regionalregierung, die seit Mai dieses Jahres existiert.

Während der Irak als Vielvölkerstaat auseinander zu fallen droht, haben sich die Kurden im Norden nach jahrelangem Bruderzwist auf eine gemeinsame Regierung und Verwaltung geeinigt. Arbil, der künftige Hauptsitz, liegt rund 200 Kilometer von Suleimanija entfernt. Chnar Saad Abdullah ist Soziologin und hatte gerade ihre Doktorarbeit über die Massenvernichtung der Kurden durch Saddam Hussein beendet, als man sie zur Anfal-Ministerin Kurdistans berief. Anfal, so hieß eine Militäroperation der iranischen Armee aus dem Jahre 1988. 182 000 irakische Kurden sind laut Studien damals auf grausame Art und Weise umgebracht worden.

Die Ministerin hat alles dokumentiert. Zusammen mit einem Studienkollegen der Universität Arbil lieferte sie die Akten und Unterlagen für den seit Ende August laufenden Prozess des Sondertribunals in Bagdad. Inzwischen ist Saddam Hussein ein erstes Mal zum Tode verurteilt worden; insgesamt zwölf Verfahren aber sind oder werden noch gegen den ehemaligen irakischen Präsidenten vorbereitet. Zwei werden derzeit parallel verhandelt. Dudschail, in dem es um ein Massaker an 148 schiitischen Dorfbewohnern geht, neigt sich dem Ende zu. Das Verfahren um die Operation Anfal ist noch in vollem Gange.

Ihre Aufgabe sei einerseits die geschichtliche Aufarbeitung der Operation, wobei ihr Alter hierfür die nötige Distanz biete. Andererseits ist die junge Kurdin aber auch für die Entschädigung der Opfer zuständig, deren Häuser noch immer nicht wieder hergerichtet sind. Die Betroffenen würden sich oftmals eine ältere Ansprechpartnerin wünschen, die den Horror bewusster miterlebt habe, gibt Chnar zu. 4500 Dörfer sind damals dem Erdboden gleichgemacht worden. »Es gab danach fast nur noch Städte. Doch mittlerweile sind fast alle Dörfer wieder aufgebaut, zumindest diejenigen, die in den kurdischen Autonomiegebieten lagen. Mit großer internationaler Hilfe, auch aus Deutschland.« Allein die in Bonn ansässige Gesellschaft für bedrohte Völker übernahm den Wiederaufbau von 30 zerstörten kurdischen Dörfern.

Die militärische Operation gegen die Kurden begann am 23. Februar 1988, als die irakische Armee ihren Streifzug durch das Grenzgebiet zu Iran startete und zunächst das Hauptquartier der PUK (Patriotische Union Kurdistans), der Partei des heutigen irakischen Staatspräsidenten Tschalal Talabani, angriff. Ein vernichtender Krieg zwischen Iran und Irak mit über einer Million Toten tobte seit acht Jahren, und Saddam Hussein kam zunehmend in Bedrängnis. Der Exdiktator und seine Verteidiger führen an, dass kurdische Rebellen mit dem damaligen Kriegsgegner Iran zusammenarbeiteten und die Aktion folglich als Kriegshandlung gesehen werden müsse. Der Name Anfal, von Saddam Hussein selbst geprägt, zitiert den Titel einer Sure im Koran, in der es um die Behandlung von Kriegsbeute geht.

Die Kurden wiederum werten die Vernichtungsaktion als Racheakt, da nicht in erster Linie ihre Peschmerga-Kämpfer davon betroffen waren, sondern zu großen Teilen die Zivilbevölkerung. Zum ersten Mal in der Geschichte setzte eine Regierung chemische Waffen gegen ihre eigene Bevölkerung ein. Senfgas und Sarin wurden über den Kurdengebieten abgeworfen. Als Symbol für die gesamte Aktion gilt das Dorf Halabdscha südöstlich von Suleimanija, wo im März 1988 auf einen Schlag 5000 Einwohner durch Nerven- und Senfgas starben. Allerdings soll der Fall Halabdscha Gegenstand eines eigenen Verfahrens sein.

Insgesamt acht »Säuberungsaktionen« führte die irakische Armee bis Ende August 1988 gegen die Kurden durch, auch noch, nachdem der Krieg gegen Iran zu Ende war. Die Systematik, mit der Menschen deportiert, selektiert und ermordet wurden, gleicht der Vernichtungsmaschinerie Nazideutschlands. »Saddam hat bei Hitler abgeguckt«, kommentiert Yousif Dzayi, der Studienkollege der Ministerin, den Massenmord an seinen Landsleuten: »Es war der Holocaust an den Kurden.« Yousif hat herausgefunden und belegt, dass Listen von Deportierten existieren, die in Sammellagern voneinander getrennt wurden. Einige wurden in die Wüste im Südwesten des Landes transportiert, verhungerten elend oder konnten nur mit Not und heimlicher Hilfe von in der Nähe wohnenden Nomaden überleben. Viele jedoch wurden irgendwo in den Süden verfrachtet und dort ermordet. 286 solcher Gräber habe man bis jetzt gefunden. In einigen dieser Gräber hätten nur Frauen und Kinder gelegen. Yousif fand Kinderschnuller, Spielzeuge, Münzen und stellt alles nun im Anfal-Zentrum in Arbil aus, das von den UN finanziert wird. Auch heute noch habe man mit den Spätfolgen der Vergiftungen zu tun. Die Krebsrate unter den Überlebenden sei hoch, sagt Yousif.

Vor Gericht in Bagdad stehen hierfür neben Saddam Hussein sechs weitere Angeklagte. Darunter sein Cousin Ali Hassan al-Madschid, der den Einsatz von chemischen Waffen angeordnet haben soll. Der als »Chemie-Ali« Titulierte war damals Militärchef im Nordirak und hatte Kompetenzen, die mit denen Saddam Husseins vergleichbar waren. Wie im ersten Verfahren Dudschail droht auch hier den Angeklagten die Todesstrafe.

Da Saddam Hussein und seine Mitangeklagten gegen das am 5. November verkündete Todesurteil für das Massaker an den Schiiten Revision einlegen werden, ist es sehr wahrscheinlich, dass eine Vollstreckung des Urteils sich noch lange hinziehen wird. Es sieht deshalb ganz danach aus, dass mit dem Ausgang des zweiten und vielleicht sogar noch eines dritten Verfahrens sichergestellt werden soll, dass Saddam Hussein am Ende tatsächlich hingerichtet wird.

Nichts verschweigen!

Stasi-Kritikern droht ein Maulkorb

Die so genannte Nachbesserung des Stasi-Unterlagengesetzes ist in Wahrheit eine Entstellung. Sie verhöhnt nicht nur die Opfer. Sie begünstigt nicht nur die Täter. Sie karikiert den Zweck der Aufarbeitung der SED-Diktatur überhaupt, der entgegen anders lautenden Gerüchten keineswegs in der Bestrafung ominöser Stasi-Spitzel besteht, sondern in der Aufklärung über den repressiven Charakter des Staatssozialismus und das etwaige Fortwirken seiner belasteten Repräsentanten.

Um den Skandal zu ermessen, der sich dieser Tage im Bundestag abzeichnet, muss man wissen, dass der bisherige Umgang mit dem Erbe des DDR-Geheimdienstes vorbildlich war. Im Vergleich zu anderen Staaten des ehemaligen Ostblocks wurden die Akten früh gesichert, schnell zugänglich gemacht, zielstrebig ausgewertet. Schon während der Besetzung der MfS-Zentralen durch couragierte Bürgerrechtler im Winter 1989 konnte man jedoch die Langwierigkeit eines Aufklärungsprozesses erahnen, der auch mit der Entzifferung der letzten Schredderschnipsel nicht abgeschlossen sein wird.

Die Verfasser des neuen StUG sehen das offenbar anders. Auf Stasi-Mitarbeit überprüft werden sollen nach Wunsch der Bundestagsfraktionen von CDU, SPD und Grünen über das Jahresende 2006 hinaus nur noch bestimmte Personen in gesellschaftlich exponierter Stellung (etwa Mitglieder der Bundesregierung, kommunale Abgeordnete, Behördenleiter, Richter) und auch nur bei »tatsächlichen Anhaltspunkten für den Verdacht einer solchen Tätigkeit«. Das bedeutet: überprüft wird nicht mehr automatisch. Die Öffentlichkeit darf nur von Stasi-Verstrickung erfahren, wo sie ohnehin schon etwas ahnt. Lässt sich eine verlogenere Regel für die Wahrheitsfindung denken? Entweder gibt es ein berechtigtes Interesse der Bürger an der Vergangenheit ihrer gewählten Vertreter und anderer Entscheidungsträger – oder nicht. Müssen wir künftig auf die kriminelle Energie von Birthler-Behörden-Mitarbeitern hoffen, die, wo sie auf einen verborgen gebliebenen »exponierten« IM stoßen, ein paar Verdachtsmomente lancieren?

Wenn es sich hier um eine Schutzklausel handelt, wen schützt sie dann? Wer nicht beim MfS war, für den stellt eine Überprüfung keine Zumutung dar. Und wer dabei war, ohne dass dies bisher ruchbar wurde, sollte doch wohl nicht vor einer Enttarnung geschützt werden. Den Anspruch auf Wahrheit gibt es nur ganz oder gar nicht. Mit den Worten der 1989er-Montagsdemonstranten: Gerechtigkeit ist unteilbar. Der vorliegende Gesetzesentwurf scheint jedoch weniger den friedlichen Revolutionären als dem Bonmot der Bürgerrechtlerin Bärbel Bohley nachgesprochen: Man habe Gerechtigkeit gewollt, doch den Rechtsstaat bekommen.

Von 2007 an soll nun auch das fatale Verbot in Kraft treten, MfS-Mitarbeitern ihre MfS-Mitarbeit »im Rechtsverkehr vorzuhalten«. Das heißt: Es muss niemand mehr Nachteile in Geschäft oder Karriere fürchten aufgrund seiner Stasi-Vergangenheit. Diese Regelung könnte jedoch ein vorauseilendes Beschweigen des Stasi-Themas außerhalb des »Rechtsverkehrs« befördern. Die Opferverbände beklagen zu Recht, dass es schon jetzt schwer genug ist, wahrheitsgemäße Behauptungen gegen die dreisten Lügen alter IM durchzusetzen. Gerade in Gedenkstätten wurden ehemalige politische Häftlinge wegen Äußerungen über ihre Denunzianten oder Stasi-U-Haft-Vernehmer immer wieder angefeindet.

Die Verfasser der StUG-Novelle haben sich in den vergangenen Tagen bemüht, die Einschränkung des Vorwurfsverbotes zu präzisieren, um die Sorge von Journalisten und Historikern zu entkräften, sie könnten dem StUG bald nur noch Folge leisten, indem sie über das MfS schweigen. Dennoch besteht die Gefahr, dass Gerichte das Gesetz künftig so auslegen, als seien Stasi-Täter generell vor Vorwürfen zu schützen. Diese Gefahr immerhin scheint im Bundestag erkannt worden zu sein. So erwägt die CDU eine Entfristung des alten StUG. Und der Abstimmungstermin über die Novelle wurde nach hinten verschoben.

Man darf nämlich die destruktive Kraft verheimlichten Unrechts und die Selbstgerechtigkeit freigesprochener Stasi-Offiziere nicht unterschätzen. Die Unfähigkeit der Demokratie, Verbrechen der Diktatur zu ahnden, sollte jedenfalls nicht zur schleichenden Verharmlosung der Täter führen.

EVELYN FINGER

Der Name manch eines IMs mag sich noch in diesen Stasi-Akten **VERBERGEN**. Das weiß auch Joachim Gauck

Fotos [M]: Michael Kappeler/ddp (li.); Peer Grimm/dpa (re.)

»Schuld ist nicht nur eine Sache der Gerichte«

Ein neues Stasi-Unterlagengesetz bedroht die Aufklärung der DDR-Diktatur. Joachim Gauck, ehemals Herr der Akten, sagt, warum die Aufarbeitung weitergehen muss

DIE ZEIT: Herr Gauck, in der Neufassung des Stasi-Unterlagengesetzes (StUG) sollen bisherige generelle Überprüfungsmöglichkeiten auf Stasi-Mitarbeit entfallen. Haben sie ihren Zweck erfüllt?

Joachim Gauck: Ja, weitgehend. Die Masse der Überprüfungen des öffentlichen Dienstes in Ostdeutschland ist erledigt.

ZEIT: Bis heute werden aber doch regelmäßig Stasi-Verstrickungen bekannt, sei es bei Sportfunktionären, sei es in Kommunalverwaltungen.

Gauck: Vielleicht sind nicht alle Mitarbeiter im öffentlichen Dienst überprüft worden. Die so genannte Regelanfrage war ja keineswegs gesetzlich zwingend, sondern eine freiwillige Verpflichtung, die den öffentlichen Dienst vertrauenswürdig machen sollte. Manche Bürgermeister haben das ein bisschen lax genommen.

ZEIT: Opferverbände, Bürgerrechtler und Gedenkstättenleiter protestieren deshalb gegen die Novelle. Sie fordern eine Entfristung der Überprüfungsmöglichkeit. Warum protestieren Sie nicht?

Gauck: Weil ich das Prinzip der offenen Aufarbeitung nicht gefährdet sehe. Die vorgebrachten Einwände waren aber wichtig, um etwa das beabsichtigte Verbot, Stasi-Mitarbeitern ihre Verstrickung im Rechtsverkehr vorzuhalten, zu präzisieren – damit Sie, Ihre Medienkollegen und die Historiker auch künftig über belastete Personen berichten können.

ZEIT: Die Bundestagsabstimmung über den Gesetzesentwurf, die für diese Woche geplant war, wurde jetzt, nachdem die CDU plötzlich Zweifel anmeldete, auf Monatsende vertagt. Zuvor war der mit Marianne Birthler abgestimmte Entwurf von CDU, SPD und Grünen hektisch durch den Kulturausschuss geschleust worden. So stellte man den Gutachtern den Entwurf an einem Freitag zu, am Montag mussten die Gutachten stehen. Ohne eine Novelle träten Ende Dezember die Beschlüsse von 1991 – genereller Überprüfungsstopp und unpräzisiertes Vorwurfsverbot – in Kraft.

Gauck: Ich kann als interessierter Bürger natürlich diesen Zeitdruck nicht gut finden. Vielleicht hat man das Interesse an der Stasi unterschätzt. Nehmen Sie die hohe Aufmerksamkeit für den Film *Das Leben der Anderen*. Plötzlich zeigte sich, dass für das Thema der geheimpolizeilichen Durchdringung einer Gesellschaft ein riesiges Publikum existiert. Wenn wir die Bundesbeauftragte für die Stasi-Unterlagen fragen, wie hoch ihr derzeitiges Antragsaufkommen ist, dann wird sie Abertausende von neuen Anträgen pro Jahr nennen.

ZEIT: Die Kritik der Opfer an der Aufarbeitungspraxis wird als rachsüchtig, undemokratisch, ja als eine Störung des Rechtsfriedens dargestellt.

Gauck: Ich kann diese Auffassung nicht teilen. Denn für die Gesellschaft ist es eine Gnade, wenn die Opfer willens sind, den Mund aufzumachen. Leider zeigt die Mehrheit der Menschen nach dem Ende von Diktaturen keine besondere Neigung, die Interessen der Opfer in den Mittelpunkt zu stellen. Denn die Opfer von einst halten der schweigenden Mehrheit einen Spiegel vor. Der Rechtsfrieden wird aber nicht dadurch gesichert, dass man die Interessen und die Würde der Opfer geringer schätzt als den Schutz einstiger Eliten.

ZEIT: Bisher wurden Tatsachenbehauptungen über die Stasi immer wieder angefochten. So gab das Berliner Landgericht 1997 jenen IMs Recht, die in Joachim Walthers Standardwerk *Sicherungsbereich Literatur* über den DDR-Literaturbetrieb ungenannt bleiben wollten. Das Urteil wurde zwar revidiert. Aber künftig könnte die Veröffentlichung von Namen noch mehr davon abhängen, ob Beklagte den Mut und das Geld haben, in Revision zu gehen.

Gauck: Es gehört zum liberalen Rechtsstaat, dass oft erst ein Gang durch die Instanzen erforderlich ist, um dem Recht zum Sieg zu verhelfen. In einzelnen Fällen mag das nicht gelingen. Aber annähernd gerecht geordnete demokratische Verhältnisse sind eben das, was ein Rechtsstaat leisten kann, absolute Gerechtigkeit nicht. Wir wollen ja nicht so tun, als lebten wir in einem Land, das keine Aufarbeitung will. Allerdings scheint es, als würden die Gerichte den aufklärerischen Sinn des StUG manchmal nicht erkennen. Einige Urteile der vergangenen 15 Jahre wirkten, als sähen die Richter in diesem Gesetz vor allem eine Gefährdung der Grundrechte Einzelner.

ZEIT: War der starke Täterschutz unvermeidlich?

Gauck: Die Aufarbeitung von Schuld ist nicht nur eine Sache der Gerichte. Karl Jaspers lehrt, dass es neben der strafrechtlichen noch drei weitere Existenzweisen von Schuld gebe: moralische, metaphysische und politische. Nach Jaspers brauchten wir für jede dieser Dimensionen eine eigene Bearbeitungsinstanz. Bei der strafrechtlichen Schuld ist das das Gericht, bei der moralischen der Mitmensch, dem Unrecht geschehen ist, und bei der politischen die Öffentlichkeit. Vielleicht kann man nach Diktaturen nicht jeden Verantwortlichen vor Gericht stellen, aber man muss immer Fakten und Verantwortliche nennen dürfen. Hier haben Presse, Wissenschaft, Kunst die Aufgabe, Schuld aufzuarbeiten. Gerichte wären überfordert, wären sie einzige Instanz für die Delegitimierung von Unrecht.

ZEIT: Wie kann man die Arroganz der Täter erschüttern? Sie wird ja sowohl durch Freisprüche gestärkt als auch durch die Anhebung ehemals abgesenkter Renten für Stasi-Mitarbeiter. Gleichzeitig gibt es noch immer keine Opferrente.

Gauck: Aber es gibt durchaus Wiedergutmachungsleistungen. Die Entscheidung, die ich selbst in der letzten Volkskammer der DDR mit gefällt habe, nämlich die Renten der einstigen DDR-Oberschicht zu kappen, hatte leider keinen Bestand, weil die zuständigen Gerichte meinten, dass Rentenrecht kein Strafrecht sei. Würden wir den Opfern in der Öffentlichkeit allerdings mehr Respekt erweisen, könnten sie gelassener mit den Folgen liberaler Rechtsprechung leben.

ZEIT: Um die Einschränkung der Prüfoptionen im neuen StUG zu begründen, wurde mit dem strafrechtlichen Begriff der Verjährung operiert. Unterliegt unser Recht auf Wahrheit einer Verjährung?

Gauck: Aus Gründen der Verhältnismäßigkeit kann man durchaus in Analogie zur Verjährung Überprüfungsverfahren begrenzen. Aber das Strafrecht in eine Debatte einzuführen, wo es um gesellschaftliche Aufarbeitung geht, ist ein Fehler. Ich kann Ihnen auch sagen, wo der herkommt. Den haben einige IMs aufgebracht, die nicht wollten, dass man über ihre Stasi-Tätigkeit berichtet.

ZEIT: Die Gesetzesnovelle hätte auch positive Aspekte. Sie würde die Fokussierung auf die Stasi beenden, indem sie Zugangsmöglichkeiten zu Akten innerhalb der Birthler-Behörde verbessert, die andere Institutionen der Diktatur als das MfS betreffen.

Gauck: Schon zu meiner Zeit als Bundesbeauftragter habe ich gesagt, dass die Aufarbeitung der DDR-Vergangenheit scheitern wird, wenn sie sich auf die Stasi beschränkt. Die Stasi war ein in Dienst genommener Täter, aber das Zentralkomitee der SED, das Politbüro, die Bezirks- und Kreisleitungen der SED trugen die politische Veranwortung. Ich spreche übrigens in meinen Vorträgen nur noch selten über die Formung von DDR-Bürgern durch die Stasi, sondern über das alltägliche Training der Untertanen. Es hat ein Angst- und Anpassungssyndrom ausgelöst, das heute noch spürbar ist.

DIE FRAGEN STELLTE **EVELYN FINGER**

AUCH DAS IST DAS KSK
Spezialeinheit beim Wintertraining in Norwegen

Foto [M]: Hans-Jürgen Burkard/Bilderberg

Auf schiefer Bahn

Vor zehn Jahren legte sich die Bundeswehr das Kommando Spezialkräfte zu. Seither operiert die Elitetruppe ohne parlamentarische Aufsicht. Das könnte sich nun rächen **VON JOCHEN BITTNER**

Das Menetekel ist eine Palme, gesprüht auf die Tür eines Geländewagens. Ein Eisernes Kreuz ziert die Mitte ihres dünnen Stämmleins. Der Jeep gehört angeblich zu einem Trupp des Kommandos Spezialkräfte (KSK) der Bundeswehr. Die, so berichtet der *stern,* zeigten mit dem Signet eine gewisse Affinität zu Hitlers Afrika-Korps. »Ein paar unserer Jungs sind Ewiggestrige«, erklärt ein anonymer KSK-Mann das Zustandekommen der »Wehrmachtsinsignie«.

Erst der Skelett-Fetischismus deutscher Isaf-Jünglinge und jetzt zweifelhafte Traditionsanleihen. Ob der Vorwurf der NS-Symbolik nun stimmt oder nicht – im Bundestag macht sich das mulmige Gefühl breit, die Elitesoldaten des KSK könnten alles andere sein als Musterknaben in Uniform. Die morbiden Schädel-Spielchen der deutschen Aufbausoldaten in Nordafghanistan mag man mit einer verhängnisvollen Mischung aus Langeweile und Todesangst erklären. Dagegen bewegen sich die Männer des KSK tatsächlich auf Schlachtfeldern. Unter dem Mandat der Operation »Enduring Freedom« jagen sie im Süden des Landes gemeinsam mit amerikanischen Spezialtruppen seit fünf Jahren Taliban und al-Qaida-Terroristen. Was diese Erfahrungen aus den Soldaten gemacht haben, welcher Korpsgeist sich in ihren hermetischen Zirkeln möglicherweise entwickelt hat, das weiß bisher niemand. Ob ewiggestrige oder bloß ewiggestresste KSK-Soldaten, im ungünstigsten Ernstfall dürfte das allerdings kaum einen Unterscheid machen.

Familienväter werden besonders gerne genommen

»Es soll Leute geben, die erst im Krieg feststellen, dass es Spaß macht, Menschen zu töten.« Das sagt ein Bundeswehroffizier, der an der Aufstellung der ersten KSK-Kompanien beteiligt war. »Das KSK operiert in einer Grauzone sondergleichen. So etwas kann sich verselbstständigen«, warnt er. »Uns fehlt der Einblick, welche Subkulturen sich da entwickeln«, mahnt der grüne Verteidigungsexperte Winfried Nachtwei. Kein Wunder. Als die Kommando-Truppe 1996 aus der Taufe gehoben wurde, hat es die Politik schlicht versäumt, für eine ordentliche parlamentarische Aufsicht und Kontrolle zu sorgen. Dabei zeigen Erfahrungen mit anderen »Elite«-Verbänden, dass sie durchaus dazu neigen, sich zu einer Truppe in der Truppe zu entwickeln.

Dem KSK fehlt zudem eine Tradition, die einen Ehrenkodex diktieren könnte. Und der ist besonders wichtig, wenn in abgeschotteten Krisenmissionen jede juristische Kontrolle des Handelns fehlt.

Als am 16. November 2001 die Bundestagsabgeordneten ihre Hände hoben, um Amerika Beistand zu gewähren in seiner Schlacht am Hindukusch, da ahnten wohl die wenigsten der Parlamentarier, dass sie die Soldaten des jungen KSK gerade in den längsten und vermutlich schmutzigsten Geheimkrieg schickten, an dem sich die Bundespolitik je beteiligt hat. Guantánamo und Abu Ghraib, das gab es noch nicht. Was es gab, waren die rauchenden Trümmer des World Trade Center und TV-Bilder eines gewissen Osama bin Laden. Mit dem KSK stellte der Bundestag der US-Armee damals Deutschlands kleine Geisterarmee zur Seite – eine Truppe, die als viel zu scheu, geheim und abgeschottet galt, als dass irgendwelche Details über ihre Operationen erwartet werden durften. Über die etwa 250 Kommandosoldaten aus Calw im Schwarzwald heißt es, sie dürften nicht einmal ihren Ehefrauen erzählen, wo sie gerade eingesetzt seien. Wer will da schon indiskret werden und Fragen stellen?

Wahrscheinlich wäre es noch eine ganze Weile bei diesem treuherzigen Desinteresse der Volksvertreter geblieben, hätte nicht kürzlich ein gewisser Murat Kurnaz die Bemerkung fallen gelassen, KSK-Soldaten hätten ihn 2002 in einem Knast in Kandahar an den Haaren gerissen und derbe zusammengestaucht, kurz bevor US-Soldaten ihn nach Guantánamo verfrachteten.

Auf einmal kommen einem eine ganze Reihe Grundsatzfragen in den Sinn, die dringend zum KSK-Einsatz gestellt werden müssten. Wie etwa gehen die deutschen Kommandosoldaten mit Kriegsgefangenen um, die sie im Einsatz machen? Überstellen sie Gefangene auch an solche Nationen, in denen ihnen die Todesstrafe droht (das widerspräche dem Grundgesetz)? Sind sie beteiligt am System Guantánamo, an Verschleppungen durch US-Militärs? An der Tötung Unschuldiger gar? Alles potenzielle Schicksalsfragen für einen Verteidigungsminister. Nun fordern Grüne und FDP, ein eigenes KSK-Kontrollgremium müsse her. Auch müsse das Parlament künftig genauer über KSK-Missionen informiert werden, bevor es Entsendungen zustimme.

Die KSK wurde von einer berüchtigten Truppe ausgebildet

Ursprünglich war das KSK als Evakuierungstruppe für deutsche Staatsangehörige in Krisengebieten konzipiert. Nachdem 1994 belgische Fallschirmjäger deutsche Bürger aus Ruanda retten mussten, ließ Verteidigungsminster Rühe eine eigene Spezialtruppe aufstellen. Deren Aufgabenspektrum wurde alsbald verbreitert. Als »Kernaufgaben« des KSK nannte ein internes Schreiben des Verteidigungsministeriums schon 1997 unter anderem: »Gewinnung von Schlüsselinformationen in Krisen- und Konfliktregionen«, »Rettung aus terroristischer Bedrohung und Evakuierung«, »Abwehr terroristischer Bedrohung, Kampf gegen subversive Kräfte sowie verdeckte Operationen im Aufgabenbereich der Streitkräfte« sowie »Kampfeinsätze auch im gegnerischen Gebiet, einschließlich Lähmung und Zerstörung wichtiger Objekte«. Nur etwa 20 Prozent aller Bewerber, so eine Bundeswehr-Studie, erfüllen die Einstellungsvoraussetzungen für das KSK. Dazu zählen neben körperlicher Fitness auch »Reife und Erfahrung«. Gern, heißt es, würden Familienväter genommen. Eine Garantie für Charakterfestigkeit ist das freilich nicht.

In einem Gutachten für die Grünen schlug der Wissenschaftliche Dienst des Bundestages deshalb schon 1999 vor, das KSK unter parlamentarische Kontrolle zu stellen: »Eine (…) Möglichkeit könnte die Einrichtung eines speziellen Unterausschusses durch den Verteidigungsausschuss sein.« Warum das damals nicht passiert ist, kann heute niemand so recht erklären.

Die grüne Bundestagsabgeordnete Angelika Beer war eine der wenigen, die schon damals mahnte, die Operationen des KSK könnten in Graubereiche abrutschen. Am 25. Februar 2002 notierte die damalige Obfrau im Verteidigungsausschuss in ihre Akten: »Unterrichtung zum laufenden Einsatz hat nicht stattgefunden. Lediglich vage war bekannt, dass KSK in Afghanistan im Einsatz ist.« Zu diesem Zeitpunkt hatten KSK-Soldaten in Kandahar schon Bekanntschaft mit dem deutschsprechenden jungen Türken Murat Kurnaz geschlossen. Seitdem, sagen Verteidigungsexperten, die anonym bleiben wollen, hätten sich die etwa 100 KSK-Soldaten an mehreren direkten Zugriffen gegen Taliban beteiligt, und zwar angedockt an amerikanische Spezialkräfte. Schließlich verfügten nur diese über die notwendigen Transportmittel. Später sollen KSKler so genannte Spezialaufklärung in der Tiefe an der Grenze zu Pakistan betrieben haben. In Einzelfällen sollen sie an *»direct action«* beteiligt gewesen sein, sprich: an Zielmarkierungen für Luftangriffe. De facto dienen die deutschen Elitesoldaten also unter US-Kommando.

Zu den US Special Operation Forces pflegt die Elitetruppe von Geburt an ein enges Verhältnis. Sie leisteten Mitte der neunziger Jahre Ausbildungshilfe für die Deutschen. Ebenfalls als Lehrer dienten dem KSK damals Angehörige des britischen Special Air Service (SAS). Diese Geheimtruppe ist für eine ausgesprochene Killermentalität berüchtigt. In Nordirland machten ihre Mitglieder regelrecht Jagd auf IRA-Mitglieder. Von Rechtsstaatsprinzipien ließen sie sich dabei nicht weiter behindern; in mehreren Fällen erschossen sie unbewaffnete Verdächtige auf offener Straße.

Ein teurer Abwehrkampf

190 000 »geduldete« Ausländer können jederzeit abgeschoben werden. Doch sie werden in Deutschland gebraucht **VON JÖRG LAU**

In der kommenden Woche werden 190 000 Menschen hoffnungsvoll nach Nürnberg schauen. Dort will nämlich die Innenministerkonferenz endlich eine Regelung für die langfristig geduldeten Ausländer finden, also für Asylbewerber und Flüchtlinge, die seit Jahren ein Leben auf Abruf führen. Etwa hunderttausend leben schon über sechs Jahre von Duldung zu Duldung.

Ein Teil jener Geduldeten soll im Rahmen eines neuen Bleiberechts eine Aufenthaltserlaubnis bekommen, zunächst für zwei Jahre, jedoch mit Aussicht auf Verlängerung. In Frage kommen soll nach der Vorstellung von Wolfgang Schäuble, wer acht Jahre (Familien mit Kindern: sechs Jahre) Aufenthalt in Deutschland sowie eine feste Stelle und Deutschkenntnisse nachweisen kann. Die Neuregelung ist kein Gnadenakt: Seit Jahren ist Deutschland im Verzug bei der Umsetzung von elf EU-Richtlinien im Ausländer- und Asylbereich. Es ist mit EU-Recht nicht vereinbar, dass Hunderttausende dauerhaft im rechtlichen Niemandsland gehalten werden. In sieben Fällen laufen Vertragsverletzungsverfahren gegen die Bundesrepublik. Ohne diesen Druck wäre die Große Koalition wohl kaum so nahe an einer Einigung wie jetzt.

Dabei liegt es ganz offensichtlich im deutschen Interesse, dass die Flüchtlinge aus dem demoralisierenden Zustand des kettengeduldeten Transferempfängers herausgeholt und über den Arbeitsmarkt in die Gesellschaft integriert werden. Doch eben hier tun sich die Koalitionspartner schwer. Die SPD will nur einem geringen Teil der Altfälle den Zugang zum Arbeitsmarkt eröffnen. Die CDU hingegen beharrt darauf, allen Berechtigten einen gleichrangigen Zugang zum Arbeitsmarkt zu gewähren – ohne Bevorzugung von Deutschen und EU-Bürgern durch die Arbeitsvermittler. Die Erteilung einer dauerhaften Aufenthaltsberechtigung soll nach dem Willen Wolfgang Schäubles an den Erfolg am Arbeitsmarkt geknüpft werden.

Arbeitsminister Müntefering befürchtet, dass dadurch ein Verdrängungswettbewerb auf dem Niedriglohnsektor entstehen könnte – und mauert. Er hätte am liebsten eine begrenzte, einmalige Regelung für wenige Altfälle statt der grundsätzlichen Öffnung des Arbeitsmarktes für die dauerhaft Geduldeten.

Wie die SPD diese restriktive Politik mit ihrer sozialpolitischen Philosophie des »Förderns und Forderns« vereinbaren will, bleibt ihr Geheimnis. Wer die Flüchtlinge am Arbeiten hindert, verhindert ihre Integration und gibt sie dem xenophoben Argument preis, sie lägen dem deutschen Volk bloß auf der Tasche. Die SPD, die einmal für eine moderne Zuwanderungspolitik stand, gibt sich in letzter Zeit immer zugeknöpfter. Sie hat sich von der Schäuble-Böhmer-Union in die migrationspolitische Defensive drängen lassen.

Das ist für beide nicht gut: Statt den Streit um ein neues Leitbild für eine Einwanderungsgesellschaft zu führen, treiben die Koalitionsparteien sich wechselseitig in einen Wettbewerb um symbolische Restriktionen. Wenn die Union beim Arbeitsmarktzugang einknickt, so signalisiert die SPD, machen wir bei der Erschwerung des Ehegattennachzugs mit. Umgekehrt hat die Union es der SPD zuliebe aufgegeben, Hochbegabten und Selbstständigen die Einwanderung zu erleichtern, weil es ihr wichtiger ist, Flüchtlingen nach drei Jahren die Sozialleistungen zu kürzen, um keine Anreize zum weiteren Verbleiben zu bieten.

So sinnvoll einzelne Maßnahmen sein mögen: Die Große Koalition erweckt den falschen Eindruck, wir seien ausländerpolitisch in einer Abwehrsituation. In Wahrheit aber kommen nicht nur immer weniger AsylΔbewerber – in diesem September 35 Prozent weniger als im Vorjahr. Es kommen leider auch immer weniger Leistungsträger nach Deutschland – kaum 1500 im vergangenen Jahr, während immer mehr Begabte auswandern. Es ist gut, wenn aus Nürnberg ein Signal an die Fremden geht, die gekommen sind, um zu bleiben. Wir brauchen aber auch eines an die, die gar nicht erst nach Deutschland kommen wollen.

Foto (Ausschnitt): Mauro D'Agati / Agentur Focus

Zwei griechisch-zyprische **SOLDATEN** spielen Backgammon an der Demarkationslinie in Nikosia.
Unten: Die von der türkischen Armee 1974 besetzte Touristenstadt Varosha

Zickige Aphrodite

Zypern, die mythische Insel, ist zum Problemfall Europas geworden. An dem verfahrenen Konflikt drohen nun die EU-Beitrittsverhandlungen mit der Türkei zu scheitern VON CLAUS LEGGEWIE

Foto (Ausschnitt): vidaluz/cips/www.cips.com.cy

Nikosia

Kypriakos Myrianthis hat auf Zypern einige Berühmtheit erlangt. Der 68-jährige Grieche ist in sein Heimatdorf Davlos zurückgekehrt, das im türkischen Norden der Insel liegt, von wo er, mit weiteren 160 000 Griechen, vor drei Jahrzehnten vertrieben worden war. Dort, in der kleinen 250-Seelen-Gemeinde, die heute auf Türkisch Kaplica heißt, will er partout seinen Lebensabend verbringen. Und siehe da: Zeitungen auf beiden Seiten priesen den Fischer als Vorbild für die Lösung eines Problems, an welchem Politiker aller Couleur so gründlich scheitern, dass Zypern nun der Anlass für einen Bruch zwischen der EU und der Türkei zu werden droht.

Dabei schien die Teilung überwindbar: Seitdem Mauer und Stacheldraht 2003 von Norden aus durchlässiger wurden, hat sich der bis dahin verschwindend kleine zu einem beachtlichen Grenzverkehr ausgewachsen. Täglich passieren viele türkische Bauarbeiter und Grenzgänger mit Einkaufstüten die grüne Linie. Der von den UN und der EU geförderte Masterplan für den Wiederaufbau von Wohnungen und Geschäften in der einstigen Kampfzone lässt die Sollnahtstellen erkennen, an denen Zypern wieder zusammenwachsen kann.

Ringsumbrandet, wie der Dichter Hesiod die Insel einst besungen hat, verkörpert Zypern das antike und frühchristliche Erbe Europas: Aphrodite soll hier dem schäumenden Meer entstiegen sein, der Apostel Paulus begann dort sein Missionswerk, Cicero wirkte als römischer Gouverneur, und lange florierte Zypern als neutraler Ort zwischen Orient und Okzident. Doch die ethnische Entmischung des osmanischen Vielvölkerreiches und die Feindschaft von Griechen und Türken zementierten auch auf dem seit 1960 unabhängigen Zypern einen schroffen Gegensatz. Die griechische Mehrheit hielt sich ebenso an ihr Mutterland wie die türkische Minderheit; von konservativen Militärs dominierte Regierungen in Athen und Ankara setzten hier auf Anschluss (Enosis) und dort auf Teilung (Taksim). 1974 fiel die türkische Armee im Norden ein. Die Entscheidung zum Einmarsch fällte Bülent Ecevit, Sozialist, Nationalist und mehrfacher türkischer Premier, der Anfang der Woche gestorben ist. Der Nordteil Zyperns erklärte sich 1983, von Griechen gesäubert, für unabhängig. Auf rund einem Drittel des Staatsgebietes leben 150 000 türkischzyprische Einwohner, darunter Neusiedler vom türkischen Festland und 30 000 türkische Soldaten. Es entstand eine *Mauer auf Dauer* (Dossier der *ZEIT* Nr. 48/83).

Diese Hypothek übernahm die EU sehenden Auges mit dem Aufnahmeantrag Zyperns. Rein wirtschaftlich betrachtet, wirkte Zypern jedoch wie der ideale Beitrittskandidat, als einziger Nettozahler mit einem prosperierenden Dienstleistungssektor. Doch nachdem im April 2004 ein UN-Friedensplan an der satten Ablehnung der griechischen Zyprer scheiterte, konnte auch der Beitritt die Teilung nicht mehr überwinden. Zwar gab sich die Führung der nur von der Türkei anerkannten Republik Nordzypern europafreundlich. Der kompromissbereite Präsident Mehmet Ali Talat drängte die Hardliner um Rauf Denktaş und die Demokratische Partei seines Sohnes Serdar in die Opposition. Aber dafür war die Regierung Tassos Papadopoulos im griechischen Nikosia an Sturheit und Borniertheit kaum noch zu überbieten. Sie stiert zurück in die unbewältigte Vergangenheit und hängt an der »Zypernfrage«, wie die Kalten Krieger seinerzeit am Fortbestand der deutschen Frage hingen.

In uralten Klientelbeziehungen verhaftet, besitzt kaum einer der Provinzpolitiker, gleich welcher Couleur, ein Gespür dafür, wie der Kalte Kleinkrieg die europäische Integration Zyperns gefährdet – und überdies die Perspektive der Insel als ökonomische Drehscheibe und politischer Vermittler im Mittleren Osten. Zypern ist heute der größte Stolperstein für die EU-Beitrittsverhandlungen mit der Türkei. Viele Gegner, die andere Gründe ihrer Ablehnung nicht klar benennen wollen, nehmen diesen Konflikt zum hochwillkommenen Anlass.

Nur noch wenige Wochen bleiben, um die Krise zu lösen: Die Türkei wird nicht, wie es die EU in einem Zusatzprotokoll zum Assoziationsvertrag von einem Beitrittsaspiranten selbstverständlich verlangt, einseitig ihre Häfen und Flughäfen für Schiffe und Flugzeuge aus dem EU-Mitgliedsstaat Zypern öffnen, sie will im Gegenzug das Embargo für Güter aus dem Hafen von Famagusta und vom Flughafen Ercan aufgehoben sehen. Die eigens gebildete EU-Task-Force »Türkisch-zyprische Gemeinschaft« war zwar nicht untätig und hat Millionen Euro in die soziale und wirtschaftliche Entwicklung im Norden gesteckt, Landminen geräumt und Keime einer Zivilgesellschaft zu pflanzen versucht. Aber das Veto der griechischzyprischen Regierung, die zäh an ihrem Alleinvertretungsanspruch festhält und sich dabei auf die überwältigende Mehrheit der Wähler berufen kann, hat einen großen Teil der Finanzhilfe verfallen lassen.

Jetzt will die türkische Seite mehr für ihr Ja zu Europa, nämlich das Ende der internationalen Isolierung Nordzyperns. Die Regierung von Tayyip Erdoğan achtet derzeit sehr auf ihr nationales Profil, weil im nächsten Jahr Parlaments- und Präsidentschaftswahlen anstehen. Die Kolumnisten in den Zeitungen machen Stimmung, die Zypernfrage ist Teil eines großen nationalistischen Rollback.

Vor dieser Kulisse wurde jetzt ein Außenministertreffen von Griechen und Türken abgesagt, auf dem die finnische Ratspräsidentschaft hoffte, schlichten zu können. Nun herrscht Ratlosigkeit. Über große Druckmittel verfügt Brüssel weder gegen die Repräsentanten beider Inselteile noch gegen Ankara und Athen. So liegt die tickende Zeitbombe, die die österreichische schon an die finnische Ratspräsidentschaft weitergereicht hat, jetzt in Berlin vor der Tür, das von Januar an den EU-Vorsitz hat.

Der finnische Dreipunkteplan sah vor, dass die Türken zunächst nur einige Häfen öffnen, das heute türkische Famagusta unter EU-Kontrolle gestellt und Varosha, die benachbarte Geisterstadt im Niemandsland, den UN übergeben wird. Doch wie bringt man die griechischen Zyprer zum Einlenken? Der grüne Europaabgeordnete Daniel Cohn-Bendit schlägt gegenüber der *ZEIT* vor: Ankara sollte einen Teil seiner Truppen abziehen und damit unterstreichen, dass die Türkei auf der Insel rein zivile und wirtschaftliche Interessen verfolgt. Würde das nützen? Oder wäre ein Deal mit Ankara besser, demzufolge das türkische Parlament Reformen bei der Meinungsfreiheit verabschiedet, nicht aber das Zypernprotokoll – während die Regierung dieses aber dann doch stillschweigend anwendet? Diese Fragen quälen nun die EU-Unterhändler.

Brüssel bricht EU-Recht, wenn es das türkische Junktim akzeptiert und das Mitgliedsland Zypern unter Druck setzt. Doch meinen viele Europäer, dass sich vor allem die griechischen Zyprer bewegen müssen. Denn andernfalls verlieren alle: Die Türkei verpasst den Zug nach Europa, Griechenland entgeht ein Faustpfand im bilateralen Verhältnis zur Türkei (mit der um Besitzansprüche in der Ägäis gerungen wird), die Republik Zypern verschenkt ihre geopolitischen Vorteile, und die EU blamiert sich ein weiteres Mal als Vermittler im Nahen Osten. In Gefahr geriete gerade jener zyprische Status quo, an dem alle so beharrlich hängen: Eine Türkei, die in Sachen Europa nichts mehr zu verlieren hat, kann leicht die Denktaş-Parole »Teilung oder Tod!« wiederbeleben und über die Organisation Islamischer Staaten (OIC) die Isolation Nordzyperns teilweise beenden. Zum ethnischen Konflikt käme dann, im Zuge der türkischen Wendung nach Osten, noch die religiöse Komponente.

Im April 2003 lagen sich griechische und türkische Zyprer in den Armen, aber der Wiedervereinigung der Herzen ist nicht die des Verstandes gefolgt. Die Europäisierung hat nicht die Teilung überwunden, eher hat sich die Teilung europäisiert. Kypriakos Myrianthis hat den nötigen Mut bewiesen. Ob er jedoch in Davlos als Grieche unter Türken den erhofften ruhigen Lebensabend verbringen kann, ist ungewiss.

Claus Leggewie lehrt Politikwissenschaft an der Universität Gießen. Für die ZEIT reiste er 1983 schon einmal nach Zypern

Elefanten für Europa

Die SPD und die Union wetteifern um Ideen für die Ratspräsidentschaft. Man ist sich in vielem einig – außer bei der Türkei-Politik VON GUNTER HOFMANN

Merkwürdig doppeldeutig, ja inkonsequent und widersprüchlich fällt die erste »europäische Botschaft« aus, die sich augenblicklich in der Großen Koalition herauskristallisiert. Einerseits offenbart sich eine tiefe Differenz über die Integration der Türkei, wie man nach der Kabinettsklausur und den ersten Positionierungen der Kanzlerin, ihres Außenministers und des SPD-Vorsitzenden Beck sagen kann. Angela Merkel droht Ankara ziemlich unverblümt, und die Christdemokraten erwägen gar einen »Abbruch« der Gespräche über den Beitritt, während Kurt Beck und Frank Walter Steinmeier, sonst penibel um Eintracht mit der Kanzlerin bemüht, auf jeden Fall einen Türkei-Kompromiss erreichen möchten. Andererseits wetteifern die Koalitionspartner geradezu um das Erstgeburtsrecht an den Vorschlägen, wie sich die Bundesrepublik während der deutschen EU-Ratspräsidentschaft von Januar an profilieren soll. Dabei wiederum erscheinen die Differenzen fast überall eher unerheblich.

Etwas Beruhigendes hat es in jedem Fall, wie alle »Europa« für sich reklamieren. Hier hätte man also den Fall, in dem sich eine Große Koalition segensreich auswirkt, sie schützt auch vor der Versuchung, die Populismus-Karte zu ziehen. Die Türkei jedoch, das ist die Kehrseite der Medaille, bekommt diese »Einigkeit im Prinzip« besonders zu spüren. Denn natürlich geht es nicht nur um Zypern. Dahinter verstecken sich disparate Vorstellungen vom künftigen Europa sowie tiefsitzendere Vorbehalte – in den Gründerstaaten. Das ist völlig unabhängig von jedem Zwischenbericht über die interne Lage der Türkei und das Taktieren Ministerpräsident Erdoğans. Angela Merkel hat eine Chance verpasst: Den Brüsseler Beschluss, die Beitrittsverhandlungen aufzunehmen, hat sie nicht genutzt, um ihren Vorschlag von der »privilegierten Partnerschaft« der Türkei zu entsorgen – sie kann ihn aber auch wegen Brüssel so nicht wiederholen. Innerparteilich, aber auch in Europas Mitterechts-Lager hätte sie mit einem couragierten Neuanfang der Türkei-Politik einen Führungs- und Orientierungsanspruch anmelden können. Einklagen können die Kriterien wirklich hart und überzeugend nur die Beitrittsbefürworter.

Der Widerspruch ist augenfällig: Man kann sich schwerlich wie Angela Merkel »fasziniert« zeigen vom Toleranzbegriff in der Verfassung, während Europas Konservative gerade in der Erweiterungsfrage eine Toleranzgrenze ziehen wollen, ohne darüber offen zu sprechen.

Viel Vorsicht spürt man bei dem Kabinettsbeschluss, der die Türkei als Prinzipienfrage umschifft. Nicht zufällig heißt es, »ein politisches Gebilde ohne Grenzen ist nicht lebensfähig«, »bei der Vollendung der Einigung des Kontinents dürfen wir uns nicht übernehmen«. Sieht man von der Türkei-Frage ab, gehen Berlins »Elefanten« ziemlich einträchtig der Präsidentschaft entgegen – auch wenn Beck von einem »Grundgesetz« für Europa statt von einer Verfassung spricht. Auch die Kanzlerin schwärmt keineswegs von einem »neoliberalen« Wirtschaftsgebilde, das auf Sicherheitsbedürfnisse keine Rücksichten nehmen müsse. Und die Sozialdemokraten von Romano Prodi über Poul Rasmussen bis Franz Müntefering, die alle gern von der »Roadmap« für ein soziales und lernendes Europa sprechen, scheuen sich nicht, für eine wirtschaftsstarke Union zu plädieren, »wir sind keine Partei von gestern«, mit erheblich mehr Investitionen für Bildung.

Die eigentliche Herausforderung, so Prodi in Berlin, sei es, auf die »Angst vor der Globalisierung« nicht nur mit »Schutz«, sondern auch »als Akteur« zu reagieren. Überhaupt Prodi: Aus dem Handgelenk schüttelte er eine Vorstellung von Europa, das nicht nur »Feuerwehrdienste« in internationalen Notfällen leistet, sondern ein außenpolitisches »Konzept« anbietet, den Euro nach außen stärker gemeinsam vertritt, die Verfassung »nicht nach unten nivelliert«, aber 2009 alle darüber abstimmen lässt. Wenn Italien demnächst turnusgemäß einen Sitz im Sicherheitsrat in New York einnehme, werde es den nicht als italienischen, sondern als »europäischen Sitz« betrachten, versprach er. Den Marktwert Italiens nach Berlusconi kann ein solcher Prodi gewiss nur steigern. So nebenbei exerzierte er den Deutschen aber auch mal kurz vor, was sie noch lernen müssten, um das europäische Vakuum wirklich einmal zu füllen.

Die neue Moschee in Istanbul. Ein neuer Gefängnistrakt in Sincan in Ankara.
ORHAN PAMUK, türkischer Friedensnobelpreisträger

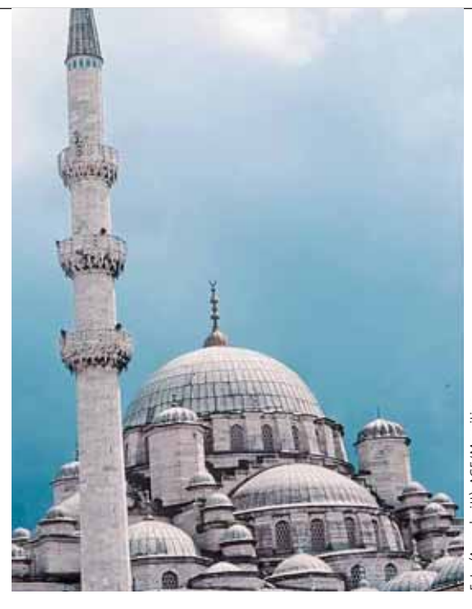


Foto (Ausschnitt): AGE/Mauritius

»Die wollen uns nicht«

Die Beitrittsgespräche zwischen Brüssel und Ankara wachsen sich zum Nervenkrieg aus. Wer gewinnt? **VON JOACHIM FRITZ-VANNAHME**

Brüssel

Nur jeder dritte befragte Bürger ist noch für einen EU-Beitritt der Türkei. Gemessen wurde dieser Misstrauenswert freilich nicht in Rostock oder Recklinghausen, auch nicht in Belfort oder Bordeaux, sondern von großen Medien in der Türkei selbst. Vor zwei Jahren sprachen sich noch zwei von drei Türken für die Mitgliedschaft aus. Längst ist der Enthusiasmus verflogen, das Misstrauen gegen »Brüssel« sitzt mindestens so tief wie unter skeptischen EU-Bürgern.

Dabei spielen die schlechten Noten im Fortschrittsbericht der EU-Kommission, der die Annäherung eines Kandidatenlandes an die Regeln der Gemeinschaft bewertet und am Mittwoch in Brüssel vorgelegt wurde, noch nicht einmal die Hauptrolle. Es ist ein Gefühl, das sich bei vielen Türken verhärtet hat: Die Europäer wollen uns nicht.

Noch bevor die Kommission ihren Bericht vorgelegt hatte, bewertete ihn der türkische Ministerpräsident Recep Tayyip Erdoğan: »Traurig nehme ich Bewertungen zur Kenntnis, wonach sich unser Reformprozess verlangsamt hätte und wir unseren Enthusiasmus für die EU verloren hätten. Das ist ungerecht gegenüber unserer Regierung.«

Zungenflink war auch Edmund Stoiber. Schon vor Vorlage des Türkeiberichts forderte der CSU-Chef ein Einfrieren der Verhandlungen und warf der Türkei »andauernden Vertragsbruch« vor. Besonders in der Zypernfrage verhalte sich die Regierung in Ankara »krass vertragswidrig«.

Diplomatischer formulierte das Bundeskanzlerin Angela Merkel zu Beginn der Woche gegenüber der *Süddeutschen Zeitung:* »Ein einfaches Weiter-so gibt es nicht, wenn sich auf dem Gebiet des Ankaraprotokolls nichts bewegt.« Im Klartext, die Regierung in Ankara muss, wie in diesem Protokoll vom Juli 2005 vereinbart, die Zollunion auf alle EU-Staaten anwenden, also auch auf Zypern, das von der Türkei bisher nicht anerkannt wird. In der Praxis bedeutet das eine Öffnung aller türkischen Häfen und Flughäfen für Zypern – was die Regierung Erdoğan, eingezwängt zwischen Nationalisten und Militärs, aus innenpolitischem Kalkül bislang verweigert.

Doch nicht allein die Zypernfrage vergiftet derzeit die Beitrittsgespräche. Da ist auf europäischer Seite die berechtigte Klage über Paragraf 301 des türkischen Strafgesetzbuches, der die »Beleidigung des Türkentums« mit Gefängnis ahndet und Publizisten und Schriftstellern, etwa dem Nobelpreisträger Orhan Pamuk, bereits Ärger einbrachte. Da ist die Brüsseler Beschwerde, im kurdischen Südosten der Türkei werde weiterhin gefoltert, ohne dass die Übeltäter viel zu befürchten hätten. Und da ist schließlich die Kritik der EU an mangelnder ziviler Kontrolle des türkischen Militärs.

Der Massenmord an den Armeniern 1915 ist kein Beitrittskriterium

Auf der anderen Seite empören sich die Türken über neue Hürden auf ihrem Weg nach Brüssel, die im Reglement der Beitrittsverhandlungen – den so genannten Kopenhagener Kriterien und den 35 Verhandlungskapiteln – gar nicht vorgesehen sind. Zum Beispiel der Massenmord an den Armeniern 1915, in türkischen Geschichtsbüchern geleugnet oder übergangen, nach Auslegung einiger türkischer Staatsanwälte aber ein Akt jener »Beleidigung des Türkentums«, die Pamuk vor den Kadi zu bringen drohte.

Als unlängst französische Abgeordnete, etliche davon armenischer Abkunft, die Leugnung des Massenmordes in Frankreich unter Strafe stellten, wurde das in der Türkei als Affront empfunden – was es über den Ruf nach historischer Gerechtigkeit hinaus wohl auch sein sollte. Das erleichtert es den Nationalisten in der Türkei vor dem Großwahljahr 2007, in dem ein neues Parlament und ein neuer Präsident gekürt werden, mit Donnerruf auf Stimmenfang zu gehen. Was wiederum im Herzen Europas als Indiz für mangelnde EU-Tauglichkeit der Türkei gewertet wird. Übersehen wird dabei auf türkischer Seite, dass Frankreichs Präsident Jacques Chirac das Gesetz widerwillig hinnahm und womöglich nicht unterschreiben wird – und Frankreich seinerseits vor einem Großwahljahr 2007 steht, wo der eine oder andere schon heute mit Donnerhall auf Stimmenfang geht.

Dabei sind die Europäer über den Umgang mit dem Kandidaten ziemlich uneins. Das ist nicht neu und käme dem türkischen Beitrittswunsch eher entgegen, wäre da nicht die neuartige Schwäche sowohl der eifrigen Befürworter wie der üblichen Gegner der türkischen EU-Mitgliedschaft. Dafür waren gestern noch Gerhard Schröder, Jacques Chirac, Tony Blair und Silvio Berlusconi. Der Erste ist aus dem Amt – und hat eine Erbschaft hinterlassen, die seine Nachfolgerin zu ärgern scheint. Jedenfalls beschwerte sich Angela Merkel jetzt, dass die Beitrittsverhandlungen am 3. Oktober 2005 zu einem Zeitpunkt beschlossen wurden, als die Wahl in Deutschland schon vorbei war: »Und trotzdem hat mein Vorgänger noch voll agiert.«

Jacques Chiracs Tage im Amt sind gezählt, wie anders wäre etwa das Armenien-Gesetz zu erklären, durchgepeitscht gegen seinen Willen. Blairs Verfallsdatum bleibt zwar unbekannt, rückt aber rasch näher. Und Berlusconis Nachfolger Romano Prodi, vormals als EU-Kommissionspräsident ein Befürworter der türkischen Kandidatur, plagen derzeit andere Sorgen, vom Libanon-Einsatz bis zur kreativen Budgetpolitik.

Foto (Ausschnitt): epa Anado/dpa

Foto [M]: Murat Tueremis/laif

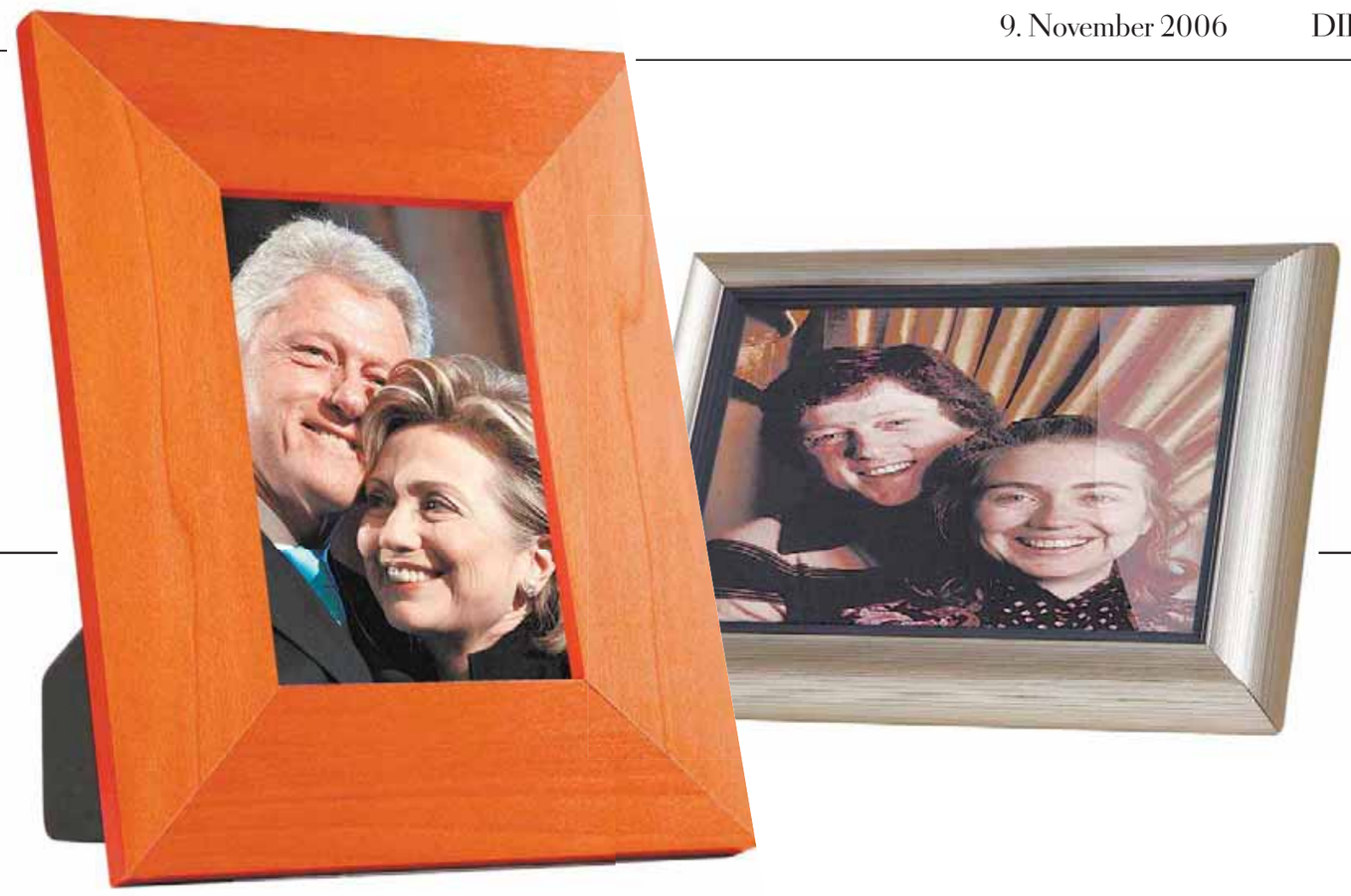
Die Gegner eines Türkei-Beitritts in der EU sind geschwächt

Geschwächt aber sind auch die Gegner eines Türkei-Beitritts. Nach seiner Wahlniederlage agiert Österreichs Kanzler Wolfgang Schüssel in einem Machtvakuum, das ihm den Atem für alles andere als seine Koalitionsexerzitien raubt. Und Angela Merkel warnte zwar, für die Türkei könne jetzt »eine sehr, sehr ernste Situation entstehen«. Doch zugleich musste sie von ihrem sozialdemokratischen Außenminister Frank-Walter Steinmeier oder ihrem Vizekanzler Franz Müntefering hören, die Gespräche seien »mit Bedacht und Besonnenheit« (Steinmeier) fortzusetzen. Und die skandinavischen EU-Mitglieder, in Menschenrechtsfragen stets hellhörig, streben nicht in die antitürkische Phalanx. Denn sie sind bei aller Strenge bislang für eine gründlich reformierte Türkei innerhalb der EU.

Beim Brüsseler Dezember-Gipfel der Staats- und Regierungschefs wird darum der kritische Kommissionsbericht von dieser Woche nicht dazu taugen, die Verhandlungen auf Grund laufen zu lassen. Es sei denn, die Regierung in Ankara verliert die Nerven, tut den Zynikern den größten Gefallen und wirft das Handtuch. Das wäre nicht die von Stoiber geforderte Pause, sondern das Ende der Verhandlungen. Ganz im Sinne der derzeitigen Umfragen.

Eine nach dem anderen

Machtwechsel bei den Clintons: Hillary hat Bills Karriere hinter sich. Hat er die ihre vor sich? VON THOMAS KLEINE-BROCKHOFF



Neue ZEIT-Reihe
POWERPAARE
in der Politik **Teil 2**

Hillary &
Bill Clinton

Bristol, Pennsylvania

Das macht Bill Clinton so schnell keiner nach. Zwei Sätze braucht er, um zur Sache zu kommen und das Wesentliche doch als Nebensächlichkeit erscheinen zu lassen. »Ich bin gekommen, um für diesen jungen Mann hier Wahlkampf zu machen«, ruft er und legt väterlich seine Hand auf die Schulter des Kongresskandidaten neben ihm. Beide blicken von einer Bühne hinab auf die Menschenmenge in der Hauptstraße von Bristol. Jubel brandet auf. »Eigentlich ist heute mein 31. Hochzeitstag«, gesteht Clinton. »Hillary hat mir trotzdem erlaubt zu kommen.« Aha, Hillary sagt an, Bill folgt – oder er will jedenfalls glauben machen, er erhalte Marschbefehle von seiner Frau.

Alles scheint wie damals, 1992, als Bill Clinton die Herzen eroberte und Präsident wurde. Wie damals dröhnt aus den Lautsprechern der Gassenhauer von Fleetwood Mac: *Don't Stop Thinking About Tomorrow.* Und die Zuschauer denken sichtbar ans Morgen und halten Plakate hoch: »Hillary 08«. Bill hat nichts dagegen. Zwar ist Wahlkampf 06, aber Clinton wirkt wie ein Zeitreisender, unterwegs in die Zukunft. Eine prima Arbeitsteilung in dieser Politikerehe: Sie fährt kreuz und quer durch den Bundesstaat New York und sichert sich die Wiederwahl zur Senatorin; er fährt kreuz und quer durch Amerika und sichert ihr die Pole-Position im Rennen um die Präsidentschaft 08. Der Expräsident ist das prominenteste Vorauskommando aller Zeiten. Wie zufällig taucht er in Iowa und in New Hampshire auf, wo die Vorwahlen beginnen werden. Er kann auf George Bush schimpfen und dabei in Nebensätzen für die unerklärte Kandidatin werben. Jedes Mal preist er sie in den höchsten Tönen, nahe an der Peinlichkeitsschwelle. Sogar in ihrer Gegenwart. Kürzlich, bei einem gesetzten Essen, erhebt sich Bill, schaut seiner Gattin in die Augen und erklärt sie zur »fähigsten Person«, die er »je kennen gelernt« habe. Ist sie nicht dabei, tut er so, als sei er ein unbeteiligter Beobachter, und spekuliert darüber, ob sie Präsidentin werden wolle. Angeblich weiß Bill das nicht. Falls sie aber kandidiere, sagt er, werde sie gewinnen und »eine fantastische Präsidentin« sein. Mit Bills Hilfe kann Hillary ihre Kandidatur ankündigen, ohne sich von den Gegnern schon attackieren lassen zu müssen. Er ist ihr Schild und Schwert. Wie weiland 92: Politik im Doppelpack – zwei zum Preis von einem. Damals Bill-und-Hillary, heute Hillary-und-Bill. Clinton, ein Markenname.

Es ist nicht leicht, einen Expräsidenten die zweite Geige spielen zu lassen

Sie hat seine Karriere schon hinter sich, er hat ihre noch vor sich. Sie hat ihm ein Vierteljahrhundert lang den Rücken frei gehalten, nun probt das Paar seit sechs Jahren den Rollenwechsel. Ungewöhnlich für Power-Paare, die gern parallel oder leicht zeitversetzt, nicht aber nacheinander politische Karriere machen. Dass der Wechsel mühelos gelänge, lässt sich nicht behaupten. Ist ja auch nicht so leicht, einen Expräsidenten die zweite Geige spielen zu lassen. Beide feierten jüngst opulent Geburtstag. Seine Sause allerdings dauerte drei Tage, ihre nur einen Abend. Seine Gäste wurden gebeten, einen Mindest-Unkostenbeitrag von 60 000 Dollar pro Person zu entrichten, ihre Gäste waren zum Billigtarif von 1000 Dollar dabei. Vielleicht geschah das alles nur, weil er zu einem runden Geburtstag lud, seinem 60., sie aber ein Jahr jünger ist.

Leicht kann es geschehen, dass Bill seine Hillary vorstellt und diese Einführung länger gerät als ihre Rede. Kürzlich hörte man, wie er vor einem Dinner zu Ehren seiner Gattin vor sich hin murmelte: »Nicht zu viel reden! Mund halten!« Sprechen aber beide, offenbaren seine Stärken ihre Schwächen. Im Februar ehrten beide Clintons bei einem Trauergottesdienst die verstorbene Bürgerrechtlerin Coretta Scott King. Hillary hielt einen Vortrag, Bill eine Rede. Hillary gab die Dozentin, Bill den Pfarrer. Für Hillary applaudierten die Gäste, für Bill sprangen sie auf. Später beruhigte Bill seine Frau: »Wenn wir an deinem alten College geredet hätten, wären dir die Sympathien zugeflogen. Ich bin in solchen Kirchen aufgewachsen. Das ist mein Leben. Dort musst du nicht besser sein als ich, nur besser als die anderen.«

Doch Clinton & Clinton meiden inzwischen gemeinsame Auftritte. Sie verändern gar ihre Reisepläne, wenn beide zur selben Zeit am selben Ort sein sollen – aus Sorge, Bills Stern könnte heller strahlen als Hillarys. So suchen sie sich im politischen Planetensystem unterschiedliche Umlaufbahnen. Die *New York Times* hat herausgefunden, dass die Eheleute sich etwa 14 Tage im Monat sehen. Und das bedeutet meistens: Sie essen gemeinsam zu Abend.

Niemals zuvor hat ein Präsident eine Nachnachfolgerin aufgebaut, mit der er auch noch verheiratet ist. Bill Clinton könnte der erste First Gentleman im Weißen Haus werden. Drum wird jede noch so entlegene Äußerung dieser überlebensgroßen Partner öffentlich seziert. Seit Antonius und Kleopatra hat kein Power-Paar derart mythische Bedeutung erlangt. Auch wenn sich noch kein Autor vom Format Shakespeares der Ein- und Zweisamkeit der Clintons angenommen hat, sind über Bill, Hillary oder beide bereits 36 Bücher erschienen, allein auf Englisch.

Ewiglich fasziniert die Frage, was der Klebstoff ist, der diese Verbindung zusammenhält. Tausendmal hätte Hillary Grund gehabt, den Mann zu verlassen, den sie ein Vierteljahrhundert lang bei seinem Triumphzug förderte und nach jedem Fall wieder aufrichtete. Bill bedankte sich dafür mit Betrug, Lüge und Demütigung. Statt in Trennung mündete das öffentliche Melodrama 1998 in wöchentlicher Ehetherapie und dann in zwei weiteren politischen Karriereprojekten: erst Senatorin, bald Präsidentschaftskandidatin.

Die Clinton-Literatur hält zwei Theorien über das Wesen der Beziehung bereit: faustischer Pakt oder Liebe. Die Vertragstheoretiker sehen in Bill eine schlüpfrige Gestalt, in Hillary eine kalkulierende Karrieristin. Er ist Sünder, sie Schlange; er Getriebener, sie Antreiberin. Sie bleibt bei ihm, weil er seinen Teil des Deals noch einzulösen hat und sie an die Spitze führen soll. Die Liebestheorie hingegen stammt vom kleinen Kreis der Clintonistas und natürlich von den Clintons selbst. In ihrer Autobiografie *Living History* schreibt Hillary Clinton: »Was kann ich schon über eine Liebe sagen, die seit Jahrzehnten nicht verblasst und durch unsere gemeinsamen Erfahrungen nur noch gewachsen ist? (…) Ich weiß nur, dass mich niemand besser versteht und mich niemand besser zum Lachen bringt als Bill. Nach all den Jahren ist er immer noch der interessanteste und lebendigste Mensch, dem ich je begegnet bin.«

Der kundigste Billary-Exeget ist wohl John Harris von der *Washington Post.* Zehn Jahre lang war er Clinton-Berichterstatter und kennt jeden Fixstern im Orbit des Paares. Nach seiner Beobachtung (niedergeschrieben in *The Survivor – Bill Clinton in the White House)* kommen irgendwann selbst die Zyniker zu einer keineswegs zynischen Antwort: Ohne die Liebe, auf die ihre Ehe gründet, ist bis heute keine Erklärung plausibel. Allerdings dürfe man sich diese Liebe nicht allzu konventionell vorstellen. Da sei einmal die Liebe füreinander und dann die gemeinsame Liebe für die Politik. Ihre unbändige Ambition sähen die Clintons als gemeinsame Mission im Dienste der Öffentlichkeit. »Politik«, schreibt Harris, »produziert die Hitze für diese Beziehung.«

Während ihres Studiums in Yale fällt Hillary als kluge Feministin auf. Das entgeht ihrem Kommilitonen Bill nicht. Er bewundert ihren Intellekt und glaubt, sie sei ihm überlegen. Sie schätzt als seine größte Gabe jene politische Intuition, die ihr abgehe. Bill, so die Legende, sei zuerst hinter Hillary her gewesen und habe sie beim ersten Rendezvous ins Kunstmuseum geführt. Als sie krank wird, bringt er ihr Hühnersuppe. Sogar in den Yoga-Unterricht begleitet er sie. Bill Clinton versteht es als großes Opfer, dass seine frisch angetraute Frau ihm 1975 in die Provinz folgt, damit er dort politische Karriere machen kann. Ein Opfer war es zweifellos, denn Hillary werden blendende Anwaltsjobs in Washington angeboten. Warum sie diese ablehnt, sagt sie einem ihrer Förderer im Kongress: »Bill wird einmal Präsident werden.« Als der Förderer sie belächelt, kontert sie: »Ich kenne diesen Mann, Sie nicht. Sie werden Ihre Worte noch bereuen.«

Längst ist Bills politische Karriere zum gemeinsamen Unternehmen geworden. So weit geht ihre Identifikation mit seiner Karriere, dass sie während des Präsidentenwahlkampfes 1992 darauf besteht, gemeinsam vor die Kamera zu treten und die Vorwürfe ehelicher Untreue gegen ihren Gatten zu bestreiten. Auch dieses Verhalten wird zum Muster werden. Eher will sie 1998 an eine »rechte Verschwörung« gegen ihren Mann glauben als an einen weiteren Seitensprung.

Schon im Wahlkampf 1992 wird das Bild vom karrierehungrigen Politpaar zum PR-Problem. Ihre Berater schreiben in einem Memo: »Bill und Hillary sollten viel mehr über die eigene Familie sprechen, auch die Tochter, und wie sehr sie sich lieben. (…) Die Leute müssen verstehen, dass diese Beziehung mehr ist als eine politische Partnerschaft.« So beginnt Bill Clinton, in seinen Werbe-Clips seine Familie zu vermarkten. So lange, bis kaum jemand mehr glauben kann, dass es bei den Clintons genuine, nicht instrumentalisierte Gefühle füreinander geben könnte. Als First Lady aber sieht Hillary sich vor allem als wichtigste Beraterin des Präsidenten, und in der Tat übergibt Bill seiner Partnerin im Amt die Verantwortung für das wichtigste Projekt der Regierung, die Gesundheitsreform. Als diese scheitert, beginnt Hillary, sich dem klassischen Verständnis einer First Lady anzunähern. Sie fängt an, seine Schwächen auszugleichen. Sie sorgt dafür, dass ausufernde Debatten ein Ende finden. Sie achtet darauf, dass Ideen nicht in der Bürokratie versickern. Sie versucht, Indiskretionen zu verhindern und Illoyalitäten zu bekämpfen. Nach außen gibt sie sich sogar als Kuchen backende, wohltätige Präsidentengattin.

Sie weiß den besten politischen Berater Amerikas an ihrer Seite

Dann nimmt die Lewinsky-Affäre dem Power-Paar die Power. Aus einer Ehekrise wird eine Verfassungskrise. Warum Hillary am Ende bei ihrem Mann bleibt, wissen nur wenige genau. Jedenfalls wird die Ehe nicht nur durch eine Paartherapie gerettet, sondern durch ein neues politisches Projekt: Hillarys Senatswahlkampf 2000 lässt sie politisch selbstständig werden. Gerade in dieser Zeit erscheint Beobachtern die wechselseitige Zuneigung offenkundiger als zuvor. Ihr Gesicht hellt sich auf, sobald er anruft. Sie schickt ihm die Entwürfe ihrer Reden zu. »Bill, was hältst du davon?«, steht oben drüber. Er schickt die Entwürfe zurück und schreibt drunter: »Ich liebe dich.«

Hillary Clinton weiß den besten politischen Berater Amerikas an ihrer Seite. Anders als Al Gore und John Kerry hört sie ihm zu. Sollte sie 2008 gewinnen, hat sie eine Rolle für ihn, auf die er sich mit seiner »Clinton Global Initiative« heute schon vorbereitet: Bill könnte der Botschafter des guten Willens für ein Land werden, das dringend einer Image-Reparatur bedarf.

Andererseits könnte Bill für Hillary im Wahlkampf zum entscheidenden Problem werden. Niemand weiß, ob sich Amerika darauf einlassen will, das präsidiale Melodrama der neunziger Jahre noch einmal zu erleben. Wie Heldinnen in einer endlosen Vorabendserie dürften all die alten Bekannten wieder auf den Bildschirm gezerrt werden: Paula und Gennifer und Monica und wie sie alle hießen. Und was, wenn der Expräsident seinen Auszug aus dem Weißen Haus nicht als eine Übersiedlung ins Kloster verstanden haben sollte? Im vergangenen Jahr, als man sich in Washington mal wieder Indiskretionen zuflüsterte, fuhr der alte Clinton-Freund Terry McAuliffe eigens nach New York, um Bill zur Rede zu stellen. Über das Gespräch wurde kein Wort bekannt. Trotzdem werden die Clintons erneut von Gerüchten verfolgt.

RIVALEN & KOMPLIZEN

Ist es Liebe oder ein Geschäft? Für Bill gibt Hillary Clinton ihre **BRILLE** und ihren **HAARSCHNITT** auf – und fragt sich doch, ob sie damit ihre feministischen Ideale verrät. Er wiederum demütigt sie, wird aber wie geplant Präsident. Bleibt sie nur bei ihm, weil er seinen **TEIL DES DEALS** noch nicht eingelöst hat? Teil 2 einer **ZEIT-REIHE** über politische Paare.

Fotos: (M): Ha raz N. Chanbari/AP (Washington 2006); (re.) Enrico Ferorelli/Agentur Focus (1979); Max Missal für DIE ZEIT (Rahmen)

Krieg der Hütte

Wie wirft man einen missliebigen Nachbarn aus einer alternativen Laubenkolonie? Bauwagenmieter in **BADEN-WÜRTTEMBERG** zogen vor Gericht **VON PHILIPP MAUSSHARDT**

Fotos (M): Anne Faden für DIE ZEIT

Bauwagenbewohner Jürgen S. stört angeblich den **WAGENBURGFRIEDEN.** Seine Nachbarn sind eher öffentlichkeitsscheu

Tübingen

Der Aushang am Schwarzen Brett der Tübinger Wagenburg Kuntabunt entsprach in Wortwahl und Sprachduktus ganz dem Szenejargon. »Wenn die Bullen einmarschieren«, warnt der Autor, und es »zu einer Knüppelei kommt«, würden »auch Unbeteiligte zu Schaden kommen«. Überhaupt habe er kein Verständnis dafür, »dass die Wagenburg, die sich als Freiraum außerhalb des bürgerlichen Ordnungsstaates sieht, sich Hilfe bei den Repressionsorganen holt«. Gezeichnet: »Denkt nach! Stefan«.

Nachdenken sollten die rund 70 Bewohner des alternativen Wohnprojekts darüber, ihre beim Amtsgericht Tübingen eingereichte Räumungsklage gegen einen ihrer Bewohner wieder zurückzuziehen.

Es ist das vorläufig letzte Kapitel in einem seit Jahren währenden Streit unter den Bewohnern der Wagenburg, die, wie ähnliche Wohn- und Lebensprojekte in Berlin, Freiburg und im Ruhrgebiet, angetreten waren, dem bürgerlichen Traum von der Kleinfamilie in der Doppelhaushälfte ein Schnippchen zu schlagen. Selbstbestimmt und gewaltfrei wollten sie leben und dem Konsumwahn die lange Nase zeigen.

Als in Tübingen Anfang der neunziger Jahre eine Gruppe junger Leute am Rande eines von der französischen Armee verlassenen Kasernengeländes ihre Bauwagen postierte und den Platz für besetzt erklärte, waren zunächst Hundertschaften der Polizei angerückt und drohten, den Platz zu räumen. Der Konflikt wurde friedlich beigelegt. Heute leben die Wagenbürger völlig legal auf dem städtischen Gelände, mit Mietvertrag und Telefonanschluss.

Auch sonst hat sich einiges geändert: Während man früher noch die Notdurft im nahen Stadtwald verrichtete, wird heute der Inhalt des kollektiven Plumpsklos regelmäßig von einem Traktor in die Kläranlage gefahren. Um manche Bauwagen herum sind Gärtchen entstanden, die den Vergleich mit besseren Vorstadtsiedlungen nicht zu scheuen brauchen.

Andererseits werden auf den regelmäßigen Treffen der Bewohner nur noch selten politische Debatten geführt. Die nachgezogenen Neu-Wagenbürger interessierten sich mehr für Reinkarnation und kosmische Energiefelder. Jürgen H., einer der letzten Vertreter der links-anarchischen Gründergeneration, wurde immer mehr zum Außenseiter. Seit er die Esoteriker als rechtsradikale Spinner bezeichnete, gilt er als Unperson.

Eine Wagenburg ist »nicht anders zu bewerten als ein Tennisverein«

Jetzt soll er weg. Eine Mehrheit der Bewohner will, dass Jürgen S. seinen Bauwagen vom Platz fährt und sich eine neue Bleibe sucht. Auf einem Gartengrundstück irgendwo, auf einem Campingplatz. Egal. Nur hier bleiben soll er nicht. Als Jürgen einmal mehrere Tage nicht auf dem Platz war, bestellten seine Nachbarn einen Kranwagen und versuchten vergeblich, den schweren Bauwagen über den Zaun zu heben. Jürgen erstattete Anzeige wegen Sachbeschädigung und Hausfriedensbruch.

Wo früher der Hanf für den Eigenbedarf gedieh, wachsen heute Buchs, Cosmea-Blumen und Pfefferminze. Nur in Jürgens Garten wurde das Marihuanakraut noch liebevoll gepflegt – bis zu jener Sommernacht, als seine neuen Nachbarn alle Hanfpflanzen abschnitten, einpackten und sie in einem Jutesack zur Polizeidirektion Tübingen brachten. Wenige Tage später bekam Jürgen S. Besuch von der Polizei und eine Anzeige wegen Verstoßes gegen das Betäubungsmittelgesetz.

Doch Jürgen S. ist ein erfahrener Widerstandskämpfer. Kurz vor dem Einmarsch der US-Truppen im Irak war er nach Bagdad geflogen, um als »menschlicher Schutzschild« den Krieg noch zu verhindern. So einer räumt nicht freiwillig seinen Wagenplatz, nur weil »ein paar Halb-Buddhisten meinen Wegzug fordern«. Fäuste flogen, in den regelmäßigen Plenumssitzungen wurde nur noch geschrien. Man müsse Jürgen mal »eine in die Fresse schlagen«, fand ein Bewohner. Ein herbeigerufener Mediator mit Spezialausbildung in Gewaltfreier Kommunikation (GfK) versuchte zu vermitteln. Vergeblich.

Da war auch für einen verständigen Amtsrichter wie Stefan Zundel guter Rat teuer. Nun musste er die Räumungsklage gegen Jürgen S. entscheiden. Eine Kündigung, versuchte er den Streitfall zu versachlichen, müsse auch in alternativen Wohnprojekten »formal wirksam« sein. Es bedürfe gültiger Entscheidungen, die in Protokollen und niedergelegten Beschlüssen festgehalten seien. Eine Wagenburg sei in einer solchen juristischen Angelegenheit »nicht anders zu bewerten als der Tennisverein von Kilchberg«.

Am Ende der Verhandlung zog der Vereinsvorstand der Wagenbürger seine Räumungsklage zurück. Sie wollen sich nun mit ihrem Rechtsanwalt beraten, um eine juristisch saubere Kündigung zu formulieren. Und Jürgen S.? Er hoffe, sagte er dem Richter, »dass man mich weiter in der Wagenburg wohnen lässt«.

Der Aushang am Schwarzen Brett der Wagenburg verweist noch auf eine dritte Möglichkeit: Selbstjustiz. »Haben Leute, die zu feige sind, selbst Hand anzulegen«, so fragt jener Stefan, »überhaupt etwas in einer Wagenburg zu suchen?«

Jürgen wäre nun bereit, das Altpapier wegzuräumen, das er »Archiv« nennt

Der »Wagenkrieg« geht also weiter. Jürgen S. erhält inzwischen Schützenhilfe von ehemaligen Bewohnern, die ihren Nachfolgern vorwerfen, ihr Alternativprojekt zu einer »Ansammlung exotischer Sozialwohnungen« heruntergewirtschaftet zu haben. Es sei doch darum gegangen, »ohne Gewalt und Ausgrenzung von Minderheiten solidarisch zusammen zu leben«, schreibt etwa Anne an die Bewohner und wünscht »allen eine friedliche Zukunft«.

Marihuanagärtner Jürgen S. ist jedenfalls zu Kompromissen bereit. Durch eine Trennwand könnten die Kinder der Wagensiedlung vor seinen abendlichen Rauchgewohnheiten geschützt werden, schlägt er vor. Auch wäre er bereit, das, was die andern als Müllberg er selbst jedoch als sein Zeitungsarchiv bezeichnet, dem neuen Ordnungssinn der Mehrheit zu opfern und also das Altpapier aus seinem Vorgarten wegzuräumen.

»Denkt an die Kinder«, warnt Anne. Eine Kündigung könnte bei dem Nachwuchs der Siedlung die Überzeugung festigen, »dass der Nagel, der vorsteht, eingeschlagen wird – wenn nötig mit dem dicksten Hammer«.

ZUM BEISPIEL

Foto (M): © 2006 SEYBOLDTPRESS

Peer Wagner

Ein Steh-Imbisswirt gibt zur Debatte um Patriotismus seinen Senf dazu

Leipzig

Politisch aktiv war Peer Wagner noch nie, seit Kindertagen wollte er nur eines: einen Imbiss eröffnen. Inzwischen ist er 40 Jahre alt und hat es geschafft. Mit seiner selbst konstruierten und patentierten mobilen Würstchenbude steht er, der gelernte Elektriker, geschäftlich auf eigenen Füßen, eine Beschreibung, die man getrost wörtlich nehmen kann: Wagners Imbiss in der Leipziger Fußgängerzone ist nichts anderes als ein Bauchladen-Grill.

Außer Geschäftssinn und Standhaftigkeit demonstriert der selbstständige Würstchengriller neuerdings auch Nationalstolz. Schwarz-rot und, nun, senffarben ist die selbst kreierte Gewürzpaste, die er rund 150-mal pro Tag aus der Tube quetscht. Die Bratwurst kostet immer noch 1,50 Euro, seinen Senf gibt Wagner gratis dazu. »Wir müssen zurück zu einem gesunden Nationalbewusstsein«, sagt er. »Seit der Fußballweltmeisterschaft trauen sich die Menschen wieder, Deutsche zu sein.«

Deutschlandsenf hat Wagner seine Kreation getauft, ein schlichter und zugleich großer Name für eine schlichte Mischung aus Wasser, Essig, Salz und geschroteten Senfkörnern, mit der er Großes vorhat. Von Leipzig bis nach Mallorca, hofft Wagner, könne sein Deutschlandsenf künftig auf der Bratwurst thronen, um dort, wo Goethe-Institute nichts ausrichten können, für die deutsche Sache zu werben. Die Wurst ist für Wagner ein deutsches Kulturgut, der Senf quasi das I-Tüpfelchen. Selbst das Haus der Geschichte in Bonn hat sich bereits eine Tube erbeten.

Wie er die drei Farbstränge in die Tube bekam, verrät Peer Wagner nicht, und von seiner Farbmischung gibt er nur eine Andeutung preis. »Rote-Beete-Pulver funktioniert jedenfalls nicht, das wird höchstens himbeerrot.« Literweise haben er und seine Frau in den letzten Monaten zu Hause Senf angerührt, bis der Nationalsenf endlich Produktreife erlangte.

Ärger wegen Verunglimpfung des Staates und seiner Symbole, wie es in Paragraf 90 a des Strafgesetzbuches heißt, sei nicht zu befürchten, sagt Wagner. »Es ist ja kein Spaßprodukt, sondern eine ernste Sache, die ich anbiete.« **TOBIAS D. HÖHN**

Tschüs, Genossen

In **SCHLESWIG-HOLSTEIN** tritt ein kompletter Ortsverein aus der SPD aus – die Landespartei hatte Lokalpatrioten gekränkt **VON ANDRÉ PAUL**

Eddelak

Wer dieser Tage über eine bequeme politische Karriere in der deutschen Sozialdemokratie nachdenkt, sollte sein Augenmerk auf die Gemeinde Eddelak in Schleswig-Holstein richten. Die Arbeitslosigkeit unter den 1500 Einwohnern ist eine der niedrigsten im Lande, die dörfliche Sozialstruktur mit Kirche und Kegelverein ist intakt, Kriminalität kennt man hier so wenig wie Schulden. Die Gärten vor den adretten roten Klinkerhäuschen sind liebevoll gepflegt. Bei der letzten Wahl eroberte die SPD obendrein die absolute Mehrheit im Gemeinderat. Welcher Genosse möchte hier nicht antreten?

»Wir nicht länger«, verkündete vergangene Woche übereinstimmend der gesamte 19 Mitglieder zählende Ortsverband, darunter sogar der langjährige Bürgermeister höchstselbst, und trat geschlossen aus der SPD aus. Solch eine Aktion hat es in der über 140-jährigen Geschichte von August Bebels Partei noch nie gegeben, selbst Bismarck, Hitler und den Kommunisten gelang es nicht, eine derartige Selbstaufgabe der deutschen Sozialdemokratie zu erzwingen.

Wer nach Erklärungen für diesen Schritt sucht, der hört zunächst Sätze, wie sie enttäuschte, frustrierte und wütende Kommunalpolitiker immer vortragen, wenn Anspruch und Wirklichkeit ihres Mandats nicht mehr zusammenpassen. Von der »Arroganz und Ignoranz der Mächtigen« im Lande ist da die Rede, von »Hartz IV und Gesundheit«, davon, dass »die da oben« längst keine Ahnung mehr hätten, wo die Menschen der Schuh drückt. Und dass man nicht länger »den Kopf hinhalten« möchte für eine Politik in Berlin oder Kiel, die man selbst alles andere als gut findet. Doch in Eddelak, Amt St. Michaelisdonn, Landkreis Dithmarschen, eröffnet sich darüber hinaus eine neue Dimension des Verdrusses an der Basis.

Hannelore Jebens, Hausfrau, 49 Jahre alt, neuerdings parteilos und bislang SPD-Fraktionschefin in der Gemeindevertretung, und Axel Theißen, 46 Jahre, Chemieanlagen-Fahrer und Ex-Vorsitzender eines Ortsvereins, den es nicht mehr gibt, haben sich auf einem kleinen Zettel Notizen gemacht. Es ist ziemlich viel zusammengekommen.

Da wäre zunächst das Finanzausgleichsgesetz, eine an der Basis äußerst unpopuläre Maßnahme der Landesregierung, die Schleswig-Holsteins Gemeinden zwingt, in den kommenden zwei Jahren mit 120 Millionen Euro weniger auszukommen. Für Eddelak heißt das: 120 000 Euro einsparen. »Wir müssen also zunächst alle Rücklagen aufbrauchen und werden für unsere jahrelangen Sparanstrengungen bestraft«, klagt Frau Jebens.

Weit schwerer aber wiegt aus ihrer Sicht die Kommunalgebietsreform. Die elf Kreise das Landes sollen sich zu nur noch vier Großkreisen zusammenschließen. Ersonnen hat diesen Plan Innenminister Ralf Stegner, der noch immer in der SPD ist.

Stegner stammt aus Rheinland-Pfalz, einem 1946 von den Alliierten gegründeten Bundesland ohne bemerkenswerte Geschichte, und hat vermutlich keine Ahnung, was seine Verwaltungsreform in einem Traditionskreis wie Dithmarschen anrichtet, strukturell und emotional. Dithmarschen nämlich gibt es als politische Einheit länger als Schleswig-Holstein und Deutschland zusammen. Im frühen Mittelalter schufen sich wehrhafte Bauern hier eine stolze Selbstverwaltung, niemandem Untertan »als Gott allein«, und verteidigten sich über die Jahrhunderte tapfer gegen Dänen, Holländer und Preußen. Von Dithmarschen zu verlangen, sich etwa dem Kreis Pinneberg anzuschließen, bedeutet ungefähr das Gleiche, wie Köln die Eingemeindung nach Düsseldorf zuzumuten, von längeren Wegen und Kosten für die Bürger ganz abgesehen.

Das klingt alles nach vernünftigen Argumenten, doch fragt man den ausgetretenen Ortsvorsitzenden Theißen, warum er diese nicht seinem Genossen Innenminister oder auch dem SPD-Landesvorsitzenden Claus Möller dargelegt habe, dann zuckt er resigniert die Schultern. »Unsereiner ist denen doch überhaupt nicht mehr gewachsen. Man weiß, was man denkt, aber die sind rhetorisch so geschult, die quasseln einen zu, dass man am Ende an sich selbst zweifelt und aufgibt.« Gesagt, getan.

In eineinhalb Jahren stehen in Schleswig-Holstein Kommunalwahlen an. Ex-Fraktionschefin Jebens will beobachtet haben, dass sich die SPD-Landesgeschäftsstelle bereits verzweifelt nach Ersatzpersonal umschaut.

IN DER ZEIT

POLITIK

2 **Regierung** Vizekanzler Franz Müntefering VON TINA HILDEBRANDT

3 **Israel** »Wir sind Opfer unserer Ängste«

4 **CDU** Die Union hat sich erneuert – und leidet VON MATTHIAS GEIS

5 Warum die Grünen als Partner attraktiv sein könnten VON NORBERT RÖTTGEN

6 **Irak** Ein Todesurteil und weitere Prozesse gegen Saddam Hussein VON BIRGIT SVENSSON

Staatssicherheit Die geplante Novelle des Stasi-Unterlagengesetzes muss gestoppt werden VON EVELYN FINGER

7 Joachim Gauck über Rechte der Stasi-Opfer und Grenzen des Rechtsstaats

10 **Bundeswehr** Wer kontrolliert die KSK?

Flüchtlinge Ein neues Bleiberecht?

12 **EU** An Zypern droht die Erweiterung zu scheitern VON CLAUS LEGGEWIE

Union und SPD streiten über die richtige Europapolitik VON G. HOFMANN

13 Schlechtes Zeugnis für die Türkei

14 **Powerpaare** Hillary und Bill Clinton VON THOMAS KLEINE-BROCKHOFF

15 **LÄNDERSPIEGEL**

Baden-Württemberg Bewohner einer alternativen Wagenburg treffen sich vor Gericht VON PHILIPP MAUSSHARDT

Schleswig-Holstein Wie die SPD einen Ortsverein verlor VON ANDRÉ PAUL

Sachsen Ein Leipziger gibt seinen Senf zur Patriotismusdebatte dazu

23 **Österreich** SPÖ und ÖVP finden nicht zueinander VON WERNER A. PERGER

Nicaragua Das Comeback Ortegas

24 **Iran** Volksmudschahedin im Exil gegen die Regierung VON MICHAEL MÖNNINGER

25 Akbar Gandschi, Märtyrer der Demokratie VON ULRICH LADURNER

DOSSIER

17 **Justiz** Ein deutscher Anwalt will Donald Rumsfeld vor ein deutsches Gericht bringen VON JANA SIMON

WIRTSCHAFT

29 **VW** Chefwechsel im Konzern VON DIETMAR H. LAMPARTER

30 Sekunden für Duschvorhänge

Leuna Wie Elf und Thyssen zu Unrecht riesige Subventionen kassierten VON ARNDT GINZEL UND MARTIN KRAUSHAAR

32 **Steuerreform** Über hohe Abgaben dürfen sich deutsche Unternehmer nicht mehr beklagen VON KLAUS-PETER SCHMID

33 **Mannesmann** Bank-Chef Josef Ackermann gibt sich vor Gericht bescheiden VON RAINER FRENKEL

34 **Strompreise** Interview mit dem Chef der Monopolkommission

35 **Stromnetze** Warum die Europäer künftig wohl öfter im Dunkeln sitzen werden VON CERSTIN GAMMELIN

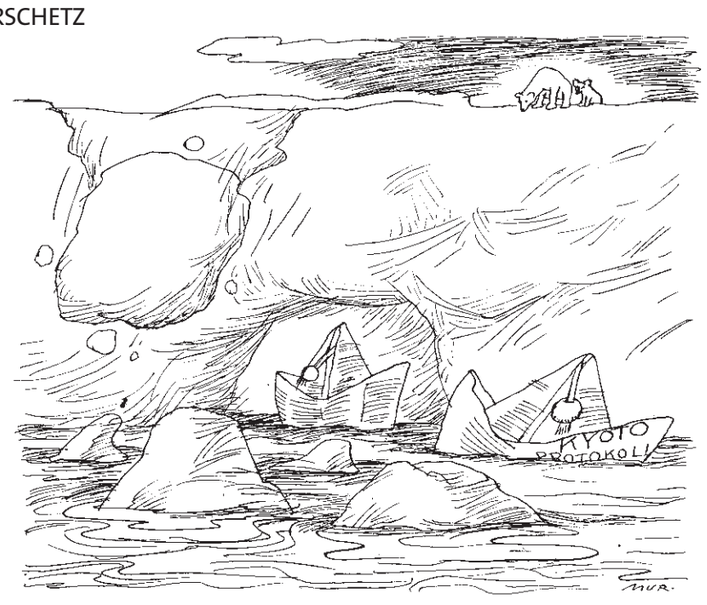
Kernenergie Für den Klimaschutz braucht man sie nicht VON FRITZ VORHOLZ

36 **Wissensklau – ein Spezial** Raubkopierer bedrohen Verlage, Musik- und Filmindustrie. Wer kann sie stoppen? VON GUNHILD LÜTGE

Filme Zögerlich reagiert die Branche auf die digitale Herausforderung VON JENS UEHLECKE

37 **Urheberrechtsgesetz** Die Novellierung steht kurz bevor VON GÖTZ HAMANN

MURSCHETZ



DAS NAIROBI-PROTOKOLL

Foto [M]: Ariel Schalit/AP

»Opfer unserer Ängste«

VON DAVID GROSSMAN

Zum Jahrestag der Ermordung von Jitzhak Rabin hält der israelische Schriftsteller der Regierung und der Gesellschaft eine bittere Rede: Der Staat Israel ist in Hartherzigkeit, ja schiere Grausamkeit verfallen **POLITIK SEITE 3**

Der wahre Picasso

VON BARTHOLOMÄUS GRILL

Romuald Hazoumé ist einer der großen Künstler Afrikas. Seine Werke sind in den Kulturmetropolen der Welt begehrt, gerade werden einige im Guggenheim-Museum in Bilbao gezeigt. Unser Autor hat ihn in seiner Heimat Benin besucht **FEUILLETON SEITE 59**

Abb. [M]: © Romuald Hazoumé/VG Bild-Kunst, Bonn 2006; P.Maitre/Cosmos/

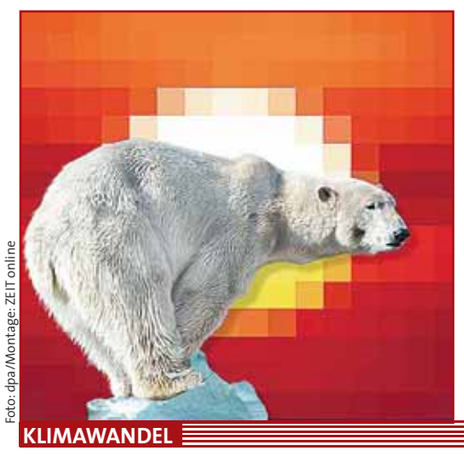


Foto: dpa/Montage: ZEIT online

ZEIT ONLINE

Es wird heiß
Temperaturen, Stürme, Wetterlagen – und was der Mensch noch tun kann
www.zeit.de/klima

Aktuelle Nachrichten
Wir informieren Sie rund um die Uhr
www.zeit.de/news

KLIMAWANDEL

38 **Bücher** Google und andere setzen die Verlage unter Druck VON CHRIS KÖVER

39 **Musik** Plattenfirmen nehmen ihre Kunden an die Kandare VON STEFAN KREMPL

40 **ProSiebenSat.1** Wer darf den Sender kaufen? VON GÖTZ HAMANN

41 **Mietervereine** Inflation der Helfer

Umwelt Die Europäer tun zu wenig

42 **Was bewegt …** Michael Hüther, den Chef des Instituts der Deutschen Wirtschaft? VON SOPHIE BÜNING

43 **Anlageskandal** Türkische Geschäftemacher prellen Landsleute VON C. UEBEL UND Y. UGURLU

44 **Arbeitslose** Jürgen Rüttgers schadet den Älteren

WISSEN

45 **Evolution** Biologen wollen mit der Schöpfung nichts zu tun haben VON ULRICH SCHNABEL

Ökologie Biolandbau ist Klimaschutz

Ernährung Essensempfehlungen auf dem Prüfstand VON BIRGIT HERDEN

46 Was ist dran an den kulinarischen Heilsversprechen? VON KATHRIN ZINKANT

47 Nutrigenomik

Ist Biogemüse wirklich besser?

48 Functional Food VON CHRISTIANE GREFE

»Frosta« entdeckt das Reinheitsgebot für Tiefkühlkost VON TANJA BUSSE

49 **Neuropharmakologie** Jan Born untersucht das Lernen im Schlaf VON ULRICH BAHNSEN

51 **Innovation** Aachen – Weltspitze im Motorenbau VON BURKHARD STRASSMANN

52 Bremer Gymnasiasten als Jungingenieure VON DIRK ASENDORPF

53 Gespräch über den Innovationsindikator 2006

FEUILLETON

57 **Unterhaltung** »Vor allem bin ich nicht ich« – Ein Gespräch mit Hape Kerkeling

Kulturpolitik Berlin ohne Kultursenator VON THOMAS E. SCHMIDT

58 **Nachruf** Zum Tod von Heinz Josef Herbort VON CLAUS SPAHN

59 **Kunst** Der wahre Picasso

60 **Diskothek**

DVD Die Filme des Gus van Sant

Klassik Pierre-Laurent Aimard spielt Robert Schumann VON FRANK HILBERG

50 Klassiker der Moderne Ennio Morricone: Spiel mir das Lied vom Tod VON VOLKER HAGEDORN

Meinecke hört House Music

61 **Architektur** Die neue Synagoge in München VON IRA MAZZONI

Frankreich Prix Goncourt für Jonathan Littell VON MICHAEL MÖNNINGER

62 **Zeitgeschichte** ALEXANDER FEST antwortet auf Ulrich Wehler

63 **Italien** Politiker empfehlen: Arrangiert euch mit der Camorra VON BIRGIT RESKI

Kino Alfonso Cuaróns »Children of Men«

64 **Kunst** Die Gesetzeslage im Streit um die Restitutionen VON SABINE RUDOLPH

65 **Kunstmarkt**

Messen Die Art Cologne erprobt neue Verkaufsformen

Fragen zur Kunst Rosa von Praunheim

66 **Theater** Tschechows »Drei Schwestern« an der Berliner Schaubühne VON JENS JESSEN

66 **Jazz** Das schwedische Esbjörn Svensson Trio erobert die Bühnen Europas

67 **MUSIK-SPEZIAL** Sechs Sonderseiten mit wichtigen CDs des Herbstes, von Klassik und Jazz bis Pop

LITERATUR

HERBST-ZEITLESE
Belletristik, Sachbuch und Politisches Buch – auf 32 Seiten in der Beilage

LEBEN

73 **Fluch der Unterbrechung** Vor lauter E-Mails, Anrufen und Internet kommen wir kaum zum Arbeiten VON JÜRGEN VON RUTENBERG

Martenstein über Germanizismen

74 **Wochenschau**

75 **Suizid** Ein Pfarrer in Erfurt hat sich selbst verbrannt VON ROBERT LEICHT

76 **Familien** Viele junge Ostdeutsche kommen besser mit der Wende zurecht als ihre Eltern VON MAXIM LEO

78 **Autobiografien** Langweilige Titel

79 **USA** Wo die Heuchelei gedeiht VON PETER SCHNEIDER

80 **Physik** Die erste Professorin für Theoretische Physik in Harvard

Generationenfragen (7) Die 50-Jährigen

82 **Siebeck** testet Restaurants

84 **Autotest** Mercedes SL 500

85 **Spielen**

86 **Ich habe einen Traum** Donna Leon

REISEN

87 **USA** Ein Restaurantkritikerehepaar kürt die besten Hausmannskost-Lokale VON SUSANNE WEINGARTEN

89 **Kapverden** Der Pauschaltourismus verändert die Wanderparadiese

91 **Deutschland** Das Verkehrsmuseum in München VON MONIKA PUTSCHÖGL

92 **Basar** Doña Maria und ihre Träume/ Was Borat über Kasachstan wissen sollte

94 **Wir lesen vor** Noggin-Geschichten

CHANCEN

95 **Studiengebühren** Sozial Schwache werden abgeschreckt VON JAN-MARTIN WIARDA

96 **Studenten** Karriere statt Protest

ZEITLÄUFTE

110 **Holocaust** Zivilcourage in Uniform – wie sich einige wenige aus dem großen Heer der Täter dem Morden entgegenstellten VON WOLFRAM WETTE

RUBRIKEN

2 Worte der Woche
27 Leserbriefe + 28
44 Macher und Märkte
50 Stimmt's?/Erforscht und erfunden
66 Das Letzte/Impressum

ANZEIGEN

20 Sidestep
53 Museen und Galerien
80 Spielpläne
83 Kennenlernen und Heiraten
96 Bildungsangebote und Stellenmarkt

Die so gekennzeichneten Artikel finden Sie als Audiodatei im Premiumbereich von ZEIT.de unter www.zeit.de/audio

DOSSIER

POLITIK

IRAN: Von Paris aus planen Widerständler den Sturz der Mullahs **Seite 24**
Wie ein mutiger Oppositioneller in Teheran ums Überleben kämpft **Seite 25**

Einer gegen Rumsfeld

Nächste Woche will ein Berliner Anwalt gegen den Verteidigungsminister der USA Klage bei der deutschen Justiz einreichen – wegen Folter in Abu Ghraib und Guantánamo

VON JANA SIMON

WOLFGANG KALECK, Anwalt in Berlin, vertritt Bürgerrechtler und Opfer von Gewalt.
Oben: Misshandelte irakische Gefangene im Gefängnis Abu Ghraib. Darunter **DONALD RUMSFELD** im Gespräch mit dem früheren CIA-Chef George Tenet

Fotos: Frank Rothe für DIE ZEIT (li.); sipa press (o.re.); David Hume Kennerly/Getty Images

Manchmal ist es ziemlich mühsam, eine Anzeige gegen einige der mächtigsten Männer der Welt vorzubereiten. Wolfgang Kaleck irrt über den Campus der Harvard-Universität in Cambridge, Massachusetts. Es ist April, kalt, dunkel, er hat eine wichtige Verabredung mit seiner Kronzeugin und kommt zu spät. Als er schließlich den Hörsaal betritt, ist die Veranstaltung fast zu Ende.

Ganz vorn sitzt die Frau, die er treffen will. Sie trägt die blonden Haare hochgesteckt, ihre breiten Schultern werden durch Polster noch mehr betont. Sie überragt die anderen auf dem Podium und wirkt trotzdem, als müsse sie sich verteidigen. Es ist Janis Karpinski, Ex-Brigadegeneralin, Ex-Kommandeurin des Gefängnisses Abu Ghraib im Irak. Das »Ex« hat sich an ihren Namen geheftet. Alles, was sie ist, ist vergangen. Nur die grausamen Fotos haben überdauert: irakische Häftlinge, nackt zu Pyramiden aufgetürmt, von Soldaten an einer Leine spazieren geführt, in Masken gehüllt, geschlagen, sexuell gedemütigt – zum Teil von Karpinskis Reservisten.

Vor zwei Jahren hätten sich Wolfgang Kaleck und Janis Karpinski noch nicht getroffen. Damals waren sie Feinde. Kaleck hatte Karpinski, ihren früheren Chef US-Verteidigungsminister Donald Rumsfeld und andere 2004 in Deutschland wegen Kriegsverbrechen und Folter angezeigt. Viel hat sich seitdem verändert. Karpinski hat die Armee inzwischen verlassen. Sie ist die einzige hochrangige US-Soldatin, die für Abu Ghraib so etwas wie bestraft wurde, degradiert zum Oberst.

Der Krieg im Irak läuft nicht gut. Und es gibt immer mehr Papier: Berichte, Protokolle, Memoranden. Dokumente des Bemühens der USA, eine Antwort auf den 11. September zu finden. Es geht um Fragen wie: Wie soll man Terrorverdächtige behandeln? Wie weit darf man im Kampf gegen den Terror gehen? Was ist Folter? Wie viel Schmerz darf man dem Gegner zufügen? Es ist die Geschichte eines Feldversuchs, der außer Kontrolle gerät und das Leben aller Beteiligten erschüttert. Und nun führt er zu einer neuen Strafanzeige in Deutschland. Aber dieses Mal ist Janis Karpinski nicht mehr Beschuldigte. Sie hat die Seite gewechselt.

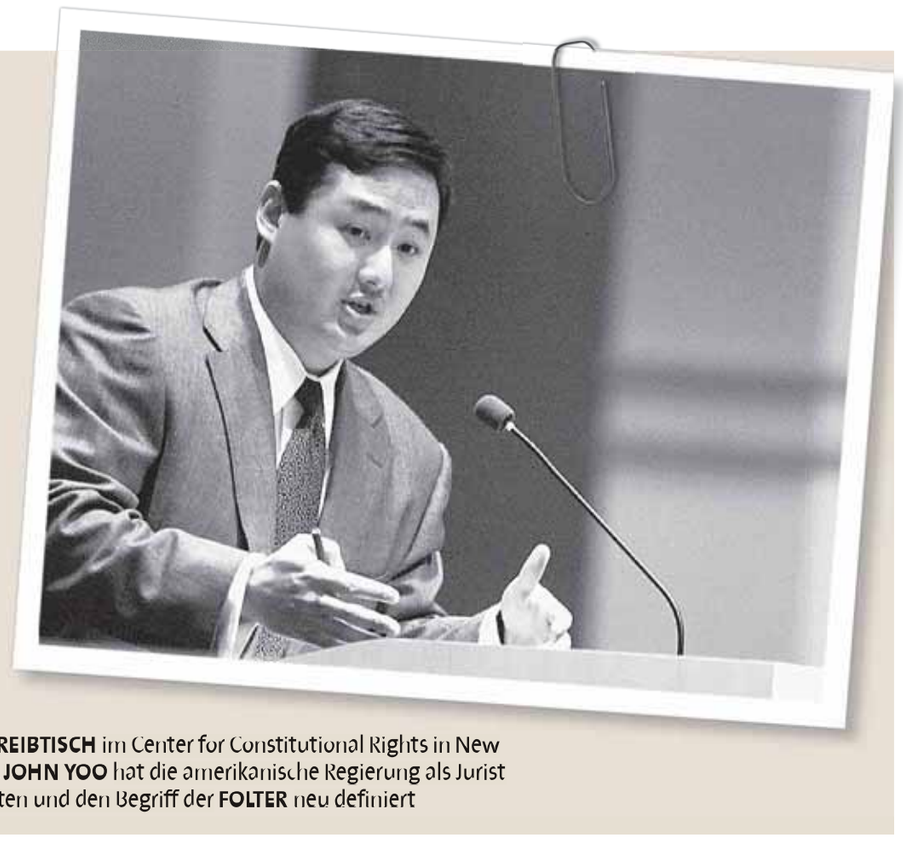
Wie sie da auf dem friedensbewegten Podium vor Studenten sitzt, sieht sie aus, als wisse sie noch nicht so richtig, wohin sie genau geraten ist. Jetzt kommt eine Frau nach vorn und legt einen orangefarbenen Aufkleber vor sie auf den Tisch. *»Fuck the war«* steht darauf. Karpinski versucht ein Lächeln, nimmt den Aufkleber in die Hand, legt ihn wieder hin, will ihn ein Stück von sich fortschieben, versenkt ihn schließlich in ihrer Jackentasche. Kaleck hat gewartet, nun geht er auf sie zu, begrüßt sie höflich. Es wirkt wie das Aufeinandertreffen zweier Systeme.

Diesseits des Tisches steht Wolfgang Kaleck, der Berliner Menschenrechtsanwalt, 46 Jahre alt, die Nägel seiner kleinen Finger hat er etwas länger wachsen lassen, einfach so. Er verteidigt Homosexuelle, Kriegsdienstverweigerer, Opfer von rechtsradikaler Gewalt und Folter. Jenseits des Tisches sitzt Janis Karpinski in einem beigefarbenen Hosenanzug, aufgewachsen in einer Kleinstadt in New Jersey. Sie hat 25 Jahre lang in der US-Armee gedient und war die erste weibliche amerikanische Kommandantin, die jemals eine Truppe in einer Kampfzone geführt hat.

Kalecks ersten Versuch, ein Ermittlungsverfahren gegen Donald Rumsfeld, Ex-CIA-Chef George Tenet, Janis Karpinski und andere einzuleiten, lehnte Generalsbundesanwalt Kay Nehm 2005 ab. Die deutsche Justiz könne nur tätig werden, wenn die zur Aburteilung berufenen Staaten zur Strafverfolgung *»unable«* oder *»unwilling«* seien. Nicht fähig oder nicht willens. Dafür bestünden bei den Vereinigten Staaten keine Anhaltspunkte. Nehm schrieb damals: »So wurden wegen der Vorgänge in Abu Ghraib bereits mehrere Verfahren gegen Tatbeteiligte … durchgeführt.«

Tatsächlich wurden in den USA sieben Soldaten verurteilt, von ihren Vorgesetzten allerdings keiner. Deshalb versucht es Kaleck nun noch einmal. Manche Kollegen nennen ihn einen »Gutmenschen«. Sie bewundern ihn zwar für seine Arbeit, seine Radikalität und seine Ausdauer. Aber

Fortsetzung *auf Seite 18*



SCHREIBTISCH im Center for Constitutional Rights in New York. **JOHN YOO** hat die amerikanische Regierung als Jurist beraten und den Begriff der **FOLTER** neu definiert

Fotos: Frank Rothe für DIE ZEIT; re.: Colin Braley/Reuters/corbis (Ausschnitt)

Einer gegen Rumsfeld

Fortsetzung *von Seite 17*

Anwälte lieben die absehbaren, schnellen, sicheren Erfolge. Bei Kalecks Menschenrechtsfällen kann es sein, dass Jahre vergehen, bevor etwas geschieht. Und diesmal will er nicht nur Politiker wie Donald Rumsfeld und hochrangige Militärs wegen Kriegsverbrechen und Folter in Abu Ghraib und Guantánamo anzeigen, diesmal hat Kaleck vor, auch seine Kollegen vor Gericht zu bringen – die Juristen, die Militär und Regierung beraten haben. Dazu braucht er Karpinskis Sicht, die Sicht der Zeugin, die sich verraten fühlt. Sie ist die einzige hochrangige Soldatin, die redet. Und sie sehnt sich nach Genugtuung. Die beiden verabreden sich.

Am nächsten Morgen öffnet Janis Karpinski die Tür eines kleinen Hauses in einer Vorortstraße von Boston. Auf ihrer Vortragsreise hat sie die vergangene Nacht bei einem Paar aus der »Bewegung« verbracht, wie sie die Friedensaktivisten nun nennt. Eine große Regenbogenflagge hängt aus dem ersten Stock mit der Aufschrift »*peace*«. Drinnen läuft Karpinski durch Zimmer mit hohen Decken und gut gefüllten Bücherregalen. Es sieht aus, als habe sie sich in der falschen Kulisse verlaufen. Schließlich entscheidet sie sich für die Terrasse.

Wolfgang Kaleck beginnt, Fragen zu stellen. Janis Karpinski sitzt fast reglos in der Sonne. »Ich kann keine andere Person werden«, sagt sie. Einmal bricht sie mit ihrem Stuhl in den Terrassenboden ein, richtet sich aber schnell wieder auf. Diese kleine Szene wirkt wie ein Sinnbild: eine Frau auf brüchigem Untergrund.

Janis Karpinski kommt im Juni 2003 in den Irak, sie soll das Gefängnissystem aufbauen. Abu Ghraib nennt sie ein »Höllenloch«, umzingelt von Dörfern, die den Amerikanern feindlich gesinnt sind und sie immer wieder nachts beschießen. Sie erzählt, in der ersten Zeit sei es nicht schlecht gelaufen. Bis zu dem Tag, an dem der Chef der Militärnachrichtenbrigade, Colonel Thomas Pappas, sie fragt, ob er den Hochsicherheitszellenblock 1A für seine Sicherheitsgefangenen übernehmen könne. Karpinski stimmt zu. Etwas später fordert Pappas auch Zellenblock 1B.

Karpinskis Militärpolizisten bleiben trotzdem weiter dort, um die Gefangenen zu bewachen, ihnen Essen zu bringen, sie ein- und auszutragen, wenn sie zu Verhören abgeholt werden. Bis irgendwann kaum noch jemand weiß, wer nun eigentlich das Kommando über die Zellenblöcke 1A und 1B hat. »Wir haben die Befehlskette zerstört«, sagt Karpinski. Wolfgang Kaleck fragt: »Wussten Sie, welche Verhörmethoden zu den Fotos geführt haben?«

»Natürlich wussten wir das«, antwortet sie.

Sie kannte den Bericht des Roten Kreuzes, der zu dem Schluss kam, dass der militärische Nachrichtendienst in Abu Ghraib Gefangene »einer unmenschlichen und erniedrigenden Behandlung aussetzt«. Sie wusste von »Geisterhäftlingen«, die nirgendwo registriert waren. Janis Karpinski hat auch nackte Gefangene in Abu Ghraib gesehen. Wenn sie ihre Soldaten danach fragte, war die Antwort: Denen sei zu heiß, oder sie hätten versucht, sich mit ihren Kleidern das Leben zu nehmen. Irgendwann hat Karpinski sich wohl entschieden, nicht mehr zu fragen.

»Sie müssen die Gefangenen wie Hunde behandeln«

»Misshandlungen habe ich aber nie beobachtet«, sagt sie. Immer wenn es um ihre eigene Verantwortung geht, wird ihre Stimme ein wenig lauter, sie beugt ihren Oberkörper zu Kaleck. Sie will, dass er jedes einzelne Wort genau hört. Wolfgang Kaleck schweigt. In jenem Sommer 2003 kamen immer mehr Häftlinge nach Abu Ghraib. Der Widerstand gegen die Amerikaner wurde stärker, damit nahm auch der Druck zu, »verwertbare Informationen« aus ihnen herauszubekommen. Im August 2003 besuchte Geoffrey Miller, der Kommandant von Guantánamo, den Irak. Er sollte die Verhörmethoden des militärischen Nachrichtendienstes bewerten und Verbesserungen vorschlagen. »Sein Besuch veränderte unser aller Leben«, sagt Karpinski.

Sie erinnert sich an das erste Treffen mit Miller. Etwa zwanzig Leute vom militärischen Nachrichtendienst und sie saßen um einen Tisch herum. Miller habe gesagt: »Das Erste, was Sie tun müssen, ist, die Gefangenen wie Hunde zu behandeln.« Miller hat diesen Satz später abgestritten. Niemand habe gewagt zu widersprechen, sagt Karpinski. »Alle dachten, er kommt mit der Autorisierung von Rumsfeld.«

Kurz nach Millers Abreise sah Karpinski zum ersten Mal zivile Verhörspezialisten in Abu Ghraib, die für private Firmen arbeiteten. Sie sagt, die meisten von ihnen seien ehemalige Militärnachrichtenleute gewesen, die zuvor in Afghanistan und Guantánamo gearbeitet hätten. Nur gibt es einen entscheidenden Unterschied: In Afghanistan und Guantánamo wurden die Häftlinge von den USA als »illegale feindliche Kombattanten« betrachtet und in einer Art rechtsfreiem Raum gefangen gehalten, im Irak dagegen genießen sie offiziell Kriegsgefangenstatus im Rahmen der Genfer Konventionen.

Karpinski behauptet, General Miller aus Guantánamo habe ihren Vorgesetzten Ricardo Sanchez, den damaligen Oberbefehlshaber der US-Bodentruppen im Irak, »gecoacht«. Kurz nach Millers Besuch unterschrieb der tatsächlich am 10. September 2003 ein Memorandum, in dem er den Einsatz harter Verhörtechniken erlaubte. Darin genehmigte Sanchez unter anderen die »*Pride and ego down*«-Methode, eine Technik, um das Selbstwertgefühl der Gefangenen anzugreifen. Dahinter hat er in Klammern eine Warnung hinzugefügt, die zeigt, dass ihm die Gefahr des Missbrauchs bewusst ist: »Vorsicht: Artikel 17 der Dritten Genfer Konvention schreibt vor, dass Kriegsgefangene, welche die Aussage verweigern, nicht bedroht, beleidigt oder einer sonstwie unangenehmen oder unvorteilhaften Behandlung ausgesetzt werden dürfen. Andere Nationen, die glauben, dass die Gefangenen ein Anrecht auf Schutz durch ihren Status als Kriegsgefangene haben, könnten diese Technik für unvereinbar mit den Genfer Bestimmungen halten.«

Weiterhin genehmigte Sanchez die Manipulation der Ernährung und die Manipulation der Umgebung, »so dass moderates Unbehagen entsteht – durch Veränderung der Temperatur oder Einführung eines unangenehmen Geruchs«. Auch hier folgt wieder der warnende Hinweis: Manche Nationen könnten die Anwendung dieser Techniken unter bestimmten Bedingungen als »unmenschlich« einschätzen.

Zugleich bewilligte Sanchez die Veränderung der Schlafzeiten, die Isolation des Häftlings für eine Zeit von bis zu 30 Tagen, das Anbrüllen, laute Musik und Lichtkontrolle, um dem Häftling Angst einzuflößen und ihn zu desorientieren. Ferner den Einsatz von »Stresspositionen«, das heißt Sitzen, Stehen, Knien, Liegen auf dem Bauch mit dem Gesicht nach unten für maximal vier Stunden, und schließlich die Anwesenheit von Militärhunden während des Verhörs: »Nutzt die Furcht der Araber vor Hunden aus.«

Dieses Memorandum wirkt, als habe es ein Mensch in tiefer Verunsicherung verfasst, der die Anwendung all dieser Techniken empfiehlt und sie sogleich wieder zurücknimmt, weil sie gegen internationales Recht verstoßen könnten. Am Ende bleibt Verwirrung, die im Fall eines Gefangenen tödlich enden sollte. Es gab viele Memoranden über Verhörtechniken. Manche wurden wieder zurückgezogen oder durch neue ersetzt. Am Ende wusste wohl kaum noch jemand, welches gerade in Kraft war.

Am 2. Dezember 2002 beispielsweise unterschrieb Verteidigungsminister Donald Rumsfeld ein bekanntes Memorandum über den Einsatz von Verhörtechniken in Guantánamo. Manche der darin empfohlenen Methoden fanden sich später in dem Sanchez-Papier wieder. Rumsfeld genehmigte unter anderem: Stresspositionen wie Stehen bis zu vier Stunden, Isolationshaft bis zu 30 Tagen, Gesichtsmasken während des Verhörs, Entzug aller Komfortgüter, auch des Korans und der Kleidung, sowie das Ausnutzen von »individuellen Phobien« wie eben der Angst vor Hunden.

Unten rechts auf dem Blatt hat Rumsfeld handschriftlich hinzugesetzt: »Ich stehe acht bis zehn Stunden am Tag. Warum ist das Stehen auf vier Stunden begrenzt?«

Janis Karpinski behauptet, sie habe diese Memoranden damals nicht gekannt. Am 23. Januar 2004 endete ihr altes Leben. Sie saß in ihrem Büro in Bagdad und hielt eine große Tasse Kaffee in den Händen, als einer der Militärermittler den Raum betrat. Er breitete mehrere Fotos vor ihr auf dem Tisch aus. Das erste zeigte zwei von Karpinskis Soldaten, Charles Graner und Lynndie England, wie sie grinsend vor einer Pyramide aus nackten irakischen Häftlingen posieren. In ihrem Buch *One Woman's Army* schreibt sie: »Bis ans Ende meiner Tage werde ich glauben, dass die Soldaten in Abu Ghraib Befehle befolgten, als sie Gefangene demütigten und misshandelten.« Wolfgang Kaleck fragt Karpinski:

»Würden Sie vor Gericht aussagen?«

»Ja!«

Janis Karpinski ist wieder im Kampf, diesmal gegen die Bush-Administration. Sie glaubt, sie sei geopfert worden, auch weil sie eine Frau ist und um höhere Ränge wie Sanchez zu schützen. Den Krieg im Irak, der auch ihr Krieg war, nennt sie nun eine »illegale Okkupation«. Alles, woran sie glaubte, hat sich verkehrt. Sie ist jetzt 52, und die Welt kennt sie als »die Foltergeneralin«.

Der Beruf des Menschenrechtsanwalts ist noch relativ neu in Deutschland

»Das wird mich nicht umbringen. Dann hätten die gewonnen«, sagt sie. Also redet sie. Das ist alles, was bleibt. Wolfgang Kaleck ist zufrieden. Karpinski hat zugesagt, seine Anzeige in Deutschland als Kronzeugin zu unterstützen. Ricardo Sanchez, Geoffrey Miller und Thomas Pappas stehen längst auf seiner Liste der Beschuldigten.

Kaleck sieht ein wenig müde aus. Er schläft wenig in diesen Tagen im April. Manchmal bleibt er abends noch lange an einer Bar, manchmal tippt er nachts Schriftsätze in den Computer. Details füllen sein Hirn, alles könnte wichtig sein. Er redet viel über Folter, Tod, Missbrauch, erinnert sich an Prozesse, Namen und Memoranden. Wenn ihm die Dinge zu viel werden, wird er ungeduldig. Er wirkt dann wie getrieben, von der Bedeutsamkeit

Fotos: Frank Rothe für DIE ZEIT

AKTEN im Center for Constitutional Rights. **JANIS KARPINSKI,** die Fx-Generalin, will als Kronzeugin aussagen

seiner Fälle gepeinigt. »Mit den Auswirkungen von Abu Ghraib müssen wir uns alle herumschlagen. Es macht die Welt für uns alle unbewohnbarer«, sagt er. Ab und zu verstummt Kaleck mitten im Gespräch und ist eine Weile nicht ansprechbar. »Diese Arbeit hat ihren Preis – gesundheitlich und privat. Sie hat etwas Verführerisches, sie ist immer so wichtig.«

Es hätte auch ein anderes Leben werden können. Kaleck hatte ein gutes Jura-Examen abgelegt. Kurz darauf rief ihn ein Headhunter an: »Wollen Sie nicht Richter werden?« Es war ein schönes Gefühl. Aber Kaleck mochte niemals Richter sein. Nach dem Studium reiste er 1990 nach Guatemala und arbeitete bei der Menschenrechtskommission. Zum ersten Mal sprach er mit Folteropfern, mit Menschen, deren Frauen oder Kinder umgebracht worden waren. »Dort ist mir mein Land fremd geworden.« Dieses privilegierte, gute, scheinbar sorglose Leben in Deutschland. Wolfgang Kaleck klingt manchmal ziemlich streng. Diskussionen mit Menschen, die anders denken als er, können sehr unversöhnlich enden. Vielleicht muss man so sein in diesem Beruf. Es wirkt wie der Versuch, ein wenig lauter zu sein als die anderen, um die eigenen Zweifel zu übertönen.

Gemeinsam mit einem Partner eröffnete Kaleck 1991 eine Kanzlei im Berliner Haus der Demokratie, dem Zentrum der DDR-Bürgerrechtler nach der Wende. Sie nannten sich »Die Firma«, nach dem Roman von John Grisham; den Namen würde Kaleck heute am liebsten vergessen. Klingt so unseriös. Erst vertrat er Bürgerrechtler, die Einsicht in ihre Stasi-Akten nehmen wollten, später Opfer rechtsradikaler Gewalt. 1999 zeigte er gemeinsam mit anderen Anwälten im Namen von 40 deutschen Opfern der argentinischen Militärdiktatur die ehemaligen Junta-Chefs an. Da waren sie schon umgezogen in eine neue, größere Kanzlei in Prenzlauer Berg. Zwölf Anwälte arbeiten heute darin, die Einkünfte werden geteilt. Ohne die Unterstützung seiner Kollegen könnte Kaleck Fälle wie Argentinien oder Rumsfeld nicht übernehmen. Manchmal helfen auch Spender.

Der Beruf des Menschenrechtsanwalts ist relativ neu in Deutschland, es gibt auch nur sehr wenige. Erst seit der Einführung des neuen Völkerstrafgesetzbuches 2002 sind Anzeigen wie die von Kaleck gegen Rumsfeld in Deutschland möglich. Es gilt jetzt das Weltrechtsprinzip für alle Menschenrechtsverbrechen. Das heißt, es können auch Taten und Personen angezeigt werden, die nichts mit Deutschland zu tun haben, und Folter und Kriegsverbrechen sind als neue Tatbestände hinzugekommen. Gerhard Werle, Professor für Völkerstrafrecht an der Berliner Humboldt-Universität, sagt, als das Völkerstrafgesetzbuch entworfen worden sei, habe man ursprünglich nicht Menschen wie Donald Rumsfeld im Sinn gehabt, sondern Kriegsverbrecher, die sich in Deutschland aufhielten oder durchreisten und in ihrem Herkunftsland nicht verfolgt würden.

Bisher haben Nichtregierungsorganisationen 58 Strafanzeigen nach dem neuen Gesetz gestellt, aber noch nie wurde ein Ermittlungsverfahren eingeleitet. Werle glaubt auch nicht daran, dass diesmal wirklich ein Strafverfahren gegen Donald Rumsfeld eröffnet werden wird. »Politisch zu heikel, obwohl das als Ablehnungsgrund nicht ausreicht.« Für abwegig hält Werle den Versuch von Wolfgang Kaleck trotzdem nicht. Auch dass juristische Regierungsberater mit einbezogen würden, sei rechtlich möglich. »Wenn sie Verhaltensweisen wie Folter erlauben, ist das Beihilfe.«

Das deutsche Justizministerium will sich zu der Anzeige nicht äußern

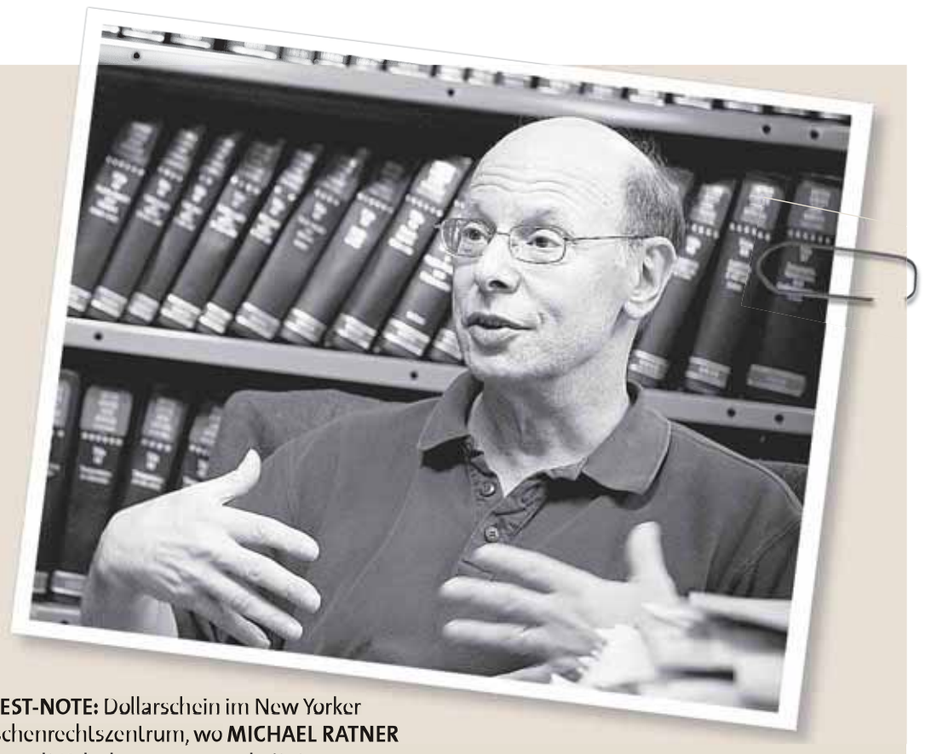
Welche Strafe könnte am Ende drohen? Im Völkerstrafgesetzbuch steht: »Wer im Zusammenhang mit einem internationalen oder nichtinternationalen bewaffneten Konflikt eine nach dem humanitären Völkerrecht zu schützende Person grausam oder unmenschlich behandelt, indem er ihr erhebliche körperliche oder seelische Schäden oder Leiden zufügt, insbesondere sie foltert oder verstümmelt, wird mit einer Freiheitsstrafe nicht unter drei Jahren bestraft.« Das deutsche Justizministerium will sich nicht zur Anzeige äußern.

Wolfgang Kaleck ist derweil auf dem Weg zum Center for Constitutional Rights in New York, wo vor zwei Jahren alles begann. Im Namen des Centers wird er die Anzeige in Deutschland einreichen – es ist eine Bürgerrechtsorganisation, 1966 gegründet. Sie waren die Ersten, die Guantánamo- und Abu-Ghraib-Häftlinge vertraten. Das Büro liegt am Broadway, reicht über zwei Etagen und sieht aus, als sei es zuletzt vor einem Jahrhundert renoviert worden. Auf der bläulichen Auslegeware haben sich große schwarze Flecken gebildet.

In der Bibliothek wartet Michael Ratner, der Präsident des Centers. Er ist der Mann hinter der Anzeige, er hatte die Idee. Ratner trägt eine Brille, deren Gläser ihm fast bis zum Kinn reichen, und hält seinen BlackBerry in der Hand. Er zählt zu den 100 einflussreichsten Anwälten der USA. Seine Familie ist bekannt in New York, dem Bruder gehört die Basketballmannschaft New Jersey Nets. Im Sommer 2004 saß Ratner schon einmal so im Büro und war frustriert. Er wollte sich nicht damit abfinden, dass nur ein paar einfache Soldaten für Abu Ghraib bestraft wurden, und überlegte, wie er an ihre Vorgesetzten herankommen könnte.

Fortsetzung *auf Seite 21*

Fotos: Frank Rothe für DIE ZEIT



PROTEST-NOTE: Dollarschein im New Yorker Menschenrechtszentrum, wo **MICHAEL RATNER** mit Anwalt Kaleck zusammenarbeitet

Einer gegen Rumsfeld

Fortsetzung *von Seite 19*

»Wir sind das mächtigste Land der Welt. Wenn wir foltern, ist das etwas anderes, als wenn Nicaragua foltert. Jetzt denken alle, das ist legal.«

Da die USA den Internationalen Gerichtshof nicht anerkennen und es nicht so aussah, als ob innerhalb des Landes Ermittlungen geführt werden würden, surfte Ratner im World Wide Web. Auf der Seite von amnesty international erfuhr er, dass in Deutschland das Völkerrecht besonders günstig ausgelegt wird. Also brauchte er nur noch einen deutschen Anwalt, der sich damit auskannte. Über Empfehlungen gelangte er schließlich zu Wolfgang Kaleck. Dies ist nun ihr erstes Arbeitstreffen zur Wiederholung des »*German case*«, des »deutschen Falls«, wie sie die Anzeige im Center nennen.

Über 50 Tage wurde der Gefangene täglich bis zu 20 Stunden verhört

Wolfgang Kaleck beginnt: Er habe gehört, dass einer der beschuldigten Juristen, John Yoo, derzeit als Gastdozent an einer Universität in Italien lehre. Vielleicht könne man über italienische Anwälte an ihn herankommen. »Klingt gut«, sagt Ratner. Yoo war Rechtsberater im Justizministerium und Autor verschiedener Memoranden zur Definition von Folter und zum Umgang mit Gefangenen im Krieg gegen den Terror.

Ratner fragt: »Welche Opfer wollen wir noch dazunehmen?« Kaleck ist dafür, neben den 17 Abu-Ghraib-Opfern der ersten Anzeige noch einen Guantánamo-Fall einzureichen: Mohammed Al-Qahtani aus Saudi-Arabien, den die US-Ermittler für den fehlenden 20. Flugzeugentführer des 11. September halten. »An seinem Beispiel kann man die direkte Befehlskette bis hinauf zu Rumsfeld nachweisen«, sagt Kaleck. Al-Qahtani wurde 2002 an der afghanisch-pakistanischen Grenze gefasst und sitzt seit vier Jahren in Guantánamo.

Anfang dieses Jahres wurde ein Vernehmungsprotokoll veröffentlicht, 84 Seiten lang. Al-Qahtani heißt darin Häftling 063. Minutiös wird beschrieben, was mit Al-Qahtani in Guantánamo geschieht. Es ist das Tagebuch eines wochenlangen Verhörs.

Das Protokoll beginnt am 23. November 2002 nachts um 2.25 Uhr. Der Häftling wird in die Verhörzelle in Camp X-Ray geführt, seine Gesichtsmaske wird ihm abgenommen, und er wird an den Boden gekettet. Über die nächsten 50 Tage wird Mohammed Al-Qahtani täglich bis zu 20 Stunden lang verhört und lebt in Einzelhaft. Eine Kombination aus den Techniken »*Pride and ego down*«, »*Fear up*« (Steigerung der Furcht) und »*Futility*« (Aufzeigen der Sinnlosigkeit seines Verhaltens) wird an ihm ausprobiert. Al-Qahtani ist oft nackt, muss einen Damen-BH tragen, wird an einer Hundeleine herumgeführt und soll »Tricks« zeigen wie das Ausführen von Kommandos: »Steh!«, »Komm!«, »Bell!«

Einmal sagt er, er habe Osama bin Laden getroffen, nimmt das am nächsten Tag aber wieder zurück. Er muss mit männlichen Wärtern tanzen. Vernehmer beschimpfen ihn als »Homosexuellen« und seine Mutter und Schwester als »Huren«. Im Protokoll wird vermerkt, dass Al-Qahtani darüber »sehr verärgert« sei. Es wird ihm verboten, zu beten und auf die Toilette zu gehen, deshalb macht er sich mehrmals in die Hosen. Er soll sich Bilder von wenig bekleideten Frauen ansehen, eine weibliche Vernehmerin kommt ihm immer wieder sehr nahe. Hunde werden eingesetzt.

Im Protokoll steht, dass Al-Qahtani ab und zu in Tränen ausbricht, manchmal wird er aggressiv, oder er wirkt apathisch und verwirrt. Zwischendurch kommt er einmal ins Krankenhaus, weil sein Puls zu langsam ist und der Blutdruck zu hoch. Dann geht es weiter. Nach etwa einem Monat, am 26. Dezember, sagt Al-Qahtani seinem Vernehmer, er halte es nicht mehr aus und wolle sich umbringen. Mit einem Bleistift verfasst er sein Testament. Darin bittet er, seinen Leichnam in die Heimat zu überführen und seine Mutter zu benachrichtigen. Der Vernehmer zerreißt das Blatt vor seinen Augen. Am 11. Januar endet das Protokoll um sieben Uhr früh. Kurz zuvor fragt der Häftling noch, ob er mehr über christliche Rituale erfahren könne.

Vier Tage darauf nimmt Donald Rumsfeld die Erlaubnis für den Einsatz »härterer Verhörmethoden« wieder zurück, weil Militärjuristen und das FBI Bedenken haben, sie könnten nicht rechtmäßig sein und die Tatbestände »grausamer und unwürdiger Behandlung« oder der Folter erfüllen. Später wird eine Untersuchung unter der Leitung von Randall Marc Schmidt, einem Generalleutnant der US-Luftstreitkräfte, eingeleitet.

In einer eidesstattlichen Erklärung gegenüber dem Generalinspektorat der Armee sagt er am 24. August 2005: Rumsfeld sei in die Vernehmungen von Mohammed Al-Qahtani »persönlich involviert« gewesen, der Verteidigungsminister habe »wöchentlich Gespräche« mit Geoffrey Miller, dem Kommandanten von Guantánamo, geführt. Schmidt meint, dass Rumsfeld die an Al-Qahtani angewandten »kreativeren« Verhörmethoden nicht speziell angeordnet habe. Aber ihre Anwendung sei nicht ausreichend kontrolliert worden. »Es gab keine Grenzen«, sagt Schmidt in der Erklärung. »Wenn jemand in Guantánamo eine Kamera dabeigehabt hätte, hätten wir dieselben Bilder wie in Abu Ghraib.«

Der Guantánamo-Häftling Al-Qahtani wird von einer Anwältin des Center for Constitutional Rights vertreten. Gitanjali Gutierrez ist 35, die Haut unter ihren Augen schimmert grau. Ihre Kollegen erzählen, dass sie manchmal in ihrem Büro schläft. Der Vater von Al-Qahtani hatte eine Werbung der New Yorker Anwälte im arabischen TV-Sender al-Dschasira gesehen und sich gemeldet. Gutierrez hat Mohammed Al-Qahtani mehrmals in Guantánamo besucht, zuletzt im September 2006. »Er ist psychisch nicht in Ordnung«, sagt sie. Es falle ihm schwer zu sprechen, schlafen könne er kaum, und er lebe noch immer in Einzelhaft. Gutierrez hat mit ihm auch über die deutsche Anzeige gesprochen. Er hat zugestimmt, dass sein Fall mit aufgenommen wird. Deshalb gibt er über seine Anwältin erstmals öffentlich eine Erklärung zu seiner Behandlung in Guantánamo ab:

»Ein Mensch braucht vier Dinge im Leben: 1. Die Freiheit, seine Religion auszuüben. 2. Dass seine Würde respektiert, er nicht durch Schläge oder Beschimpfungen gedemütigt wird. 3. Dass seine Ehre respektiert, er nicht sexuell gedemütigt oder missbraucht wird. 4. Dass seine Menschenrechte geachtet werden: dass er schlafen kann, … ausreichend zu essen und zu trinken hat und die Möglichkeit, sich zu erleichtern und zu waschen. … Alle diese Rechte wurden mir genommen.«

Al-Qahtani hat alle seine Aussagen widerrufen. Er sei niemals Al-Qaida-Mitglied gewesen und habe nichts mit dem 11. September zu tun. Wer weiß, ob er schuldig oder unschuldig ist? Gutierrez sagt, wenn, dann sollte ihm in seiner Heimat, in Saudi-Arabien, der Prozess gemacht werden. »Ich hätte nie gedacht, dass dieses Land einmal so etwas wie in Guantánamo macht.«

Wie weit will der Westen im Kampf gegen seine Feinde gehen?

Der Ort ist ein Symbol dafür, wie tief die amerikanische Gesellschaft gespalten ist. Auf der einen Seite diejenigen, die denken, dass vieles, sehr vieles erlaubt sein müsse, um einen nächsten Terroranschlag zu verhindern – auf der anderen Seite die, die glauben, dass Amerika im Krieg gegen den Terror schon viel zu weit gegangen sei und Gefahr laufe, die eigenen Werte aufzugeben.

Wolfgang Kaleck und Michael Ratner sitzen noch immer in der Bibliothek. Die Geräusche des Broadways klingen herauf wie ein fernes Rauschen. Haben sie manchmal Zweifel? Terroristen halten sich an keine Regeln, kann man sie wirklich nur mit streng rechtsstaatlichen Mitteln verfolgen?

»Wir leben nicht mehr in alttestamentarischen Zeiten, wo Gleiches mit Gleichem vergolten wird«, sagt Kaleck. Er schlägt Ratner einen weiteren Fall vor: den Tod des irakischen Luftwaffengenerals Abed Hamed Mowhoush. Über ihn gibt es einen Bericht von Human Rights First. Auf einer der ersten Seiten ist ein Foto von Mowhoush abgebildet: ein massiger Mann, auf einem gemusterten Teppich liegend. Er hat dunkles Haar und trägt einen Schnurrbart, vor ihm sitzt sein Enkelsohn.

Mowhoush stellte sich am 10. November 2003 nahe der syrischen Grenze selbst den Amerikanern. Er war damals 57 Jahre alt und traf auf Generalstabschef Lewis Welshofer. Der sagte später vor Gericht aus, er habe Mowhoush vor Mithäftlingen geschlagen, um zu zeigen, »wer das Sagen hat«. Dabei blieb es nicht.

Laut Zeugenaussagen wurde Mowhoush von acht bis zehn Vernehmern zum Teil mit Hämmern verprügelt. Welshofer arrangierte ein Treffen von Mowhoush mit dessen 15-jährigem Sohn.

Er hoffte, das würde ihn zum Reden bringen. Der Junge behauptete später in einem Interview mit Human Rights First, die Vernehmer hätten ihn aus Mowhoushs Blickfeld geführt, in die Luft geschossen und ihn dabei geschlagen, so dass ein paar Tropfen Blut auf den Boden gefallen seien. Sein Vater habe gedacht, er sei tot, und sei zu Boden gegangen.

Am 26. November 2003 setzte Lewis Welshofer seine letzte Verhörtechnik ein. Er steckte Mowhoush mit dem Kopf voran in einen Schlafsack, wand ein Elektrokabel um seinen Leib und setzte sich auf Mowhoushs Brustkorb, wobei er ihm Mund und Nase zuhielt. An diesem Tag ist General Mowhoush gestorben. Im Autopsiebericht steht als Todesursache: Ersticken.

Während der anschließenden Untersuchung des Falles bekam Welshofer eine schriftliche Abmahnung seines Vorgesetzten. In einem Antwortbrief schrieb Welshofer: Er glaube nicht, dass seine Aktionen zum Tod des Generals geführt hätten. »Bei meinem Versuch, Informationen zu sammeln, um das Leben von Soldaten zu schützen, habe ich Stresspositionen angewandt.« Er habe angenommen, die »Schlafsacktechnik« sei eine Stressposition, die durch das Memorandum über Verhörmethoden von General Ricardo Sanchez vom 10. September 2003 autorisiert sei. Er schließt mit den Worten: »Ich glaube nicht, dass ich den Rechten von irgendjemandem, der eine Gefahr für das Leben von Amerikanern darstellt, Vorrang geben sollte vor meiner Pflicht, alles zu tun, was ich kann, um das Leben meiner Kameraden zu schützen.«

Es ist sehr wahrscheinlich, dass Abed Hamed Mowhoush kein Unschuldiger war – als General unter Saddam Hussein. Vielleicht hat er furchtbare Taten begangen. Aber es geht darum, wie weit die USA, wie weit der Westen im Kampf gegen seine Feinde gehen will. Es bleibt die Frage: Wie wollen wir uns am Ende selbst sehen?

Zwei Jahre später, im Januar 2006, begann der Prozess gegen Welshofer wegen Mordes vor einem

Fortsetzung *auf Seite 22*

Foto: Frank Rothe für DIE ZEIT

Einer gegen Rumsfeld

Fortsetzung *von Seite 21*

Militärgericht in Colorado. Er wurde schließlich wegen versuchten Totschlags zu einer Geldstrafe von 6000 Dollar und zu 60 Tagen Arrest, in denen er sich nur zwischen Wohnung, Kirche und seiner Militärbasis bewegen durfte, verurteilt. Alle anderen Beteiligten bekamen noch geringere Strafen.

Wolfgang Kaleck will einen von Mowhoushs Söhnen treffen, um mit ihm über die Anzeige in Deutschland und den Fall seines Vaters zu sprechen. Michael Ratner hält das für eine gute Idee. Er schlägt vor, eine befreundete Anwältin zu fragen, die mit einem Kontaktmann in Bagdad zusammenarbeitet.

Ratner tippt ohne Pause auf seinem BlackBerry herum. Wenn er spricht, hetzt er atemlos von Satz zu Satz, als fürchte er ständig, wichtige Details könnten verloren gehen. Wenn Michael Ratner über die Zeit und über Fälle vor dem 11. September spricht, klingt es, als seien seither Jahrhunderte vergangen. Das »Davor« ist wie ausgelöscht, für immer vorbei. »Davor« übernahmen Anwälte des Centers meist Fälle, die mit ihren linken Überzeugungen übereinstimmten, vertraten Bürgerrechtler oder Junta-Opfer in Lateinamerika.

Zwei Monate nach dem 11. September erließ Präsident Bush die Military Order Number One. Darin genehmigte er Überstellungen von Terrorverdächtigen in Länder, in denen Folter erlaubt ist, ihre Inhaftierung ohne Zugang zu amerikanischen oder internationalen Gerichten und die Einrichtung von Militärtribunalen, die nicht den Regeln der amerikanischen Strafjustiz unterliegen. Mutmaßliche Terroristen sollten keine Rechtsmittel vor einem Gericht einlegen, kein Verfahren anstrengen können.

Einen Tag darauf entschieden Michael Ratner und seine Mitstreiter, sie würden den Ersten, der unter Military Order Number One festgehalten würde, vertreten. »Wir hatten keine Ahnung, wer das sein würde.«

Ratner hatte kein gutes Gefühl dabei. Es ging darum, vielleicht die eigenen Feinde zu verteidigen. Er wohnt in einer Stadtvilla in Greenwich Village, im Zentrum Manhattans. Er konnte den Anschlag auf das World Trade Center beim Joggen beobachten. Und Ratner ist amerikanischer Jude, einer von denen, die die Dschihadisten hassen bis in den Tod. »Aber es werden Grundrechte verweigert, das ist illegal.«

Der erste neue Mandant war im Januar 2002 der Australier David Hicks, ein Guantánamo-Häftling. Keine andere Menschenrechtsorganisation und kein anderer Anwalt wollte damals mit so einem Fall zu tun haben. Amerika war im Schock. Das Center und Michael Ratner bekamen in jenen Wochen Hunderte von Hassmails. »Lass die Taliban in dein Haus. Sie sollen deine Kinder essen«, stand da zum Beispiel. Zwei Jahre später, 2004, feierten sie ihren ersten großen Sieg: Das Höchste Gericht entschied, dass Guantánamo-Gefangene ihre Haft vor US-Gerichten prüfen lassen können. Michael Ratner grinst, seitdem haben sie keine Mühe mehr, Anwälte zu finden.

»Mister Folter« nennen Kollegen den Regierungsberater John Yoo

Der Krieg gegen den Terror ist auch ein Krieg der Juristen. Es gibt wenige Konflikte, in denen ihr Rat so gefragt war. In der ersten Zeit nach dem 11. September haben Rechtsberater der Bush-Administration Politik zumindest mitgestaltet. Kritiker wie Wolfgang Kaleck nennen die Entscheidungen dieser Phase: »der Weg nach Abu Ghraib«. Es ist die hohe Zeit der Memoranden. Da ist zum Beispiel dasjenige vom 25. September 2001 aus dem Justizministerium von John Yoo, das den Machtbereich des Präsidenten im Krieg gegen den Terror erweitert: Der Präsident könne ohne Zustimmung des Kongresses Krieg gegen Terroristen und gegen Staaten führen, die sie unterstützten.

Dann beginnt der Afghanistan-Krieg, US-Streitkräfte nehmen mutmaßliche Taliban- und Al-Qaida-Kämpfer in Gewahrsam. Nun stellt sich die Frage, wie man am besten und schnellsten Informationen von ihnen bekommt.

Am 9. Januar 2002 folgt ein neues Memorandum aus dem Justizministerium. Darin wird argumentiert: Al-Qaida-Mitglieder und Taliban kämpften nicht als Nationen oder Staaten, sie seien »illegale feindliche Kombattanten« – eine folgenreiche Wortprägung. Deswegen träfen die Genfer Konventionen nicht auf sie zu, und auch der Gemeinsame Artikel 3 sei nicht anwendbar. Der aber gebietet: Gefangene »sollen unter allen Umständen menschlich behandelt werden«. Mitautor des Memorandums: John Yoo. Kurz darauf gibt US-Verteidigungsminister Donald Rumsfeld die Richtlinie an die Streitkräfte heraus: »Individuen der al-Qaida und der Taliban im Gewahrsam des Verteidigungsministeriums haben kein Anrecht auf den Status als Kriegsgefangener gemäß den Genfer Konventionen.«

Wenn jedoch die Konventionen außer Kraft gesetzt werden, wie soll man dann mit Gefangenen umgehen? Wieder diskutieren die Juristen in den Behörden. Das führt am 1. August 2002 zu einem weiteren, 50 Seiten langen Memorandum. Es wird wiederum von John Yoo entworfen, allerdings von seinem Chef im Justizministerium unterschrieben. Es ist bekannt unter dem Namen »Folter-Memo«, weil darin Folter neu definiert wird:

»Wir kommen zu dem Schluss, dass ein Akt, der als Folter gewertet wird, … Schmerzen verursachen muss, die nur schwer auszuhalten sind. … Physischer Schmerz, der als Folter gewertet werden kann, muss die gleiche Intensität von Schmerz haben, wie er mit ernsthaften physischen Verletzungen – etwa Organversagen, der Beeinträchtigung von Körperfunktionen oder sogar dem Tod – einhergeht.« Seitdem nennen Juristenkollegen John Yoo auch »Mister Folter.« In Kaleckss Anzeige ist er Beschuldigter Nummer 11.

Von seinem Büro im achten Stock der Simon Hall im kalifornischen Berkeley hat John Yoo einen guten Blick auf seine Feinde. Die da unten haben gegen ihn demonstriert, seine Entlassung gefordert. Studenten führten in einem seiner Seminare eine Scheinexekution auf, um ihn zu ärgern, und einmal mussten ihn sogar Sicherheitsleute bewachen. John Yoo hat seinen Schreibtisch quer in den Raum gestellt. Er sitzt mit dem Gesicht zur Eingangstür, so hat er Besucher besser im Auge.

Keines der Opfer, die er vertritt, hat der Anwalt persönlich getroffen

John Yoo ist ein stiller Mann. Er spricht oft so leise, dass man sich vorbeugen muss, um ihn zu verstehen. 2003 kam er aus Washington nach Berkeley, in »eine der liberalsten Städte der Welt«, wie er sagt. Yoo wurde in Korea geboren, als Kleinkind wanderten seine Eltern mit ihm in die USA aus. Jetzt ist er 39 und Jura-Professor an einer der besten Universitäten des Landes. »Ich bin ein Übererfüller«, sagt er über sich selbst.

Yoos Beine ruhen auf dem Tisch, vor ihm liegt ein Buch mit Witzworten von Donald Rumsfeld. An der Wand hängt ein Gruppenfoto der Richter des Höchsten Gerichts ohne Roben. Yoo ist der Einzige, der über seine früheren Entscheidungen in der Bush-Administration redet. Am 11. September 2001 saß er in seinem Büro im Justizministerium in Washington und sah im Fernsehen, wie das zweite Flugzeug in den Turm des World Trade Center krachte. »Ich wusste sofort, jetzt sind wir im Krieg.«

Yoo arbeitete im Office of Legal Counsel. Dieses Büro berät den Justizminister und den Präsidenten in Rechtsfragen. *Newsweek* schreibt darüber: »Seine sorgsam formulierten Meinungen werden als bindend angesehen – als letztes Wort dazu, was dem Präsidenten und seinen Behörden juristisch erlaubt und was ihnen nicht erlaubt ist.«

John Yoo sagt, in den Memoranden sei es nicht um Politik gegangen. »Ich interpretiere nur das Recht für die Regierung, die Politiker entscheiden. Ich sage, was sie machen können, nicht was sie machen sollen.« Er glaubt an diesen Unterschied. Im Gespräch kommt er immer wieder darauf zurück. Er sei Jurist, kein Politiker. Seine Expertisen wurden aber doch unmittelbar politisch genutzt? »Ja«, sagt er, »Politiker wollen wissen, was sie dürfen und was nicht. Das heißt nicht, dass ich mich weigere, ihre Fragen zu beantworten.« Es klingt, als habe Yoo diese Argumente schon oft wiederholt, erkläre sie aber gern noch einmal von vorn.

Er nennt das Beispiel des Abu Zubaydah, den die US-Ermittler für den Chefrekruteur von al-Qaida halten. Die CIA hatte ihn im April 2002 gefasst und auf einen geheimen Stützpunkt in Thailand gebracht. Yoo sagt: »Sie dürfen nicht foltern, aber es gibt eine Reihe von Dingen, die man im Verhör machen kann, die nicht das Niveau von Folter erreichen.«

Was genau das sein solle, habe er versucht herauszufinden. »Man könnte zum Beispiel sagen: Wir lassen ihn nicht länger als sechs Stunden am Tag schlafen.« Das sei eine moralische Frage. Yoo mag es, in Konjunktiven zu denken. Seine Stimme bleibt dabei immer gleich sanft. Einer seiner bekanntesten Sätze ist: »Der Präsident kann Folter anordnen, wenn er das für richtig hält.« Rechtlich sei das möglich. Er nimmt die Beine vom Tisch, streicht über seine Krawatte. Yoo unterscheidet zwischen Recht und Moral, als seien das zwei gänzlich voneinander getrennte Kategorien.

Würde er die Memoranden heute noch einmal genauso schreiben?

»Im Prinzip ja«, sagt Yoo.

Er habe nicht an die Konsequenzen gedacht, nur das Recht ausgelegt. Dieses Jahr hat Yoo eine Niederlage erlitten. Im Sommer entschied das Höchste Gericht, die Militärtribunale in Guantánamo verstießen gegen amerikanisches Militär- und gegen das Völkerrecht. Außerdem sei zumindest der Gemeinsame Artikel 3 der Genfer Konventionen auf mutmaßliche Terroristen anzuwenden. Yoo sieht das anders: »Die Entscheidung fiel fünf gegen drei. Drei Richter waren also derselben Meinung wie ich.«

Er kennt die Bilder von Abu Ghraib. Er ist überzeugt, das war Missbrauch, begangen von einzelnen Soldaten. »Ich glaube nicht, dass das Verteidigungsministerium diese Behandlung autorisiert hat.« Natürlich hätten diese Fotos Amerikas Ansehen in der Welt geschadet. »Das Problem ist, es gibt eine Anzahl von Menschen auf der Welt, die, motiviert durch ihre Religion, sehr wahrscheinlich Bomben legen und Zivilisten ermorden wollen.« Er lässt seine Worte wirken. Die Sonne scheint auf seinen Schreibtisch, es ist angenehm warm.

Fürchtet er, dass er sich einmal vor einem Gericht für seine Arbeit verantworten muss?

Yoo lacht kurz auf. »Ja, das könnte passieren.« Von der Anzeige in Deutschland hat er noch nie gehört. Nur einmal im Gespräch verliert John Yoo für einen Augenblick die Fassung. Einer seiner ehemaligen Mitstreiter, US-Justizminister Alberto Gonzales, wies das damalige »Folter-Memo« öffentlich als »unnötig« zurück. Yoo presst seine Lippen aufeinander: »Das hätte nicht sein müssen.« Er hält dies für feige. Zurzeit arbeite er nicht mehr für die Regierung. John Yoo ist ein wenig beleidigt.

Wenn man Wolfgang Kaleck auf John Yoo anspricht, wendet er sein Gesicht ab. Es sieht aus, als bereite es ihm körperliches Unbehagen, über ihn zu reden. »Nicht nur was er geschrieben hat, ist falsch. Er wusste auch ganz genau, was damit gemacht werden würde.«

Es ist Anfang November. Noch wenige Tage, bis Kaleck am 14. dieses Monats die Anzeige per E-Mail an die Generalbundesanwältin schicken wird. Er sitzt in einem Café in Berlin-Prenzlauer Berg. Es läuft Musik aus den achtziger Jahren, die schwarze Farbe der Tische blättert ab. Kaleck legt einen Hefter auf den Tisch. Darin hat er Namen notiert. Wer was noch zuliefern soll und wann. Die Anzeige ist noch nicht fertig. Und es gibt ein Problem: Kaleck hat keines der Opfer, in deren Namen er sie stellt, persönlich getroffen.

Alle Versuche im vergangenen halben Jahr sind fehlgeschlagen. Zu gefährlich. Er bemüht sich weiter um ein Gespräch mit dem Sohn von General Mowhoush, aber es sieht nicht gut aus. Momentan kann ihn niemand erreichen. Und der Kontaktmann in Bagdad fürchtet Anrufe aus dem Ausland. Die amerikanische Anwältin, die mit ihm zusammenarbeitet, schickt eine Mail: »Jedes Mal, wenn er das Haus verlässt, ist er in Gefahr.« Kaleck wird den Fall Mowhoush trotzdem erwähnen.

Viel ist seit April passiert, seit die Ex-Kommandeurin von Abu Ghraib, Janis Karpinski, zugesagt hat, Kaleckss Kronzeugin zu werden. Zehn Organisationen beteiligen sich nun an der Anzeige und zwei Friedensnobelpreisträger: der Argentinier Adolfo Perez Esquivel und das International Bureau for Peace.

In den USA gab es eine Folterdebatte, und der Kongress hat im Oktober den Military Commission Act verabschiedet. Damit werden die Militärtribunale im Nachhinein doch für rechtmäßig erklärt, und es heißt, dass der amerikanische Präsident die Genfer Konventionen interpretieren darf. Es wird wieder Klagen geben. Die Anwälte kämpfen weiter.

Auch wenn in Deutschland wahrscheinlich kein Verfahren gegen den US-Verteidigungsminister eröffnet wird: Nach dem Kampf der vergangenen zwei Jahre glaubt Wolfgang Kaleck nun an die große Macht der weltweiten Anti-Folter-Bewegung. Und wenn Donald Rumsfeld, John Yoo und die anderen eines Tages ihren Lebensabend genießen wollen, ist da vielleicht immer noch einer, der sie jagt.

Der Kanzler will nicht gehen

Die Christdemokraten haben die Wahlen in Österreich verloren. Doch Verlierer Wolfgang Schüssel will offenbar Zeit gewinnen, um erneut eine Koalition mit den Rechtspopulisten vorzubereiten VON WERNER A. PERGER

Ein Jahr nach seinem Abgang von der politischen Bühne hat Gerhard Schröder in der Gestalt des Wiener Exkollegen Wolfgang Schüssel seinen Meister gefunden: Der Chef der Christdemokraten übertrifft ihn an Chuzpe bei weitem. Wahl verlieren, Niederlage annehmen, dann stolz zur Seite treten? Fehlanzeige. Schüssel, seit Anfang 2000 Kanzler der Mutter aller europäischen Rechtsbündnisse unter Beteiligung des neuen Rechtspopulismus, klammert sich ungeachtet der historischen Wahlschlappe des 1. Oktober ebenso energisch wie grimmig ans Kanzleramt. Er »schrödert«, nennen sie das jetzt in Wien, was ein bisserl ungerecht ist. Immerhin hatte der Kanzler in Berlin entgegen der vorhergesagten Katastrophe die Wahl ja fast gewonnen, »geschrödert« hat er nur anderthalb Tage lang. Schüssel hingegen, von den Umfragen und Medien vorher als klarer Sieger gehandelt, war mit minus acht Prozentpunkten abgestürzt. Doch er hat soeben die Koalitionsverhandlungen mit den Sozialdemokraten unterbrochen und plant offenkundig, bis weit ins neue Jahr hinein »die Geschäfte zu führen«. Vielleicht sollte man das lieber »schüsseln« nennen.

Wie ernst ist das alles? Mildere Kommentatoren meinen: Der Kanzler will (nur) spielen. Mit Bluffs und Tricks und Mimikry, alles für das spielerische Nahziel, den Sozialdemokraten die Rückkehr an die Macht so lange wie möglich zu blockieren.

Das Fernziel aber ist ein Ernstfall, nämlich trotz Abwahl im Amt zu bleiben. Ist das ganz außer Reichweite? Jedenfalls bräuchte man Zeit dafür. Sie zu gewinnen, dazu könnte die gegenwärtige Inszenierung dienen: Sie zeigt Schüssel als den in seinem Vertrauen in die Sozialdemokraten zutiefst enttäuschten Regierungschef. Er und seine Getreuen klagen mit bestürzten Mienen über das Manöver, mit dem Alfred Gusenbauer sie offenbar hintergehen wolle. Denn siehe da: Die Partei des Wahlsiegers hat, mit dem Auftrag des Bundespräsidenten Fischer, der ÖVP Verhandlungen über die Bildung einer großen Koalition angeboten. Das ist normal, zumal eine andere Mehrheit gar nicht realisierbar zu sein scheint.

Nicht ganz so normal, wenngleich auch kein Einzelfall, ist freilich, dass die SPÖ parallel zu den Koalitionsverhandlungen im neugewählten Parlament gemeinsam mit den Mitte-links-Grünen und der Rechtsaußen-FPÖ zwei Untersuchungsausschüsse einsetzte, von denen vor allem der eine für Schüssel und die ÖVP unangenehm werden kann. Da geht es nämlich um die Hintergründe eines Milliardenvertrags für den Ankauf von Eurofightern. Viele wüssten gerne, wie das zugegangen ist. Mit der ÖVP war dieser Ausschuss nicht zu kriegen, und ihn einzusetzen hatten die drei bisherigen Oppositionsparteien immerhin versprochen.

Übles Doppelspiel der SPÖ, wettert nun die ÖVP, und schließt aus alledem: Die SPÖ bastle unerhörterweise an einer Dreierkoalition mit den Grünen und der FPÖ.

In die politische Landschaft nach dem 1. Oktober passte allerdings, besser als diese absurde Fantasie, eine Koalition zwischen Schüssels ÖVP und den beiden Rechtsparteien FPÖ und BZÖ, die zusammen immerhin auf rund 15 Prozent gekommen sind. Dieser Rechtsblock gilt bisher nur deshalb als ausgeschlossen, weil die ideologisch von Haider geprägten Führer persönlich zu sehr verfeindet sind.

Politisch aber sollten keine unüberwindlichen Hindernisse bestehen. Jedenfalls nicht für Schüssel. Um die zerstrittenen Haider-Zöglinge aber füreinander wieder koalitionsreif zu machen, braucht Schüssel deutlich mehr Zeit, als vorhanden ist. Kein Wunder, dass man in Wien also genau dieses Ziel – Zeitgewinn – hinter Schüssels Blockadespiel vermutet. Erst wenn die beiden Untersuchungsausschüsse mit der Arbeit fertig seien, sei die ÖVP bereit, weiter zu verhandeln. Bis Weihnachten, so Schüssel, könne das möglich sein. Welche Weihnachten? 2007?

So kommt es, dass in der SPÖ baldige Neuwahlen nicht mehr ausgeschlossen werden. Sogar Heinz Fischer, der Bundespräsident, auf den ohnehin immer mehr Leute mit der Erwartung blicken, einen Weg aus dem gegenwärtigen Dilemma zu finden, hat jetzt davon gesprochen.

Die Meinungsforscher melden, Neuwahlen seien höchst unpopulär. Das könnte heißen: Wer sie vom Zaun bricht, muss dafür büßen. Insofern fährt die ÖVP einen gefährlichen Kurs, zumal für die Große Koalition positive Werte gemessen werden. Sie ist immer noch – oder wieder – die Regierungsform, die von der österreichischen Mehrheit bevorzugt wird. Sie schätzt die Harmonie, den Frieden, die Stabilität, in deren Schutz man, ob im Café, beim Heurigen oder »am Würstelstand«, in aller Heftigkeit über dieselbe Große Koalition, den Parteienproporz und die in Österreich in der Tat beachtlichen Politikerprivilegien schimpfen und sich beklagen kann. Ein geradezu folkloristischer Zwiespalt, der tragische Folgen hatte: Mit der Großen Koalition stieg Jörg Haider auf, er verlor seine nationale Bedeutung mit der Kleinen Koalition.

Den Weg, der aus der derzeitigen Blockade zu Neuwahlen führt, könnte – als Übergangslösung – eine Minderheitsregierung der Sozialdemokraten öffnen. Ein Übergangskabinett unter Gusenbauer, unterstützt von den Grünen, fallweise vielleicht auch von der ÖVP, könnte den unnormalen Zustand des Weiterregierens der Wahlverlierer zwecks Verhinderung einer Regierung der Wahlsieger beenden. Und eine neue Wahl vorbereiten, die die Verhältnisse klärt.

Vielleicht gibt es ja wirklich keinen anderen Weg aus den Verwerfungen und Verkrampfungen, die sechs Jahre Konfrontation unter Schwarz-Blau beziehungsweise Schwarz-Orange (nach der Spaltung der FPÖ) angerichtet haben.

Dass Wolfgang Schüssel keinen Beitrag zu dieser Beruhigung leistet, entbehrt nicht einer gewissen Tragik. Doch erfolgreich »schrödern« kann man, wie das deutsche Vorbild zeigte, nur wenige Tage. Danach macht man sich selbst zum Narren.

Das Österreich-Blog:
www.zeit.de/oesterreichblog

Rebell in rosa

Der Ex-Revolutionär Daniel Ortega hat die Wahl in Nicaragua gewonnen. Jetzt setzt er auf Jesus VON TONI KEPPELER

Man sollte meinen, man wisse, wer Daniel Ortega ist. Schließlich ist der bald 61-Jährige seit mehr als drei Jahrzehnten eine öffentliche Figur. Erst war er Guerillero, dann Präsident und schließlich erfolgloser Dauerkandidat der Sandinistischen Befreiungsfront. Jetzt haben ihn die Nicaraguaner nach drei Niederlagen in Folge und 16 Jahre nach seiner überraschenden Abwahl zum zweiten Mal zum Präsidenten erkoren. Und doch wissen sie nicht, was sie erwartet. Denn Ortega ist längst nicht mehr der jugendliche Revolutionär mit hehren Zielen, als der er in den achtziger Jahren die europäische Linke begeisterte. Und er ist nicht mehr der Frontmann des kubanischen Kommunismus auf der mittelamerikanischen Landbrücke, als den ihn in jener Zeit US-Präsident Ronald Reagan und seine Helfer bekriegten. Nein, in den Jahren der Niederlagen ist Ortega zum gerissenen Machtpolitiker geworden. Zum Güegüense, jener janusköpfigen Figur aus der nicaraguanischen Mythologie, die dem Gegenüber vorn ein unterwürfiges Lächeln zeigt und ihm gleichzeitig mit dem rückwärtigen Gesicht die Zunge herausstreckt.

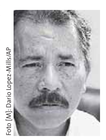


Foto (AP) Dario Lopez-Mills/AP

Manuel Ortega

begeisterte in den achtziger Jahren die Linke. Er war Guerillero, dann Präsident und 16 Jahre lang erfolgloser Kandidat der Sandinisten. Nun will der Machtpolitiker das Parlament schwächen. Doch er verfügt nicht über die nötige Mehrheit

Genau dies war das Erfolgsrezept von Ortegas Wahlkampf: Er zeigte dem Volk nur sein lächelndes Gesicht. Er sprach wie ein Pastor von Liebe und Versöhnung, wählte statt der traditionellen Parteifarben Schwarz und Rot ein zartes Rosa für seine Plakate, und statt der Parteihymne («Wir bekämpfen den Yankee, den Feind der Menschlichkeit») rieselte bei seinen Auftritten John Lennons *Give Peace A Chance* aus den Lautsprechern. Reumütig bekannte er, er habe sich geändert. Jesus sei nun seine »erste Inspiration«, und wie dieser umarmte er seine ärgsten Feinde: Jaime Morales, einst Sprecher der von Reagan aufgerüsteten Contra und der Mann, den Ortega enteignete, um bis heute in seinem Haus zu wohnen. Ausgerechnet diesen Mann hat er nun zu seinem Vizepräsidenten gemacht. Ortega bettelte geradezu um eine zweite Chance. Er hat sie bekommen.

Wie er diese Chance nutzen will? Natürlich werde er Nicaragua in den von Fidel Castro und Hugo Chávez gegründeteten bolivarianischen, alternativen Wirtschaftsverband Alba führen. Und er wolle – wie Chávez – eine Verfassungsgebende Versammlung, die das Land umkrempeln solle: Ortega will das Parlament entmachten, indem er ihm informelle »Volksversammlungen« von Aktivisten zur Seite stellt – ein Instrument, das er als geübter Populist spielend beherrscht.

Nicaragua soll zum Frontstaat Mittelamerikas werden. Nicht mehr des Kommunismus der achtziger Jahre, sondern des Chavismus, des neuen lateinamerikanischen Albtraums der Republikaner in Washington fühlt Ortega sich verpflichtet. Die USA haben sich heftig bemüht, den Sandinistensieg zu verhindern. Sie haben gedroht, die Hilfsgelder zu streichen. Ein paar wollen sogar die Überweisungen der in den USA arbeitenden Nicaraguaner verbieten. Es hat nichts genützt. Die politische Rechte gewann bei der Wahl zwar die absolute Mehrheit der Stimmen. Aber weil sie gespalten ist und mit zwei Kandidaten antrat, siegte Ortega als lächelnder Dritter.

Das Schlachtfeld für einen neuen Konflikt zwischen Washington und Managua scheint also gerichtet. Doch gemach. Beim Güegüense sieht man zunächst das unterwürfige Lächeln und erst wenn er sich umdreht, die herausgestreckte Zunge. Aber man weiß nicht, was sich zwischen den beiden Gesichtern im Kopf abspielt. Es ist unklar, was Ortega wirklich vorhat. Sicher ist nur: Das Nicaragua von heute ist nicht mehr das der achtziger Jahre. Es ist – mit den Stimmen der Sandinisten – dem Freihandelsabkommen zwischen Zentralamerika und den USA beigetreten. Das verträgt sich nicht mit einer Alba-Mitgliedschaft. Um die Verfassung umzukrempeln, braucht Ortega eine Mehrheit im Parlament, und die hat er nicht. Und auch George W. Bush ist nicht Ronald Reagan. Für den US-Präsidenten gibt es erst einmal den Irak und Afghanistan, Nordkorea und Iran. Lateinamerika hat er fast vergessen.

Die Göttin des Widerstands

Von Paris aus bereitet eine iranische Exil-Präsidentin den Regimesturz in Teheran vor. Mit reichlich naiven Vorstellungen **VON MICHAEL MÖNNINGER**

Sieht so eine Terroristin aus? Oder ist sie nicht doch eher die künftige Präsidentin eines freien Irans? Maryam Rajavi steht in ihrem geräumigen Amtszimmer vor einer großen Reliefkarte mitsamt der Nationalfahne Irans an der Wand und empfängt Besucher mit vollendeter Höflichkeit. Cremefarben wie das Gemach ist auch ihr Chanel-artiges Kostüm mit wadenlangem Rock und edlem Seidenkopftuch. Nur Frauen gibt sie die Hand, Männer bekommen ein huldvolles Kopfnicken. Obwohl sie perfekt Englisch und Französisch spricht, hält sie ihre Audienzen nur auf Persisch ab. Dabei wird sie umringt von einem Hofstaat aus Beratern, Sicherheitsleuten und Dolmetschern, die jede ihrer Gesten mit panischer Aufmerksamkeit verfolgen.

Für ihre Anhänger ist die 53 Jahre alte hochgewachsene Frau mit den großen Augen und dem abgeklärten Lächeln eine Göttin. Internationale Sicherheitsbehörden dagegen führten sie noch bis vor kurzem als Anführerin einer kriminellen Vereinigung. Denn Maryam Rajavi ist Kopf der iranischen Volksmudschahedin (»heilige Volkskrieger«), einer Kampforganisation, die weltweit immer wieder schwere Attentate gegen Botschaften und Konsulate der Teheraner Regierung verübt hat.

Der Amtssitz von Maryam Rajavi liegt hinter meterhohen Betonmauern in einer Art von Militärcamp, das man eher im irakisch-iranischen Grenzgebiet vermuten würde. Tatsächlich aber befindet sich das Hauptquartier der Volksmudschahedin mitten in Frankreich: in der beschaulichen Künstlerkolonie Auvers-sur-Oise, 40 Kilometer nordwestlich von Paris. Berühmt ist die grüne Idylle vor allem bei amerikanischen und japanischen Touristen, die das Städtchen auf der Suche nach Motiven durchstreifen, die van Gogh, Pissarro und Cézanne hier fanden. Nachdem die Volksmudschahedin in den achtziger Jahren vor der islamischen Revolution in Iran geflohen waren, haben sie ihr Exilhauptquartier mit Duldung der französischen Behörden in Auvers aufgeschlagen.

Foto: Stuart Isett/Polaris/Studio X

REFORMERIN oder Fanatikerin? Maryam Rajavi setzt auf friedliche Mittel, sagt sie

2003 war es mit der Toleranz erst einmal vorbei. EU und USA setzten die Volksmudschahedin vorübergehend auf ihre Liste der terroristischen Vereinigungen, und die französische Polizei veranstaltete in dem abgeschirmten Camp mit einem Dutzend Wohncontainern eine gründliche Razzia. Dabei wurden Frau Rajavi und 167 ihrer Anhänger vorübergehend festgenommen und mit einem Reise- und Kontaktverbot belegt. Seit Juni ist die Gruppe wieder rehabilitiert. Nun kämpft die Präsidentin darum, die acht Millionen Dollar sowie die Computer- und Satellitenanlagen zurückzuerhalten, die damals beschlagnahmt wurden. Denn sie will möglichst bald zum Marsch nach Teheran aufbrechen, um das Mullah-Regime zu stürzen.

»Wir wollen einen Rechtsstaat mit freier Marktwirtschaft«

Die Volksmudschahedin, die sich mittlerweile »Nationaler iranischer Widerstandsrat« nennen, verstehen sich als iranische Exilregierung mit Maryam Rajavi als Präsidentin. Sie verfügt über ein komplettes Schattenkabinett und beruft regelmäßig ihre 500 Abgeordneten aus aller Welt zu Sitzungen des provisorischen iranischen Parlamentes ein, um den großen Tag vorzubereiten: Nach der Befreiung Teherans von den Mullahs will der Widerstandsrat für maximal sechs Monate die politische Führung in Iran übernehmen, freie Wahlen organisieren und die Iraner entscheiden lassen, wer sie künftig regiert.

Es liegt etwas Verklärtes in Maryam Rajavis Blick, wenn sie mit breitem Redefluss ihre eher schmale Botschaft verkündet: Die Abstempelung ihrer Organisation als terroristische Vereinigung sei ein schändliches Manöver der westlichen Appeasement-Politik gegenüber den islamischen Fundamentalisten, und der einzige Weg zum Regimewechsel in Iran bestehe darin, ihrer Gruppe freie Hand zu lassen.

Ganz so einfach sieht die westliche Diplomatie den Fahrplan der Exil-Iraner freilich nicht. Zwar gibt es eine wachsende Unterstützerfront aus amerikanischen Kongressabgeordneten, Mitgliedern des Europäischen Parlaments sowie des britischen Oberhauses, die darauf dringt, den Widerstandsrat zum wesentlichen Akteur in der iranischen Krisenbewältigung zu machen. Doch ebenso warnen Sicherheitsbehörden davor, dass diese Gruppierung lange Zeit eine sektenartige Zwangsorganisation war, die großen Unfrieden im Nahen Osten stiftete.

Dabei gibt Maryam Rajavi heute eine Muster-Muslimin ab, wie sie sich westliche Politiker für Iran nur wünschen könnten. »Wir wollen einen laizistischen Rechtsstaat mit freier Marktwirtschaft, in dem Männer und Frauen gleichberechtigt sind, keine Religion bevorzugt wird und der ein friedliches Zusammenleben im Nahen Osten garantiert«, erklärt die Präsidentin. Sie stammt aus einer Teheraner Beamtenfamilie, deren Vorfahren zur iranischen Herrscherdynastie gehören, aber durch einen Militärputsch 1921 abgesetzt wurden. Nachdem Mitglieder ihrer Familie von der Geheimpolizei des Schahs ermordet worden waren, schloss sie sich den Volksmudschahedin an.

Als 1979 der Clan von Resa Pahlewi stürzte und Religionsführer Ajatollah Chomeini aus dem französischen Exil nach Iran zurückkehrte, standen die Mudschahedin anfangs auf der Seite der islamischen Revolution. Doch als die fundamentalistische Unterdrückung zunahm, flohen Maryam Rajavi und ihre Getreuen aus Teheran zunächst in den Irak. Dort hatte ihr Mann, der charismatische Mudschahedin-Führer Massud Rajavi, bereits eine Militärbasis mit 15 000 bewaffneten Kämpfern aufgebaut, die an der Seite von Saddam Hussein in den Krieg gegen Iran zogen. Nachdem die Exilarmee in den Konflikten fast zerrieben worden war, emigrierte Frau Rajavi Mitte der achtziger Jahre nach Frankreich.

Mittlerweile haben die Volkskrieger an vielen Fronten gekämpft und dabei meist verbrannte Erde hinterlassen. Freilich waren sie lange Jahre ein willkommener diplomatischer Spielball der Amerikaner. Mit der Verfolgung der Todfeinde der Mullahs wollte Washington – ebenso wie die EU 2003 – die gemäßigten Kreise in der Teheraner Führung gewinnen. Weil das aber gründlich fehlgeschlagen ist, werden immer mehr Stimmen im Westen laut, die Mudschahedin in die offizielle Iran-Politik einzubinden.

Seit ihrer Ankunft in Frankreich 1986 überschwemmen die Mitarbeiter von Rajavi die Medien mit Kommuniqués, schalten Zeitungsanzeigen wie ein Großkonzern und trommeln ihre Anhänger zu Demonstrationen zusammen, sobald ein iranischer Politiker anreist. Dennoch hängt ihr und ihrem mittlerweile untergetauchten Mann der Ruf an, einen geradezu nordkoreanischen Personenkult zu nähren. Ihre Anhänger gelten als ideologische Söldner, deren Umtriebe der französische Inlandsgeheimdienst DST als »geheim, sektenartig und ungesetzlich« einstuft. In ihrem irakischen Stützpunkt legten die Mudschahedin ihren Mitgliedern geheimbündlerische Regeln auf: Damit die Volkskrieger nicht von ihrem heiligen Kampf abgelenkt wurden, mussten Ehepartner in Zwangsscheidungen einwilligen und ihre Kinder zur Adoption freigeben.

Die Organisation Human Rights Watch konstatierte noch 2005, die Volksmudschahedin würden Gefangene zu Tode foltern und von ihren Anhänger mit Gehirnwäsche und Selbstbezichtigungsritualen totale Unterwerfung verlangen. Eine Kommission des Europäischen Parlamentes hat diese Vorwürfe mittlerweile stark relativiert.

Auch Präsidentin Rajavi weist solche Bezichtigungen als Verleumdungskampagne zurück, die vor allem von den Teheraner Mullahs ausgehe. »Wir sind keine Fanatiker«, sagt sie mit kühlem Blick und holt ein dickes Buch hervor, in dem die Fotos, Namen und Lebensläufe von 20 000 ermordeten Anhängern ihrer Gruppe verzeichnet sind. »Jeder von uns hat Verwandte und Freunde, die im Kampf für die Demokratie im Iran gestorben sind. Wir bringen schwere Opfer – aber ist das Fanatismus?« Dem Westen wirft sie vor, aus ökonomischen Interessen seine eigenen Prinzipien zu verraten und dem Wunsch der Mullahs nach Unterdrückung der Mudschahedin nachzugeben.

Vom eigenen Verständnis her sehen sich die Exil-Iraner eher als eine große Märtyrerfamilie. Der britische *Economist* vergleicht ihre politisch-religiöse Stellung im Islam gar mit der Rolle der Befreiungstheologie für das Christentum. Größtes Ansehen im Westen erwarben sie, als sie vor einigen Jahren das geheime Atomprogramm Irans aufzudecken halfen – was mittlerweile selbst die amerikanische Regierung honoriert.

Dem Westen wirft Frau Rajavi vor, zu lange blind gegenüber dem iranischen Regime gewesen zu sein: »Es waren die Mullahs in Teheran, die die Fehlinformationen über die angeblichen irakischen Massenvernichtungswaffen in Umlauf brachten, um vom eigenen Atomprogramm abzulenken.« Heute sieht sie einzig Iran als Gewinner des Irak-Krieges, das seinen Einfluss in der Region ausbaue: »Der Irak erlebt derzeit zwei Besatzungen: eine offene durch die USA und eine verdeckte durch die iranischen Fundamentalisten.«

In Iran erkennt kaum jemand die Ansprüche der Exilanten an

Eine erneute kriegerische Intervention in Iran lehnt Rajavi allerdings rigoros ab: »Den Umsturz kann nur der internationale Widerstandsrat und das iranische Volk selber erzwingen.« Ihre Vorstellungen vom Regimewechsel klingen reichlich naiv: Wenn erst der westliche Bann über die Mudschahedin aufgehoben sei und der Aufstand die erste Grenzstadt in Iran erreicht habe, werde es einen Dominoeffekt geben. Einen Bürgerkrieg befürchtet die Präsidentin nicht: »90 Prozent der Iraner sind gegen das Regime.« Auch streitet sie ab, dass sie nach ihrer Rückkehr nach Iran die gleichen Probleme haben wird wie einst der provisorische irakische Premier Achmed Dschalabi, der nach dem Exil keine Kenntnisse von seinem Land hatte und kaum Unterstützung fand: »Wir verfügen über starke Kräfte entlang der iranischen Grenze und stehen in täglichem Kontakt mit Widerstandsgruppen innerhalb Irans.« Mit den weltweit 230 Büros ihres Widerstandsrates sieht sie sich als »größte demokratische Koalition seit 100 Jahren«. Doch sie verschweigt, dass die Mudschahedin seit ihrem Feldzug mit Saddam viele Feinde in der iranischen Bevölkerung haben und ihr hegemonialer Regierungsanspruch von den übrigen Oppositionsgruppen nicht anerkannt wird.

Dennoch konnte man jüngst einen Vorgeschmack auf ihr Wirken bekommen, als im Sommer der Europa-Kongress des Widerstandsrates in Paris tagte. 20 000 Menschen versammelten sich auf dem Messegelände von Le Bourget, wo sie eine Art Probe-Inthronisation von Maryam Rajavi feierten. Die Präsidentin fuhr im gemieteten Rolls-Royce vor, schritt unter den Klängen eines Fanfarenchors einen Gedenkaltar des iranischen Widerstandes ab und wurde von blumenstreuenden Kindern und Ordnern mit Goldschärpen auf die Bühne geleitet. Redner vom europäischen Parlament und Gerichtshof, dem britischen Parlament sowie aus der französischen Politik – unter anderen Ex-Premierministerin Edith Cresson – feierten Rajavi als Hoffnungsträgerin eines demokratischen Irans. Nachdem sie unter lautem Beifall die universellen Menschenrechte für ihr Land gefordert hatte, sangen die Teilnehmer nicht nur die iranische Nationalhymne, sondern auch die Marseillaise. Das erschien nicht nur wie ein Dank an das Gastgeberland. Sondern auch wie eine Demonstration, dass die Mudschahedin nun endlich auf der richtigen Seite stehen wollen.

Foto [M]: Pierre Andrieu/AFP/gettyimages

Märtyrer der Demokratie

Akbar Gandschi ist einer der mutigsten Kritiker der iranischen Mullahs. Ein Freund des Westens ist er deswegen noch lange nicht

VON ULRICH LADURNER

Es besteht kein Zweifel daran, dass Akbar Gandschi ein willensstarker Mensch ist. Nur ein Mann mit der Fähigkeit zu tiefster Überzeugung wird Leibwächter des Revolutionsführers Ajatollah Chomeini, und nur ein Mensch, der zum Äußersten entschlossen ist, überlebt 70 Tage Hungerstreik im Teheraner Evin-Gefängnis. Gandschis Leben ist ein Leben in Extremen. Er war einmal bereit, für die Revolution zu sterben; heute riskiert er sein Leben, um die Folgen der Revolution zu beseitigen. »Um Demokratie zu bekommen, muss man bereit sein, einen Preis zu zahlen.«

Gandschi hat gerade sechs Jahre Haft hinter sich, die er großteils in Isolation verbringen musste. Die Anklage warf ihm unter anderem »Gefährdung der nationalen Sicherheit«, »Verbreitung von Propaganda gegen das islamische System« sowie »Verunglimpfung von religiösen Erlassen und Persönlichkeiten« vor. Das war, nachdem er im Jahr 2000 in Berlin an einer Konferenz der Heinrich-Böll-Stiftung über die Reformperspektiven in Iran teilgenommen hatte. Nach seiner Rückkehr wurde er verhaftet. Es fehlte nicht viel, und er hätte das Gefängnis in einem Sarg verlassen.

»Mein Körper trägt die Zeichen des Regimes. Er erzählt uns die Wahrheit über die Natur der Islamischen Republik« – zusammen mit diesen Worten flimmerte das schockierende Bild des halb nackten, abgemagerten bärtigen Gandschi über die Fernsehschirme. Gandschi, ein Märtyrer der Demokratie, das war die Botschaft; eine Botschaft freilich, die auch stumm macht.

Einem Mitarbeiter des iranischen Dienstes der Deutschen Welle gelingt es, nicht Gandschi als Person, sondern seinen politischen Ansatz zu hinterfragen. »Lieber Herr Gandschi, nicht alle Menschen sind so stark wie Sie!« So freundlich eröffnet der Journalist eine Runde, die ausschließlich aus Exiliranern besteht, die heute für die Deutsche Welle arbeiten. Dann setzt er mit einer präzisen Frage nach: »Was sollen die Menschen tun, die nicht so stark sind?«

»Die Menschen tun doch schon viel«, antwortet Gandschi. »Sie stellen Satellitenschüsseln auf, obwohl sie dafür bestraft werden können, die Frauen tragen den Schleier in einer Weise, die gegen die Regeln des Regimes verstößt. Der zivile Ungehorsam findet ja bereits statt!« Und danach spricht er von der Zivilgesellschaft, die vitaler sei, als man gemeinhin annehme. Sie sei der wahre Adressat seiner Reden, im eigenen Land wie auch im Westen. »Von den Regierungen wollen wir nichts.« Es ist nicht schwer, aus dieser emphatischen Rede von der »Zivilgesellschaft« den ehemaligen Revolutionär herauszuhören.

Er war ein früher Revolutionär, und er brach früh mit der Revolution

Wer Iran heute betrachtet, wird die Vitalität dieser Gesellschaft nicht bezweifeln können, ihre überall spürbare Abneigung, ihren Widerwillen und auch ihren Widerstand gegen die als lebensfremd empfundenen Regeln der Obrigkeit. Aber kaum jemand hat die Auseinandersetzung mit dem Regime so radikal zugespitzt wie Gandschi, vielleicht weil anderen der Mut dazu fehlte, vielleicht auch weil es an der Überzeugung mangelt, dies sei ein richtiger und lohnender Weg. »Demokratie« – oder »Islamische Republik«, zu diesem Schluss ist Gandschi in seinem »Republikanischen Manifest« gekommen. Daraus ist im Laufe der Zeit auch ein »ich« oder »sie« geworden, ein Duell.

Gandschi war seiner Zeit immer voraus. Er war ein Revolutionär der frühesten Stunde, und er brach mit der Revolution auf eine sehr laute, effiziente und harte Weise. Sein Buch über die Intrigen des Expräsidenten Haschemi Rafsandschani wurde in den neunziger Jahren zu einem Bestseller. Darin beschuldigte Gandschi den mächtigen Rafsandschani der Korruption und der Verwicklung in die so genannten Kettenmorde, bei denen mehrere Oppositionelle durch die Hand von Geheimdienstmitarbeitern starben. Er selbst beschreibt den Bogen seines politischen Lebens in wenigen, etwas formelhaften Sätzen: »Man liebt die Revolution. Wenn es Fehler gibt, dann hat man zunächst ein schlechtes Gewissen, weil man sich selbst die Schuld gibt. Danach kritisiert man die Führer, weil sie das Versprechen der Revolution nicht umsetzen. Schließlich stellt man fest, dass die Revolution selbst ein Fehler war!« Die Zuspitzung zwischen den Erben der Chomeinis und diesem Kind der Revolution war unvermeidlich.

Und doch ist seine Geschichte die einer doppelten Distanzierung, einmal die vom Regime und einmal die vom eigenen Volk. Nicht von ungefähr vergleicht er sich mit den Oppositionellen in Osteuropa, nicht von ungefähr redet er von dem Einfluss Hannah Arendts auf sein Denken. Gandschis Kritik an der Islamischen Republik Iran ist fundamental und gnadenlos klar, nur erinnern sich viele Menschen in Iran auch an die gnadenlose Klarheit, mit der Revolutionäre die Wahrheit für sich in Anspruch genommen hatten. Was hat er damals gemacht, während der Revolution und kurz nachher, als die blutige Repression begann? »Kann es Demokratie ohne Vergangenheitsbewältigung geben?«, fragt eine Iran-Redakteurin der Deutschen Welle. Und Gandschi spricht von der »vergifteten Atmosphäre in Iran« und davon, »dass jeder lügt« und es deshalb nicht die Zeit sei, davon zu sprechen, aber natürlich sei er unter anderen Bedingungen dazu bereit. Und schließlich findet er einen Ausweg: »Darf denn ein Verbrecher ein Demokrat werden oder nicht?«

Diesen Mann an seiner Vergangenheit zu messen hat etwas Ungerechtes, zumindest etwas Unzeitgemäßes, denn, das will die drängende Rhetorik Gandschis sagen: »Es geht um etwas Wichtigeres! Es geht um das Ende einer Diktatur!« Das Urteil ist eindeutig. Dabei treibt ihn nicht etwa die Sorge um den Westen, es geht ihm um die Iraner. Sie sind die ersten Opfer des Regimes. Aus dieser Perspektive ist es nicht erstaunlich, mit welcher Leichtigkeit er das Bild, das der Westen von Iran hat, zurechtrückt. »Ahmadineschad ist nichts weiter als der Assistent des obersten religiösen Führers Chameinei. Er führt nur die Befehle aus. Ich kann nicht verstehen, warum alle Welt auf Ahmadineschad starrt. Der Westen muss sich doch nicht vor diesem Menschen fürchten?! Die Iraner müssen sich fürchten!«

Genauso behände geht Gandschi über die Atomfrage hinweg, als mache sich alle Welt über eine Kleinigkeit Sorgen oder als seien sämtliche Beobachter Opfer böswilliger Propaganda. »Nur weil die ein paar alte Geräte gekauft haben, soll man doch nicht glauben, sie bauten eine Bombe?! Ich kann diese Angst nicht verstehen!« Er lächelt so liebenswürdig, dass man ihm auf der Stelle glauben möchte.

Es bleibt der Eindruck, dass Gandschi sehr wohl eine Erklärung für die »Blindheit« des Westens hat. Es dauert allerdings eine paar Minuten, bis sie an die Oberfläche kommt. Schließlich sagt er im Ton der Selbstverständlichkeit: »Das Kapital hat sich noch nie für Menschenrechte interessiert!« Tatsächlich scheint der Westen bei seinen jüngsten Verhandlungen über die Atomenergie mit Teheran die Menschenrechte völlig vergessen zu haben, und tatsächlich ist dies ein großes Problem. Nur erinnert Gandschis apodiktischer Satz von der angeblichen Unvereinbarkeit von Kapital und Menschenrechten auch an den Revolutionär der vergangenen Tage, der seine Kraft gleichermaßen aus dem Glauben an das bevorstehende Paradies bezog wie aus der Aversion gegenüber dem Westen. Das mag eine Vereinfachung sein. Doch haben Denkfiguren aus der Vergangenheit einen sehr verführerischen Charakter.

Da ist zum Beispiel dieser Gedanke, dass alles schlechter werden müsse, bevor es besser wird, was man in der marxistischen Terminologie den »dialektischen Umschlag« nannte oder auch den großen Kladderadatsch. Gandschi, dem ehemaligen Revolutionär, kommt das so leicht über die Lippen, dass es schon fast leichtfertig klingt: »Ich finde es gut, dass Ahmadineschad gewählt worden ist. Er hätte schon vor acht Jahren gewählt werden sollen. Das wäre noch besser gewesen. Es zeigt den wahren Charakter des Gottesstaates. Ahmadineschad ist das letzte Potenzial des Regimes.«

Und danach? Das weiß auch Gandschi nicht. »Ich bin doch kein Prophet!«

LESERBRIEFE

Foto (Ausschnitt): Christoph Edelhoff für DIE ZEIT

Von links nach rechts: **DENNIS BAER (19), CLAUDIA POST (23), TOBIAS POHLE (21), NICOLE BUSCH (20)**

Zukunftsträume bleiben möglich

Vier junge Deutsche im Jobcenter: »Jeder kann da reinrutschen!«, **ZEIT NR. 44**

Eine wahre Offenbarung junger Menschen, die unserer Gesellschaft zu verstehen geben, das es möglich ist, mit 385 Euro plus Kindergeld und Mietzuschuss über die Runden zu kommen und noch von Zukunft zu träumen. Auch lässt sich Dankbarkeit heraushören, das ist mit Sicherheit nicht bei allen so.
So eine Offenbarung würde gar manch einem Manager oder Bundestagsabgeordneten gut tun, Sie könnten ohne weiteres eine Seite in Ihrer Wochenzeitung füllen, vielleicht mit dem Titel »Oberschicht – jeder kann da reinrutschen und abkassieren«. Vielleicht fangen sie am besten mit dem Bundestagsabgeordneten Merz an!

JÖRG SINKEL, WETZLAR

Die Selbstaufgabe der Sozialdemokratie taugt nicht als Modell

Petra Pinzler: »Der Vorreiter«, **ZEIT NR. 44**

Zwar hat Poul Nyrup Rasmussen als Ministerpräsident von Dänemark den Umbau des Sozialstaates geprägt, von dem die dänische Wirtschaft heute profitiert. Aber so großzügig, wie bei Petra Pinzler dargestellt, geht es nun wiederum nicht zu im kleinen Dänemark. Wer arbeitslos wird, bekommt Arbeitslosengeld in der Höhe von etwa 90 Prozent des letzten Einkommens, heißt es. Jawohl, aber nur, wer früher einen Stundenlohn von bis zu 95 Kronen (zirka 13 Euro) hatte. So wenig verdient aber nur eine kleine Minderheit der Dänen. Selbst für ungelernte Arbeiter liegt der tarifliche Mindestlohn in den meisten Berufen höher; schon eine Hilfsarbeiterin in einer Krankenhausküche hat 100 bis 110 Kronen die Stunde und bekommt im

Mehr Leserbriefe auf der nächsten Seite

Arbeitslosigkeitsfall keine 90 Prozent des letzten Einkommens mehr. Ich als C 3-Professor käme auf keine 30 Prozent, der Fliesenleger, der mir gerade das Bad modernisiert, erst recht nicht, denn Bauhandwerker verdienen inzwischen besser als Akademiker – weil Nyrup die Löhne im öffentlichen Dienst festfrieren ließ. Das taten zwar sein konservativer Vorgänger und sein neoliberaler Nachfolger sogar bei boomender Privatwirtschaft und rekordhohem Haushaltsüberschuss auch. Aber das ist eben das Problem: Dass die sozialdemokratische Politik unter Nyrup sich weniger von der der bürgerlichen Parteien unterschied als je zuvor – weshalb die Wähler dann auch am Ende das bürgerlich-neoliberale »Original« vorzogen.

Wie in der Ausländerpolitik auch, wo Nyrup mit der Preisgabe traditionell sozialdemokratischer Werte wie Internationalismus und Solidarität den Weg für den Absturz Dänemarks in die nationalistischste, fremdenfeindlichste Ecke der europäischen Politik bereitete. Ob aber weitgehende Selbstaufgabe die Sozialdemokratie rettet und noch dazu als europaweites Modell taugt, darf man als äußerst fraglich ansehen.

THERKEL STRAEDE
PROF. FÜR ZEITGESCHICHTE
UNIVERSITÄT SÜDDÄNEMARK, ODENSE

Statt Gefängnis zehn Jahre Hartz IV!

Marc Brost: »Volkes Stimmung«, **ZEIT NR. 44**

Es ist natürlich Unsinn, dass »die Öffentlichkeit (…) längst alle Manager schuldig gesprochen« hat, wie Marc Brost seinen Artikel überschreibt. Vielmehr ist es so, dass der gemeine Bürger sehr wohl unterscheiden kann zwischen Firmenlenkern, die ihr Geld wert sind, und solchen, die nur auf ihren eigenen Vorteil bedacht sind. Diese Beispiele führt Brost ja auch auf.
Viel stärker wirkt jedoch nach meiner Ansicht die Tatsache, dass vor Gericht der einzige Ort zu sein scheint, an dem Manager überhaupt noch wirksam belangt werden können, denn alle anderen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Mechanismen sind weggefallen.
Gegen mögliche Schäden springen Manager-Haftpflichtversicherungen ein; selbst wenn sie ein Unternehmen noch so wüst vor die Wand gefahren haben, findet sich bestimmt ein Presse- oder Industrieclub, in dem sie hofiert und ohne viel Federlesens wieder um ihre Meinung gefragt werden.

FRANK ALBAUM
KREFELD

Statt »Manager« wie Ackermann und Esser, falls sie verurteilt werden, ins Gefängnis zu stecken, sollte man – sozialpolitisch und pädagogisch wertvoll – sie verurteilen zu zehn Jahren Hartz IV (unter Einfrierung ihres gesamten Vermögens – auch auf zehn Jahre).

HENNING DÖRPHOLZ, KELTERN

Ihr Artikel ist durchaus interessant. Aber wieder verwenden Sie die beiden Wörter »Ethik« und »Moral« wie zwei verschiedene Begriffe. Sie bedeuten aber genau das Gleiche. Der Unterschied besteht nur in ihrer Herkunft. »Ethik« ist ein altgriechisches Wort, und Moral ist lateinisch. Ich habe Philosophie studiert und in diesem Fach auch promoviert. Bei allen berühmten Ethikern, von Platon bis Sartre, bei allen Professoren, die ich zu diesem Thema hörte, kam eine Unterscheidung zwischem dem griechischen und dem lateinischen Begriff nicht vor.
Ich könnte mir allenfalls vorstellen, dass die Ethik das Gewissen anspricht und die Moral geschriebene Gebote.

DR. HORST WÜNSCHE, FREILASSING

Ein Dank an den Afrika-Korrespondenten

Bartholomäus Grill: »Das Land, wo alles begann«, **ZEIT NR. 44**

Genau die beschriebene Strecke durch Kenia und Tansania bin ich während meiner ersten Reise nach Afrika abgefahren. Ich möchte Herrn Grill für seine fantastischen Berichte aus Afrika danken, die mich beim Lesen immer wieder auf diesen Kontinent zurückgebracht haben.
Sein politischer Sachverstand, der den Leser zu Recht vor allzu eurozentristischem Blick warnte, die Schonungslosigkeit, die vielen Schrecken Afrikas und die Leidenswege seiner Bewohner deutlich auszusprechen, aber auch immer wieder die Offenheit, sich stets aufs Neue von diesem Kontinent begeistern zu lassen: All das waren Merkmale seiner Berichte, die ich in Zukunft vermissen werde. Ein Grill-Artikel aus Afrika ließ mich immer mit besonderer Begeisterung zur *ZEIT* greifen.

LARS NITSCH, MÜNCHEN

Juden und Araber in einem Staat

Jörg Lau: »Unerwünschte Israel-Kritik«, **ZEIT NR. 44**

Im Zusammenhang mit der Absage eines Vortrages des britischen Historikers Tony Judt durch das polnische Generalkonsulat in New York bemerken Sie, dass der Kampf gegen Antisemitismus wichtiger denn je sei, und implizieren so, dass die von Judt vertretene Idee eines einzigen Staates, in dem Israel und Palästina zusammenleben, antisemitisch sein könnte.
Von einem westlichen Standpunkt aus sind aber ethnisch begründete kleine Nationalstaaten (heißen sie nun Israel oder Palästina), die sich voreinander mit militärischen Mitteln und Mauern schützen müssen, tatsächlich anachronistisch, und es ist schwer zu sehen, wie sie langfristig überleben wollen. Die Idee eines einzigen Landes, in welchem Juden und Araber zusammenleben, mag angesichts des heute vorhandenen Gewaltpotenzials utopisch wirken, sie ist aber aufgrund der historischen, geografischen und wirtschaftlichen Situation wesentlich realistischer als die Idee von zwei friedlich zusammenlebenden Ländern, die sich hermetisch gegeneinander abschirmen.
Utopien können manchmal ganz schnell Wirklichkeit werden; zwischen Oradour und den Römischen Verträgen liegen nur 12 Jahre.

HANS HEGETSCHWEILER
HEDINGEN, SCHWEIZ

China muss handeln

Andrea Böhm: »Nichts als Wortgefechte«, **ZEIT NR. 44**

Es wurde Zeit für Ihre äußerst klaren Worte zu Darfur auf der ersten Seite! In Darfur ereignet sich gerade die größte humanitäre Katastrophe weltweit – und die internationale Gemeinschaft, Deutschland inklusive, schaut zu. Wenn überhaupt, denn die Krise in der sudanesischen Provinz Darfur scheint noch nicht vollständig im deutschen Medienbewusstsein angekommen.
Besorgniserregend ist die Lähmung der internationalen Gemeinschaft und insbesondere des Weltsicherheitsrates, gegen Massenmord und Massenvertreibung vorzugehen. Vor allem China muss als ständiges Sicherheitsratsmitglied mehr Verantwortung übernehmen. Es muss seinen Einfluss geltend machen und sich aktiv dafür einsetzen, dass die sudanesische Regierung UN-Truppen akzeptiert. Immerhin ist China einer der größten Waffenlieferanten der Region und investiert gleichzeitig zwei Milliarden US-Dollar in die Ölindustrie des Landes.
Zudem brauchen wir einen Darfur-Dialog, der alle Konfliktparteien und die Zivilgesellschaft im Sudan mit einschließt, denn sonst werden wir nie einen dauerhaften Frieden erreichen.

MARINA SCHUSTER, MDB, MITGLIED IM AUSWÄRTIGEN AUSSCHUSS, AFRIKA-EXPERTIN DER FDP-BUNDESTAGSFRAKTION

LESERBRIEFE

Er singt die immer gleichen Lieder

Wolf Biermann: »Deutschland verrät Israel«, **ZEIT NR. 46**

Bin ich die Besserwisserin, von der sich Biermann nichts erklären lassen will, weil ich seine Pauschalisierung für nicht gerechtfertigt halte?
Ich promoviere gerade an der Universität Potsdam in den Jüdischen Studien über Schoah-Gedenkstätten, habe sieben Monate in Jerusalem gelebt und fahre regelmäßig mehrfach im Jahr nach Israel.
Zum Anwalt welcher Sache macht sich Herr Biermann eigentlich? Herr Biermann kommt und weiß, wer schuld ist – am Irak-Krieg und am Nahostkonflikt. Er zitiert zusammenhanglos Prof. Dr. Arno Lustiger, dessen Zitat im Umkehrschluss ja wohl bedeutet, dass einzig »DIE Araber« die Schuld am Nahostkonflikt tragen. Eigentlich dürfte doch jedem klar sein, dass diese Problematik nicht so einfach ist. In meinem Studium lernte ich, dass die Ursachen an jedem Konflikt auf allen beteiligten Seiten zu finden sind. Ist dieser Fakt etwa schon antisemitisch?
In der Tat richtig ist Biermanns Kritik, dass der Nahostkonflikt relativ einseitig dargestellt wird in den deutschen beziehungsweise europäischen Medien und zweitens, dass die manifestierten Stereotypen in Biermanns Worten »unausrottbar« – ein durchaus schwieriges Wort in diesem Zusammenhang – sind. Aber dennoch frage ich mich, ob Biermanns Polemik wirklich hilfreich dabei ist, jene Stereotypen aufzuweichen oder gar das Denken ebenjener »Sichbedeckthaltenden«, »Schmallippigen« oder offensichtlichen Antisemiten zu verändern. Mir scheint, Herr Biermann leiert seit den 1970er Jahren die immer gleichen Lieder, und dabei verrät Biermann sich selbst mehr, als dass Deutschland Israel verrät.
Schon allein der momentan aktuelle Missbrauchsvorwurf an Präsident Katzav beweist, dass trotz der Ausnahmesituation in Israel dort eine normale Demokratie herrscht. Die Opferrolle, in die Herr Biermann Israel einordnen möchte, ist spätestens seit 1973 – nach dem Ende des Yom-Kippur-Krieges – nicht mehr aktuell.

ANJA KURTHS, DOKTORANDIN
POTSDAM

Für Ihre Bereitschaft, diese brandwichtige Biermann-Redeabzudrucken, meine Hochachtung. Selten, viel zu selten, kann man derartige klare und nötige Worte – Gedanken – Stellungnahmen lesen. Dem großen mutigen Wolf Biermann Dank!

WERNER EHRBRECHT
NOHFELDEN

Mehr Dichtung als Wahrheit enthält Biermanns Gastvorlesung. Die Behauptung, die Deutschen seien gedanken- und tatenarm, ist weder richtig noch fair. Trotz mancher Defizite hat kein anderes Volk seine Vergangenheit so emsig und zielstrebig, ja fast überschießend »bewältigt« wie das deutsche, leider auch zuweilen auf Kosten Dritter, nämlich der Palästinenser.

DR. KLAUS MESSERSCHMIDT

»Eine Rolle bei der emotionalen Mobilisierung gegen Israel spielen Teile der evangelischen Kirche«

Worte wie »israelische Besatzung« oder »israelische Menschenrechtsverletzungen« als Grund für die Eskalation der Gewalt im Nahen Osten kommen bei dem selbsternannten »Drachentöter« Biermann nicht vor. Der einst friedfertige Mauergegner ist zum Befürworter von Krieg (obwohl: »Jeder Krieg stinkt«) und Mauer mutiert. Mit seiner Haltung ist er kein Anwalt der Menschenrechte und der Gerechtigkeit.

DR. MED. MARWIN BALI, ROTENBURG A. D. F.

Wolf Biermanns Sensibilität, was Befindlichkeiten et cetera betrifft, ist bemerkenswert, und ich kann ihm in vielem zustimmen, aber wie naiv muss man sein zu glauben, dass Saddam zurückgetreten wäre, hätten nur Schröder und Chirac ebenfalls ihre Zeigefinger erhoben?!
Die im Irak durchaus vorhandene Opposition wurde über Jahre von den USA Saddam ans Messer geliefert – eben solange Saddam ein folgsamer Vasall war. Diese zu unterstützen wäre der einzig akzeptable Weg zur Änderung gewesen, warum dies nicht getan wurde, dürfte hinlänglich bekannt sein.

EVA FAESSLER
MÜNCHEN

Muss man den Umweg über Israel gehen, um in Deutschland über den wieder erstarkten, sich als Kritik der israelischen Politik gerierenden Antisemitismus sprechen zu können? Fast scheint es so. Auch dies wäre ein Teil der Antisemitismus-Spirale.
Die von Herrn Biermann gebrachten Beispiele lassen sich mühelos vermehren. Eine nicht geringe Rolle bei der emotionalen Mobilisierung gegen Israel spielen Teile der evangelischen Kirche. An der als Fotoausstellung aufgezogenen Propagandaschau »Palästina – Alltag unter Besetzung«, die landauf, landab in Kirchen, Volkshochschulen und Kleinstadtbibliotheken gezeigt wird, lassen sich Infrastruktur und Netzwerk einer Sympathisantenszene gut studieren, die bis in die Mitte unserer Gesellschaft und unseres Staates reicht.
Prominente wie Rupert Neudeck sorgen für die nötige Publizität. Warum auch nicht? Wenn das Motto jedoch lautet »Ich will nicht mehr schweigen – über Recht und Gerechtigkeit in Palästina«, wird die demogogische Tendenz deutlich. Obwohl, wie von Wolf Biermann beschrieben, sich die palästinensischen Opfer über mangelnde Präsenz und Sympathie in den deutschen Medien nicht beschweren können, wird der Eindruck geschürt, als stünden ihre deutschen Fürsprecher unter einem Druck zu schweigen.
Im Übrigen kann man über den Israel-Palästina-Konflikt denken, wie man will – allein schon das im Vergleich zu allen anderen Krisen- und Kriegsgebieten völlig überdimensionierte Interesse belegt: Hier handelt es sich um eine deutsche Obsession. Wir verraten damit nicht etwa nur Israel, sondern unsere Chance auf die oft beschworene »Normalität«.

DR. KLAUS MESSERSCHMIDT
FRANKFURT AM MAIN

Zur weit ausholenden und vielfach treffsicheren Polemik: Dass tatsächlich fast alles, was im Nahostkonflikt geschieht, falsch ist, liegt kaum am Verrat durch andere, sondern im Wesentlichen an den Israelis selbst. Seit dem 67er Krieg hat Israel sein Siedlungs- und Herrschaftsgebiet zulasten seiner Nachbarn, vor allem Palästinas, ständig mit Gewalt ausgedehnt und damit die Verzweiflungsuntaten der Intifada ausgelöst. Dass Israel – ebenfalls als verzweifelte Reaktion – die Mauer baut, kann man noch verstehen, aber deren Linienführung ist völlig absurd und offensichtlich auch darauf ausgerichtet, weiteres Land der Palästinenser zu annektieren.
Israel wird von der gesamten zivilisierten Welt in seinem Anspruch auf das Recht, in gesicherten nationalen Grenzen friedlich leben zu dürfen, unterstützt. Aber genau dieses Recht hat Israel den Palästinensern nie eingeräumt und gesteht es ihnen auch heute nicht zu. Wie soll dann Frieden entstehen?
Mit der Führung des Krieges gegen den Libanon, in den sich das Land durch die Terroristen der Hisbollah hat ziehen lassen, hat es nun tatsächlich alles falsch gemacht.

LUDWIG FENSCH, KÖLN

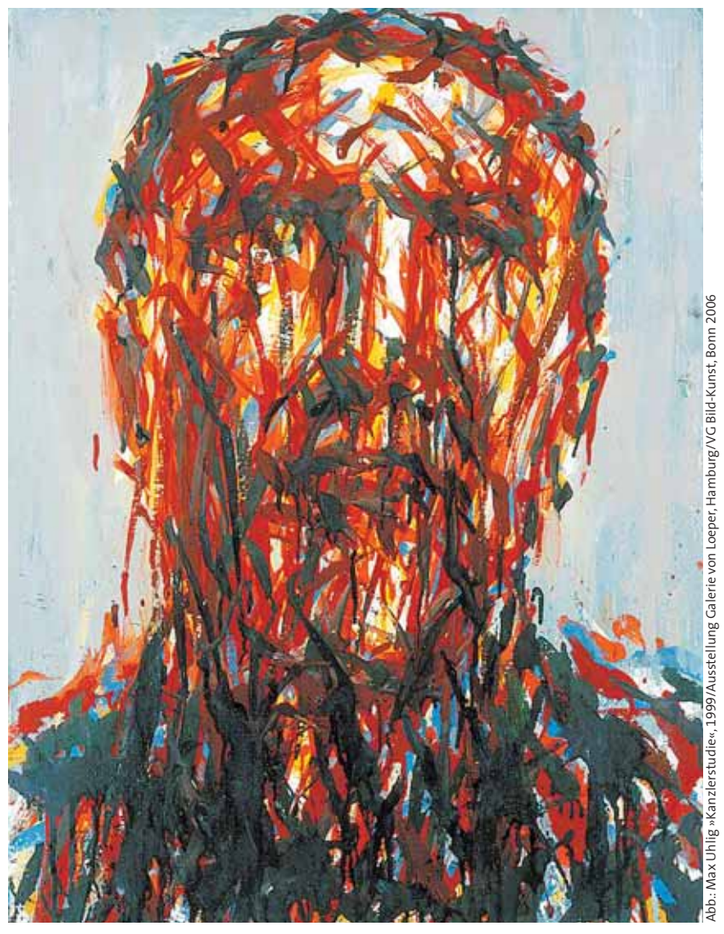


Abb.: Max Uhlig »Kanzlerstudie«, 1999/Ausstellung Galerie von Loeper, Hamburg/VG Bild-Kunst, Bonn 2006

Vorm Verkaufsförderungs-Karren

Gerhard Schröders Memoiren: »Ich bin's nur«, **ZEIT NR. 44**

Schröder-*Bild,* Schröder-*Morgenpost,* Schröder-*Spiegel,* Schröder, wohin man sieht oder hört. Jetzt auch noch Schröder-*ZEIT,* glücklicherweise wenigstens kritischer, ironischer, distanzierter als die Übrigen und noch ohne Interview, wenngleich ein Theater-Event mit ihm in Hamburg schon angekündigt wird.
Aber immerhin haben Sie sich auf nahezu vier Seiten und auch noch unter »Politik« ebenso vor den Verkaufsförderungs-Karren dieses egomanischen, durchtriebenen Geschäftemachers – *»political animal«? »economical«* träfe es besser – spannen lassen. Und darum gehörte er auch bestenfalls in das Ressort »Wirtschaft«.
Sein selbstgefällig arriviertes Lachen wird sicherlich die Mehrung der Politikverdrossenheit fördern – wie die Medienberichte die seiner Einnahmen.

REINHARD SCHOLZ, FLINTBEK

Dieser Klotz ist zu grob für einen feinen Keil

Jens Jessen: »Hauptstadt der Unterschicht«, **ZEIT NR. 44**

Polemik gesteht man Überspitzungen zu. Aber eines geht dann doch zu weit – die Formulierung von der »Erbärmlichkeit« Bonns! Aus Bonn ist über fünfzig Jahre lang anständige, in aller Welt beachtete und anerkannte Politik gemacht worden. Hier ist der Grundstein für die erste wirkliche deutsche Demokratie gelegt worden – leider nur für den westlichen Teil, wofür Bonn nicht verantwortlich zu machen ist. Die Demokratie ist von hier aus gestaltet und von der großen Mehrheit der Bürger er- und gelebt worden. Bonn, nur weil es klein ist, erbärmlich zu nennen geht zu weit, Herr Jessen. Bonn, seinen Bürgern und all denen, die von hier aus auf dem Boden des Grundgesetzes Politik gemacht haben, Abbitte zu tun stünde Ihnen gut an.

ILSE WOLF, BONN

Ich bin Düsseldorferin und habe gerade ein verlängertes Wochenende in Berlin verbracht. Ich kann nur sagen, ein toller Artikel, der mir aus der Seele spricht! Was ist Berlin für eine wunderbar lebendige, vielfältig kulturell aktive Stadt im Gegensatz zu den geklonten Schlipsträgern der Düsseldorfer Lounges!
Das traurige Restdeutschland sollte nicht neidisch, sondern voller Bewunderung sein.

MARTINA MAIER, DÜSSELDORF

Tritt man, wie Ihr Artikel über das notleidende Berlin nahe legt, »zweitausend Jahre christlicher Mitleidsethik in die Tonne«, wenn die reichen Bundesländer sich dem armen Berlin gegenüber verweigern? Mitleid hilft hier wohl kaum weiter. Zum Kranken wurde vor zweitausend Jahren gesagt: »Nimm dein Bett und gehe!« Auf Berlin bezogen heute: »Besinne dich auf deine Möglichkeiten und handele!« Handlungsmöglichkeiten werden im Wirtschaftsteil derselben *ZEIT*-Ausgabe gegeben mit dem Hinweis auf den »superreichen Bettler«, mit dem Berlin gemeint ist.

DR. FREERK ERICHSEN, HANNOVER

So wie diesmal habe ich mich noch nie geärgert. Zunächst über den zwar ausdrücklich als Polemik gekennzeichneten Aufschrei von Jens Jessen.
Wir waren uns alle einig, dass wir die Berliner in ihrem Käfig jahrzehntelang hegen und pflegen mussten wie die Zootiere. Dann lässt man sie vorsichtig etwas an die frische Luft, denn die freie Wildbahn würden sie nicht aushalten, und schon schreien sie Zeter und Mordio ob der damit verbundenen Zumutungen an Eigenverantwortung. Sie lassen die anderen weiter für sich arbeiten, setzen sich hin, spielen lieber Mundharmonika und halten das dann auch noch für ungerecht.
Ja, wenn es wenigstens nur eine Mundharmonika wäre. Sie verlangen ganz selbstverständlich für ihr Vergnügen von uns eine luxuriös ausgebaute Riesenorgel, weil sie ja Hauptstadt sind, anstatt sich an die eigene Brust zu klopfen und ihrer unfähigen Politik und den Bürgern einzuheizen. Auch für Länder sollte Hartz IV gelten: Wer nachgewiesenen Möglichkeiten, sich selbst aus der Misere zu befreien, nicht nachkommt, dem wird die Leistung gekürzt oder gestrichen.
Ich gebe zu, auch das ist Polemik. Aber das musste sein. Umso mehr, als ich beim Umblättern auf den Artikel von Jakob Augstein über die Akademie der Künste stieß – und ich habe mich wieder geärgert. Da fährt man selbst gerne jedes Jahr ein paar Tage nach Berlin, erfreut sich an dem recht ordentlich wieder aufgebauten, fast autofreien Pariser Platz und dann gehört man plötzlich zum Fremdenverkehrsplebs, der entsetzlich unselig auf »einem der deprimierendsten« Plätze Deutschlands ziellos herumwimmelt.
Wieso beschwert sich die Akademie der Künste darüber, in bevorzugter Lage neben Banken, Botschaften und Hotels zu residieren?
So, jetzt ist mir wohler. Ich gebe gerne zu, dass nicht alle Berliner so denken wie die beiden Autoren. Aber der gebotene Klotz war doch zu grob für einen feinen Keil.

DR. RICHARD NOWAK, ERLANGEN

Unfassbar

Volker Ullrich: »Tiefer Schatten«, **ZEIT NR. 44**

Wenn Herr Ullrich das Buch von Friedrich Meinecke *Die deutsche Katastrophe* zitiert, hätte er auch auf die Seite 29 eingehen sollen. Da schreibt Meinecke: »Die Juden, die dazu neigen, eine ihnen einmal lächelnde

Weitere Leserbriefe auf Seite 27

Gunst der Konjunktur unbedacht zu genießen, hatten mancherlei Anstoß erregt seit ihrer vollen Emanzipation. Sie haben viel beigetragen zu jener allmählichen Entwertung und Diskreditierung der liberalen Gedankenwelt … Dass sie neben dieser negativen und zersetzenden Wirkung auch recht viel Positives für den Geist und das Wirtschaftsleben Deutschlands geleistet haben, wurde von den Massen derer, die die Schäden des jüdischen Wesens jetzt bekämpften, vergessen.« Geschrieben 1946. Das Wort »Auschwitz« sucht man vergeblich in seiner Schrift über die deutsche Katastrophe. Am Schluss, auf Seite 174, plädiert Meinecke (84) dafür, »in jeder deutschen Stadt« Goethegemeinden zu gründen, denen, so wörtlich, »die Aufgabe zufallen (würde), die lebendigsten Zeugnisse des großen deutschen Geistes durch den Klang der Stimme den Hörern ins Herz zu tragen …«
Aus heutiger Sicht unfassbar.

JOACHIM PUTZMANN, ERLANGEN

Beilagenhinweis

Unserer heutigen Ausgabe liegen in Teilauflagen Prospekte folgender Unternehmen bei:
Ars Mundi, 30161 Hannover;
Cramergruppe, 25335 Elmshorn;
Dorotheum GmbH & Co. KG, A-1010 Wien;
Kopp-Verlag, 72108 Rottenburg;
SOS Kinderdörfer/Hermann-Gmeiner-Fonds Deutschland e. V., 80638 München;
Spotlight Verlag GmbH, 82144 Planegg

WIRTSCHAFT

Wissenspiraten
Der verzweifelte Kampf von Verlagen, Musik- und Filmindustrie gegen die Raubkopierer im Internet
Seite 36–39

DIE NEUE Leuna-Raffinerie, 1998

Foto: Harf Zimmermann/Agentur Focus

Der Fall Leuna: Ein Politkrimi

Im Mai 1991 gab der damalige Bundeskanzler Helmut Kohl ein kühnes Versprechen. »Wir wollen«, verkündete er vor Arbeitern im Chemiedreieck von Sachsen-Anhalt, »dass hier die Chemie weiterexistiert.« Seine Zuhörer feierten den Christdemokraten als Wundertäter, galten die Standorte doch als unsanierbar. Knapp ein Jahr später erklärte sich ein Konsortium aus dem französischen Ölmulti Elf-Aquitaine und dem Thyssen-Konzern bereit, eine moderne Raffinerie in Leuna zu bauen.
Doch das gefeierte deutsch-französische Geschäft entpuppt sich schon bald als Politkrimi. Insgesamt 1,1 Milliarden Mark Subventionen zahlen Deutschland und die EU an die Investoren – und bereits 1994 ermitteln französische und Schweizer Richter wegen des Verdachts auf Betrug, Untreue und Geldwäsche im Zusammenhang mit der Privatisierung von Leuna. Sie finden auch eine deutsche Spur. Mindestens 100 Millionen Mark sollen über Briefkastenfirmen und Konten in Liechtenstein nach Deutschland geflossen sein – Empfänger unbekannt. Just jene Akten, die darüber genauere Hinweise hätten geben können, kommen abhanden: Sie werden aus dem Gebäude der französischen Finanzpolizei gestohlen.
Die Leuna-Affäre beschäftigt auch einen Untersuchungsausschuss des Bundestages. Allerdings sind die Abgeordneten mehr daran interessiert, ob sich die Kohl-Regierung hatte bestechen lassen. Ob die Baukosten überhöht waren, wie die EU-Kommission vermutet, bleibt im Dunkeln.
Diesen Subventionsbetrug belegen nun Dokumente, die der ZEIT vorliegen. Demnach haben Tochtergesellschaften von Thyssen und Elf große Teile der staatlichen Zuschüsse in die eigenen Kassen geleitet – und die Gewinne daraus geschickt versteckt.

Absahner im Osten

Wie Thyssen und Elf beim Raffineriebau zu Unrecht Hunderte Millionen Mark Subventionen kassierten **VON ARNDT GINZEL UND MARTIN KRAUSHAAR**

Die Dorfstraße im Brüsseler Vorort Beersel endet an einem mit Kameras gesicherten Landhaus. Es ist das Haus von Karel Van Miert. Drinnen im Kaminzimmer sitzt der ehemalige EU-Wettbewerbskommissar und studiert die vor ihm ausgebreiteten Dokumente. Obwohl er sie zum ersten Mal sieht, findet er sich schnell zurecht. Vor mehr als sieben Jahren, Van Miert war noch im Amt, hätte er die Unterlagen gut gebrauchen können – als Beweismittel in einem der größten Wirtschaftsskandale der Nachkriegszeit: dem möglichen Subventionsbetrug beim Bau der Raffinerie in Leuna.

Der Name der ostdeutschen Kleinstadt steht für eine der größten Niederlagen Van Mierts als EU-Wettbewerbskommissar. Leuna hat ihn nie losgelassen.

1992 hatte der französische Mineralölkonzern Elf-Aquitaine angekündigt, 3,4 Milliarden Mark in den Bau einer neuen Raffinerie zu investieren. Dafür gab es Subventionen, insgesamt 1,1 Milliarden Mark. Doch bereits 1995, ein Jahr nach dem ersten Spatenstich in Leuna, fielen Schatten auf das deutsch-französische Prestigeprojekt. Von Schmiergeldzahlungen bei der Privatisierung der Raffinerie war die Rede, von aufgeblähten Baukosten und zu Unrecht kassierten Subventionen. Die EU reagierte. 1997 leitete Van Miert ein Hauptprüfverfahren ein, doch den endgültigen Beweis für den Subventionsbetrug musste er schuldig bleiben. Seine Gegner verhöhnten den tragischen Detektiv, der ein Phantom gejagt habe.

Nun, in seinem Kaminzimmer, lächelt Van Miert. Er sieht zufrieden aus, als er die Dokumente vor sich durchsieht. »Wenn wir das gehabt hätten, wäre die Sache ganz sicher anders ausgegangen«, sagt er. Denn diese Papiere belegen erstmals, was die umstrittene Raffinerie gekostet hat – und wofür die Milliardensubventionen tatsächlich verwendet wurden.

Einer der ganz wenigen, die früh alles wussten, ist Holm Schellenberg (Name geändert). Der Manager arbeitete bei einem der drei für den Bau der Raffinerie verantwortlichen Unternehmen. 1994 hatten der Thyssen-Konzern, der Frankfurter Anlagenspezialist Lurgi und die französische Elf-Tochter Technip das TLT-Konsortium gegründet. Der Zweck: im Auftrag von Elf die Raffinerie in Leuna zu bauen.

Schellenbergs Funktion kam der eines Schleusenwärters gleich. Er überwachte und lenkte die Geldströme, die den Bau speisten. Die Projektleitung von TLT, in der er saß, traf alle für den Raffineriebau wichtigen Entscheidungen. Ursprünglich gehörte dazu, die Kosten nicht ausufern zu lassen und das Konsortium liquide zu halten. »Dass wir es stattdessen mit einer wahren Geldflut zu tun bekamen, war für mich unvorstellbar«, sagt er heute.

Am 25. November 1996 lädt der Stahlkonzern Thyssen das Projektteam von TLT zu einem informellen Gespräch nach Düsseldorf. Schellenberg ist dabei. Die Lage ist ernst. Ein Presseartikel über die Leuna-Raffinerie hat aus einem geheimen Gutachten der Wirtschaftsprüfungsgesellschaft Solomon zitiert. Die Gutachter waren zu einem für das Konsortium verheerenden Ergebnis gelangt: Investor Elf habe die Baukosten um 700 Millionen Mark zu hoch angesetzt. Die Magdeburger Staatsanwaltschaft ermittelt gegen Elf wegen des Verdachts auf Subventionsbetrug. Sollte sich herausstellen, dass Elf die Kosten vorsätzlich in die Höhe getrieben hat, um entsprechend hohe Fördermittel zu kassieren, wäre die ganze Raffinerie gefährdet.

Noch droht keine unmittelbare Gefahr für das Baukonsortium. Das öffentliche Interesse richtet sich auf den französischen Bauherrn – und nicht auf die ausführenden Firmen. Elf steht unter Verdacht, Drahtzieher und zugleich Nutznießer des mutmaßlichen Subventionsbetrugs zu sein. Wie viel die drei am Baukonsortium beteiligten Firmen in Leuna verdienen, ist ein streng gehütetes Geheimnis. Aus gutem Grund.

Bereits in der Ausgangskalkulation im Juni 1994 rechnet TLT nach den der *ZEIT* vorliegenden Unterlagen mit einem Gewinn von 428 Millionen Mark, das entspricht einer Rendite von 13 Prozent. Normal sind beim Raffineriebau zwischen drei und fünf Prozent. Während der Bauphase stiegen die Ergebnisprognosen sogar auf 650 Millionen bis 700 Millionen Mark. Die angepeilte Rendite liegt bei mehr als 20 Prozent. Ein Albtraum für die TLT-Projektgruppe, wenn dies öffentlich geworden wäre.

Ein ehemaliger Vorstand von Lurgi will die Gewinne heute gar nicht mehr leugnen. Er überlegt lange, bevor er die Dokumente kommentiert. »Wenn das der Gewinn war, und das unterstellen wir mal«, sagt er, »dann wäre es unklug gewesen, ihn auszuweisen.« Schließlich habe es damals massive Vorwürfe gegeben, wonach die Anlage zu teuer gewesen sei.

Die jetzt vorliegenden Dokumente widerlegen auch die damalige Behauptung Thyssens, Elf habe

Fortsetzung *auf Seite 30*

Logische Folge

Der neue VW-Chef muss in der Spur des alten bleiben

Eigentlich, so konnte man bis vor wenigen Tagen noch annehmen, war doch 2006 das Jahr des Bernd Pischetsrieder. Nach langer Durststrecke konnte der VW-Konzernchef die ersten Früchte seines Sanierungskurses ernten: Der Absatz der Kernmarke VW stieg zuletzt deutlich, die IG Metall hatte zugestimmt, die Stundenlöhne in den westdeutschen VW-Werken auf Konkurrenzniveau zu senken, und den Abbau von 20 000 Jobs akzeptiert. Zudem war er dabei, einen neuen Lkw-Konzern zu schmieden. War.

Pischetsrieder räumt zum Jahresende überraschend seinen Stuhl, obwohl sein Vertrag erst im Mai um fünf Jahre verlängert wurde. Warum? Eines lässt sich sagen: Er muss die Dauerquerelen mit seinem Vorgänger und jetzigen Aufsichtsratschef Ferdinand Piëch leid gewesen sein.

Auf Pischetsrieder folgt nun Martin Winterkorn, Chef der erfolgreichsten VW-Tochter Audi – ein Piëch-Mann, der trotz allem für Kontinuität steht. Bevor der 59-jährige Schwabe Audi übernahm, war er in Wolfsburg die rechte Hand von Piëch und ist bislang im Konzernvorstand für die Marken Audi, Seat und Lamborghini verantwortlich. Überdies hat er nie einen Hehl daraus gemacht, dass er sich den Job als Konzernchef zutraut. Sicherlich wird es unter dem bisweilen etwas ruppigen »Wiko« (Audi-Jargon) Akzentverschiebungen geben, aber eben keine Revolution. Sonst hätte sich das Aufsichtsratspräsidium – mit Niedersachsens Ministerpräsident Christian Wulff, Porsche-Chef Wendelin Wiedeking sowie Ferdinand Piëch und den drei Arbeitnehmervertretern – nicht so schnell und einstimmig auf ihn geeinigt.

Das zumindest ist gut. Für den Konzern ist es nämlich wichtig, dass der eingeschlagene Sanierungsweg konsequent zu Ende gegangen wird. **DIETMAR H. LAMPARTER**

30 SEKUNDEN FÜR

Duschvorhänge

Was haben Microsoft-Gründer Bill Gates und Prinz al-Walid bin Talal bin Abdul Aziz al-Saud gemeinsam? Ein paar Hotels! Bald jedenfalls, wenn sie gemeinsam die Four-Seasons-Kette gekauft haben. Eigene Hotels sind eine praktische Sache. Man bekommt immer ein nettes Zimmer und kann seinen Sprösslingen mit den Einnahmen eine hübsche Apanage sichern, siehe Paris Hilton und Schwester Nicky. Doch große Hotels wie das Ritz oder das Waldorf Astoria waren stets mehr als nur ein Investment: Sie waren Bettenburg gewordene Denkmäler ihrer Gründer, die es jedem Gast verübelten, wenn er vergaß, den Duschvorhang innen in die Wanne zu hängen – Aufwischen kostet schließlich Zeit und Geld. In Gates' Hotelkette 2.0 wird es diese Probleme nicht geben. Der typische Nerd (exzessiver Computernutzer mit exzessivem Genuss von Pizza und Cola) braucht ja kein Bad. **MARCUS ROHWETTER**

Foto: Harf Zimmermann/Agentur Focus

Absahner im Osten

Fortsetzung *von Seite 29*

dem Baukonsortium nur die laufenden Kosten erstattet. Der Mineralölkonzern zahlt bis 1996 weitaus mehr als die bis zu diesem Zeitpunkt angefallenen TLT-Ausgaben. Das ist der Geldstrom, den Schellenberg bewältigen muss.

Der Manager, der in seinem Berufsleben so einiges erlebt hat, ist noch immer fassungslos, wenn er zurückdenkt: »Die Millionenbeträge, die wir erhalten haben, stauten sich, weil sie nicht verbaut werden konnten.« Eine Bilanz des Konsortiums zeigt, dass Elf bereits 1995 fast die Hälfte der kompletten Bausumme, 1,6 Milliarden Mark, an das TLT-Konsortium gezahlt hatte – auf einen Schlag. »Ich dachte, entweder sind die Franzosen verrückt, oder irgendetwas anderes steckt dahinter«, sagt Schellenberg. »Das passierte ja gleich am Anfang.« Eigenheimbauer verstehen seine Verwunderung. Wer wäre schon bereit, mehr als die Hälfte des Gesamtpreises für sein Haus zu zahlen, noch ehe das Fundament steht?

Da TLT nur einen Bruchteil der 1,6 Milliarden Mark in die Raffinerie steckt, legt das Konsortium das überflüssige Geld am Kapitalmarkt an. Ganz nebenbei greifen Thyssen, Lurgi und Technip damit bis zum Projektende kollektiv fast 200 Millionen Mark Zinsen ab. Für die schnelle Überweisung der Baukosten gewährt man Elf einen Preisnachlass von 100 Millionen Mark. Der Investor habe das aus »optischen Gründen« gewollt, sagt der ehemalige Lurgi-Vorstand. Elf kann den Nachlass gut gebrauchen – auch um Kritikern zu begegnen, die dem Konzern vorwerfen, absichtlich überteuert zu bauen.

An jenem 25. November 1996 in Düsseldorf trifft die Projektgruppe von TLT eine weitreichende Entscheidung. Niemand in der Runde will riskieren, dass etwas von den »20 Prozent Gewinn« an die Öffentlichkeit gelangt und alle Beteiligten in Erklärungsnot geraten könnten. Am besten, so die Überlegung, dieser Gewinn falle erst gar nicht an. Die Einnahmen aus dem Bau der Raffinerie müssen schrumpfen – selbstverständlich nur auf dem Papier, denn weder Thyssen, Lurgi noch Technip denken ernsthaft daran, auf die hohe Rendite zu verzichten. »Wir haben dann mehrere Optionen durchgespielt«, sagt Schellenberg, der sich in Düsseldorf insgesamt elf Methoden in sein Notizbuch schreibt. Demnach sollen zum Beispiel die Materialkosten, die Ingenieurstunden und die Ausgaben fürs Management steigen.

Ob all diese Kosten tatsächlich in der Höhe angefallen sind – kaum jemand wäre imstande, das zu überprüfen. Auf der 250 Hektar großen Baustelle in Leuna sind zeitweise 5200 Arbeiter beschäftigt, die wiederum bei 41 Hauptauftragnehmern und etwa 178 Subunternehmern und Lieferanten angestellt sind. In vier Jahren Bauzeit hat sich ein Berg aus Rechnungen, Stundenbelegen, Preislisten und Kalkulationen aufgetürmt. Allein die Fragen, wie viel Tonnen Stahl in der Raffinerie wirklich stecken und zu welchem Preis TLT das Material auf dem Weltmarkt gekauft hat, sind kaum zu beantworten.

Genau darauf setzen die Manager, die 1996 in Düsseldorf beraten. Die Gewinne nicht auszuweisen bedeutet, sie zu verschleiern.

Millionengewinne werden vom Baukonsortium unsichtbar gemacht

Am 3. Dezember 1996, eine Woche nach der Sitzung in Düsseldorf, trifft sich die Projektgruppe erneut. Ort der Zusammenkunft ist das Conference Center am Flughafen von Frankfurt am Main. Begleitet von den engsten Vertrauten, sind auch Hans-Ulrich Gruber, Geschäftsführer der Thyssen-Handelsunion, und Technip-Chef Pierre Vaillaud dabei. Es soll nichts schriftlich festgehalten werden. Auf ein Protokoll wird verzichtet.

Mittlerweile ist Holm Schellenberg daran gewöhnt, dass bei diesem Projekt alles etwas anders läuft. Statt Geldmangel zu verwalten, muss er einen Weg finden, Millionenbeträge unsichtbar zu machen. Wirklich erstaunt ist er, als er von Technip-Manager Vaillaud erfährt, dass auch Bauherr Elf eine klare Vorstellung hat, wie viel Gewinn TLT offiziell ausweisen darf. »Maximal 300 Millionen«, schreibt sich Schellenberg auf. Mehr als das Doppelte steht zu dieser Zeit in den Büchern. Jetzt blickt Schellenberg überhaupt nicht mehr durch. Das Baukonsortium wird von Elf mit Millionenbeträgen überhäuft, und nun verlangt der Auftraggeber noch, einen Großteil des Gewinns verschwinden zu lassen. Schellenberg ist bis heute ratlos: »Das seltsame Verhältnis zwischen Auftragnehmer und Auftraggeber war prägend für den Bau der Raffinerie.«

Eine Antwort liefern kann möglicherweise die Vorgeschichte der Milliardeninvestition. Der neben Elf von Anfang an wohl wichtigste Protagonist ist Thyssen. Die Tochter des deutschen Stahlkonzerns, die Thyssen-Handelsunion, hatte mit dem einstigen französischen Staatsunternehmen Elf 1991 ein Joint Venture gegründet. Gemeinsam wollten beide eines Tages die neue Raffinerie in Leuna betreiben. Sowohl Deutsche als auch Franzosen ließen ihre besten Lobbyisten auf das Umfeld der damaligen Bundesregierung von Helmut Kohl los. Welche Mission dabei Thyssen-Lobbyist Holger Pfahls zu erfüllen hatte, ist unklar geblieben. Dass der ehemalige Staatssekretär Entscheidungsträger in der deutschen Politik korrumpiert hat, konnte nicht bewiesen werden. Fakt ist jedoch: Pfahls und der Elf-Lobbyist Dieter Holzer nahmen im Juli 1992 an einem Gespräch im Bonner Kanzleramt teil, bei dem es um die Subventionen für den Bau der Raffinerie ging.

Unter den Anwesenden war auch der Generaldirektor von Elf, Loïk Le Floch-Prigent. Er sprach später von »afrikanischen Methoden«, die beim Leuna-Deal zur Anwendung gekommen seien.

Den Förderantrag mit der Projektnummer 23153419 reichen Thyssen und Elf im Juni 1992 beim Wirtschaftsministerium in Sachsen-Anhalt ein. Doch insgeheim plant Thyssen bereits den Ausstieg aus der Betreibergemeinschaft mit Elf. Einen Monat bevor die Subventionen bewilligt werden, unterzeichnen Thyssen und Elf schnell einen Geheimvertrag. Darin vereinbaren die Konzerne den Rückzug der Deutschen. Stets hatten sich Beobachter gefragt, warum der Düsseldorfer Stahlproduzent ins Raffineriegeschäft gedrängt war. Als Thyssen den Rückzug öffentlich bekannt gibt, beginnt das Rätselraten von neuem. Einzelheiten des Geheimvertrags bleiben lange unter Verschluss. Ein Thyssen-Sprecher muss später einräumen, dass der deutsche Konzern bei der Ausschreibung der Raffinerie lediglich die Funktion des Vermittlers erfüllt habe.

Dafür soll Thyssen 1993 entlohnt werden. Ein Drittel der Subventionen, etwa 330 Millionen Mark, stehen den Deutschen laut Ausstiegsvertrag zu. Doch im gleichen Jahr dankt die Konzernspitze von Elf ab, und der neue Vorstandsvorsitzende, Philippe Jaffré, fühlt sich an den Vertrag mit Thyssen nicht mehr gebunden. Offenbar favorisieren alle Beteiligten ein unauffälligeres Ausstiegsszenario. Thyssen-Manager Gruber erklärt später, sein Unternehmen habe beim Verlassen des Betreiberkonsortiums statt eines Drittels der Subventionen nur eine Prämie über 55 Millionen Mark von Elf erhalten. Er spielt den Betrogenen: Immerhin musste sich Thyssen ja mit einem Sechstel des Vereinbarten begnügen.

Doch nichts im Fall Leuna ist so, wie es zunächst scheint. Die Wahrheit sieht auch in diesem Punkt anders aus. Darüber spricht Gruber nicht.

Thyssen verlässt 1994 die Betreibergemeinschaft der Raffinerie – bleibt aber über seine Tochtergesellschaft Rheinstahl Technik am Baukonsortium TLT beteiligt. Mit 40 Prozent Anteil am Gewinn nimmt Thyssen sogar eine privilegierte Stellung bei TLT ein. Wie es dazu kam, wissen selbst Insider nicht. »Thyssen hat im Konsortium den höchsten Anteil gehalten, leistungsmäßig erbrachte das Unternehmen aber nur zehn Prozent«, sagt der einstige Lurgi-Vorstand. »Da kann man schon fragen, wie das geht.« Durch die Beteiligung an TLT kommt Thyssen direkt in den Genuss der zuvor gemeinsam mit Elf beantragten Subventionen. Laut internen TLT-Kalkulationen liegt der prognostizierte Gewinnanteil von Thyssen bei 260 bis 280 Millionen Mark. Zusammen mit der von Thyssen-Manager Gruber erwähnten 55-Millionen-Prämie erreicht der Konzern am Ende ziemlich genau den Betrag, der ursprünglich in der Ausstiegsklausel mit Elf vereinbart war: ein Drittel der Subventionen.

Auch Bauherr Elf ist im TLT-Konsortium vertreten – über die Firma Technip. Bis zur Abnahme der Raffinerie in Leuna 1998 ist Elf der größte Technip-Aktionär. Auch personell sind beide eng verflochten. Bestes Beispiel: Technip-Vorstandschef Pierre Vaillaud. Er ist laut Schellenberg der Übermittler der Elf-Anweisung, TLT möge den ausgewiesenen Gewinn auf 300 Millionen Mark begrenzen. Ein Jahr nach Bauende wechselt Vaillaud von Technip zum einstigen Bauherrn Elf. Offenbar hat er seine Sache gut gemacht.

Die Frage, in welchem Umfang Elf nun genau am Subventionsbetrug partizipierte, hat französische Ermittlungsrichter lange beschäftigt. Über die Beteiligung an Technip fiel für den Mineralölkonzern zwar ebenfalls Geld aus dem TLT-Konsortium ab, allerdings – im Vergleich zu Thyssen – in bescheidenerem Ausmaß. Die französischen Ermittler vermuteten daher, dass Technip heimlich weiteres Geld an Elf umgeleitet habe. Den Verdacht erhärten konnten sie nicht.

Ein anonymes Schreiben schürt in Brüssel den Betrugsverdacht

Geld verdunstet nicht – und diese Tatsache bereitet den TLT-Managern manches Kopfzerbrechen. Im Herbst 1997 beschließen die Manager, mehr als die Hälfte des Profits unter Scheinrechnungen zu vergraben. Es ist keine dauerhafte Lösung, denn spätestens in den Jahresabschlüssen würde das Geld wieder auftauchen. Was tun? »Ganz einfach«, sagt Holm Schellenberg, »der TLT-Gewinn wurde nicht als Ganzes, sondern in drei Tranchen, auf die Jahre 1996, 1997 und 1998 verteilt, ausgezahlt.« Wenn man 700 Millionen Mark zerstückelt, so die Hoffnung, würde der Megagewinn in den Bilanzen nicht ganz so stark ins Gewicht fallen. Vollständig verwischen lassen sich die Spuren nicht. In den Abschlüssen von damals müsse der »Leuna-Effekt« eindeutig zu erkennen sein, glaubt Schellenberg.

Von Technip existieren im Düsseldorfer Handelsregister gerade einmal zehn Seiten mit Bilanzen, die von 1993 stammen. Die spannenden Jahrgänge sind nicht hinterlegt. Auch bei Thyssen Rheinstahl Technik Fehlanzeige. Von Lurgi hingegen ist zumindest die 97/98er Bilanz vollständig überliefert. Demnach hat der Frankfurter Anlagenbauer einen Überschuss von 85 Millionen Mark eingefahren – fast dreimal so viel wie in den Jahren ohne Leuna.

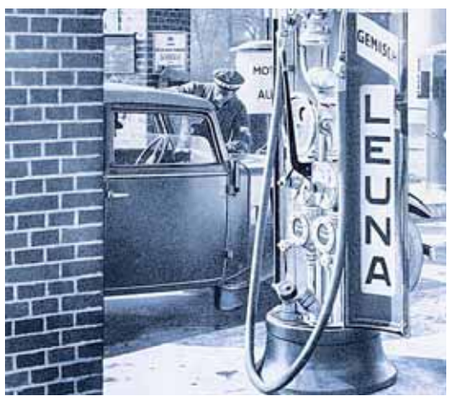
Im Sommer 1997 greift Brüssel ein. Berichte über aufgeblähte Baukosten und der offensichtliche Unwille der Bundesregierung, das Solomon-Gutachten der Wettbewerbskommission zu schicken, haben dort für Misstrauen gesorgt. Die Geduld Karel Van Mierts ist am Ende. Eine Fördermitteltranche über 124 Millionen Mark, die Elf noch zusteht, lässt die EU im Juli einfrieren. Ein Hauptprüfverfahren soll klären, was dran ist an dem Verdacht, dass der Investor zu hohe Subventionen für die Raffinerie kassiert. Das Verfahren kommt nur schleppend in Gang. Zunächst tut sich ein Jahr lang nichts. Dann findet Karel Van Miert auf seinem Schreibtisch einen anonymen Brief.

Die Milliardensubvention

Woher die Zuschüsse für Leuna kamen

	Angaben in DM
Förderprogramm »Verbesserung der regionalen Wirtschaftsstruktur« (Bund, Länder, EU)	**586,6 Mio.**
Investitionshilfe (Land Sachsen-Anhalt)	**400,0 Mio.**
Sonderabschreibungen	**99,0 Mio.**
Förderprogramm »Verbesserung der regionalen Infrastruktur« zur Schaffung hochwertiger Arbeitsplätze (Bund, Länder, EU)	**10,0 Mio.**
Gesamtförderung:	**1,096 Mrd.**

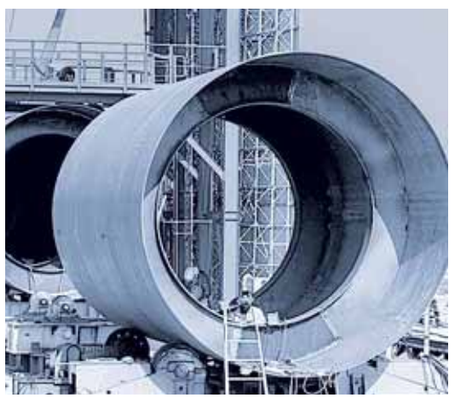
Zeit-Grafik/Quelle: Wirtschaftsministerium Sachsen-Anhalt



EIN NAME MIT TRADITION:
Leuna-Tankstelle, 1938

700 KILOMETER ROHRLEITUNGEN
wurden in Leuna verlegt

KAREL VAN MIERT
veranlasste als EU-Kommissar 1997 eine Untersuchung. Doch die Bundesregierung blockte



Fotos [M]: Klaus Franke/dpa, akg-images, Waltraud Grubitzsch/dpa (diese Seite, v. li.); Geissler/action press, Michael Panckow/action press (S. 31, von oben)

»The Joint Venture is balancing with a gross profit of approximately DEM 700 million«, schreibt der Unbekannte. Die Rendite des Konsortiums liege bei *»sensational 20 percent«.* 700 Millionen Mark Gewinn – das entspricht dem Mehrpreis der Raffinerie, den das Solomon-Gutachten errechnet hatte. Der Absender des dreiseitigen Briefes liefert vier weitere konkrete Anhaltspunkte für den Betrug. Dieser sei möglich gewesen, weil der Raffineriebau nie zur Ausschreibung stand. Es sei von enormer Wichtigkeit, heißt es im Brief weiter, die Bücher des Konsortiums zu untersuchen. Das Schreiben endet mit einer Auflistung jener TLT-Dokumente, die sich die EU genauer ansehen möge. Der anonyme Verfasser scheint das System zu kennen, denn gezielt weist er auf die monatlichen Kostenberichte und die Cash-Flow-Übersichten hin. Zu Van Mierts Bedauern liefert der Unbekannte keine Belege. Dennoch sieht sich der Kommissar am Ziel.

Von den bevorstehenden Konflikten ahnt er nichts.

Ermutigt durch den anonymen Brief, gibt die EU-Kommission ein Gutachten in Auftrag. Wie zuvor von Solomon sollen die Kosten der Raffinerie erneut überprüft werden. Doch schon bei der Wahl der Wirtschaftsprüfer gibt es Probleme. Als wäre die Kommission auf der Suche nach Freiwilligen für ein Himmelfahrtskommando, hagelt es durchweg Absagen. »Normalerweise stehen Unternehmen Schlange, um einen Auftrag aus Brüssel zu ergattern«, wundert sich Van Miert noch heute. Am Ende lässt sich die italienische Parpinelli-Tecnon-Gruppe von der EU unter Vertrag nehmen.

Auf das eingeleitete Verfahren der EU reagiert Elf zunächst kooperativ. Der Bauherr gewährt den Gutachtern Zugang zu unternehmensinternen Daten. Nur finden die Italiener dort lediglich Belege, dass Elf die angegebene Bausumme an TLT überwiesen hat. Wofür die Milliardenbeträge ausgegeben wurden, lässt sich nicht zweifelsfrei klären. Die Gutachter wissen, dass sie die brisanten Informationen an anderer Stelle suchen müssen. Der anonyme Zeuge hat in seinem Schreiben an Van Miert die Spur zum Konsortium gelegt. Allerdings: Dort kommen die Gutachter nicht weiter. TLT verweigert jegliche Auskunft. Parpinelli Tecnon droht daraufhin, zu einem ähnlichen Ergebnis wie Solomon zu gelangen, wenn man nicht Einsicht in die Bücher des Konsortiums nehmen dürfe. Für Elf und TLT ist das offenbar das geringere Übel: Ohne die Unterlagen hat Brüssel nichts in der Hand – nur ein weiteres Gutachten, das ebenso anfechtbar wäre wie das vorherige von Solomon.

Im Januar 1999 beklagt sich Van Miert beim damaligen Bundesfinanzminister Oskar Lafontaine über die fehlende Hilfe der Deutschen. »Oskar, in Leuna stinkt's!«, mahnt der EU-Kommissar seinen Freund. Lafontaine bekundet daraufhin zwar die Bereitschaft, mit Brüssel zu kooperieren, sieht jedoch keine Möglichkeit, TLT zur Herausgabe der Akten zu zwingen. Elf-Chef Philippe Jaffré weiß das zu würdigen. Am 26. Januar bedankt er sich persönlich beim Minister, dass dieser Van Miert die Bedenken des Elf-Managements in der »Angelegenheit erläutert« habe. Und Jaffré denkt schon einen Schritt weiter. In einem Gespräch mit Lafontaine möchte er die Bedingungen klären, »welche es ermöglichen würden, das Verfahren der Kommission abzuschließen«.

GEMEINSAM BEIM ERSTEN SPATENSTICH:
Helmut Kohl und Elf-Chef Philippe Jaffré 1994 in Leuna

OSKAR LAFONTAINE,
Ex-Finanzminister, kann sich heute an die Vorgänge nicht mehr erinnern

Van Miert fühlt sich nicht ernst genommen: »Wir waren auf die Zuarbeit der deutschen Seite angewiesen, denn wir hatten nicht die Befugnisse einer Kartellbehörde. Dann wäre es uns beispielsweise auch möglich gewesen, Durchsuchungen anzuordnen.« Er muss erkennen, wie machtlos die von ihm geführte Kommission im Fall Leuna ist.

Auch Van Miert bekommt Post aus Paris. Elf-Boss Jaffré weist den Kommissar in einem Brief vom 27. Januar 1999 zurecht: »Meines Erachtens hätte die EU-Kommission sich auf diese Prüfung durch die deutschen Behörden beschränken müssen.« Mit anderen Worten, Brüssel habe sich nicht dafür zu interessieren, was mit der Fördermilliarde passiert sei. Seine Auffassung bekräftigt Jaffré in einem angehängten Memorandum noch einmal. Die Kommission möge sich mit dem Verwendungsnachweis, den das »Land Sachsen-Anhalt im Rahmen des normalen nationalen Verfahrens« überprüft habe, begnügen. Entscheidend sei nicht, so Jaffré, was die Raffinerie wirklich wert sei, sondern dass Elf die angegebene Investitionssumme dem Baukonsortium tatsächlich bezahlt habe.

Im Januar legen die Prüfer von Parpinelli Tecnon ihren Zwischenbericht vor. Ihr Ergebnis deckt sich mit dem von Solomon. Um 700 Millionen Mark, so die Auffassung der Italiener, sei die Raffinerie zu teuer. Die EU-Kommission verlangt nun von der Bundesregierung eine Stellungnahme. Doch die rot-grüne Koalition in Berlin spielt auf Zeit.

Friedhelm Julius Beucher gehört zu den wenigen Bundestagsabgeordneten, die auf deutscher Seite die Arbeit der EU unterstützen. »Sehr geehrter Herr Minister«, beginnt er seinen Brief, den er am 5. Februar 1999 aufsetzt. Später wird er die offizielle Anrede handschriftlich mit »Lieber Oskar« ergänzen. Beucher ist vertraut mit der Materie. Bereits der Untersuchungsausschuss »DDR-Vermögen«, in dem er als Obmann der SPD saß, hatte sich mit der Privatisierung der ostdeutschen Raffinerie in Leuna beschäftigt. Für den Abgeordneten aus Gummersbach hat der Ausschuss keine entscheidend neuen Erkenntnisse geliefert. Seit dem Regierungswechsel von Schwarz-Gelb zu Rot-Grün sieht der Sozialdemokrat wieder gute Chancen, die historischen Altlasten der Kohl-Ära aufzuarbeiten.

Die Bundesregierung torpediert die Untersuchung der EU-Kommission

Doch vier Monate gehen ins Land, bevor die Bundesregierung offiziell auf das neue Gutachten von Parpinelli Tecnon antwortet. Das 32-seitige Papier, das an EU-Kommissar Van Miert geht, ist für diesen eine einzige Enttäuschung. Der Grund dafür ist einfach: Bevor die Bundesregierung eine Antwort nach Brüssel schickte, haben sich die Beamten des Finanzministeriums ausgerechnet Sachverstand aus dem Hause Elf geholt. Gemeinsam mit dem Vizechef von Elf, Bernard de Combret, hat man die weitere Vorgehensweise abgesprochen. Selbst beim Verfassen der Stellungnahme ist der Elf-Konzern behilflich – am 31. März 1999 erhält das Finanzministerium einen Entwurf aus Paris. Trotz der Kritik eines ausgewiesenen Raffinerie-Experten der damaligen Treuhandanstalt, die Angaben des Bauherrn Elf seien unvollständig, übernimmt das Ministerium den Entwurf und macht damit die Elf-Argumentation zur eigenen Position.

Seinen Brief an Lafontaine hat Beucher aufgehoben. »Gebracht hat er nichts«, sagt der SPD-Abgeordnete rückblickend. Eine Ursache sieht Beucher im Unwillen der damaligen Entscheider. »Nach dem Regierungswechsel blieben die Beamten und Staatssekretäre, die sich zuvor mit Leuna beschäftigt hatten, im Amt«, sagt er. »Sie hätten sich selbst infrage gestellt, wenn sie plötzlich erklärten, dass beim Bau der Raffinerie etwas falsch gelaufen ist.«

Der damalige Finanzminister Lafontaine, von der *ZEIT* zu den Vorgängen befragt, lässt über sein Büro lediglich ausrichten, er könne sich an nichts mehr erinnern.

Die Gutachter von Parpinelli Tecnon haben vor allem Zweifel am enormen Ingenieuraufwand, der beim Bau der Raffinerie angefallen sein soll. Aus Sicht der Prüfer haben Elf und TLT allein diese Kosten um 480 Millionen Mark zu hoch angesetzt. Die Bundesregierung jedoch verteidigt den Investor und unterstellt Parpinelli Tecnon, »mit falschen Stundenzahlen« zu operieren. Statt den Vorwürfen nachzugehen, vertrauen die Deutschen blind auf das Zahlenwerk des Bauherrn. Ernsthaft geprüft wird offenbar nichts, denn einige Angaben halten nicht einmal einem simplen Plausibilitätstest stand. So hätte ein Taschenrechner ausgereicht, um herauszufinden, dass allein schon die Kosten einer so genannten Vorstudie für die Raffinerie einfach nicht stimmen können.

Elf – und die Bundesregierung übernimmt das, ohne es zu hinterfragen – veranschlagt dafür insgesamt 148 Millionen Mark. Der Stundenlohn eines TLT-Ingenieurs liegt bei 160 Mark. So steht es in der Stellungnahme. Laut Bundesregierung wurde die Vorstudie von Juni 1992 bis Ende Mai 1994 ausgearbeitet, also innerhalb von 24 Monaten. Bei durchschnittlich 20 Arbeitstagen im Monat heißt das: TLT will über einen Zeitraum von zwei Jahren täglich 308 000 Mark für die Erstellung einer Vorstudie ausgegeben haben. Nimmt man die Kosten für einen Ingenieur pro Tag – damals 1280 Mark –, müssten 240 Ingenieure über einen Zeitraum von zwei Jahren nichts anderes getan haben, als eine Vorstudie zu erstellen.

Bei vergleichbaren Raffinerieprojekten, sagen Experten, kommen zehn Ingenieure zum Einsatz.

Ende Mai 1999 ist TLT plötzlich bereit, den Gutachtern doch noch die Bücher des Konsortiums vorzulegen. Doch Van Mierts Zweifel bleiben. »Das war nichts, gar nichts, was da vorgelegt wurde«, sagt der ehemalige Kommissar heute. Die in dem anonymen Schreiben erwähnten Finanzübersichten fehlten gänzlich. Wie viel TLT von der Investition wirklich in den Bau der Raffinerie gesteckt hat, lässt sich ohne diese Dokumente nicht ermitteln.

Genau diese Papiere liegen jetzt vor.

»Um endgültige Klarheit zu schaffen, hätten wir weitere detaillierte Nachforschungen anstellen müssen«, sagt Van Miert. Damit aber wäre die von ihm geführte Wettbewerbskommission überfordert gewesen. Für eine Einstellung des Prüfverfahrens sei es damals dennoch zu früh gewesen. »Lass uns lieber noch warten«, empfiehlt Van Miert am Ende seiner Amtszeit deshalb seinem Nachfolger Mario Monti. Die letzte Hoffnung ruht nun auf dem im Dezember 1999 eingesetzten Untersuchungsausschuss in Berlin.

»Wir wussten, dass da was faul war, aber wir hatten einfach zu wenig Zeit«

Vergebens. Drei Monate vor der Bundestagswahl 2002 legen die Ausschussmitglieder ihren Schlussbericht vor. Im Wesentlichen, so SPD-Ausschussmitglied Beucher, sei darin nur das zusammengefasst worden, was bereits aus den anderen Ausschüssen bekannt gewesen sei oder Staatsanwälte in der Schweiz und Frankreich zuvor ermittelt hätten. Die Abgeordneten sind mehr daran interessiert, ob sich die Kohl-Regierung im Zuge der Privatisierung der Leuna-Raffinerie hatte bestechen lassen. Die Rechtmäßigkeit der Leuna-Subventionen und die Frage, ob 1,1 Milliarden Mark Fördergelder ein plausibles Korruptionsmotiv sein können, spielen nur eine untergeordnete Rolle.

Vergebens hatte Beucher dafür plädiert, den Leuna-Komplex in einem separaten Ausschuss zu behandeln. »Die Raffinerie geriet – wie schon in den zwei Ausschüssen davor – zur Randgeschichte«, erinnert er sich. Ähnlich sieht es der Berliner Grünen-Abgeordnete Hans-Christian Ströbele: »Wir wussten, dass da was faul war, aber wir hatten einfach zu wenig Zeit. Mehr als 1000 Akten konnten wir nicht mehr berücksichtigen. Das war vom Umfang her nicht zu bewältigen.«

In dem 944 Seiten starken Abschlussbericht des Untersuchungsausschusses wird das Baukonsortium nur auf einer Seite erwähnt.

Brüssel resigniert. In dem Abschlussbericht der Wettbewerbskommission heißt es, dass es keine Hinweise mehr auf eine missbräuchliche Verwendung von Beihilfen beim Bau der Raffinerie gebe. Rund 124 Millionen Mark Subventionen, die seit 1997 auf einem Treuhandkonto liegen, werden an den Investor Elf ausgezahlt. Laut EU-Kommission habe der Bauherr die enormen Kosten der Raffinerie mit höheren Materialkosten und mehr Arbeitsaufwand für Ingenieure und das Management hinreichend begründet. Es sind jene Kostenpositionen, die auch die TLT-Projektgruppe erhöhen wollte, um den auszuweisenden Gewinn zu reduzieren. »So gesehen, ging der Plan bestens auf«, sagt Schellenberg.

Heute wacht Philip Lowe über den Wettbewerb in Europa. In seinem Nachbarbüro stand einst Karel Van Mierts Schreibtisch. Als Lowe im Spätsommer 2002 in der Brüsseler Wettbewerbskommission das Amt des Generaldirektors übernahm, neigte sich das Hauptprüfverfahren im Fall Leuna gerade dem Ende zu. »Da wir keine neuen Informationen über Leuna erwarten konnten, hatten wir das Verfahren eingestellt«, sagt Lowe. Vorläufig, denn zugleich verweist er auf den letzten Satz der Abschlusserklärung. Dort heißt es: »Die Entscheidung der Kommission, das Prüfverfahren abzuschließen, unterliegt allerdings der Bedingung, dass sie die Prüfung erneut aufnehmen kann, falls neue Tatsachen bekannt werden, die den Schlussfolgerungen dieser Prüfung widersprechen.«

Dieser Satz ist das Vermächtnis Karel Van Mierts. Lowe betont, der sei es gewesen, der stets gemahnt habe, keinen Schlussstrich zu ziehen.

Nun liegen die bislang fehlenden Details über den Subventionsbetrug in Leuna auf dem Tisch. Noch ist es nicht zu spät, den Fall endgültig aufzuklären.

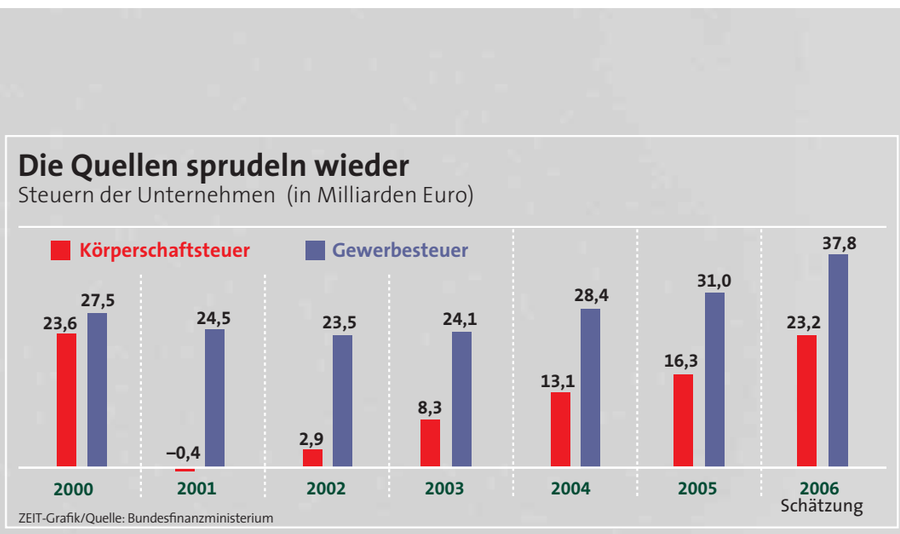


Foto (Ausschnitt): Marcel Mettelsiefen/dpa

Hessens Ministerpräsident **ROLAND KOCH** (links) und Bundesfinanzminister **PEER STEINBRÜCK** sind sich einig

Geschenke vom Finanzminister

Deutsche Unternehmen sollen bald weniger Steuern zahlen. Dabei haben sie schon heute keinen Grund zu klagen VON KLAUS-PETER SCHMID

Präsente machen gute Laune. Zum Beispiel, wenn der Finanzminister den Unternehmen im Lande ein paar Milliarden Euro verspricht, so wie in der vergangenen Woche. Dann ist der Chef des Bundesverbandes der Deutschen Industrie (BDI), Jürgen Thumann, schon mal zu ein paar anerkennenden Worten für die Bundesregierung bereit. Die Richtung stimme und die Politik gebe wichtige Signale, ließ er verbreiten. Das ist für den notorisch unzufriedenen Industrie-Sprecher eine ausgesprochen positive Formulierung.

Der Anlass für Thumanns Lob: Von 2008 an sollen Unternehmen in Deutschland fünf Milliarden weniger Steuern zahlen. Mindestens. Das ist der Kern des Reformentwurfs, auf den sich Bundesfinanzminister Peer Steinbrück und Hessens Ministerpräsident Roland Koch vergangene Woche für die Große Koalition einigten. Die Kapitalgesellschaften (also vor allem AGs und GmbHs) müssen dann nicht mehr fast 39 Prozent für Körperschaft- und Gewerbesteuer zahlen, sondern nur noch etwa 29 Prozent.

Auch Personengesellschaften wie OHGs oder KGs, die der Einkommensteuer unterliegen, werden bedacht. Das sind etwa 85 Prozent aller deutschen Unternehmen und damit fast der gesamte Mittelstand. Diese Unternehmen müssen zwar im Extremfall auf ihre Gewinne den Spitzensatz der Einkommensteuer zahlen (bis zu 42 Prozent) plus die Gewerbesteuer und von 2007 an 3 Punkte Reichensteuer. Um halbwegs Gleichheit vor dem Fiskus herzustellen, will der Finanzminister die nicht ausgeschütteten Gewinne von Personengesellschaften aber künftig nicht höher besteuern als Gewinne einer AG oder GmbH.

Dieses großzügige Reformpaket würde den Staat annähernd 29 Milliarden Euro kosten, wenn er sich nicht an anderer Stelle zusätzliche Einnahmen von 24 Milliarden Euro sicherte. Um das zu schaffen, hat die Steuerbürokratie ihre Fantasie kräftig spielen lassen. Sie will die Regeln für eine steuerliche Nutzung von Verlusten ändern, steuersparende Abschreibungen einschränken und Finanzierungsaufwendungen (wie Zinsen für Dauerschulden, Leasingraten oder Mieten) teilweise besteuern.

Bei all dem Umschichten verfolgt Steinbrück ein gestalterisches Anliegen. Ihn stört, dass Konzerne zunehmend ihre Produktion oder Forschung auf ein Tochterunternehmen im steuergünstigen Ausland verlagern. In Deutschland gingen damit nicht nur qualifizierte Jobs verloren, sondern auch »Besteuerungssubstrat«. Künftig heißt die Devise: In Deutschland erarbeitete Gewinne sind auch in Deutschland zu versteuern.

Am Ende der Rechnerei bleibt eine Entlastung um 5 Milliarden Euro. Im Reformpaket steht aber auch noch der ominöse Posten »Mehraufkommen durch Sicherung des nationalen Steuersubstrats«. Das ist nichts anderes als eine bislang ungedeckte Lücke bei der Gegenfinanzierung. Wenn sie ungedeckt bleibt, ist Steinbrücks Steuergeschenk netto gar 8,5 Milliarden Euro wert. Vielleicht noch mehr, sagt der streitbare Steuerprofessor Lorenz Jarass von der Fachhochschule Wiesbaden. »Statt harter Gegenfinanzierung luftige Zahlen«, heißt sein Kommentar.

»Dieses Geld ist gut angelegt«, beteuert indes Finanzminister Steinbrück – was viele seiner Parteifreunde anders sehen. »Die SPD darf nicht hinnehmen, dass diese Steuergeschenke über die höhere Mehrwertsteuer von den kleinen Leuten eingetrieben werden«, protestiert der linke SPD-Abgeordnete Florian Pronold. Sein Fraktionskollege Ortwin Runde verweist auf die Koalitionsvereinbarung, in der eine aufkommensneutrale Reform der Unternehmensteuern festgeschrieben wurde. Runde: »Es gibt keinen Spielraum für Steuerentlastungsfantasien.«

Viel anders sieht das auch Alfred Steinherr nicht, der Konjunkturchef des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW). Aus der Sicht des Ökonomen kann ein Investitionsanreiz nie schaden. Aber auch der DIW-Professor sagt in diesem Fall: »Die Entlastung ist nicht entscheidend, auf die Senkung der hohen Sätze kommt es an.«

Die sind nämlich mit ihren derzeit 39 Prozent europäische Spitze. Die Schweiz zum Beispiel praktiziert nur einen Steuersatz von durchschnittlich 24 Prozent, Irland kommt auf lediglich 12,5 Prozent; die meisten osteuropäischen EU-Mitglieder begnügen sich mit weniger als 20 Prozent. Unter den großen Industrieländern traktieren lediglich die USA und Japan ihre Unternehmen mit höheren Sätzen.

Dieses Gefälle, so die Kritiker, ist ein permanenter Anreiz, Gewinne in Länder mit niedriger Besteuerung zu verschieben und damit dem deutschen Fiskus zu entziehen. Der Sachverständigenrat formulierte das in seinem Gutachten zur Unternehmensteuerreform im vergangenen Frühjahr so: »Der Standort Deutschland ist in steuerlicher Hinsicht international nicht wettbewerbsfähig, weil die tariflichen und effektiven Steuerbelastungen von Unternehmensgewinnen zu den höchsten in Europa gehören.«

Hier allerdings scheiden sich die Geister. Manche Experten kommen zu dem Ergebnis, dass deutsche Unternehmen auch heute schon erstaunlich wenig Steuern zahlen – und das trotz der hohen Sätze. Zuverlässige Statistiken über die tatsächliche Belastung der Unternehmen gibt es erstaunlicherweise nicht.

Immerhin kam die EU-Kommission bei einer vergleichenden Untersuchung zu dem überraschenden Schluss, dass 2002 und 2003 die effektiv gezahlte Steuerbelastung von Unternehmenseinkommen in Deutschland neben Griechenland die niedrigste in der ganzen EU war. Der Steuerprofessor Lorenz Jarass ermittelte für 2004 eine tatsächliche Belastung der Kapitalgesellschaften von gerade mal 15 Prozent.

Auch bei den Personengesellschaften liegt die tatsächliche Last viel niedriger, als es der Einkommensteuer-Spitzensatz von 42 Prozent vermuten lässt. So versichert Minister Steinbrück: »Inzwischen haben ungefähr 90 Prozent der deutschen Personenunternehmen eine effektive steuerliche Belastung von unter 20 Prozent.« Sie lägen damit, so der Minister, »international im Mittelfeld«.

Die auffällige Differenz zwischen theoretisch zu zahlendem Satz und effektiver Last ist vor allem mit dem komplizierten deutschen Steuersystem zu erklären. »Mit einer guten Steuerkanzlei kann man die Steuerbasis fast beliebig gestalten«, weiß Michael Burda, Ökonom an der Berliner Humboldt-Universität. Geschicktes Verschieben von Gewinnen und Verlusten macht die Steuerschuld eines Großkonzerns zum Almosen für die Staatskasse.

Aber selbst die Steuersätze sind in den vergangenen Jahren geschrumpft – Hans Eichel sei Dank. Denn der frühere Finanzminister senkte bei seiner Steuerreform von 2000 den Körperschaftsteuersatz von 30 Prozent für ausgeschüttete Gewinne und 40 Prozent für einbehaltene Gewinne auf einheitlich 25 Prozent. Gleichzeitig rutschte der Spitzensatz der Einkommensteuer von 53 auf 42 Prozent.

Rund neun Milliarden Euro Entlastung allein für Unternehmen versprach Eichel im Dezember 1999 vor der Presse. Dabei ließ er sein größeres Weihnachtsgeschenk für die Wirtschaft sogar unerwähnt: die Steuerfreiheit beim Verkauf von Anteilen einer Kapitalgesellschaft. Das koste den Staat nichts, glaubte Eichel, weil solche Verkäufe bis dahin überhaupt nicht stattgefunden hätten.

Doch die Reform wirkte schnell – und total zum Wohle der Unternehmen. Schon 2001 zahlten sie plötzlich gar keine Körperschaftsteuer mehr. Mehr noch: Der Fiskus musste den Unternehmen netto fast eine halbe Milliarde Euro auszahlen. 2002 erreichten die Einnahmen aus der Körperschaftsteuer dann nicht einmal höchst bescheidene drei Milliarden Euro. Vor allem die Stadtkämmerer ächzten angesichts der mickrigen Einnahmen aus der Gewerbesteuer.

Jetzt heißt die große Frage, ob es dem Finanzminister tatsächlich gelingt, das Verschieben von Gewinnen ins Ausland zu bremsen und sie stattdessen dem heimischen Fiskus zuzuführen. Auch da machte Hans Eichel eine frustrierende Erfahrung. Er versprach eine Amnestie für alle, die Schwarzgeld aus dem Ausland zurückholten und brav zu Hause deklarierten. Als das Gesetz Ende 2003 diskutiert wurde, sprach der Kassenchef von Rückflüssen im Umfang von bis zu 20 Milliarden Euro. Bis zur Steuerschätzung im Mai schrumpfte der Betrag auf 1,5 Milliarden, tatsächlich kamen dann bis Ende 2005 gerade mal 1,4 Milliarden Euro zusammen.

Aus gutem Grund hält deshalb Heinz Gebhardt, der Steuerexperte des Rheinisch-Westfälischen Instituts für Wirtschaftsforschung (RWI), Steinbrücks Versuch für nur begrenzt sinnvoll, die Flucht ins Ausland unattraktiv zu machen: »Ja, die niedrigeren Sätze werden zu Kapitalrückflüssen führen. Aber es gibt immer noch Staaten, die niedrigere Sätze praktizieren als Deutschland. Da entstehen dann neue Anpassungsprozesse.«

Und findige Steuerberater werden sich sicher etwas einfallen lassen, um die neuen Klippen geschickt zu vermeiden. Am Ende könnten etwa die komplizierten Regeln für die Besteuerung von Schuldzinsen und anderen Finanzierungsaufwendungen zu weniger Investitionen in Deutschland statt zu höheren Einnahmen führen. »Nötig wäre eine Vereinfachung der Vorschriften«, klagt Professor Steinherr, »jetzt wird alles noch komplizierter.« Noch härter urteilt der FDP-Finanzexperte Hermann Otto Solms: »Statt klaren und einfachen Lösungen zu folgen, lässt man sich aus fiskalischen oder ideologischen Gründen zu Fehlkonstruktionen verführen.«

Bis zum Sommer 2007 soll das Reformgesetz verabschiedet sein und im Januar 2008 in Kraft treten. Parteien und Wirtschaftslobby werden ihre Forderungen vorbringen, über den Umfang der Entlastung ist das letzte Wort nicht gesprochen. Da ist es bestenfalls ein frommer Wunsch, wenn die Chefunterhändler Steinbrück und Koch versichern, dem pünktlichen Start der Reform sollten »keine Hindernisse mehr im Weg stehen«.

»Ich bin kein Jurist«

Im zweiten Mannesmann-Prozess tritt Deutsche-Bank-Chef Josef Ackermann bescheiden auf **VON RAINER FRENKEL**

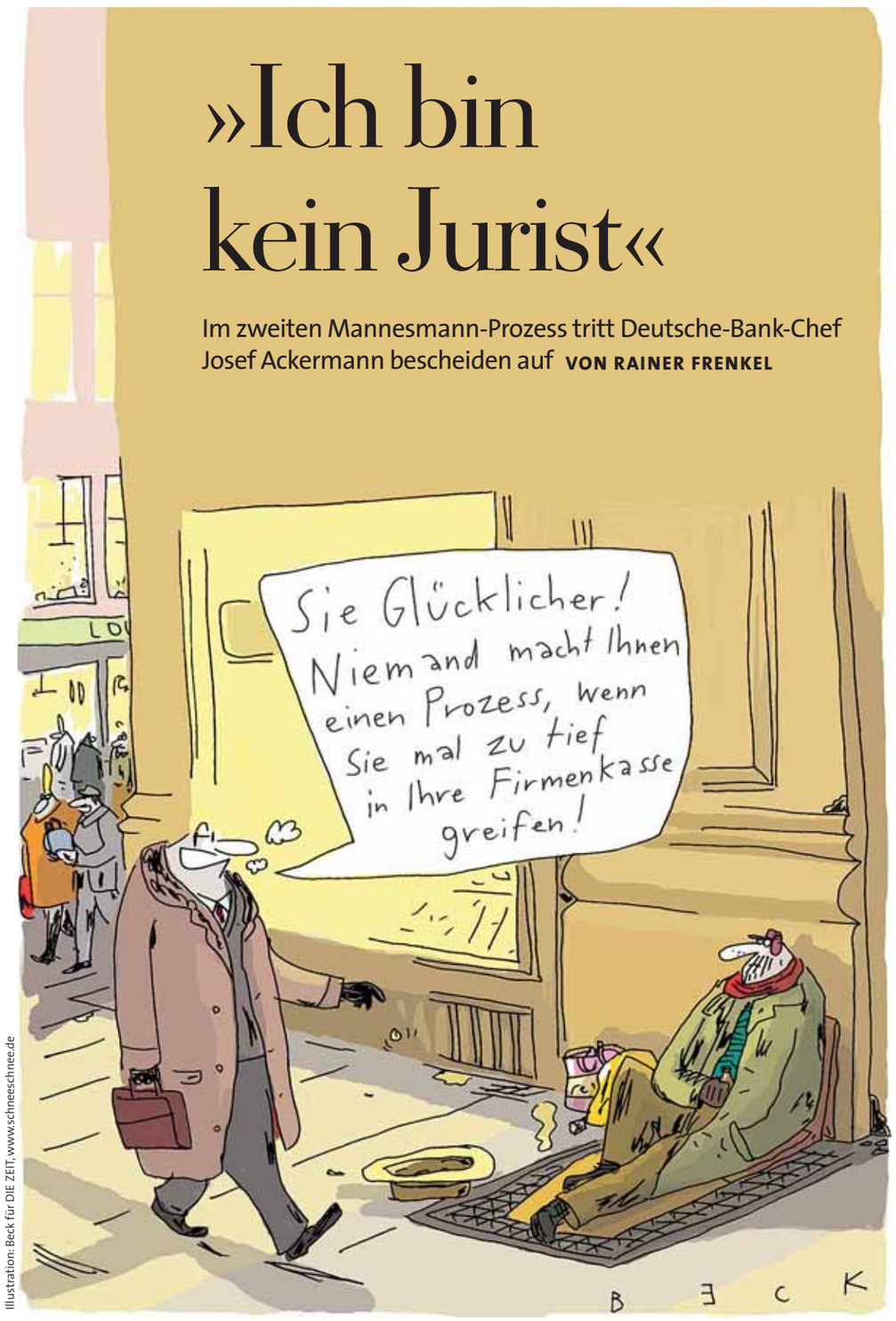


Illustration: Beck für DIE ZEIT, www.schneeschnee.de

An der Außenwand des Schwurgerichtssaals L 111 im Landgericht Düsseldorf hängt ein gewaltiges Triptychon. Religiöse Motive führen auf drastische Weise vor, was dem Menschen widerfahren wird – ob er nun gut war oder böse. Auf der mittleren Tafel, die den Idealfall zeigt, steht geschrieben: »Ingressus Paradisi«, Eingang ins Paradies.

Im Innern des Saales wird diese Verheißung nicht eingelöst. Weltliche Richter sitzen über einen Sündenfall zu Gericht, den die anklagenden Staatsanwälte Untreue nennen (nebst Beihilfe), noch dazu in einem besonders schweren Fall.

Es ist dies ein Déjà-vu-Erlebnis der besonderen Art. Vor den Bildern wandeln, im Saale sitzen, mit wenigen Ausnahmen, dieselben Figuren, die hier schon einmal für ein paar Monate zusammengekommen waren. Die Protagonisten des Mannesmann-Prozesses. Allein die Richter sind andere, es verhandelt die 10. Große Wirtschaftskammer unter dem Vorsitz von Stefan Drees.

Es geht um 57 Millionen Euro Prämien und Pensionsabfindungen, die geflossen sind, als zu Beginn des Jahres 2000 die Mannesmann AG vom britischen Konkurrenten Vodafone geschluckt wurde. Prominent sind die Angeklagten, darunter die Exchefs von Mannesmann, Joachim Funk und Klaus Esser. Letzterer hatte sich zunächst vehement gegen die Übernahme gewehrt, ihr später aber zugestimmt. Ebenfalls dabei: Josef Ackermann, der erste Mann der Deutschen Bank und damals – wie Funk und der ebenfalls angeklagte ehemalige IG-Metall-Chef Klaus Zwickel – Mitglied im Aufsichtsrat von Mannesmann.

Die Angeklagten sollen die Zahlungen rechtswidrig genehmigt, also fremdes Geld veruntreut haben; Esser habe dabei geholfen. Seine so genannte Anerkennungsprämie von 16 Millionen Euro steht im Fokus des Interesses. Ebenso wie die künftige Karriere Ackermanns, der bei rechtskräftiger Verurteilung nicht Chef der größten deutschen Bank bleiben kann und will.

Vor zweieinhalb Jahren waren die Angeklagten freigesprochen worden. Ende 2005 hatte der Bundesgerichtshof (BGH) die Urteile kassiert und das Ganze ans Düsseldorfer Landesgericht zurückgeschickt. Die Karlsruher Richter konstatierten, die Freisprüche hielten »einer rechtlichen Überprüfung nicht stand«. Die Gelder seien »Geschenke«, nicht im Interesse des Konzerns. Die Angeklagten hätten sich wie »Gutsherren« aufgeführt, seien aber nur »Gutsverwalter« gewesen.

Also, neu verhandeln. Nach drei Tagen Verhandlung lässt sich schon sagen, dieses Verfahren zeigt ein anderes Gesicht als das erste. An der neuen Kammer kann es nicht liegen, ihr Wirken ist noch nicht kenntlich; immerhin, der Vorsitzende setzt seine sparsamen Auftritte besonnen, unaufgeregt. Selbst ein quiekendes Handy bringt ihn nicht aus der Ruhe.

Vielleicht liegt es an Josef Ackermann, der bei der Erstauflage durch ein Victory-Zeichen unangenehm aufgefallen war und im Übrigen das Ganze ungerührt verfolgt hatte. Diesmal präsentiert er sich betont kooperativ, steht Rede und Antwort, argumentiert sachlich, wenn er auch, natürlich, die Staatsanwälte angreift. Er zeigt, dass er das Verfahren ernst nimmt.

Auch die Staatsanwaltschaft hat gelernt, den verbissenen Ton herausgenommen. Da hat gewiss die Umbesetzung geholfen. Nicht mehr drei, nur noch zwei Vertreter bevölkern den Saal, und einer davon ist neu. Während der Pausen sieht man die Kontrahenten gar miteinander reden, einander grüßen. Zuvor hatte man die jeweils anderen peinlich gemieden. Jeden Kontakt verhindert.

Das Klima, das einmal so vergiftet war, dass das Düsseldorfer Oberlandesgericht Klaus Esser ein Schmerzensgeld von 10 000 Euro zusprach, hat sich deutlich verbessert. Und der an Esser gerichtete Vorwurf der Käuflichkeit, der diesen regelmäßig in bedrohliche Erregungszustände versetzte, scheint vom Tisch.

Auch die Taktik der Verteidigung variiert, was den Vorgaben des BGH geschuldet ist. Zum einen bemühen sich Angeklagte und Verteidiger, darzulegen, dass Prämienzahlungen grundsätzlich auch dann rechtens sind, wenn sie nicht ausdrücklich in den Dienstverträgen stehen. Wäre das der Fall gewesen, so sagte es der BGH, »säßen wir heute nicht hier«.

Zum andern wenden sie viel Mühe auf, zu belegen, dass die Gelder sehr wohl im Interesse des Unternehmens Mannesmann geflossen seien.

Josef Ackermann also. Zunächst verbeugt er sich gleichsam nach außen. Wenn auch eher angedeutet. Er sagt: »Die öffentliche Kritik« an der Geldgier der Manager »kann ich hinnehmen«. Aber natürlich auch: »Ich habe es für richtig gehalten, denjenigen eine Prämie zu gewähren, die außergewöhnliche Wertsteigerungen geschaffen haben.« Gemeint ist der Höhenflug der Aktie, der den Wert von Mannesmann während der Übernahmeschlacht nach oben trieb. Als Einziger gibt Ackermann die Höhe der eigenen Einkünfte preis – 11,9 Millionen Euro von der Deutschen Bank, 15 bis 20 Millionen insgesamt, im Jahr. Ackermann denkt nicht nur an die Erfolge der Vergangenheit. Prämiert wurde auch der »reibungslose Übergang« und »die Stabilisierung der Gegenwart des neuen Konzerns«. Da bestehe zwar »keine Rechtspflicht« zu zahlen. Aber »Verträge dieser Art (wie Esser einen hatte) bieten generell die Möglichkeit für Boni und Prämien. Sie stehen für die Botschaft: Hier kommt es auf Leistung an.«

Und dann sagt er gern: »Ich bin kein Jurist«, er wolle sich da »nicht einmischen«. Das kann man harmlos lesen – als Verbeugung vor dem fremden Fachwissen. Aber auch fatal – so als seien Wirtschaft und Recht nicht kompatibel, als habe das eine im andern nichts zu suchen.

Wenig verändert hat sich Klaus Esser. Seine Einlassung ist eine schier endlose Suada, fast zweieinhalb Stunden lang, ohne auch nur einen Versprecher. Er geht ins Detail und damit auf die Nerven. Aufs Penibelste stellt er dar, was wann und warum geschah. Zu seiner Prämie sagt er: »Ich habe nicht danach gefragt. Sie nicht erbeten, schon gar nicht verlangt und am allerwenigsten mitentschieden.«

Er attackiert in tradierter Manier »die maßlose Kampagne der Staatsanwälte mit ihren vielen Unterstellungen und falschen Behauptungen.«

Wäre nicht so viel Pathos in seiner Rede und so viel Selbstmitleid, gepaart mit Anflügen von Selbstbeweihräucherung, sie wäre sogar interessant, könnte helfen aufzuklären.

Etwa wenn er beschreibt, dass Prämien faktisch, wenn auch ungeschrieben, Bestandteile seines Dienstvertrages waren. So wie es schon Ackermann gesagt hatte. Achtmal seit 1995 habe er dergleichen erhalten, auch rückwirkend. Die hier inkriminierte neunte Prämie habe er als Belohnung für die »außerordentlichen Erfolge« zuvor und als »Motivation für die Fusions- und Konsolidierungsphase« gewertet.

Eines aber hat Klaus Esser doch geändert. Er hat einen seiner beiden Verteidiger, den prominenten, wortgewaltigen, aber nicht anpassungswilligen Sven Thomas ersetzt durch Daniel Krause. Der wirft nun die Beweihräucherungsanlage so richtig an. Rühmt in einem fort Essers Erfolge und »Durchsetzungskraft«, bis es peinlich ist. Seine eigentlich aufschlussreiche Schilderung der Vergütungspraxis geht da leider unter in einer Rede, die als eine Folge von Beweisanträgen getarnt ist und noch länger währt als die des Chefs. Er tut das manchmal in zu großer Entfernung vom Mikrofon, was Richter Stefan Drees zu einem im Wortsinn merkwürdigen Satz anregt: »Ich weiß nicht, ob Sie Wert darauf legen, auch im Publikum verstanden zu werden.«

Weitere Informationen im Internet:
www.zeit.de/wirtschaft/mannesmann

Audio www.zeit.de/audio

»Zwang zum Verkauf«

Wie kommt mehr Wettbewerb in den Strommarkt? Der Chef der Monopolkommission nimmt die Politik in die Pflicht

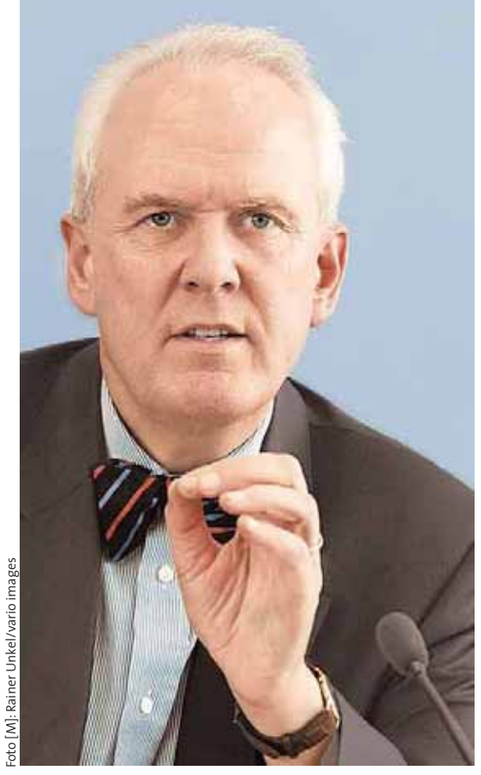


Foto (M): Rainer Unkel/vario images

Jürgen Basedow ist **DIREKTOR** am Max-Planck-Institut für ausländisches und internationales Privatrecht in Hamburg

DIE ZEIT: Herr Basedow, ist Strom in Deutschland zu teuer?

Jürgen Basedow: Nach der Öffnung der Strommärkte Ende der neunziger Jahre sank der Strompreis zunächst. Seit dem Jahr 2000 steigen die Preise aber wieder – und zwar sehr stark. Jetzt liegen sie mit an der Spitze in Europa. Da kann ich den Unmut der Verbraucher gut verstehen.

ZEIT: Wie konnte es so weit kommen?

Basedow: Sowohl die Unternehmen als auch die Märkte haben sich konsolidiert.

ZEIT: Konsolidiert?

Basedow: Die Stromerzeuger haben sich zusammengeschlossen oder arbeiten zusammen, jeder hat sein eigenes Versorgungsgebiet, fast wie zu Monopolzeiten. Früher gab es neun große Stromerzeuger, heute nur noch vier. Ihre Marktmacht ist bedeutend.

ZEIT: Ist die Politik daran mitschuldig?

Basedow: Die Politik hat diesen Prozess jedenfalls mit vorangetrieben. Denken Sie an die Fusion von Veba und Viag, an die Übernahme der ostdeutschen Stromversorger durch Vattenfall Europe und an die Ministererlaubnis für die Fusion von Ruhrgas und E.on.

ZEIT: Sie haben in diesem Zusammenhang einmal von Verhältnissen wie in einer Bananenrepublik gesprochen.

Basedow: Lassen Sie es mich so ausdrücken: Einzelne Verantwortungsträger, die den Konzentrationsprozess maßgeblich gefördert haben, verfügten bekanntlich über sehr enge Beziehungen zur Energiewirtschaft. Wenn ein Staatssekretär erst die Ministererlaubnis für die Fusion von E.on und Ruhrgas erteilt …

ZEIT: … Sie meinen Alfred Tacke, den Exstaatssekretär im Bundeswirtschaftsministerium …

Basedow: … und später Vorstandsvorsitzender eines Unternehmens wird, das dem Einflussbereich von E.on zuzurechnen ist, nämlich Steag, dann ist das einfach nicht mehr in Ordnung.

ZEIT: Ist die Politik mittlerweile auf Distanz zur Energiewirtschaft gegangen?

Basedow: Ich habe zumindest diesen Eindruck. Es gibt von überall her die Klage über ständig steigende Energiepreise. Und es gibt auch vermehrt Vorschläge zur Abhilfe. Das zeigt, dass die Politik die Energiewirtschaft heute von einer anderen Perspektive aus sieht.

ZEIT: Die Bundesregierung unterstützt das Vorhaben von E.on, den spanischen Versorger Endesa zu übernehmen. Das deutet doch nicht darauf hin, dass sich die Politik von den Ex-Monopolisten distanziert.

Basedow: Dieses Vorhaben hat mehrere Facetten. Für den Wettbewerb auf dem spanischen Energiemarkt ist es positiv – jedenfalls im Vergleich zu der anderen Option, der Fusion zwischen Endesa und Gas Natural, die nur den spanischen Energiemarkt weiter verkrusten ließe. Andererseits: Wenn E.on die Endesa übernimmt, setzt sich die Konsolidierung auf EU-Ebene fort. Und die Anbieter werden noch mächtiger. Überraschend ist diese Strategie übrigens nicht. Immer, wenn ein Markt liberalisiert wird, versuchen sich Unternehmen zusammenzuschließen, bis nur noch ein enges Oligopol übrig bleibt. Dieser Trend ist bedenklich. Allerdings befürchte ich nicht, dass allein die Übernahme von Endesa durch E.on die Anzahl der potenten europäischen Stromanbieter schon so nachhaltig verringert, dass Wettbewerb gar nicht mehr stattfinden kann.

ZEIT: Was denn, Sie geben Entwarnung?

Basedow: Moment, es kommt noch ein dritter Aspekt hinzu. Deutschland und Westeuropa sind in wachsendem Maße von Erdgaslieferungen aus Russland abhängig – mit durchaus fragwürdigen Folgen. Spanien bietet da einen gewissen Ausweg. Die spanischen Energieunternehmen verfügen über Bezugsrechte in Nordafrika sowie Süd- und Mittelamerika. Die Übernahme von Endesa durch E.on würde diese Bezugsmöglichkeiten dem gesamten westeuropäischen Energiemarkt verfügbar machen. Das hieße also: Mehr Wettbewerb zwischen den Gaslieferanten. Unterm Strich sind deshalb die Vorteile der Fusion größer als die Nachteile.

ZEIT: Zurück zur innerdeutschen Debatte. Bisher müssen sich die Stromlieferanten die Preise, die sie Haushaltskunden abverlangen, von den Landeswirtschaftsministern genehmigen lassen. Mitte 2007 endet diese Praxis. Sollte sie angesichts der hohen Strompreise fortgeführt werden, wie es beispielsweise Nordrhein-Westfalen fordert?

Basedow: Die Preisaufsicht ermöglicht es den Landeswirtschaftsministern vor allem, sich publikumswirksam in Szene zu setzen. Tatsächlich verfügen sie gar nicht über das Personal, eine solche Preiskontrolle effektiv durchführen zu können. Es ist nicht damit zu rechnen, dass ihre Entscheidungen vor Gericht Bestand haben. Die Verlängerung der Preisaufsicht bringt deshalb nichts.

ZEIT: Bundeswirtschaftsminister Michael Glos will den marktbeherrschenden Unternehmen per Kartellgesetz verbieten, Preise zu fordern, »die die Kosten in unangemessener Weise überschreiten«. Ist dieser Vorschlag erfolgversprechender?

Basedow: Der Vorschlag des Bundeswirtschaftsministers ist nicht neu. Der Europäische Gerichtshof hat schon vor mehr als 20 Jahren entschieden, dass Entgelte, die die Kosten in unangemessener Weise überschreiten, als missbräuchlich behandelt werden können. Allerdings ist die Rechtsprechung in der Praxis weitestgehend folgenlos geblieben, weil die Unangemessenheit kaum nachzuweisen ist. Die Energiewirtschaft hat hohe so genannte Gemeinkosten – allgemeine Ausgaben für ihre Netze zum Beispiel. Und es ist außerordentlich schwierig, die einzelnen Kostenbestandteile jeder einzelnen gelieferten Kilowattstunde zuzurechnen. Letzten Endes müsste der Staat aber genau das tun. Das ist fast unmöglich. Deshalb wird man sich auch von dem Vorschlag des Wirtschaftsministers nicht viel erwarten können.

ZEIT: Glos will die Beweislast umkehren.

Basedow: Richtig, aber wer sich seinen Vorschlag näher ansieht, merkt, dass die Kostenanlastung letztlich doch das Bundeskartellamt vornehmen müsste. Weil aber das Kartellamt dazu nicht in der Lage ist, wird die praktische Wirkung gering sein.

ZEIT: Bringt denn wenigstens die Idee der europäischen Wettbewerbskommissarin Neelie Kroes etwas? Sie will, dass die Kraftwerke eigentumsrechtlich vom Stromnetz getrennt werden.

Basedow: Das Netz hat den Charakter eines natürlichen Monopols, anders die Erzeugung. Hier ist Wettbewerb möglich. Doch kann er sich gegenwärtig im engen Oligopol der vier großen Versorger nicht entfalten. Er kommt nur zustande, wenn es mehrere, voneinander unabhängige Stromerzeuger gibt. Also muss man Netz und Erzeugung trennen.

> **»Wettbewerb kommt nur zustande, wenn es mehrere, voneinander unabhängige Erzeuger gibt. Also muss man Netz und Erzeugung trennen«**

ZEIT: Deshalb will der hessische Wirtschaftsminister Alois Rhiel sogar eine juristische Handhabe schaffen, mit deren Hilfe die Oligopolisten zum Verkauf einiger ihrer Kraftwerke gezwungen werden könnten.

Basedow: Damit wird der Vorschlag der Wettbewerbskommissarin zu Ende gedacht. Ich halte ihn wettbewerbspolitisch für richtig. In der praktischen Umsetzung sehe ich allerdings Probleme. Denn folgt ein Unternehmen nicht dem Zwang, ein Kraftwerk zu verkaufen, müsste es enteignet werden; ohne solche Sanktion bliebe der Zwang wirkungslos.

ZEIT: Enteignung ist ein hässliches Wort. Aber ist nicht der Schutz der Wettbewerbsordnung ein höheres Gut als der Schutz einzelner Wettbewerber, die ihre Marktmacht missbrauchen?

Basedow: Schon. Aber das Grundgesetz und die Europäische Menschenrechtskonvention schützen das Eigentum. Und wenn ein Unternehmen gezwungen wird, sein Eigentum aufzugeben, kann das zur Enteignung werden. Das Grundgesetz sagt, dass Enteignungen zulässig sind, wenn sie dem Wohl der Allgemeinheit dienen – und gegen Entschädigung. Dass der Wettbewerb dem Wohl der Allgemeinheit dient, steht außer Frage. Bei der Entschädigung wird man sich Gedanken machen müssen.

ZEIT: Die Unternehmen sollen doch ihre Kraftwerke nicht verschenken, sondern verkaufen.

Basedow: Aber der Zwang zum Verkauf drückt den Preis. Zumindest die Differenz zwischen dem Marktwert und dem tatsächlich erzielten Preis wird das betroffene Unternehmen als Entschädigung einklagen. Verstehen Sie mich nicht falsch: Ich schließe nicht aus, dass man den hessischen Vorschlag umsetzen kann. Man müsste den Unternehmen aber so viel Zeit zum Verkauf ihrer Kraftwerke lassen, dass sie die Marktkräfte spielen lassen können. Innerhalb einer Legislaturperiode wird man kaum strukturelle Änderungen in der Energiewirtschaft herbeiführen können.

ZEIT: Sehen Sie denn gar keine Möglichkeit, schneller für mehr Wettbewerb zu sorgen? Beispielsweise durch mehr grenzüberschreitenden Stromhandel?

Basedow: Der Stromhandel mit dem europäischen Ausland ist in der Tat unterentwickelt. Es mangelt schlicht an den technischen Voraussetzungen dafür, an so genannten Kuppelstellen. Die Eigentümer der Kuppelstellen, die Versorgungsunternehmen, haben auch gar kein Interesse am Kapazitätsausbau; mehr Wettbewerb könnte schließlich die Preise drücken. Die EU oder die nationalen Gesetzgeber könnten die Versorgungsunternehmen aber durchaus dazu verpflichten, die Kuppelstellen auszubauen.

ZEIT: Was tippen Sie? Werden die Stromverbraucher in zwei, drei Jahren immer noch unter hohen Preisen leiden? Oder wird sich ihr Los verbessern?

Basedow: Verbessern wird es sich nur, wenn die Politik sensibler wird für die strukturellen Voraussetzungen von Wettbewerb. Mutiger muss sie auch werden: Strukturelle Entscheidungen tragen erst langfristig Früchte, dann, wenn die nächsten Wahlen schon vorbei sind. Ich warne deshalb vor jenen, die kurzfristige Erfolge versprechen.

MIT JÜRGEN BASEDOW SPRACH **FRITZ VORHOLZ**

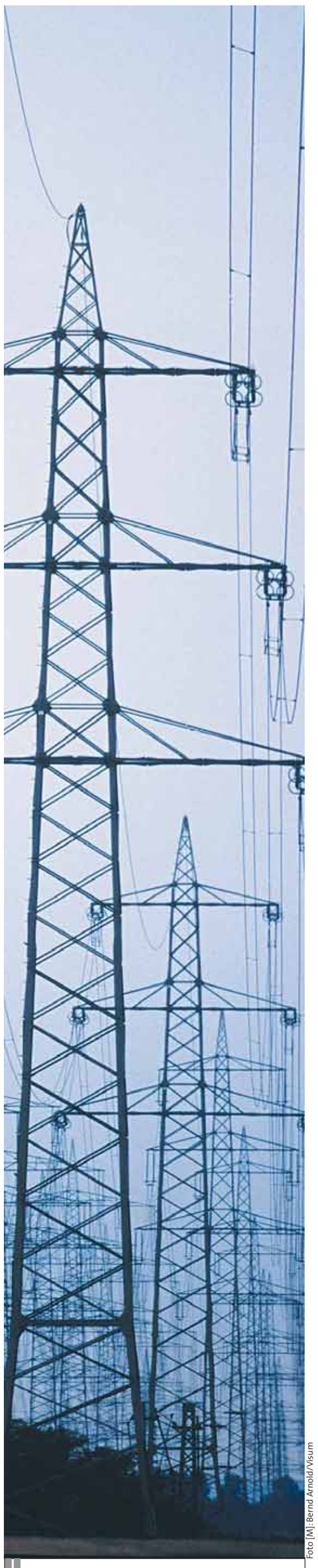


Foto [M]: Bernd Arnold/Visum

Tappen im Dunkeln

Warum für Millionen Europäer am 5. November die Lichter ausgingen, ist noch unklar. Aber der Stromkollaps dürfte kein Einzelfall bleiben VON CERSTIN GAMMELIN

Stefan Tenbohlen ist verblüfft. »Einen Superstau auf den europäischen Stromautobahnen« hätte der Leiter des Instituts für Stromübertragung und Hochspannung an der Universität Stuttgart noch am vergangenen Freitag für »völlig unmöglich« gehalten. Einen Tag später passierte das Unvorstellbare. Die europäische Stromversorgung stand vor dem Kollaps. Deutsche und Franzosen, Belgier und Spanier, insgesamt zehn Millionen Europäer saßen plötzlich im Dunkeln, steckten in Aufzügen oder Seilbahnen fest – weil die Elektrizität ausblieb. Etwa eine Stunde dauerte der nächtliche Spuk des 5. November, der sich von Nordwestdeutschland aus in Sekundenschnelle bis an die Adria ausbreitete. Noch 72 Stunden später ist die Ursache unklar. Fest steht nur: Alles begann nahe der Stadt Papenburg, wo die Netze dem Energiekonzern E.on gehören. Dessen Manager suchen seither fieberhaft die richtige Antwort auf die Frage nach dem Warum.

»Rasierklingenscharf« sei Europa an einem flächendeckenden Blackout vorbeigeschlittert, erklärt Klaus Kleinekorte. Dann wären von Polen bis Portugal und von Dänemark bis Griechenland sämtliche Netze »praktisch gerissen« und mehrere Tage ausgefallen. Kleinekorte, Mitglied in der Geschäftsleitung der RWE-Stromnetztochter, weiß, wie sich Krisenmanagement anfühlt. Vor einem Jahr ließen Eisregen und Wind mehrere Dutzend Strommasten im Münsterland brechen, im Netzgebiet von RWE. Tausende Menschen harrten eine Woche ohne Licht und Wärme aus – und der Stromversorger aus Essen hatte große Mühe, die Panne zu erklären.

Noch zwei Jahre zuvor hatte RWE-Chef Harry Roels zusammen mit seinen Kollegen von E.on, Vattenfall Europe und Energie Baden-Württemberg dem damaligen Kanzler Gerhard Schröder beim Rotwein einhellig versichert, es sei praktisch unmöglich, dass in Deutschland die Lichter ausgehen könnten. Sie irrten sich gewaltig. Der jüngste Ausfall Made in Germany traf nicht nur einheimische Kunden, sondern auch die Nachbarn. Quer durch Westeuropa blieben Millionen Steckdosen ohne Saft. Die finanziellen Folgen mag noch niemand beziffern. Experten verweisen allerdings auf die USA. Als im August 2003 in den Vereinigten Staaten für 50 Millionen Amerikaner die Lichter ausgingen, beliefen sich die volkswirtschaftlichen Schäden auf 10 Milliarden Dollar.

Das Netz ist für den wachsenden Stromtransport nicht ausgelegt

Italien 2003, Frankreich 2004, Münsterland 2005, Westeuropa 2006 – gehören kollabierende Stromtrassen bald zum Alltag in Europa? Armin Schnettler hält das für wahrscheinlich, »weil das Netz zunehmend zweckentfremdet genutzt wird«. Lange vor der großen Freiheit auf dem Energiemarkt seien die Leitungen gebaut worden, um Elektrizität von einem Kraftwerk über vergleichsweise kurze Strecken zu den Kunden zu transportieren. Seit der Liberalisierung, erklärt der Direktor am Institut für Hochspannungstechnik an der RWTH Aachen, müsse das Netz jedoch viel mehr Strom über Strecken in ganz Europa transportieren. Mittlerweile gehören 25 Staaten zum europäischen Verbundnetz. »Für solche Transporte sind die Leitungen nicht ausgelegt.« In naher Zukunft müssten neue Trassen das Netz »engmaschiger und stabiler« machen.

Vor allem Stromhändler dürften sich darüber freuen. Sorgen ihre Geschäfte doch seit einigen Jahren für den Hochbetrieb auf europäischen Stromautobahnen. Im Jahr 2004 flossen 300 000 Gigawattstunden Strom über die europäischen Landesgrenzen, das ist mehr als Spanien oder Italien insgesamt an Elektrizität erzeugten. Durch den stetigen Handel, der mehr und mehr Strom über größere Strecken quer durch Europa fließen lässt, reduzieren sich gleichzeitig die Zeiten, in denen die Leitungen etwa zur Wartung abgeschaltet werden – was wiederum den Einsatz der Netzausrüstung verlängert. Mit solchem Hochbetrieb, sagt Wissenschaftler Schnettler, steige die Wahrscheinlichkeit größerer Ausfälle – obwohl die Qualität der Leitungen selbst »sehr gut« sei. Im Höchstspannungsnetz seien seit 15 Jahren keinerlei Ausfälle registriert worden. Auch die Verteilnetze seien bis 2004 mit 99,997 Prozent enorm zuverlässig betrieben worden.

Hiesige Politiker reagierten auf den Blackout mit den bekannten verbalen Attacken. Die Stromversorger hatten mit der Ursachenforschung gerade erst begonnen, da wusste Umweltminister Sigmar Gabriel (SPD) schon Bescheid: Die Konzerne sind schuld. Sie müssten ihre »hohen Gewinne« endlich »maßgeblich« in das Netz investieren. Wirtschaftsminister Michael Glos (CSU) mäkelte ebenfalls an den vermeintlich mangelhaften Investitionen herum, fand aber zusammen mit einigen Landespolitikern aus Nordrhein-Westfalen weitere Schuldige: die Windmühlen. Öffentlich sinnierten sie, dass die Panne in der Stromversorgung mit der unsteten Windkraft zusammenhängen könne. »Von wegen!« Für E.on-Netze-Manager Schneller sind solcherlei politische Mutmaßungen »Legenden, die die Aufklärung eher stören als befördern«. In besagter Nacht habe es keinesfalls außergewöhnlich viel Wind gegeben. Auch seien prinzipiell ausreichend Trassen in Betrieb gewesen.

Dass das planmäßige Abschalten einer Stromtrasse über der Ems die Panne mindestens beförderte, bestreitet E.on jedenfalls nicht. Allerdings ist das Abschalten vom vergangenen Samstag kein Einzelfall. Denn Papenburg ist ein ungewöhnlicher Standort, um mächtige Schiffe zu bauen. Schließlich liegt die Meyer-Werft viele Kilometer vom offenen Meer entfernt im Landesinneren. Jeder Luxusliner muss deshalb in Millimeterarbeit auf der Ems in Richtung Nordsee bugsiert werden. Das ist kompliziert und gefährlich, nicht nur wegen des Wasserstandes und des schmalen Flussbetts, sondern auch aufgrund der elektrischen Höchstspannungsleitung, die über den Fluss führt – und während der Überführung der Schiffe vorsichtshalber abgeschaltet wird.

Warum fehlten plötzlich 8000 Megawatt Leistung?

»Reine Routine«, sagt E.ons Netzexperte Schneller. Er weiß, dass seine Kollegen jede geplante Schaltung vor dem Drücken der Taste in der Warte per Computer simulieren. Tatsächlich waren die Berechnungen immer richtig – jedenfalls vor dem Unglück am vergangenen Samstag und auch danach wieder. Denn zwei Tage später passierte der Luxusliner *Norwegian Pearl* problemlos die heikle Stelle unter der Leitung.

Was also ist passiert in jener ersten Samstagnacht im November? Warum fielen um 22.10 Uhr unerwartet Leitungen aus – warum riss das Netz entlang der Sicherheitssysteme von RWE und E.on? Und warum fehlten plötzlich rund 8000 Megawatt Leistung, so viel wie acht Atomkraftwerke zusammen liefern? Für RWE, dessen Netz westlich des E.on-Gebiets liegt, schließt Kleinekorte »eigene Fehler absolut aus«. Der Konzern habe »sofort alle möglichen Kraftwerksreserven in Betrieb genommen«, um die Stromtrassen zu stabilisieren. Auch Vattenfall Europe, dessen Netz sich im Osten an die E.on-Leitungen anschließt, pocht darauf, mittels sekundenschnellem Netzmanagement Schlimmeres verhindert zu haben.

Bei E.on Netze schließen Techniker inzwischen mechanische Schäden am Netzequipment aus, ebenso wie unerwartete Windschwankungen oder Kapazitätsmängel. Die Checkliste enthält nur noch zwei Punkte, und zwar besonders heikle: menschliches Versagen oder technische Fehler im System. Vor allem um gemeinsam mit anderen Netzbetreibern die Technik zu prüfen, bittet sich E.on ausreichend Zeit aus. Erst die Rekonstruktion des »sekundengenauen Ablaufs der Pannenreaktion im europäischen Transportnetz«, sagt Schneller, könne zeigen, ob etwa Leitungen zu früh abgeschaltet, die Sicherheitssysteme ausreichend synchronisiert oder Kraftwerksdaten exakt weitergereicht wurden. Vielleicht löschte ja auch nur ein simpler Rechenfehler in einer kleinen Schaltung für Millionen Menschen vorübergehend das Licht.

EUROPAS STROMNETZ

Ausgeklügelt

Zwischen Griechenland, Dänemark und Portugal gehören 25 Staaten zum europäischen Stromverbundnetz. Allein Deutschland durchziehen mehr als 100 000 Kilometer Hochspannungsleitungen. Das Netz kann keine einzige Kilowattstunde Strom speichern. So genannte Regelkraftwerke sorgen dafür, dass Verbrauch und Einspeisung zu jedem Zeitpunkt exakt gleich sind.

Das Netz wird mit einer Frequenz von 50 Hertz betrieben. Fällt plötzlich eine Hochspannungsleitung oder einige Kraftwerke aus, kann sich die Frequenz blitzschnell über alle Landesgrenzen hinweg ändern. Dann müssen über ein ausgeklügeltes Netzmanagement innerhalb von Sekunden Ersatzkraftwerke zugeschaltet oder Stromkunden vom Netz genommen werden. Im Extremfall können Ausfälle nahe der polnischen Grenze das sensible Netz bis nach Portugal zum Flackern – oder sogar zur Notabschaltung – bringen. Verbesserte Wetter- und Windprognosen, komplexe Computersteuerung und gegenseitige Hilfe im europäischen Verbund machen das Netz allerdings enorm zuverlässig.

ZWISCHENRUF

Falscher Dreh

Der Weltenergieausblick, den die Internationale Energie Agentur (IEA) jedes Jahr präsentiert, ist stets ein unerfreuliches Dokument. Nicht, weil die Mitarbeiter der Pariser Behörde unsauber arbeiten, sondern weil die Zukunftsszenarien, die sie für wahrscheinlich halten, erschreckend sind. So dürfte der weltweite Ausstoß von klimaschädlichem Kohlendioxid nach Lage der Dinge geradezu explodieren.

Der diesjährige »Ausblick« der IEA ist aus einem weiteren Grund unerfreulich. Noch bevor er am Dienstag offiziell vorgestellt wurde, verpassten ihm IEA-Obere einen merkwürdigen Dreh, neudeutsch Spin. »Energieagentur dringt auf Atomkraft«, hieß es vorab in deutschen und in englischen Zeitungen – und zwar unter Berufung auf den Chefökonomen der Behörde. Mehr Nuklearenergie gegen die drohende Klimakatastrophe, diese Botschaft wollte er, passend zur Weltklimakonferenz in Nairobi, offenbar unbedingt unters Volk bringen.

Über Kernkraftwerke lässt sich zwar trefflich streiten. Dass sie das erste Mittel der Wahl sind, um den Klimawandel zu bekämpfen, gibt allerdings der Weltenergieausblick gar nicht her. Dort ist ein »Alternativszenario« beschrieben, bei dem sich die Menschheit stärker als bisher um den Klimaschutz bemüht. Dabei würden im Jahr 2030 gegenüber dem »Referenzszenario« rund 6 Milliarden Tonnen Kohlendioxid (CO_2) weniger in der Atmosphäre landen. 65 Prozent dieser Ersparnis wären laut IEA auf verbesserte Energieeffizienz zurückzuführen, 13 Prozent auf Brennstoffwechsel in Kraftwerken und 12 Prozent auf die verstärkte Nutzung »grüner« Energie. Mit einem Beitrag von 10 Prozent wäre mehr Nuklearenergie das Schlusslicht in punkto CO_2-Vermeidung. Wer im Kampf gegen den Klimawandel dennoch vor allem auf sie setzt, macht Politik wider besseres Wissen. **vo**

Wem gehört das Wissen?

Raubkopierer sind nicht zu stoppen. Sie bedrohen Musikindustrie, Filmwirtschaft und Verlage, aber auch Autoren und Künstler. Intelligente Lösungen lassen auf sich warten

VON GUNHILD LÜTGE

Seien wir ehrlich: Wohl niemand hält sich für einen Dieb, nur weil er manchmal kostenlos einen Song aus dem Internet besorgt. Anreize gibt es schließlich genug. Unzählige Tauschbörsen bieten an, was in Einsen und Nullen zerlegbar, in Sekundenschnelle kopierbar und transportierbar ist: Musik, Filme und selbst Bücher; aber auch Software und Spiele – alles gratis. Wird da nicht zum Depp, wer überhaupt noch einkauft und bezahlt?

Nein, sagen viele Künstler, die mit ihren Ideen Geld verdienen. Sie sehen sich als Opfer skrupelloser Zeitgenossen, aber auch biederer Bürger, die per Mausklick zu Wissenspiraten mutieren. Wem Musik, Filme und Bücher nichts mehr wert seien, der zerstöre nicht nur Existenzen, sondern auch die kulturelle Vielfalt, so das Argument dieser Mitglieder der gebeutelten Geisteszunft.

Ganz falsch, sagen ihre Kontrahenten. Sie warnen vor Wissensmonopolen, weil sie fürchten, dass sich die gesammelten Werke der Kreativen demnächst nur noch in den elektronischen Archiven einiger weniger Wirtschaftskonzerne konzentrieren. Die allein könnten dann das geistige Eigentum vermarkten. Stattdessen müsste das Wissen der Menschheit für jedermann frei verfügbar sein. »Information ist der Sauerstoff der Demokratie«, lautet die Überzeugung der Freiheitskämpfer wie zum Beispiel in der Menschenrechtsorganisation namens Article 19. Der Zugang zu digitalen Inhalten sei eben nicht nur eine wirtschaftliche, sondern auch eine soziale und politische Frage.

Dementsprechend hitzig verläuft die Debatte um das neue Urheberrecht (siehe nebenstehenden Artikel). Inzwischen hat es das Thema sogar schon auf die ganz große Polit-Bühne geschafft: Es steht auf der Agenda, wenn sich 2007 die mächtigen Industriestaaten zu ihrem G8-Gipfel in Deutschland versammeln. Der Widerspruch zwischen dem Schutz der Rechteinhaber und der Freiheit der Nutzer ist zu einem ärgerlichen Hemmnis bei der Verbreitung neuer Medien geworden. Das ungelöste Problem droht Milliardengeschäfte zu blockieren. Populärstes Beispiel für den Ärger, den man sich ins Haus holen kann, ist derzeit Google. Seitdem die Suchmaschine die Video-Tauschbörse YouTube gekauft hat, wird sie mit Abmahnungen wegen Copyright-Verstößen überhäuft. Das lähmt nicht nur die Umsetzung neuer Ideen, sondern könnte am Ende auch richtig ins Geld gehen.

Wer nach intelligenten Lösungen sucht, stößt unweigerlich auf eine Frage: Wem gehört das Wissen in der Wissensgesellschaft überhaupt? Folgt man dem legendären US-Präsidenten Thomas Jefferson, ist die Antwort ganz einfach. »Wenn es etwas gibt, das sich nicht zum Eigentum eignet, dann ist es die Kraft des Gedankens«, lautet seine Erkenntnis. Und weiter: »Ein Einzelner kann eine Idee vielleicht besitzen, wenn er sie für sich behält; sobald er sie aber öffentlich macht, geht sie in das Eigentum aller über.« Klar und einleuchtend – und trotzdem kamen die Menschen auf die Idee mit dem Urheberschutz. Das räumt dem Einzelnen eine Art Naturrecht an seinen Gedanken ein. Aber fast so, als wollten sie Jefferson noch Jahrhunderte später Recht geben, nehmen es viele Bürger damit nicht mehr so genau.

Wenn es dunkel wird in Deutschland, gehen sie auf die Jagd: Außer nach Musik suchen sie inzwischen vor allem nach Filmen, aber auch Hörbücher sind zunehmend gefragt. Internet-Tauschbörsen sind beliebter denn je. Das fand die Leipziger Firma Ipoque im Oktober heraus. Sie wertete die Daten von 100 000 Haushalten aus. Rund 70 Prozent des nächtlichen Verkehrs im Netz entfallen auf Tauschbörsen. Warum aber nachts? Mit entsprechender Software ausgestattet, können Rechner automatisch im Unterhaltungs- und Wissensfundus dieser Welt herumstöbern – während ihre Besitzer seelenruhig schlafen. Ein Pauschaltarif, die Flatrate, sorgt dafür, dass sogar die Lieferung frei Haus erfolgt.

Erstes Opfer des virtuellen Volkssports wurde die Musikindustrie (siehe Artikel Seite 39). Sie hat eine dramatische Entwicklung hinter sich. So brach allein in Deutschland der Absatz von Singles seit 1996 um rund 60 Prozent ein. Der von CDs schrumpfte um ein Drittel auf 124 Millionen Stück. Inzwischen beschäftigt die Branche nur noch 28 000 Menschen. Vor zehn Jahren waren es noch fast 10 000 mehr. Die im vergangenen Jahr privat kopierte Musik hatte laut Phonoindustrie einen Wert von 6,3 Milliarden Euro – dreimal mehr als der tatsächliche Umsatz auf dem hiesigen Musikmarkt. Nun gibt die Branche selbst zu, dass nicht das gesamte Dilemma den Raubkopierern anzulasten ist, »aber der Zusammenhang zwischen der hohen Zahl der Musikkopien und sinkender Umsätze liegt auf der Hand«, heißt es im Jahresbericht des Phonoverbandes.

Inzwischen muss auch die Filmindustrie um ihr Milliardengeschäft fürchten (siehe Seite 36). Neuartige Tauschnetze arbeiten mit einer Technik, die auch große Datenmengen von Videos verkraften – und noch schwerer zu kontrollieren sind als ihre Vorgänger wie beispielsweise Napster. Als Letztes, so scheint es derzeit, verflüchtigen sich die Rechte von Buchautoren im Cyberspace. Seit sich die großen Internet-Firmen wie Amazon und Google darangemacht haben, Gedrucktes zu digitalisieren, ist auch in dieser Branche ein heftiger Streit über die Wahrung von Urheberrechten entbrannt (siehe Seite 38).

Wer reglementiert, zieht sich den Zorn der Piratenpartei zu

Was können Filmstudios und Verlage von der gebeutelten Musikindustrie lernen? Vor allem eines: Der Versuch, die illegale Beschaffung und Weitergabe von digitalen Inhalten per Gesetz oder mit Hilfe von technischen Mitteln zu beschränken, darf als gescheitert betrachtet werden. Dabei geben sich die Ermittlungsbehörden im Lande viel Mühe. Ende Mai dieses Jahres leitete die Staatsanwaltschaft Köln das bis dahin größte Verfahren gegen illegale Angebote ein. 3500 Nutzer des Tauschprogramms eDonkey gerieten ins Visier der Ermittler. Allerdings: Die Tauschbörsen boomen weiter. 80 Prozent aller heruntergeladenen Musikdateien sind illegale Kopien. Und das trotz – manche sagen auch gerade wegen – der vielen ausgefeilten technischen Methoden, die Urheber- oder Verwertungsrechte schützen sollen.

Man nennt sie Digital Rights Management, also digitale Rechteverwaltung oder kurz DRM.

Spät aufgewacht

Zunächst setzte die Filmwirtschaft nur auf Abschreckung. Jetzt lässt sie sich langsam auf Online-Angebote ein

VON JENS UEHLECKE

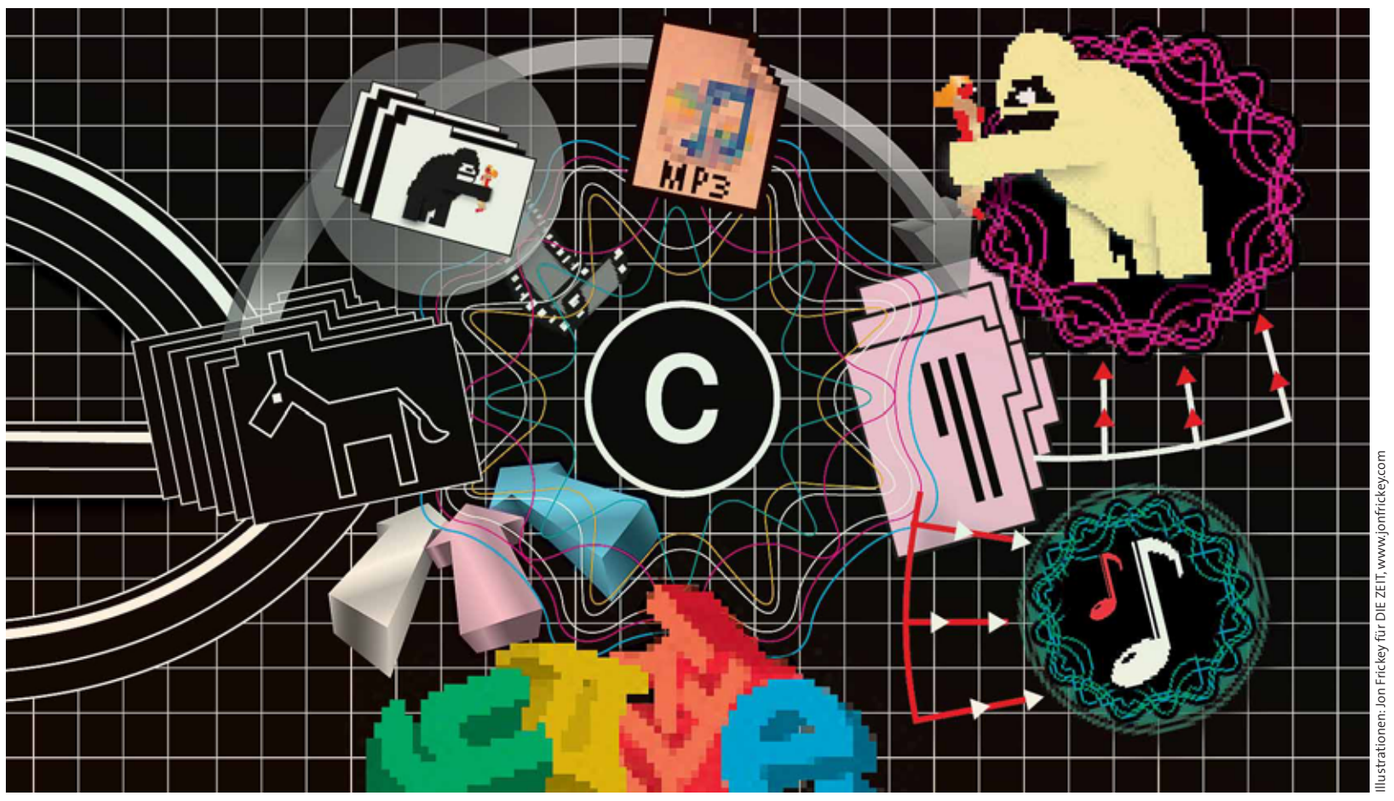
Jahrelang war die Filmindustrie nicht gut auf das Internet zu sprechen. Ihre PR-Leute tingelten mit einer mobilen Gefängniszelle durch die Republik – darin durften Passanten und Messebesucher am eigenen Leib erfahren, was es heißt, beim illegalen Filmetauschen im Netz erwischt zu werden. »Knast auf Tour« hieß die Kampagne mit dem Slogan: »Raubkopierer sind Verbrecher.« Abschrecken ließen sich aber nur wenige: Laut einer Studie des Leipziger Netzwerkausrüsters Ipoque ist die Zahl der Videos, die aus einschlägigen Online-Tauschbörsen heruntergeladen werden, rasant gestiegen. Tagsüber enthält mittlerweile jedes fünfte Internet-Datenpaket in Deutschland ein Stückchen Film. Nachts sogar jedes zweite.

Erst allmählich dämmert es den Filmstudios, dass ihre Einschüchterungsversuche vergebens sind, solange es keine Alternative zum Raubkopieren gibt. Sie beginnen zu verstehen, dass sie sich mit eigenen Angeboten beeilen müssen, um nicht das gleiche Schicksal zu erleiden wie die Musikindustrie. Deshalb schließen die Studios immer mehr Verträge mit Online-Vertriebspartnern ab. In den USA bieten seit kurzem die Online-Größen Apple, AOL und Amazon Videos on Demand an – also Filme auf Abruf. Und auch in Deutschland haben neue Internet-Videotheken eröffnet, unter ihnen die ProSiebenSat.1-Tochter maxdome und In2Movies, eine Kooperation zwischen der Bertelsmann-Tochter arvato mobile und dem Hollywood-Studio Warner Bros. Zudem vermieten Netzbetreiber wie T-Online und Arcor schon seit einiger Zeit Filme an ihre Telefonkunden, um sie für schnellere Internet-Anschlüsse zu ködern. Bislang jedoch hatten sie zumeist unpopuläre B-Ware im Programm, was sich jetzt ändert, weil auch sie vom Sinneswandel der Filmbranche profitieren und Blockbuster in ihre Kataloge aufnehmen dürfen.

Ist die Filmindustrie also noch rechtzeitig zur Besinnung gekommen? Kann sie die Selbstbedienungsmentalität in den Tauschbörsen stoppen? »Sicherlich sind sehr viele Internet-Surfer bereit, für legale Angebote zu zahlen«, sagt Philipp Bohn von der Berlecon-Beratung in Berlin, »allerdings müssen diese vernünftig umgesetzt sein.« Daran aber hapert es bislang: Noch haben die Studios offenbar Angst vor der eigenen Courage, fürchten, den allein in Deutschland knapp 1,7 Milliarden Euro großen DVD-Markt zu kannibalisieren. Also sorgen sie dafür, dass ihre Partner die Rechte der Kunden drastisch einschränken. Bei T-Online, Arcor und maxdome können Zuschauer Filme zum Beispiel nur mieten, das heißt nach dem Bezahlen maximal 24 Stunden lang anschauen. Und das nicht einmal unterwegs, denn sie dürfen die Streifen nicht speichern, schon gar nicht auf tragbaren Videoplayern. Vielmehr muss der Film beim Anschauen in Echtzeit aus dem Netz geladen werden – streamen heißt das neudeutsch.

Nur In2Movies lässt es zu, dass Zuschauer Filme archivieren. Seine Kunden dürfen die Streifen auf Festplatten speichern und sogar auf DVDs brennen (aus Downloads werden Ownloads). Zurzeit lassen sich diese DVDs aus Copyright-Gründen aber nur in Computerlaufwerken abspielen, nicht in einem DVD-Player. Praktisch bedeutet das: Entweder man verbringt seine Videoabende im Arbeitszimmer, oder man schließt den Computer umständlich an den Fernseher an. T-Online und maxdome verkaufen deshalb eigene Zusatzboxen, um die aus dem Internet geladenen Filme direkt an den Fernseher zu übertragen.

»Es mag zwar ein bisschen dauern, die neuesten Filme in einer Tauschbörse zu finden und herunterzuladen – oft ist das aber nutzerfreundlicher als die meisten On-Demand-Angebote«,



Illustrationen: Jon Frickey für DIE ZEIT, www.jonfrickey.com

Sie legt zum Beispiel fest, auf wie vielen Rechnern und auf welchen Geräten legal erworbene Musik gespeichert und abgespielt werden darf und wie viele Kopien gestattet sind. Damit provozierte die Musikindustrie massive Kritik: »Die DRM-Mechanismen sind unhandlich, intransparent und datenschutzfeindlich«, so das Resultat einer Studie namens privacy4DRM im Auftrag des Bundesforschungsministeriums (siehe Link-Sammlung). Auch Verbraucherschützer schlagen Alarm: Die Nutzer seien den Vorgaben der Anbieter hilflos ausgeliefert, über das Recht auf Privatkopien entscheide nicht der Gesetzgeber, sondern faktisch die anbietenden Unternehmen, so Patrick von Braunmühl, stellvertretender Vorstand des Bundesverbandes der Verbraucherzentralen. Außerdem warnt er vor der »Klagewut der Anbieter und hohen Anwaltsrechnungen für die Eltern minderjähriger Internet-Nutzer«.

Die jüngste Reaktion auf den Versuch, digitale Werke zu reglementieren, ist die Gründung von Piratenparteien. In Schweden und Deutschland gibt es sie schon. »Wir wollen die Kernfragen der Wissensgesellschaft angehen«, sagte Vorsitzender Christof Leng bei der Gründung Mitte September in Berlin. Man sei gegen geistige Monopole. DRM-Verfahren werden als unmoralisch abgelehnt. Gefordert wird, das private Kopieren, Speichern und Nutzen von Werken explizit zu fördern.

Unter Wissenschaftlern und Juristen sind Rebellen dieser Art schon länger zu finden. Einer davon ist der US-Rechtsexperte Lawrence Lessig, der für spezielle Lizenzen unter dem Begriff *creative commons* wirbt. Die Idee: Musiker, Fotografen, Filmemacher und Autoren können auf der Grundlage dieser alternativen Lizenzen freiwillig auf Rechte verzichten. Sie können aber auch beispielsweise nur die kommerzielle Nutzung ihres Werkes untersagen oder dessen Weitergabe lediglich bei Namensnennung erlauben. Kopiert ist die Idee von Richard Stallman, dem Gründer und kreativen Kopf der Free Software Foundation (FSF). Aus deren Reihen ging das inzwischen populäre Betriebssystem Linux hervor, das jeder frei nutzen und verändern kann, solange er sein Ergebnis wieder frei verfügbar macht.

Verlockend einfach: Die Idee von der Kultur-Flatrate

Doch zum Unterschied zur Software, um die herum sich eine Reihe von Geschäftsmodellen wie beispielsweise Dienstleistungen entwickelt haben, wissen die Protagonisten der frei zugänglichen Inhalte noch nicht so recht, wovon die Künstler leben sollen. »Ohne ein System, das Kreative dafür belohnt, Werke zu schaffen, die ihnen ein Einkommen sichern, würden viele schöpferische Arbeiten nicht entstehen«, räumt auch Lessig ein und konstatiert: Schöpfer, die sich alle Rechte vorbehalten wollten, müssten nicht mitmachen. Nun gut. Aber welche Alternative haben sie?

Verlockend einfach klingt die Idee von der Kultur-Flatrate, die mit dem Betrieb eines schnellen Internet-Anschlusses fällig würde und es im Gegenzug erlaubte, sich aus dem Fundus des World Wide Web ganz legal zu bedienen: Eine solche Flatrate wäre verbraucher- und datenschutzfreundlich und könnte richtig Geld in die Kasse spülen, um allen kreativen Menschen dieser Welt ihr Einkommen zu sichern. Doch welche supranationale Institution soll die Verteilung übernehmen? Und nach welchem Schlüssel? Und wer kontrolliert das alles?

Während Wissenschaft, Verbraucher- sowie Datenschützer immer neue Ideen produzieren und diskutieren, schafft die Gesellschaft zur Verfolgung von Urheberrechtsverletzungen (GVU) Fakten. Sie setzt auf Abschreckung und »null Toleranz«. In ihrem Jahresbericht listet sie detailliert auf, mit welchen Erfolgen sie aufwarten kann. Dazu zählt der Fall einer 26-Jährigen, die unter anderem TV-Serien und aktuelle Filme über das Internet feilgeboten hatte. Um Kopien herstellen zu können, musste sie zuvor den Kopierschutz knacken. Bei einer Durchsuchung entdeckte die Polizei 197 Datenträger, aber auch Umsatz- und Kundenlisten mit 600 Namen und Adressen – unter ihnen auch etliche Stammkunden. Die junge Frau war wiederholt ins Visier der Staatsanwälte geraten. Sie musste deshalb für ein Jahr und sechs Monate ins Gefängnis.

Weitere Informationen im Internet:
www.zeit.de/2006/46/urheberrecht

sagt Philipp Bohn. »Die Filmindustrie ist immer noch viel mehr damit beschäftigt, zu verhindern, als zu ermöglichen.« Besonders deutlich wird das an Amazons US-Videodienst namens Unbox, der bisher nur Filme an amerikanische Kunden verleiht und verkauft. Das Unternehmen verlangt von seinen Zuschauern, ein spezielles Abspielprogramm zu installieren, das überwachen soll, dass keine Rechte verletzt werden. Laut Geschäftsbedingungen darf dieses Programm Amazon per Internet darüber informieren, wie und wann der Zuschauer gekaufte Filme anschaut, wann er sie löscht, wann er online ist und welche Programme sonst noch auf seiner Festplatte gespeichert sind. Und schließlich heißt es in Absatz 3b: »Falls Sie die Software von Ihrem Rechner entfernen, behalten wir uns das Recht vor, alle gekauften Inhalte ohne Vorankündigung zu löschen.«

Selbst für Filmfans, die solche Eingriffe in ihre Privatsphäre dulden, ist der legale Filmgenuss nicht ungetrübt. Denn nicht alle Videotheken haben alle Filme im Programm: Amazon etwa bietet Filme der meisten Hollywood-Studios an, nicht aber von Disney. Die gibt es in der Apple-Videothek, die wiederum keine Verträge mit anderen Studios hat. Wer jedoch Filme von beiden Anbietern anschauen will, muss zwei verschiedene Abspielprogramme auf seinem Computer installieren. Denn Amazon verwendet das digitale Rechte-Management (DRM) von Microsoft, Apples Kunden das hauseigene Verfahren namens Fairplay. »Das ist ungefähr so, als brauchte man zwei verschiedene DVD-Player, wenn man Filme verschiedener Studios schauen wollte«, sagt Bohn. »Soll der Markt in Schwung kommen, müssten sich die Anbieter auf einen einheitlichen Standard einigen, wie es etwa die Mobilfunkindustrie bei Klingeltönen geschafft hat.«

Ob Online-Videotheken unter diesen Bedingungen ein großes Geschäft werden, ist umstritten. Während der Branchenverband Bitkom davon ausgeht, dass der deutsche Markt bis 2009 immerhin auf 244 Millionen Euro wachsen werde, erwartet die Berliner Unternehmensberatung Goldmedia für 2010 nur 87 Millionen Euro Umsatz. »Wichtig für einen Durchbruch ist, dass Bewegung in die Verwertungsketten kommt«, sagt Martin Frommhold, Sprecher von T-Com. Bislang kommen Filme erst ins Kino, dann auf DVD und nach einer Weile schließlich ins Netz. »Die Studios müssen erst noch lernen, die Zuschauer im Netz möglichst früh zu bedienen«, so Frommhold. Es gehe darum, wer zuerst online sei – und das müsse der legale Anbieter sein, wenn er das Netz zum Vertrieb seiner Produkte erfolgreich nutzen wolle.

Entscheidend seien auch die Filmpreise, sagt Goldmedia-Chef Klaus Goldhammer. Mit ein bis fünf Euro Miete für 24 Stunden mag die Branche mit der Videothek an der Ecke konkurrieren können. »Weil viele Zuschauer Filme aber besitzen und archivieren wollen, kommt es vor allem auf die Kaufpreise an«, sagt Goldhammer. Internet-Surfer seien im Schnitt bereit, vier Euro für einen Film zu zahlen, die Videodienste verlangten aber zum Teil mehr als den Preis für die DVD. Bei maxdome etwa kostet die digitale Variante von *Harry Potter und der Feuerkelch* rund 15 Euro, die DVD ist hingegen schon für knapp 10 Euro zu haben – und die enthält Bonusmaterial, darf ins Regal gestellt und sogar an Freunde weiterverschenkt werden.

DAS DEUTSCHE URHEBERRECHT WIRD NOVELLIERT

Private Kopien: Was ist erlaubt?

Kopie oder *not* Kopie? Darüber müssen sich die Bundestagsabgeordneten derzeit eine Meinung bilden. Die Novelle des Urheberrechts steht an. Mit ihr sollen die Rechte von Musikern, Filmschaffenden, Literaten, Journalisten und Wissenschaftlern auf der einen Seite, der Kulturindustrie in der Mitte und den Nutzern auf der anderen Seite neu geordnet werden. Notwendig ist dies, weil im Zeitalter der Digitalisierung jedes Werk ohne Qualitätsverlust kopiert werden kann und via Internet blitzschnell um die Welt geht.

Im Jahr 2003 hatte die Bundesregierung bereits eine erste Novelle beschlossen, wobei einige Fragen vertagt wurden. Die geplante zweite Novelle wurde dann wegen andauernder Kritik, Uneinigkeit im damaligen rot-grünen Regierungskabinett und wegen der vorgezogenen Bundestagswahl immer wieder verschoben. Nun soll es endlich so weit sein: Das Kabinett hat den Entwurf von Bundesjustizministerin Brigitte Zypries (SPD) gebilligt. Danach wurden zwei Anhörungen im Bundestag angesetzt, von denen eine am gestrigen Mittwoch stattfand. Die andere ist auf den 20. November festgesetzt.

Verbraucherschützer kritisieren, dass die Privatkopie weitgehend untersagt wird. Praktisch ist jeder mit ihr aufgewachsen, hat Musik von der Schallplatte auf die Kassette übertragen, dann von CDs auf CD-Roms – und schließlich vom privaten Computer in alle Welt. Im Sinne der Kulturindustrie war das nie, trotzdem wurde niemand juristisch belangt. Das hat sich nun geändert. So darf Musik selbst für den privaten Gebrauch nur noch kopiert werden, wenn das Lied keinen Kopierschutz hat. Wer sich darüber hinwegsetzt, muss mit einer Schadensersatzforderung der Plattenindustrie rechnen. Das bestätigt die zweite Novelle des Urheberrechts explizit.

Die Regierung beruft sich auf völkerrechtliche Verträge. Unter anderem hat Deutschland eine Übereinkunft der World Intellectual Property Organization aus dem Jahr 1996 ratifiziert, die zu den Vereinten Nationen gehört. Damals verpflichtete sich die Bundesregierung, »Literatur und Kunst« vor unerlaubten Kopien in der digitalen Welt zu schützen. Eine darauf aufbauende EU-Richtlinie aus dem Jahr 2001 lässt allerdings die Möglichkeit, das Knacken von Kopierschutz zum privaten Gebrauch zu erlauben. Insofern durfte die Bundesregierung das Recht des Schöpfers an seinem »geistigen Eigentum« gegen die »Informationsfreiheit« der Bürger abwägen – und hat private Kopien weitgehend verboten.

Allerdings will die Justizministerin die tatsächliche Verfolgung begrenzen, wenn Privatleute im Internet für den Hausgebrauch raubkopieren: Firmen, die einen Zugang zum Internet bieten, sollen Kundendaten nur herausgeben, wenn es einen Verdacht auf *gewerbliche* Urheberrechtsverletzungen gibt. Bagatellverstöße werden nicht verfolgt. Ob einer vorliegt, darüber soll ein Richter auf zivilrechtlichem Wege, also nach Akteneinsicht und in der Regel ohne mündliche Verhandlung, entscheiden. So sieht es der Referentenentwurf für ein weiteres Gesetz vor, das »Gesetz zur Verbesserung der Durchsetzung von Rechten des geistigen Eigentums«. Er wird in der Regierung noch debattiert. **GOH**

Illustrationen: Jon Frickey für DIE ZEIT, www.jonfrickey.com

Ruckzuck gescannt

Seit Google und andere Internetfirmen Bücher digitalisieren wollen, planen Verlage selbst den Schritt ins Netz **VON CHRIS KÖVER**

Der Albtraum aller Verlage sieht unspektakulär aus. Ein klobiger schwarzer Kasten, an einer Seite offen, darin ein mechanischer Arm, der Buchseiten umblättert. Das schwarze Ungetüm ist der schnellste automatische Buchscanner der Welt. Er heißt Kirtas BookScan Gold und schafft es, den Text von 300 Seiten in acht Minuten in Nullen und Einsen zu verwandeln. Zum Schreckgespenst der Buchverleger könnte das Gerät werden, weil es hilft, Gedrucktes in großem Stil frei zugänglich zu machen; ähnlich wie Musik oder Filme. Auch Raubkopierer hätten leichtes Spiel, wenn die Texte erst im Internet stehen und es nicht gelingt, sie gegen illegalen Zugriff abzuschotten. Drei große Initiativen zur Digitalisierung von Büchern gibt es bereits: In dieser Geschichte wirken die Guten, die Bösen und die Getriebenen mit.

Zu den Guten gehört Microsoft. Seit dem vergangenen Jahr ist das Unternehmen Teil der so genannten Open Content Alliance (OCA). Die Initiative, in der auch Yahoo, Adobe, viele Universitäten und gemeinnützige Organisationen mitarbeiten, will eine digitale, frei zugängliche Bibliothek im Internet schaffen. Ganze Bücher sollen darin gelesen und nach Stichworten durchsucht werden können. Ein Traum für Forscher und Leser, aber auch für viele Bibliotheken, die auf diese Weise kostenlos ihre Bestände digitalisieren können. Selbst die Verlage sind in diesem Fall glücklich, denn die OAC stellt nur solche Bücher in ihre Sammlung, deren Urheberrecht bereits abgelaufen ist, oder aber bittet die Autoren und Verlage brav um Erlaubnis.

Der böse Gegenspieler Google ist da weniger zimperlich. Für sein umstrittenes Projekt »Google Book Search« will das Unternehmen bis zum Jahr 2015 etwa 15 Millionen Bücher digitalisieren. Im Netz können sie nach Stichwörtern durchsucht und ganz oder in Auszügen gelesen werden. Dafür arbeitet Google zwar auch mit Verlagen zusammen. Um das hoch gesteckte Ziel zu erreichen, scannt der Suchmaschinen-Betreiber aber zugleich die Sammlung von großen Bibliotheken, unter ihnen die Library of Congress und die Universitätsbibliotheken von Oxford, Harvard und Stanford. In deren Regalen stehen bekanntlich nicht nur gemeinfreie Werke, sondern auch solche, deren Rechte bei Verlagen oder Autoren liegen.

Googles Politik: erst digitalisieren, dann weitersehen. Wer mit der auszugsweisen Veröffentlichung seiner Werke nicht einverstanden ist, kann sich melden und die Titel nachträglich entfernen lassen. »Opt-Out« wird diese Regelung genannt. Das Unternehmen beruft sich dabei auf den so genannten *fair use,* eine Ausnahmeregelung im US-Recht, die die »angemessene Nutzung« von geschützten Werken zulässt. »Wir zeigen nie mehr als kurze Ausschnitte aus diesen Büchern und auch diese nur mit Zustimmung der Verlage. Das Urheberrecht bleibt gewahrt«, verteidigt Jens Redmer, Leiter der Buchsuche in Europa, die Praxis.

Viele Autoren und Verlage finden das trotzdem unverschämt, in den USA haben bereits die Autorenvereinigung Authors Guild und fünf Verlage gegen Google geklagt. Die Verlage sind vor allem darüber sauer, dass Google und nicht sie entscheiden, wie lang die Ausschnitte sind, die bei der Suche nach ihren Titeln angezeigt werden.

Aus Angst, das gleiche Schicksal wie die gebeutelte Musikindustrie zu erfahren, mochten viele deutsche Verlage bisher nicht einmal Auszüge ihrer Bücher ins Internet stellen. Mittlerweile hat der rohe Umgang von Google jedoch dazu geführt, dass man auch hierzulande die Flucht nach vorn für die beste Strategie hält. »Volltextsuche Online« (VTO) ist der etwas sperrige Name einer neuen Plattform, die der Börsenverein des deutschen Buchhandels gerade auf der Frankfurter Buchmesse vorgestellt hat. Im Prinzip bietet sie das Gleiche wie die Google-Buchsuche oder auch der Online-Buchhändler Amazon mit seiner Funktion »Search Inside«. Kunden können in den digitalen Büchern nach Begriffen suchen und dann Auszüge zu Hause auf dem Computer lesen. Aber bei der VTO können die Verlage selbst bestimmen, wie viel sie zeigen wollen – ob ein paar Sätze oder alle Seiten. »Bei einem Roman wie *Harry Potter* machen fünf Seiten keinen Unterschied, bei einem Kochbuch aber schon«, erklärt Kurt Hammes, der für den Aufbau der VTO zuständig ist. »Google behandelt jedes Buch gleich. Bei uns haben die Verlage mehr Kontrolle.«

Über 40 große deutschsprachige Verlage haben schon zugestimmt, unter ihnen Fischer, Rowohlt, Cornelsen und Diogenes. Im Februar 2007 sollen die ersten 10 000 Titel im Netz stehen. Aber nicht gegen, sondern mit Google zusammen wolle man arbeiten, versichert Hammes. Google dürfe gerne auch in den VTO-Datenbanken nach Büchern suchen – solange das Rechtekonzept der Verlage respektiert werde.

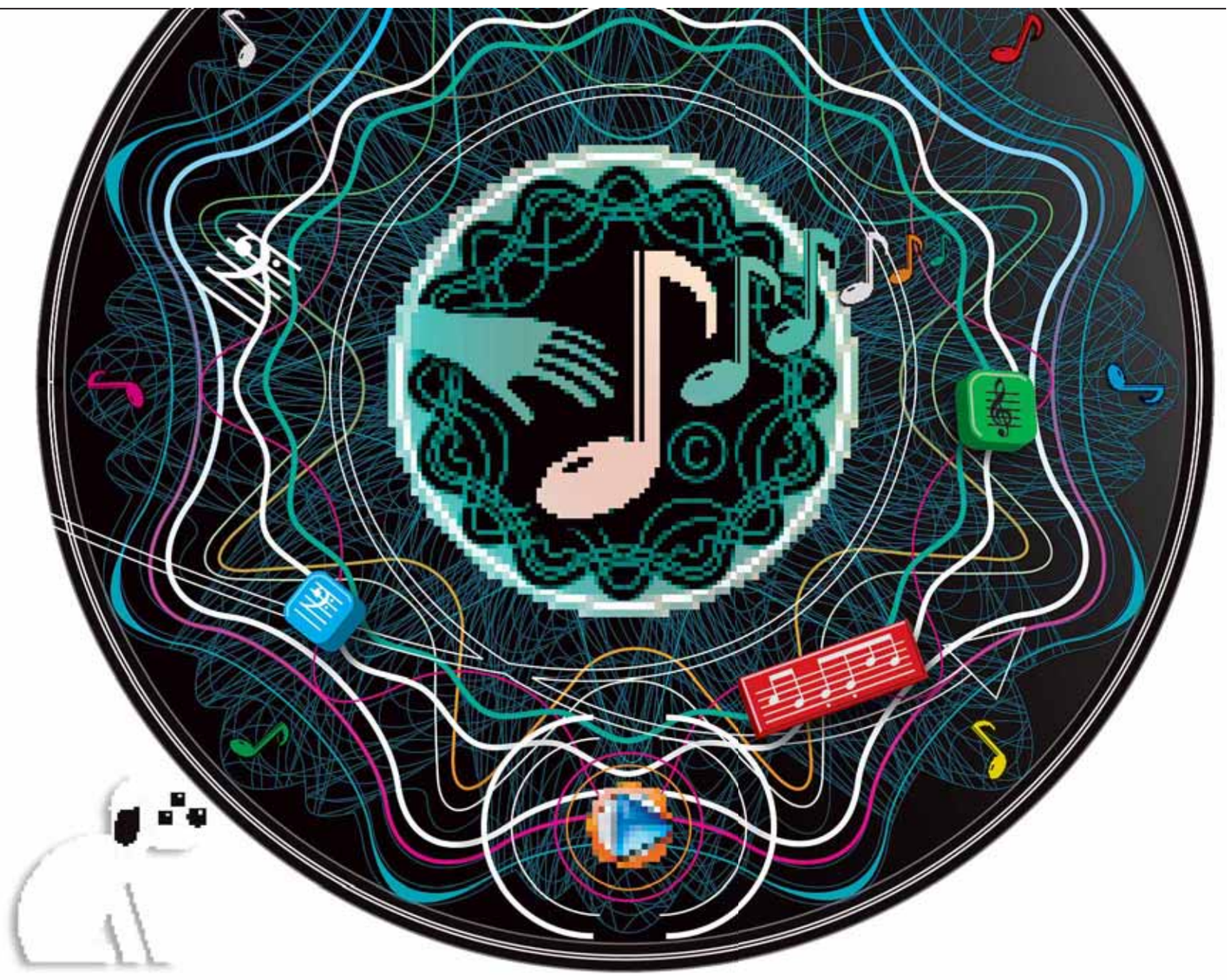
Zwar versuchen alle – bis auf die Guten um Microsoft –, ihre Inhalte zu schützen, beispielsweise indem sie ihren Kunden auch bei Mehrfachanfragen nie mehr als 20 Prozent eines Buches zur Verfügung stellen und die Seiten nicht herunterladen oder ausdrucken lassen. Doch wie löchrig ihr Schutzschild ist, zeigt das neue Projekt der Wiener Künstlergruppe namens ubermorgen.com. Sie saugt derzeit ganze Bücher aus den Datenbanken von Amazon – um sie dann kostenlos zu verteilen. Möglich wird das durch einen Software-Roboter, der die Buchsuche so lange mit strategisch platzierten Anfragen bombardiert, bis er alle Seiten eines Buches beisammen hat. Gemeinsam mit dem Leseroboter Kirtas Gold könnte er den Schrecken der Buchbranche noch vergrößern.

Weitere Informationen im Internet:
www.zeit.de/2006/46/urheberrecht-buch

Digital verplompt

Viele Musikfirmen gängeln ihre Kunden mit strikten Kontrollsystemen

VON STEFAN KREMPL



Als Sicherheitsberater Mark Russinovich enthüllte, dass der Musikkonzern Sony BMG auf der Suche nach einem besonders effektiven Kopierschutz in das Allerheiligste eines Windows-Rechners eingreift, war der Plattenfirma die weltweite Empörung sicher. Kaum zu glauben, was Russinovich herausgefunden hatte: Beim Abspielen einer Audio-CD auf dem Computer grub sich ein spezielles Programm heimlich in das Betriebssystem. Die Schnüffelsoftware verfügte über eine Funktion zum »nach Hause telefonieren«. Auf diese Weise konnten Nutzerdaten unbemerkt via Internet an den Konzern übertragen werden. Wer den Spion löschen wollte, riskierte, seinen Rechner unbrauchbar zu machen.

Mit derlei Methoden arbeiten normalerweise nur Cybergangster, weshalb der Chaos Computer Club dem Konzern »digitalen Hausfriedensbruch« vorwarf. Andere Bürgerrechtsorganisationen sowie mehrere US-Staaten verklagten ihn. Am Ende kam er mit einem blauen Auge davon. In außergerichtlichen Vergleichen erklärte sich Sony BMG bereit, die betroffenen CDs gegen Scheiben ohne Kopierschutz zu ersetzen. Der Fall liegt zwar schon ein Jahr zurück, machte aber schlagartig klar, dass die Verkäufer digitaler Musik selbst vor krassen Methoden nicht zurückschrecken, wenn es darum geht, Umsatz und Gewinn zu retten. Im vergangenen Jahr sei jede dritte Musik-CD eine illegale Kopie gewesen, beklagt der weltweite Dachverband der Branche namens IFPI.

Im Kampf gegen Raubkopien kommen Verfahren zum Einsatz, die als Digital Rights Management oder kurz DRM bezeichnet werden. Diesen technischen Kopierschutz entdeckten die großen Labels vor etwa zehn Jahren. Plötzlich standen immer mehr CDs mit digitalen Fesseln in den Regalen. Die Anbieter setzen dabei auf – bewusst eingefügte – fehlerhafte Datenblöcke. Diese sorgen dafür, dass die Musik auf einem Computer nur noch dank mitgelieferter Zusatzsoftware abgespielt werden kann; ein Brennen der CD wird rigoros verhindert. Es kann aber auch vorkommen, dass der Rechner beim Versuch, die Daten zu lesen, einfach abstürzt. Manchmal versagen sogar CD-Player ihre Dienste. Kein Wunder also, dass sich die Labels mit diesen Praktiken wenig Freunde machten. Und so rudern sie inzwischen auch wieder zurück.

Ganz anders sieht es im Vertrieb von Online-Musik aus. Nach wie vor beschneiden die großen Plattenfirmen die Rechte ihrer Kunden mit ausgefeilter Software. Die Schuld daran geben die Industriemanager den Tauschbörsen im Internet. Ihr Albtraum begann mit der Geburt von Napster Ende des vergangenen Jahrtausends. Zur Blütezeit hatte die Tauschbörse gut 60 Millionen Nutzer, die ihre Songs kostenlos tauschten. US-Gerichte verurteilten das Treiben schließlich als illegal; der Betrieb wurde eingestellt, während immer neue Tauschbörsen mit anderen Techniken aufkamen – wie zum Beispiel Morpheus, Grokster oder KaZaA. Doch auch sie gerieten ins Visier der Staatsanwälte – und wurden geschlossen. Das Ende der Entwicklung bedeutete das nicht, wie man an den Angeboten BitTorrent oder eDonkey sehen kann, die derzeit von sich reden machen.

Der US-Branchenverband RIAA geht derweil massiv gegen die Nutzer von Tauschbörsen vor und hatte bis Mitte 2006 über 18 000 Personen wegen Copyright-Verstößen im Internet verklagt – unter ihnen Teenager, Greise und versehentlich sogar einen Toten. Bei etwa 4500 Nutzern kam es inzwischen zu außergerichtlichen Vergleichen, wobei die Beschuldigten durchschnittlich je 4000 US-Dollar für die Beilegung des Rechtsstreits zahlten.

In Deutschland holte die Staatsanwaltschaft in Köln Ende Mai dieses Jahres zum größten Schlag gegen Tauschbörsen aus. Nach 130 Hausdurchsuchungen wurden gegen 3500 Nutzer von eDonkey Ermittlungen eingeleitet. Sie hatten jeweils bis zu 8000 Dateien angeboten. Nur: In den Griff bekommt die Musikindustrie den illegalen Anteil des Datenverkehrs so offensichtlich nicht. Laut der US-Marktforschungsfirma BigChampagne waren im Mai fast zehn Millionen Nutzer weltweit in Tauschbörsen zu jeder erdenklichen Zeit online. 2005 waren es erst 8,7 Millionen. Allein 1,5 Milliarden Songs sollen in den Parallelwelten des Netzes ohne Ladeschluss permanent frei verfügbar sein. Außerdem haben die Musikfirmen bislang gegen BitTorrent oder eDonkey noch keine rechtliche Handhabe gefunden. Ganz im Gegenteil: Inzwischen kooperieren die Etablierten am Markt mit den beiden Newcomern, wenn es um den Einsatz von deren Software für legale Angebote geht.

Die aber ließen lange Zeit auf sich warten. Irgendwann galt der Versuch der Musikindustrie, mit eigenen Angeboten aufzuwarten, als gescheitert. Dann überraschte Apple-Chef Steve Jobs im April 2003 mit seinem Musikladen iTunes: vergleichsweise gut bestückt, leicht zu bedienen und mit einem Einheitspreis von 99 Cent pro Song ziemlich attraktiv. Jobs war es gelungen, einige Label-Chefs in persönlichen Gesprächen davon zu überzeugen, dass nur legale Alternativen die Urheberrechtsverletzungen in Tauschbörsen reduzieren können. Die Konzerne bestanden allerdings auf dem Einsatz digitaler Fesseln, also DRM. Apple setzt bei iTunes auf eine Eigenentwicklung mit dem freundlichen Namen FairPlay. Titel können damit auf bis zu fünf Rechnern abgespielt und auf beliebig viele iPods übertragen werden, nicht jedoch auf mobile Abspielgeräte anderer Hersteller. Findigen Hackern ist das nicht genug. Sie entwickelten Programme wie QT-FairUse, die den Kopierschutz aus den Songs entfernen. Und da Apple auch das Brennen von Stücken auf CD gestattet, lassen sich über diesen Umweg sogar ganz legal weitere Kopien im freien MP3-Format erstellen.

Während Verbraucherschützer in Deutschland, Skandinavien und Frankreich die prinzipielle Koppelung der iTunes-Stücke an den iPod als unfair kritisieren, schickt sich Microsoft an, die Strategie des Konkurrenten zu kopieren. Der für den Winter geplante Player Zune soll sich nur mit Werken aus dem Online-Musikgeschäft des eigenen Anbieters MSN füttern lassen. Damit alle Songs drahtlos zwischen Zune-Geräten oder PCs ausgetauscht und maximal dreimal innerhalb von drei Tagen abgespielt werden können, plombiert Microsoft alle Stücke digital. Und das unabhängig davon, ob sie der Nutzer entweder selbst erstellt hat oder freizügigere Urheberrechtslizenzen wie die *Creative Commons* die Verwendung von DRM ausdrücklich untersagen. Hackerprogramme wie FairUse4WM schaffen theoretisch auch gegen Microsofts Kopierschutz Abhilfe. Ihr Einsatz ist hierzulande aber verboten.

Microsofts DRM-Software kommt schon heute in allen Online-Shops zum Zuge, die auf das Format Windows Media Audio (WMA) setzen. Dies sind in Deutschland etwa Musicload von der Deutschen Telekom, das mittlerweile wiederbelebte und jetzt legal agierende Napster, Yahoo Music oder Sony Connect. Vor allem Musicload rangelt mit iTunes um den Spitzenplatz bei den Verkäufen in Deutschland. Beide setzten im vergangenen Jahr um die 15 Millionen Songs ab. Weltweit deckt iTunes unbestritten mit bislang über 1,5 Milliarden verkaufter Songs rund 70 Prozent des Marktes ab. Insgesamt aber schaffen es die Online-Verkäufe aller Shops noch immer nicht auf einen zweistelligen Anteil am Gesamtumsatz der Musikindustrie.

Dass es auch ohne striktes Rechtemanagement geht, beweisen Abodienste wie eMusic. Die Plattform verfügt über einen Katalog mit 1,5 Millionen ungeschützten MP3-Dateien. Die meisten davon stammen von unabhängigen Labels. Monatlich laden die Nutzer, die eine Pauschale zwischen 10 und 20 US-Dollar zahlen, nach Angaben des Dienstes fünf Millionen Songs herunter. Net-Labels wie Magnatune verschenken ihre Songs sogar, empfehlen aber die Bezahlung einer »Hand voll Dollar«. Einen Großteil seines Umsatzes fährt Magnatune mit der Lizenzierung von Musik für kommerzielle Produkte wie Filme ein und schreibt damit insgesamt schwarze Zahlen.

Und auch einige Musiker glauben an den Wert von freien Downloads im Internet. So machte etwa die britische Popgruppe Arctic Monkeys auf sich aufmerksam, indem sie ihre ersten Stücke gratis ins Netz stellte. Kurz darauf eroberte sie mit einer offiziellen Single die Charts. Die Canadian Music Creators Coalition, der Künstler wie Avril Lavigne oder Sarah McLachlan angehören, wettert sogar öffentlich gegen das Anbringen »digitaler Schlösser«, mit denen das Musikhören durch die Industrie zunehmend kontrolliert werde.

Sony BMG scheint sich derweil vom Saulus zum Paulus zu wandeln. Zumindest wagte es der Konzern im Sommer, als erstes großes Label die Single eines bekannten Popstars ohne DRM bei Yahoo Music anzubieten. Der zu dem Schritt passende Titel von Jessica Simpson lautete: *A Public Affair.*

Foto (M): Ettore Ferrari/epa/dpa

Was, wenn Berlusconi kommt?

Bei Medienübernahmen aus dem Ausland braucht Deutschland ein Vetorecht

Von den Medien hängt hierzulande weder die nationale Souveränität noch die nationale Sicherheit ab. So sah es bisher noch jede Bundesregierung, und deshalb gelten für ausländische Investoren keine anderen Maßstäbe als für deutsche. Hätte man das ändern wollen, hätte Rot-Grün das Fernsehen und die Verlage vor zwei Jahren in das neue Außenwirtschaftsgesetz aufnehmen müssen. Damals machte man sich über strategische Fragen Gedanken – und verfügte, dass Unternehmen, die Kriegswaffen, Rüstungsgüter und Verschlüsselungs-Software herstellen, nicht gegen den Willen der Bundesregierung verkauft werden dürfen.

Die Medien blieben außen vor. Und deshalb wird wohl niemand verhindern, dass Silvio Berlusconi, der Medienunternehmer und frühere Ministerpräsident von Italien, die deutschen TV-Sender ProSieben, Sat.1, Kabel eins und N24 übernimmt, wenn er will. Der von ihm kontrollierte Mediaset-Konzern hat am vergangenen Dienstag jedenfalls beschlossen, die Sache voranzutreiben und ein unverbindliches Angebot zu unterbreiten. Berlusconi lässt sich also auf den nächsten Schritt im Verkaufspoker ein, den der Investor Haim Saban aus den USA und seine Mitstreiter organisieren.

In vielen anderen Ländern wäre das unmöglich. Kein Ausländer darf in den USA einen TV-Sender erwerben. Die Mediengesetze verbieten das. Deshalb musste Medien-Tycoon Rupert Murdoch erst die dortige Staatsbürgerschaft annehmen, bevor er dort ins Zeitungs-, Fernseh- und Satelliten-Geschäft einsteigen konnte.

An diesem Punkt lohnt es zu bedenken, dass die Menschen in Deutschland inzwischen in einer Mediendemokratie leben – in einem Land, in dem Millionen Bürger die Politik nur noch im Fernsehen und Radio, in Zeitungen und Magazinen wahrnehmen. Was in den Medien steht, hat längst Rückwirkungen auf die politische Agenda, und insofern kann die Frage, wem diese Medien gehören, die nationale Souveränität sehr wohl berühren.

Nur wer glaubt, dass die öffentlich-rechtlichen ARD und ZDF alles abdecken und jeden erreichen, muss sich um den Rest der Medienlandschaft keine Gedanken machen. Allerdings versorgt heute kein TV-Sender so viele junge Zuschauer mit Nachrichten wie RTL. Die Themen der Woche setzen oft die Magazine, Zeitungen und deren Online-Ableger. Wenn eines dieser Unternehmen einem Ausländer gehört, ist das sicherlich unerheblich. Wenn es aber viele und irgendwann die meisten werden sollten, wird es in einer Mediendemokratie heikel.

Daher wäre ein Vetorecht der Regierung beim Verkauf an einen Ausländer empfehlenswert. Das darf nur gelten, wenn ein Medium für die politische Meinungsbildung relevant ist. Bei ProSiebenSat.1 käme man vielleicht zu dem Schluss, die Sender mit ihrem minimalen Nachrichtenprogramm seien politisch irrelevant, und Berlusconi könne das nicht ändern. Aber prüfen zu dürfen wäre der Bedeutung der Medien heute angemessen.

GÖTZ HAMANN

Inflation der Ratgeber

Hunderte Mietervereine werben um neue Mitglieder. Doch längst nicht in jedem Fall lohnt sich der Beitritt VON ANDREA EXLER

Kaputte Heizungen, fristlose Kündigungen, dreiste Mieterhöhungen – vier Wände bieten reichlich Stoff für Streit mit dem Vermieter. Oft suchen die Betroffenen Rat und Beistand bei Mietervereinen, die als preiswerte und unbürokratische Anlaufstelle gelten. Doch das Image hat Schaden genommen. »Natürlich gibt es schwarze Schafe. Manche wittern schnelles Geld mit positiv besetzten Begriffen«, gibt Ulrich Ropertz vom Deutschen Mieterbund (DMB) zu, der größten Interessenvertretung für Mieter in Deutschland.

Verantwortlich ist ein nie dagewesener Wildwuchs an Beratungsstellen, Schutzverbänden und -vereinen. Allein im DMB sind 330 verschiedene Vereine organisiert, dazu kommen Hunderte eigenständige Berater. Die drastische Zunahme hat auch mit der Anwaltsschwemme zu tun: Nach Angaben des Deutschen Anwaltvereins stieg die Zahl der zugelassenen Rechtsanwälte in den vergangenen zehn Jahren von 79 000 auf knapp 140 000. Etliche ansonsten von der Arbeitslosigkeit bedrohte Juristen kommen im Graubereich der Rechtsberatung durch Vereine oder ähnliche Anbieter unter.

Dort hoffen sie auf neue Klienten. Seit 2002 sind mehr als die Hälfte der Neumitglieder einem Schutzverein nur deshalb beigetreten, weil sie einen aktuellen Streitfall mit ihrem Vermieter lösen wollen, ergab eine Umfrage des DMB. Andere nannten die »Vorsorge für den Konfliktfall« häufig als Begründung.

Das Problem: Bei einzelnen Streitigkeiten ist ein Mieterverein nicht immer eine günstige Wahl. Wer sich etwa mit seinem Vermieter um die Rückzahlung einer Kaution von 1200 Euro streitet, müsste einem niedergelassenen Rechtsanwalt laut Gebührenordnung 110,50 Euro für dessen außergerichtliche Tätigkeit zahlen. Seit Juli 2006 sind Anwaltsgebühren zudem verhandelbar; denkbar wäre folglich auch ein niedrigeres Honorar. Die Jahresbeiträge der Mietervereine reichen dagegen von 40 bis 80 Euro, wobei in der Regel eine Mindestmitgliedschaft von zwei Jahren vereinbart werden muss.

»Da Anwälte gemeinhin als teuer gelten, lassen sich mit vermeintlich billigem Rechtsrat gute Geschäfte machen«, sagt Ulrich Schellenberg, Vorstand beim Anwaltverein. Er sieht darin ein grundsätzliches Problem, nicht nur in Mietfragen. Dabei ist wegen des Konkurrenzdrucks innerhalb der juristischen Zunft erste Hilfe am Telefon manchmal sogar kostenlos. Einige lassen sich den Fall kurz schildern, um Auskunft über Erfolgsaussichten und Kosten geben zu können. Dann kann der Anrufer eine Entscheidung treffen. Der Deutsche Mieterbund betreibt zwar auch eine bundesweite Hotline für »kurze Fragen«, doch die kostet den Anrufer zwei Euro pro Minute. Persönliche Beratung in der Niederlassung gibt es meistens nur gegen Mitgliedschaft.

Verbraucherschützer beurteilen vor allem die oft mehrjährige Dauer skeptisch. »Die Mitgliedschaft sollte man nach einem Jahr wieder kündigen können. Dies entspricht den Fristen, die etwa für Rechtsschutzversicherungen gelten«, heißt es beim Bundesverband der Verbraucherzentralen in Berlin. Manche Mietervereine akzeptieren gar die Kündigung nur zu einem bestimmten Stichtag, etwa drei Monate vor dem Ende der Laufzeit. Wird dieser Termin versäumt, verlängert sich die Mitgliedschaft automatisch um ein weiteres Jahr. Solche Sonderregelungen verbergen sich überdies oft im Kleingedruckten der Vereinssatzung – und sind für die Mitglieder manchmal ebenso lästig und teuer wie der Streit mit dem Vermieter selbst.

Dass es für Mieter nicht immer einfach ist, die richtigen Helfer zu finden, räumt auch Ropertz vom DMB ein. Zumal sich die Klientel verändert: Bislang sind fast 40 Prozent der organisierten Mieter Rentner, für die Mitgliedsbeiträge ebenso zur Gewohnheit geworden sind wie die Gebühren der GEZ. »Die Jüngeren haben ein stärker ausgeprägtes Dienstleistungsbewusstsein, und darauf versuchen wir uns einzustellen«, sagt Ropertz. Um die Beratungsqualität zu verbessern, biete man regelmäßig Fortbildungsveranstaltungen an und versuche herauszufinden, welche Erwartungen Mieter an die Vereine hätten. »Allerdings können wir als Dachverband den rechtlich selbstständigen Vereinen nur Empfehlungen geben«, sagt Ropertz. »Und auch dies nur jenen, die überhaupt bei uns organisiert und auf Qualitätssicherung bedacht sind.« Einen Mieterverein kann nämlich jeder gründen.

Foto (Ausschnitt): Andy Ridder/Mauritius

KRAUSE UND CO: Klingeln eines großen Mietshauses in Stuttgart

FORUM

Worte ohne Taten

Europa wirft beim Klimaschutz seine eigenen Grundsätze über Bord VON MICHAEL GRUBB

Die Europäische Union (EU) hat das Talent, bei wichtigen Prüfungen durchzufallen. Von Bosnien bis zur Europäischen Verfassung – die Liste des Versagens ist lang. Doch in den Augen vieler Europäer gibt es zumindest eine Ausnahme: Europas Erfolg beim Kampf für globale Maßnahmen zum Schutz des Planeten. Als die Ratifizierung des Kyoto-Protokolls nach Präsident Bushs Ablehnung vor einigen Jahren auf der Kippe stand, rettete die EU den Vertrag. Und während sie noch Spott und Hohn über sich ergehen lassen musste, dass ihrer diplomatischen Haltung ohnehin keine Taten folgen würden, führte sie das Europäische Emissionshandelssystem ein. Es deckelt 46 Prozent aller Kohlendioxidemissionen in der EU und ist mittlerweile das Kernstück des weltweiten CO_2-Handels.

Seit in der vergangenen Woche der Stern-Bericht veröffentlicht wurde, zweifelt niemand mehr an der Weitsicht der Europäer. Der Bericht ist das Ergebnis einer mehrjährigen wissenschaftlichen Untersuchung der weltweiten ökonomischen Folgen des Klimawandels. Geleitet wurde die Studie von Sir Nicholas Stern, Leiter der Klimaschutzinitiative der britischen Regierung und ehemaliger Chefökonom der Weltbank. In ihrem Bericht kommen die Wissenschaftler nicht nur zu dem Schluss, dass der Klimawandel ein äußerst ernst zu nehmendes und drängendes Problem ist. Sie gelangen auch zu dem Ergebnis, dass die Lösung im Wesentlichen darin liegt, der Emission von Kohlenstoff einen Preis zu verpassen. Genau das ist bereits das Kernstück des Europäischen Emissionshandelssystems.

Doch der Seufzer der Erleichterung, der nach Veröffentlichung der Stern-Studie in europäischen Regierungskreisen zu vernehmen war, kommt zu früh. Denn in den vergangenen Monaten haben die Europäer klammheimlich ihre eigenen Grundsätze zum Klimaschutz über Bord geworfen. Fast alle Länder haben mittlerweile »Allokationspläne« vorgelegt, die ihren Industrieunternehmen Verpflichtungen für die Zeit zwischen 2008 und 2012 auferlegen. Diese Pläne stimmen alles andere als froh. Die europäische Industrie wird sich nämlich nur wenig oder gar nicht um die Obergrenzen scheren müssen, so hoch fallen sie aus. Die Folgen: ein sehr niedriger Kohlenstoffpreis, höhere EU-Emissionen und wenige bis gar keine Investitionen privater Unternehmen zur Reduzierung des Kohlendioxidausstoßes in den Entwicklungsländern.

Die von den meisten westeuropäischen Ländern geplanten Obergrenzen für die Wirtschaft sind nicht nur zu hoch, sie bleiben obendrein hinter den Zielen des Kyoto-Protokolls zurück. Zwar könnten die Staaten ihre Verpflichtungen dennoch erfüllen, das aber nur, wenn sie anderen Ländern überschüssige Emissionsrechte abkaufen. Das allerdings hätte zur Folge, dass ein System, das eigentlich marktorientierte Anreize für den privaten Investitionssektor schaffen sollte, zu einem öffentlich finanzierten Kaufinstrument pervertieren würde: Den europäischen Finanzministern würden Rechnungen ins Haus flattern – Anreize zur Emissionsreduzierung würde das System nicht bieten.

Einige der nationalen Allokationspläne sind inakzeptabler als andere. Der Plan Deutschlands steht auf atemberaubende Weise im Widerspruch zu den erklärten nationalen Zielen. Während ein Teil der deutschen Regierung sehr ehrgeizige Ziele zur Stabilisierung des Klimas propagiert und eine 40-prozentige Reduzierung der Emissionen bis 2020 fordert, leistet der Allokationsplan derselben Regierung einem vermehrten Ausstoß von Kohlendioxid Vorschub. Spezielle Regeln bedeuten de facto sogar eine Subventionierung neuer Kohlekraftwerke; der Kohlendioxidausstoß würde auf Jahrzehnte hinaus erhöht. Österreich hat sich offenbar stark am Beispiel Deutschlands orientiert, obwohl es noch meilenweit von seinem Kyoto-Ziel entfernt ist. Bei vielen der neuen EU-Mitgliedsstaaten kommt es noch schlimmer. Die vorgesehenen massiven Emissionserhöhungen widersprechen dem früheren Trend zur raschen Umsetzung des Kyoto-Abkommens und stehen in eklatantem Widerspruch zur Grundhaltung der Europäer zum Klimaschutz.

Glücklicherweise agiert die Europäische Kommission als Kontrollinstanz für die nationalen Allokationspläne. Sie prüft, ob diese in Einklang mit den Zielen von Kyoto stehen. Einige der Experten, die an den Plänen für ihr jeweiliges Land gearbeitet haben – dann aber gegenüber den mächtigsten unter den Industrielobbyisten einknickten –, lassen bereits leise den Wunsch anklingen, die Kommission möge doch bitte ihre eigenen offiziellen Zuteilungsvorschläge ablehnen. Ein wahrlich bizarres Spektakel.

Dabei geht es nicht nur um einige hundert Millionen Tonnen Kohlendioxid und um die Architektur des Kyoto-Abkommens, an dessen Rettung die Europäer so zäh gearbeitet haben. Nein, es geht um die Glaubwürdigkeit der EU selbst. Die Europäische Kommission hat die Macht, Europa vor der Verzagtheit seiner eigenen Regierungen zu retten. Sie sollte diese Macht nutzen – und unangemessene Allokationspläne dorthin zurückschicken, woher sie kamen. Mit dem Vermerk: Durchgefallen, muss sich mehr Mühe geben.

Michael Grubb ist Gastprofessor am Imperial College in London und an der Universität Cambridge

AUS DEM ENGLISCHEN VON **SIGRID WEISE**

Was bewegt ...

Michael Hüther?

Ökonom am Hebel

Michael Hüther wollte schon lange an das Ohr der Mächtigen. Heute, als Chef des Instituts der Deutschen Wirtschaft, redet der selbstbewusste Volkswirt in der großen Politik mit **VON SOPHIE BÜNING**

Fotos (Ausschnitt): Frank Beer/WirtschaftsWoche (o.); Achim Meissner/TruePixel

Da vorne sitzt er. Hat seinen Laptop auf einen der vier Schreibtische gestellt, vor sich aufgeklappt und arbeitet: Michael Hüther in der Lounge am Bahnhof des Frankfurter Flughafens. Aus den großen Fenstern kann man auf die Gleise herabblicken, sieht ICE-Züge heranschleichen und Reisende sich auf dem Bahnsteig drängen. Die Lounge ist ein halbwegs exklusiver Wartebereich, es gibt Eis umsonst und jede Menge Apfelsaft, Wasser und Cola. Auch eine Ecke mit großen Ledersesseln. Nur wer erster Klasse reist oder zumindest viel herumkommt, darf hier warten. Hüther ist ziemlich viel unterwegs. Er darf, wenngleich ihn Apfelsaft und Ledersessel nicht interessieren.

Der 44-jährige Deutsche ist Diplomhistoriker und promovierter Volkswirt – »nur Geschichte war zu wenig«, sagt er heute. Es war sein Glück, denn mit der Ökonomie machte er Karriere. Seit zwei Jahren leitet Hüther das einst von deutschen Unternehmen gegründete private Institut der Deutschen Wirtschaft (IW) in Köln. Heute gilt das Institut, das nach eigenen Angaben »eine klare marktwirtschaftliche Position« vertritt, als industrienah. Den Chefposten bezeichnet Hüther vor allem deswegen als »Traumjob«, weil er zur wirtschaftspolitischen Debatte in Deutschland einen Beitrag leisten kann. So steht der Ex-Chefvolkswirt der Deka-Bank auf einmal in der Öffentlichkeit und wird mit seinen Argumenten gehört. Diese Rolle scheint ihn durchaus stolz zu machen. »115 Vorträge waren es im vergangenen Jahr«, weiß er präzise, »allein diese Woche sechs.«

Michael Hüther klappt seinen Laptop zu, springt auf und setzt sich an einen der kleinen runden Tische in einer anderen Ecke der Lounge. Er will jetzt nicht arbeiten, sondern endlich wieder reden. Darüber, dass Ludwig Erhard von der CDU überschätzt wird. Dass die deutsche Reformfähigkeit unterschätzt wird. Dass der Solidaritätszuschlag abgeschafft gehört, genauso wie Kindergartengebühren. Über Pragmatik und Freiheit will er sprechen und darüber, dass wir in Deutschland dringend etwas für unser Nationalbewusstsein tun müssen. Viele Themen scheinen sich in Michael Hüther aufgestaut zu haben in jener vergangenen Zeit, in der ihm nicht so viele Menschen zuhörten. Als bürgerlich Konservativer glaubt er an Deutschland, an Leistung, an Eigenverantwortung eines jeden Bürgers und daran, als Ökonom »einen Beitrag in dieser Welt leisten zu können«.

»Welchen Sinn macht Gerechtigkeit, wenn es Freiheit nicht gibt?«

»Grundwerte«, »Anker«, »Leitlinien« – diese Wörter nennt er oft. Wenn er sie ausspricht, dann denkt er in erster Linie an Freiheit. »Freiheit ist in unserer Gesellschaft doch das oberste Gebot«, sagt der Mann, der nicht verstehen kann, dass Bundeskanzlerin Angela Merkel Freiheit, Solidarität und Gerechtigkeit als gleichwertig bezeichnet. »Welchen Sinn macht Gerechtigkeit oder Solidarität, wenn es Freiheit nicht gibt?«, fragt er und bietet gleich die Antwort. »Gar keinen. Freiheit steht da ganz oben.« Genau dazu müsse man in Deutschland viel ausdrücklicher stehen. Hüther ist mutig geworden. »Wir müssen im Grunde heute sehr viel mehr tun als andere Gesellschaften«, fordert er. Er meint Frankreich oder England, wo das Nationalbewusstsein historisch bedingt schließlich viel tiefer verankert sei.

Hüther steht zu Traditionen: Den Siegelring am Finger habe er von seinem Großvater, sagt er. Der Ring zeigt kein Wappen, »weil wir gar kein Familienwappen haben«. Bürgerlich eben. Konservativ. »Eine ganz normale Kleinfamilie.« Genau das liebt er. Genau darauf baut er auf, auch in seiner Arbeit.

Michael Hüther wird am 24. April 1962 in Düsseldorf geboren. Gemeinsam mit seiner älteren Schwester wächst er im angrenzenden Neuss auf, geht dort zur Schule, macht das Abitur. Seine Mutter ist Hausfrau, der Vater Ingenieur. Für das Studium geht er nicht weiter als in das 200 Kilometer entfernte Gießen. 13 Jahre lang lebt er dort. Studiert. Promoviert.

Hüther ist Mitglied der Heinrich-Heine-Gesellschaft, »weil sie den Kontakt zur Heimat erhält«. Er liebt diese Heimat. Neuss, Gießen, und vor zehn Jahren zogen er und seine Frau von Gießen nach Wiesbaden. Das war damals, als sich ihr Sohn ankündigte und sie sich ihr Eigenheim mit dem 400 Quadratmeter großen Garten am Rande des Taunus gönnten. Hüther hatte bis dahin schon fünf Jahre lang in Wiesbaden gearbeitet und war täglich gependelt.

Jürgen Donges erinnert sich noch an damals. Der Kölner Wirtschaftsprofessor gehörte zum Sachverständigenrat, als Hüther in Wiesbaden lebte – zu jenen fünf also, die einmal pro Jahr die Bundesregierung über die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands informieren sollen. Über Hüther sagt er: »Er ist streng mit sich selbst und mit anderen. Er ist ein umfassend und systematisch denkender Ökonom mit fester ordnungspolitischer Fundierung.« Hüther war damals zwar keiner der fünf Weisen, arbeitete aber nach seiner Promotion acht Jahre lang für den Rat, zunächst als Wissenschaftlicher Mitarbeiter, später als Wissenschaftlicher Leiter. Das war Arbeit im Hintergrund. Und heute freut es Hüther sichtlich, im eigenen Namen über grundlegende Themen reden und schreiben zu können.

»Natürlich leiste ich einen Beitrag in der Grundsatzdebatte«, sagt er. Im Herbst soll ein von ihm und einem Hamburger Kollegen verfasstes Buch über »neue Ordnungspolitik« erscheinen. »Der moderne Eucken«, rutscht es Hüther heraus. Gemeint ist der große Walter Eucken, der als Begründer der Idee der Ordnungspolitik gilt. Jener Denkschule, die dem Staat rät, lediglich die notwendigen Rahmenbedingungen zu schaffen. Es sei an der Zeit für eine Ordnungspolitik des 21. Jahrhunderts, sagt Hüther. Irgendwo schwingt da mit: Es ist auch an der Zeit für ihn.

Zu plakativ ist manchen ehemaligen Weggefährten heute sein Ansatz. So sei das wohl, wenn man quasi als Lobbyist für ein unternehmernahes Institut arbeite, »für Zweifel bleibt da kein Raum«, sagt der Finanzprofessor Hans-Georg Petersen. Bei ihm schrieb Hüther seine Doktorarbeit. Das Thema lautete: *Integrierte Steuer- und Transfer-Systeme für die Bundesrepublik Deutschland. Normative Konzeption und empirische Analyse.* Den Abschluss machte er 1990 mit der Bestnote summa cum laude. Hüthers historische Betrachtungsweise in der Volkswirtschaft sei damals leider etwas gegen die Wissenschaftsmode gegangen, erinnert sich Petersen. »Aber seien Sie versichert, diese Position wird sich auch in der Theorie wieder verstärkt durchsetzen. In der internationalen Wirtschaftsberatung sind derartige Fähigkeiten gesucht!«

Doch Hüther will nichts werden, er ist etwas und wird von den Mächtigen gehört »Ich kann mir gut vorstellen, das hier bis zur Pensionierung zu machen«, sagt er über seinen Job beim IW. So spannend seien die Themenvielfalt und all die Aufgaben, die er als Manager dieser privaten Forschungseinrichtung habe. Von der eher frustrierenden, weil falschen Steuerpolitik über Gesundheit und Migration bis hin zu seinen Lieblingsthemen Familie und Bildung. »Lieblingsthemen, weil wir hier am meisten hebeln können«, sagt er erfreut.

Man kann sich diesen Mann nicht mehr in der Welt der Akademiker vorstellen. Vorlesungen hält Honorarprofessor Hüther zwar noch an der European Business School, einer privaten Universität. Aber Lehrende und Lernende, die Forschung und Bildung als Selbstzweck sehen, haben hier wenig verloren. Hier zählt vor allem die Wirkung auf die Praxis, wie bei Hüther: Bildungs- und Familienpolitik sind auch bei Vorträgen seine absoluten Lieblingsthemen, »weil sich hier am meisten tut«.

So war er erst vor ein paar Tagen zum Zukunftskongress der Grünen nach Berlin geladen, es ging um Bildung. Ebenso heute Morgen in Baden-Baden beim Wuppertaler Kreis oder Ende der Woche beim Leadership Forum der Deutschen Bahn Akademie in Potsdam. Dann wird er noch beim Familienkongress der FDP-Bundestagsfraktion sprechen, die eigene Pressekonferenz zur Ausbildungsplatz-Umfrage geben und nebenher gemeinsam mit Bundesministerin Ursula von der Leyen (CDU) eine neue Tagung zum Thema »Bevölkerungsorientierte Familienpolitik« organisieren. Die Tagung im vergangenen Jahr unter der damaligen Ministerin Renate Schmidt (SPD) sei sehr effizient gewesen. »Das macht schon Spaß«, sagt er. »Den Hebel spüren.«

Bildung sei in der Tat ein gutes Beispiel dafür, dass es in Deutschland weitergehe, sagt der Mann, der wohl keine Zweifel an der Leistungsfähigkeit seines Heimatlandes äußern würde. »Hier erleben wir eine Debatte, die entideologisiert ist«, freut sich der Pragmatiker.

In der Freizeit wird gebastelt, der Rasen gemäht, geredet

Allerdings schwingt dem wertkonservativen Bürger in der Bildungsdebatte immer noch zu viel Willkür mit. »Heute sind sich doch alle einig darin, dass Kindergärten vom Staat und Unis von den Studenten getragen werden müssen«, doziert er weiter. Auch darin seien sich alle einig, dass Schulen mehr Autonomie bekommen sollten und dass deswegen Schulinspektoren unvermeidbar seien. Alle einig? Ja, sagt er, »nur in der Geschwindigkeit der Umsetzung sieht es von Bundesland zu Bundesland anders aus«.

Zum Abschalten ging Hüther im Winter früher am liebsten zum Skilanglauf. Seit fünf Jahren aber fährt er Abfahrt. »Was habe ich davon, wenn ich durch den Wald fahre, während meine Frau und mein Sohn den Berg runterdüsen«, habe er sich damals gedacht. Ein Nutzenargument, typisch Hüther. Und ein Familienargument. Der Familiensegen steht an erster Stelle. Über seine Frau spricht Hüther oft. Auch sie hat Geschichte in Gießen studiert, Geschichte und Latein. Heute arbeitet sie an einem Gymnasium in Wiesbaden, verantwortlich für den Fachbereich eins, »das sind Sprachen«, sagt Hüther. Seine Familie bedeutet ihm viel. Die Wochenenden sind, »so gut es geht«, für sie reserviert. Dann wird im Hobbykeller für den Krämerladen seines Sohnes gebastelt, der Rasen gemäht, geredet.

Ob er Mitglied einer Partei sei? Nein, antwortet Michael Hüther. »Das würde auch nicht zu unserem Auftrag passen.« Er meint das überparteiliche Institut der Deutschen Wirtschaft. Doch ebenso wenig passte es zu ihm.

Der Marktwirtschaftler

Michael Hüther wird **1962** in Düsseldorf geboren. Er studiert Geschichte und Volkswirtschaft in Gießen und promoviert **1990.** Im Jahr darauf wechselt er als wissenschaftlicher Mitarbeiter in den Stab des Sachverständigenrates. Später zieht es ihn zur DekaBank nach Frankfurt am Main, wo er fünf Jahre lang den Bereich Volkswirtschaft und Kommunikation aufbaut. Im Juli **2004** wird er Direktor des Instituts der Deutschen Wirtschaft in Köln. Mit seinen marktorientierten Thesen findet Hüther seither deutschlandweit Gehör.

Der verlorene Schatz der Gastarbeiter

Mindestens fünf Milliarden Euro haben in Deutschland lebende Türken an Geschäftemacher vom Bosporus verloren. Es ist einer der größten Anlageskandale der Nachkriegszeit

VON CORNELIA UEBEL UND YÜKSEL UGURLU

Illustration: Birgit Lang für DIE ZEIT, www.birgitlang.de

Kölner Landgericht, August 2006: Osman Cetinkaya atmet schwer und greift zum Asthmaspray. »Wenn Du einen Funken Ehre im Leibe hättest, dann würdest du mich wiedererkennen«, herrscht der 58-Jährige den Zeugen an. »Du bist doch selbst ein Ehrloser«, faucht der junge Türke zurück und blickt nervös auf den wütenden Kläger. Denn die Beweise sind eindeutig.

Vor sechs Jahren hat Cetinkaya ebenjenem Mann, der ihn nun nicht mehr kennen will, gegen Unterschrift 100 000 D-Mark ausgehändigt. Dafür erwarb er Anteilsscheine der Yimpas Group AG Schweiz. Satte Gewinnbeteiligungen wurden ihm versprochen, und eine sichere Geldanlage. Doch der Yimpas-Konzern behielt Cetinkayas Altersvorsorge einfach für sich und rückt sie nicht mehr raus. Vor dem Kölner Landgericht kämpft Cetinkaya nun nicht nur um seine Ersparnisse aus 30 Jahren harter Arbeit bei den Fordwerken. Es geht auch um seine Ehre. Osman Cetinkaya, der fest davon überzeugt war, in seinem Leben immer das Richtige getan zu haben, ist heute ein gebrochener Mann. Dass er vor sechs Jahren diesen Fehler gemacht hat, dass ausgerechnet er sich von türkischen Landsleuten hat abzocken lassen – das kann er nicht verkraften. Andere Yimpas-Anleger haben sich aus Verzweiflung schon das Leben genommen, Osman Cetinkaya aber will um sein Recht kämpfen.

In Hunderten von Gerichtsprozessen klagen türkische Anleger in Deutschland derzeit auf Rückzahlung ihrer Lebensersparnisse. Insgesamt betroffen sind zwischen 200 000 und 300 000 Deutschtürken, die Ende der neunziger Jahre ihr Geld in türkische Holdinggesellschaften investierten. Versprochen wurden ihnen Gewinne von bis zu 40 Prozent. Doch auf die warten die Anleger bis heute ebenso vergeblich wie auf die Rückzahlung des angelegten Kapitals. Das gilt nicht nur für die 120 000 Anteilseigner der Yimpas-Holding. Auch die zweitgrößte Gesellschaft Kombassan mit etwa 35 000 Teilhabern zahlt kein Geld mehr aus. Und die Fantasie-Firma Jet-Pa, die einst eine halbe Milliarde Euro einsammelte, ist gänzlich pleite. Was aus den anderen, sehr viel kleineren Holdings geworden ist, die »nur« ein paar Millionen eingesammelt haben, ist völlig unklar. Ihre Websites im Internet existieren nicht mehr, die Telefone sind abgemeldet, die Ansprechpartner verschwunden. Wie viel Geld die Deutschtürken genau verloren haben, weiß niemand. Das Zentrum für Türkeistudien in Essen aber schätzt die verlorenen Lebensersparnisse auf fünf Milliarden Euro.

Statt Zinsen werden Gewinne versprochen – ganz korangerecht

Der größte Anlageskandal, den Deutschland je erlebt hat, nimmt seinen Ausgang in der Türkei. Anfang der neunziger Jahre gehen in Konya, der islamischen Hochburg der Türkei, Holdingvertreter von Tür zu Tür, um Anteilsscheine an ihren Gesellschaften ans einfache Volk zu verkaufen. Ganz im Einklang mit dem Koran, der Zinsgewinne verbietet, bieten sie den Menschen eine gottgefällige Alternative: die vom Koran erlaubte Gewinnbeteiligung. Das »Konya-Modell« ist damals so erfolgreich, so die Autoren Claudia Dantschke und Ali Yildirim in ihrem Buch *Politik im Namen Allahs,* dass sich die so genannten Islam-Holdings zum am schnellsten expandierenden Wirtschaftssektor der Türkei entwickeln. Sie betreiben unter anderem Bauunternehmen, Kaufhaus- und Handelsketten und planen zu dieser Zeit sogar angeblich den Bau einer eigenen türkischen Autofabrik.

Das türkische Militär betrachtet den Boom von Beginn an mit Misstrauen. Zu eng sind die personellen Verbindungen der Muslim-Manager zu den ebenfalls immer mächtiger werdenden islamistischen Politikern wie Necmettin Erbakan, der Gallionsfigur der türkischen Islamisten. Der Generalstab ruft zum Boykott der Islam-Holdings auf. Doch die Kampagne scheitert. Stattdessen weiten die Holdings in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre ihr Aktionsfeld nach Westeuropa aus.

Dort stoßen sie auf eine Goldader. Zum Teil seit drei Generationen im Lande, haben die Gastarbeiter und ihre Nachkommen hart gearbeitet und wenig Geld ausgegeben. Aus den bäuerlichen Migranten der sechziger Jahre ist eine Gesellschaft von Besitzern kleiner Vermögen geworden. Als die türkischen Holdings beginnen, in den türkischen Gemeinden Westeuropas um Anleger zu werben, stoßen sie auf großes Interesse. Man hat ja schon von den Verwandten in der Türkei von enormen Gewinnausschüttungen gehört.

Drehscheibe für die Symbiose von Glaube und Geschäft, Religion und Rendite sind in Deutschland die Moscheen, die für die Verkaufsshows Provision kassieren. Selbst bei den eher gemäßigten Muslimen, die unter Deutschlands Türken die Mehrheit stellen, genießen die islamischen Geschäftsleute einen Vertrauensvorschuss. Und von den Moscheen aus verbreitet sich die Nachricht von den einmalig lukrativen Gewinnchancen wie ein Lauffeuer weit über die religiöse Gemeinde hinaus in der gesamten türkischen Community. So bekommt jeder schnell mit, dass es auf den Moscheehöfen schon die ersten Gewinnausschüttungen gegeben hat.

Bald sind Werber von rund 50 türkischen Gesellschaften in ganz Europa unterwegs, um die Spargelder ihrer Landsleute einzusammeln. Die Bosse packen ihre emigrierten Landsleute dort, wo sie am empfindlichsten sind: Gezielt bestärken sie die in Deutschland lebenden Türken in ihren Gefühlen von Fremdheit und Angst. Im Werbespot einer Holding namens United Trade Management tauchen die schrecklichen Bilder auf, die viele Deutschtürken bis heute traumatisieren: der Brandanschlag von Solingen, das abgebrannte Fachwerkhaus der Familie Genc, die trauernden Hinterbliebenen und die Särge ihrer Toten. Seht her, suggerieren die Bilder, ihr habt hart gearbeitet, und wie wurde es euch gedankt? Sie haben euch verbrannt! »Denke an dich, investiere in deine eigene Zukunft«, sagt die Stimme des Kommentators. Mit 100 000 D-Mark, so versprechen einige, könne man einem arbeitslosen Verwandten in der Türkei sogar einen Arbeitsplatz »kaufen«.

Die Firma Yimpas wirbt mit dem Glauben als Gütesiegel

Eine der größten Holdings ist Yimpas. Mit Stolz verfolgen die Deutschtürken, wie der Konzern auch in Deutschland Fuß fasst. Um das Jahr 2000 herum eröffnen mehrere Yimpas-Kaufhäuser, von Hamm bis Sindelfingen, und sie werden als Zeichen eines neuen türkischen Wirtschaftswunders gefeiert. Mit Yimpas meint die türkische Gemeinde, mitten in Deutschland angekommen zu sein, denn die Holding mietet Geschäftsräume nicht im Bahnhofsmilieu, sondern in besten Innenstadtlagen.

Die Yimpas-Manager pflegen sorgfältig den Eindruck eines kraftstrotzenden Wirtschaftsmultis. Sowohl in der Türkei als auch in Deutschland werden die Eröffnungen ihrer Kaufhäuser wie Staatsempfänge inszeniert. In der Türkei etwa lassen sich Politiker der religiösen Parteien an der Seite des allmächtigen Vorstandsvorsitzenden Dursun Uyar vom herbeigeeilten Volk feiern. Necmettin Erbakan besichtigt wohlwollend das neue Yimpas-Kaufhaus in Ankara. Auch zu den Kaufhaus-Eröffnungen in Deutschland wird Dursun Uyar begleitet von Vertretern des religiös-konservativen Spektrums: von Cemil Cicek, der heute Justizminister der Türkei ist, Ali Cosgun, dem heutigen Wirtschaftsminister, und Abdulkadir Aksu, dem aktuellen Innenminister. Das Vertrauen der Menschen in ihre politischen Würdenträger zahlt sich für den Konzern aus.

Yimpas ist ein islamisch geführtes Unternehmen. Das spiegelt sich auch im Sortiment der deutschen Filialen. Die angebotene Frauenbekleidung ist islamisch-sittsam, Alkohol und Schweinefleisch werden nicht geführt. In den Kaufhäusern gehören Gebetsräume so selbstverständlich zur Infrastruktur wie in deutschen Unternehmen die Büros des Betriebsrates. Überall weist das Schild »Mescit« – Gebetsraum – dem gläubigen Kunden den schnellen Weg zum nächsten Gebetsteppich. Demonstrativ stellen sich die Manager als aufrechte Muslime vor und präsentieren ihr Unternehmen als neues islamisches Wirtschaftswunder, als Teil einer neuen gerechten Ordnung, als Alternative zum gottlosen Kapitalismus des Westens. Ein ungläubiger Kapitalist fürchtet allenfalls die Kapitalmarktaufsicht, ein Muslim weit mehr. »Es ist auf jeden Fall besser, mit einem Gläubigen ein Geschäft zu machen«, sagt der Vorstandsvorsitzende Dursun Uyar, »als mit jemandem, der die Rechenschaft vor Allah im Jenseits nicht fürchten muss.« Der islamische Glaube wird zum Qualitätssiegel für gute Geschäfte.

Auf Empfehlung eines ehrenwerten Moscheemitglieds tragen auch Osman Cetinkaya und sein Sohn Murat im Jahr 2000 ihr Geld zu Yimpas. Vor ihnen sitzt der Geldeinsammler – jener Mann, der sie heute verleugnet. Noch heute erinnert sich Murat Cetinkaya, dass ihm damals versprochen wurde, dass er sein Geld jederzeit zurückbekommen könne. »Super«, denkt sich Murat, »das ist ja hier wie eine Bank.« Nicht nur er glaubt, ein risikoloses Investment zu tätigen. Wo auch immer die Menschen einzahlen, ob im Kaufhaus im türkischen Eskisehir oder im Yimpas-Möbelhaus in Köln-Ehrenfeld, versprochen wird ihnen, so ist immer wieder zu hören, dasselbe: Das Kapital werde jederzeit zurückgezahlt, die Anleger seien an allen Yimpas-Aktivitäten weltweit beteiligt, und es gäbe 21 Prozent Gewinnbeteiligung. Mit diesen Versprechen wird der Schatz der Gastarbeiter gehoben. Bargeld, aber auch eingesammeltes Gold werden zunächst in Koffern und Säcken klandestin in die Türkei transferiert. Später gründet Yimpas als Zwischenstationen in Deutschland die Yimpas Verwaltungs Gmbh und in der Schweiz die Yimpas Group AG. Zu oft waren Geldtransporteure dem Zoll in die Hände gefallen.

Werden Manager von hohen politischen Stellen gedeckt?

Dann, im Januar 2004, passiert der GAU für die Anleger. Die Yimpas Verwaltungs GmbH, zu der auch die Yimpas-Kaufhäuser gehören, meldet Insolvenz an. Als die Insolvenzverwalterin Hildegard Hövel mit ihren Kolleginnen zum ersten Mal die Büros der Yimpas Verwaltungs GmbH in Offenbach betreten, finden sie nur noch einen leeren Safe, leere Schreibtische und Blankoverträge vor. Von den rund 150 Millionen Euro, die Anleger allein hier eingezahlt hatten, konnten die Verwalterinnen bislang nur die Immobilie sicherstellen. Ihr Wert: unter einer Million Euro. Wo aber sind die restlichen 149 Millionen geblieben? »Das Vermögen der GmbH«, sagt Hildegard Hövel, »ist systematisch verschoben worden.« Die Spuren des Geldes führen nach Istanbul, nach England, in die USA und sogar nach Turkmenistan. Immer, wenn die Damen der Kanzlei Hövel glaubten, Teile des Yimpas-Vermögens gefunden zu haben, waren die Konten schon wieder geräumt, war das Betriebsvermögen an Dritte, oftmals an Vertraute Dursun Uyars, verkauft worden.

Der Insolvenzverwalter Karl-Heinrich Lorenz hat den Yimpas-Vorstandsvorsitzenden einige Male getroffen. Sein Urteil steht fest: »Hinter der mildtätigen Fassade ist er ein ganz gerissener Geldeintreiber, der unter dem Deckmantel des Glaubens das Geld einfacher Menschen einsammelte, um seinen Yimpas-Konzern damit zu versorgen.« Die Mannheimer Staatsanwaltschaft ermittelt. Doch: »Die Gelder scheinen im Firmengewirr um die Yimpas Gmbh ebenso verschwunden wie die Anlagen der Schweizer Group AG«, so erklärt die Staatsanwaltschaft. Im Februar 2005 ergeht dann gegen den Vorstandsvorsitzenden Dursun Uyar ein internationaler Haftbefehl wegen Betruges.

In der Türkei jedoch wird Dursun Uyar weiter als erfolgreicher Unternehmer hofiert. Mit den Ersparnissen seiner Landsleute aus Deutschland hat er einen Mischkonzern aufgebaut, dessen Wert er selbst auf 800 Millionen Euro beziffert. Zwar werden auch in der Türkei Strafanzeigen gegen ihn gestellt, doch die Verfahren sind inzwischen fast alle eingestellt worden. Die türkische Kapitalmarktaufsicht schafft es schließlich, dass Dursun Uyar wegen illegalen Verkaufs von Anteilsscheinen zu einer Gefängnisstrafe von drei Jahren verurteilt wird, doch das Urteil ist bis heute nicht rechtskräftig und droht in wenigen Monaten zu verjähren.

Das war der Stand der Dinge – bis vor zwei Wochen. Seitdem bläst dem Yimpas-Chef ein anderer Wind ins Gesicht. Wie auf Kommando haben die türkischen Medien die Jagd auf ihn eröffnet. Stellvertretend für die geprellten Geschädigten fragen sie nun, wie es sein kann, dass ein wegen Betruges international zur Fahndung ausgeschriebener Mann in Begleitung türkischer Minister sowie hochrangiger Polizeibeamter in aller Öffentlichkeit zu sehen ist. Seither gewinnt die Yimpas-Affäre in der Türkei täglich an Brisanz. Auch die Regierung von Ministerpräsident Tayyip Erdoğan gerät in Bedrängnis. Ihr wird vorgeworfen, gegen Dursun Uyar politisch nichts unternommen und juristisch alles unterlassen zu haben. Wurden die fragwürdigen Geschäfte des Dursun Uyar womöglich von höchsten Regierungskreisen gedeckt, weil Geld geflossen ist? Diese These wird von den Yimpas-Geschädigten-Vereinen schon seit langem vertreten, stichhaltige Beweise aber hat bislang noch niemand vorlegen können. Bisher beschädigt die Medienkampagne in der Türkei vor allem die Regierung Erdoğans. Ob sie den Anlegern am Ende zu ihrem Geld verhilft, ist hingegen völlig ungewiss.

Kölner Landgericht, September 2006: Der Kölner Rentner Osman Cetinkaya erringt einen Teilsieg. Die Richter verurteilen die Yimpas Group AG in der Schweiz zur Rückzahlung des Geldes. Doch die Holding will in die nächste Instanz gehen.

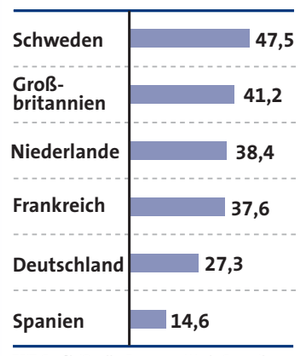
MITARBEIT: **CEYDA NURTSCH**

Weitere Informationen im Internet: **www.zeit.de/finanzen**

DIE WELT IN ZAHLEN

Zögerlich

Anteil der transnationalen Konzerne mit einem Eurobetriebsrat (in Prozent)

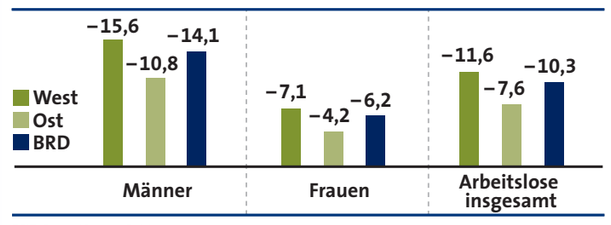


ZEIT-Grafik/Quelle: European WorksCouncil

Die Verflechtungen zwischen Gesellschaften internationaler Konzerne über Landesgrenzen hinweg werden immer enger. Das aber bedeutet, dass nicht mehr allein nationale Aspekte bei Entscheidungen des Managements über Fortführung oder Schließung von Standorten maßgeblich sind. Auf diese Entwicklung reagieren auch Arbeitnehmervertreter – durch die Bildung von Eurobetriebsräten (EBR). Doch noch längst nicht in allen Unternehmen, die die Bedingungen dafür erfüllen, gibt es einen EBR. In Deutschland sind es lediglich 27,3 Prozent. Spitzenreiter sind die Schweden mit 47,5 Prozent, gefolgt von den Briten mit 41,2 Prozent.

Hoffnungsschimmer

Veränderungen der Arbeitslosenzahlen Oktober 2006 gegenüber Oktober 2005 in Prozent

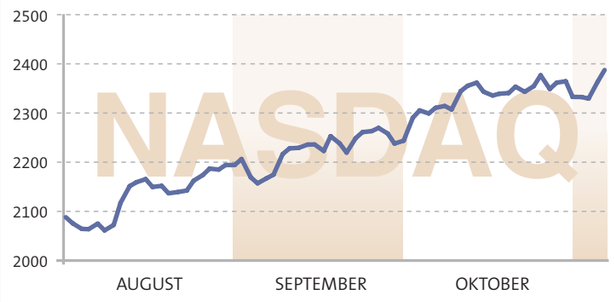


ZEIT-Grafik/Quelle: BJAJ

Ist die Entwicklung nur ein kurzes Strohfeuer, oder bahnt sich endlich eine Trendwende am Arbeitsmarkt an? Die aktuellen Zahlen geben zumindest Hoffnung. Gegenüber Oktober 2005 hat sich die Zahl der registrierten Arbeitlosen immerhin um rund 470 000 verringert, das sind 10,3 Prozent weniger als vor einem Jahr. Am stärksten haben dabei männliche Arbeitslose vom Konjunkturaufschwung profitiert. Ihre Zahl hat sich um 14,1 Prozent verringert. Die Zahl der arbeitslosen Frauen ist hingegen lediglich um 6,2 Prozent gesunken.

Aktien

Entwicklung des Aktienindex Nasdaq in den vergangenen drei Monaten



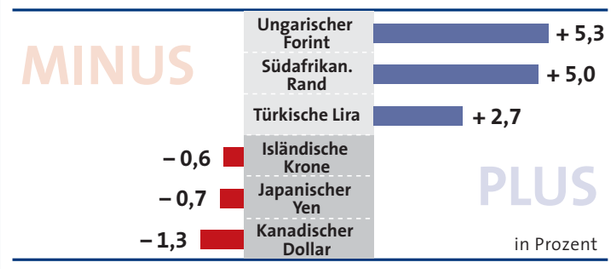
Weltbörsen

Dax	6362	(+13,1 %)	TecDax	705	(+10,8 %)
S & P 500	1388	(+8,8 %)	Euro Stoxx 50	4073	(+11,3 %)
Dow Jones	12 190	(+8,7 %)	Nikkei	16 393	(+8,2 %)

Stand: 7. 11. 2006, 19.00 Uhr, 3-Monats-Änderungen

Tops und Flops

Entwicklung der drei besten und schlechtesten Währungen zum Euro in den vergangenen vier Wochen



Zinsen

Anlagedauer	Stand 06.11.06	
	Täglich verfügbare Anlage	1,00 - 4,50
1 Monat	Termingeld (Zinsen)	1,00 - 3,10
1 Jahr	Finanzierungsschätze	3,35
5 Jahre	Bundesobligationen Serie 149	3,65
6 Jahre	Bundesschatzbriefe Typ A	3,55
7 Jahre	Bundesschatzbriefe Typ B	3,71
10 Jahre	Sparbriefe (Zinsen)	3,25 - 4,25
	Börsennotierte öff. Anleihen	3,70 - 3,90
	Pfandbriefe	3,78 - 4,01

Hypothekenzinsen von Banken	Effektivzins
5 Jahre fest	3,95 - 5,51
10 Jahre fest	3,96 - 5,12

Quelle: FMH Finanzberatung

Konjunktur

Kennziffern ausgewählter Länder

Länder (Angaben in Prozent)	BIP-Wachstum zum Vj.-Quartal	Erwerbslosenrate	Inflationsrate
Deutschland	2,4 II/05-II/06	8,7 9/06	1,2 10/06
Euroland	2,6 II/05-II/06	7,8 9/06	1,7 10/06
USA	2,9 III/05-III/06	4,6 9/06	2,1 9/06
Japan	2,5 II/05-II/06	4,2 9/06	0,6 9/06
Großbritannien	2,8 III/05-III/06	5,6 7/06	3,6 9/06

*Quelle: Eurostat

ZEIT-Grafik/Quelle: Datastream

MACHER & MÄRKTE

Gabelstapler: Sozial

Lindes Gabelstaplersparte geht an die Firmen **KKR** und **Goldman Sachs,** und das ist nicht nur der größte Verkauf einer deutschen Industriebeteiligung an Finanzinvestoren. Ungewöhnlich ist auch, dass Linde offenbar eine strikte Vorgabe darüber gemacht hat, welchen Anteil des Kaufpreises von insgesamt vier Milliarden Euro die Firmenjäger als Kredit aufnehmen durften. »Vor dem Verkauf ist ein Maximalbetrag festgeschrieben worden«, heißt es in unternehmensnahen Kreisen – just jene 2,6 Milliarden Euro Schulden, die KKR und Goldman Sachs nun aufnehmen. Ein Grund für diese Begrenzung dürften Befürchtungen des Linde-Vorstandschefs **Wolfgang Reitzle** sein, das Geschäft der heute unter dem Namen **Kion** firmierenden Gabelstaplersparte könnte nach dem Verkauf unter der Last zu hoher Schulden in eine Krise stürzen.

Stärker als bisher wurden beim Verkauf auch die Interessen der Arbeitnehmer berücksichtigt. So mussten alle Bieter zusagen, die 2005 von Linde vereinbarten Standort- und Arbeitsplatzgarantien für die rund 20 000 Kion-Beschäftigten zu übernehmen. Die Bieter mussten ihr Konzept auch den Arbeitnehmervertretern erklären. »Der Betriebsrat hat eine extrem große Rolle gespielt«, sagt eine mit den Verhandlungen vertraute Person. »Ein Paradigmenwechsel« deute sich an, so stark seien die Arbeitnehmer eingebunden worden. Die Linde-Betriebsräte können ihre Erfahrungen schon Ende des Monats auf einem Workshop der Hans-Böckler-Stiftung weitergeben. Thema: »Macht und Ohnmacht betrieblicher Vertreter« im Umgang mit Finanzinvestoren. **STO**

Stahlchef: Mächtig

Anfangs spottete man noch über seinen Familienbetrieb, in dem der Vater verkaufte, der Sohn kassierte, die Mutter die Buchführung machte und abends alle gemeinsam die Tageseinnahmen auf den Kopf hauten. Deshalb schwor der indische Stahlbaron **Lakshmi Mittal,** sein Unternehmen gründlich zu modernisieren, um bei der Fusion mit dem europäischen Branchenführer **Arcelor** einen »Zusammenschluss gleichwertiger Partner« anzustreben. Doch nach nur drei Monaten hat Mittal die alten Bosse von Arcelor nahezu vollständig aus dem Amt gedrängt. Er will **Arcelor Mittal,** den größten Stahlkonzern der Welt, mit seinem Sohn allein führen. Nun fühlen sich die Arcelor-Anteilseigner Frankreich, Luxemburg und Spanien düpiert. Sie hatten der feindlichen Übernahme nur unter der Bedingung zugestimmt, dass das Unternehmen paritätisch geführt wird. Doch die guten Börsenresultate geben Lakshmi Mittal ausreichende Rückendeckung für seine Machtergreifung und die Verschlankung des Managements. Mit dem Widerstand der einzig am Gewinn interessierten Aktionärsversammlung ist deshalb nicht zu rechnen. So bleibt den geschassten Arcelor-Managern nur die bittere Erkenntnis, dass im Wirtschaftsleben nichts älter ist als die Versprechungen von gestern. **MÖN**

Foto: Raveendran/AFP

LAKSHMI MITTAL zentralisiert die Macht in seinem fusionierten Stahlkonzern

Löhne: Niedrig

Jetzt hat sich auch **Jean-Claude Trichet,** der Präsident der **Europäischen Zentralbank (EZB),** für höhere Löhne in Deutschland ausgesprochen – wenn auch nur indirekt und im Ökonomenlatein. »Die Lohnzuwächse«, sagte er in seiner »einleitenden Erklärung« zur Monatspressekonferenz, sollten »in der Regel vom Trend des Arbeitsproduktivitätswachstums geleitet werden«. Entschlüsselt lautet diese Botschaft: In Ländern wie Italien und Spanien steigen die Löhne zu rasch, in Deutschland zu langsam. Pikanterweise folgt der Präsident da seinem italienischen Direktoriumsmitglied **Lorenzo Bini Smaghi.** Der hatte im Januar in einem Interview mit der *ZEIT* gefordert, die deutschen Löhne sollten »im Einklang mit dem Produktivitätswachstum« steigen. Dahinter bleibt der Durchschnitt der deutschen Löhne aber schon seit Jahren zurück. Im Februar kanzelte Trichet seinen Direktor noch ab: »Nein, er spricht nicht für das Direktorium«, sagte er. Interessant ist übrigens, dass Trichets Satz gar nicht aus Trichets Feder stammt, sondern von seinem deutschen Chefvolkswirt. Denn es ist der neue EZB-Direktor Jürgen Stark, der die »einleitende Erklärung« zu den Pressekonferenzen des Präsidenten formuliert. **HEU**

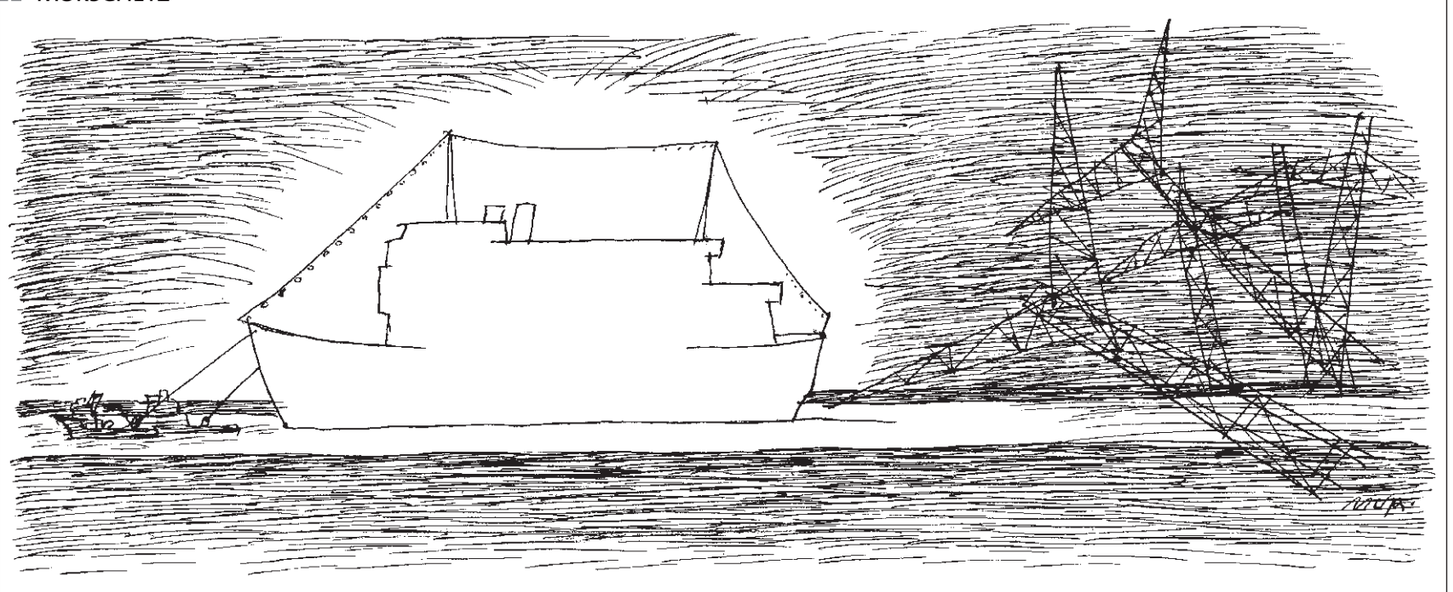
Spyware: Sauber

Die amerikanische Internet-Firma **Zango** soll drei Millionen Dollar Strafe zahlen, weil sie Werbeprogramme auf den Computern argloser Surfer ablegt. Das setzte die amerikanische Aufsichtsbehörde **Federal Trade Commission (FTC)** durch, die so genannte Adware- und Spyware-Firmen wie Zango künftig noch schärfer bekämpfen will. Eine Erkenntnis der Sicherheitsfirma **Secure Works** aus Atlanta mag die Beamten da überraschen: Manche Spyware tut auch Gutes. Die neuesten Programme räumen nebenbei auch die Festplatte auf. Eine kürzlich entdeckte Spyware lädt gar ein (raubkopiertes) Antivirenprogramm der angesehenen russischen Sicherheitsfirma **Kaspersky Labs** auf den Rechner und entfernt damit Viren und Spionageprogramme – außer sich selbst. »Wir wurden von den Hackern vermutlich ausgewählt, weil unser Produkt eine große Menge Spionageprogramme entfernt«, vermutet Mirco Rohr von Kaspersky. Uneigennützig ist der heimliche Festplattenputz nicht: Er soll wohl sicherstellen, dass die infiltrierten Computer nicht unter der Last zu vieler Spyware-Programme zusammenbrechen. Auf einem abgestürzten Rechner kann nämlich auch die beste Spionage-Software nichts ausrichten. **TF**

Olympiade: Teuer

Hierzulande mag die Mehrwertsteuer in aller Munde sein, aber das britische Steuer-Pendant V. A. T. wird von den Inselbewohnern gelegentlich vergessen. Zum Beispiel von der Stadt London. Dort war im Juli 2005 die Freude groß, als man den Zuschlag für die **Olympischen Spiele** 2012 bekam. Die Baukosten für die Sportstätten wurden mit 2,38 Milliarden Pfund beziffert. Bloß dass die Buchhalter damals die Kleinigkeit der Mehrwertsteuer ausgelassen hatten. Einige dachten wohl, darauf werde der Schatzkanzler **Gordon Brown** großzügig verzichten. Tut er aber nicht. »Die Mehrwertsteuer ist fällig«, sagte eine Sprecherin des Finanzministeriums und blähte die Gesamtkosten der Spiele damit um eine Milliarde Pfund auf. Erlassen könnte man die Steuern auch gar nicht, heißt es. Dann würden sie zur staatlichen Subvention, und dagegen gibt es EU-Richtlinien. **JFJ**

MURSCHETZ



EIN SCHIFF BELEUCHTET DEN STROMMARKT

ARGUMENT

Jürgen Rüttgers' Rolle rückwärts

Der CDU-Politiker will ältere Arbeitslose besser stellen. Sieben Argumente gegen eine schlechte Idee **VON KOLJA RUDZIO**

Willkommen zurück in den Achtzigern! In der guten alten Zeit. Der Kanzler heißt Helmut Kohl, sein Arbeitsminister Norbert Blüm. Zwar steigt die Arbeitslosigkeit, aber die Regierung hat ein einfaches Mittel dagegen: Geld. Mehrmals verlängert sie den Anspruch auf Arbeitslosengeld für Ältere – am Ende auf bis zu zwei Jahre und acht Monate. So soll es gerechter zugehen in einer Gesellschaft, die sich damit abgefunden hat, dass sich die Arbeitslosigkeit nicht senken lässt und Ältere keine Chance auf einen Job haben.

Es ist eine Politik, mit der die Union auch im Jahr 2006 wieder punkten will. Diesmal steht Jürgen Rüttgers an der Spitze der Bewegung, der Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen. Die Kanzlerin zögert noch, aber das CDU-Präsidium hat schon zugestimmt. Applaus kommt von den Gewerkschaften, die jede soziale Wohltat gutheißen, auch wenn sie die Finanzierung derselben über Kürzungen an anderer Stelle genauso selbstverständlich geißeln. Und fröhlich klatscht Oskar Lafontaine Beifall, immerhin will die Union in dieselbe Richtung wie er. Zurück eben.

Es ist ein bizarres Schauspiel. Nicht so sehr, weil die Union sich anschickt, sozialer als die Sozialdemokraten zu erscheinen. Irritierend ist der Zeitpunkt. Gerade sinken die Arbeitslosenzahlen, gerade scheinen die Reformen der vergangenen Jahre erstmals Wirkung zu entfalten – da kommt Rüttgers mit der Forderung, sie teilweise zurückzunehmen. Vordergründig geht es nur um Details: Die Vermögensfreigrenzen bei Hartz IV sollen angehoben, die maximale Bezugsdauer des Arbeitslosengeldes soll von 18 auf 24 Monate verlängert werden. Doch Reformkritiker wie DGB-Chef Michael Sommer jubeln bereits, das wäre der »Anfang vom Ende der Lebenslüge vom Fördern und Fordern«.

Ob es so weit kommt, ist nicht ausgemacht. Klar ist aber: In den vergangenen Jahren hat die Arbeitsmarktpolitik einen Richtungswechsel vollzogen, der nun wieder infrage gestellt wird. Der Kerngedanke der Hartz-Reformen war: Es ist besser, die knappen Mittel zu verwenden, um Arbeitslose zu aktivieren – sie intensiver zu betreuen und schneller zu vermitteln –, anstatt sie mit dem Geld einfach nur möglichst lange ruhig zu stellen. Man kann darüber streiten, ob diese Idee in den Hartz-Gesetzen richtig umgesetzt wurde, und selbstverständlich kann man unterschiedlicher Meinung sein, wie die Balance zwischen sozialer Absicherung und geforderter Eigenverantwortung gestaltet sein soll. Doch es gibt gewichtige Argumente gegen Rüttgers' Rolle rückwärts.

Erstens erfolgte die Abkehr von der Politik der Achtziger nicht ohne Grund. Das verlängerte Arbeitslosengeld wurde vor allem benutzt, um systematisch ältere Mitarbeiter auszusondern.

Zweitens zeigen viele Untersuchungen, dass lange Unterstützungszahlungen zumindest einen Teil der Arbeitslosen verleiten, weniger intensiv nach einem neuen Job zu suchen oder dabei weniger kompromissbereit zu sein. Das Problem dabei: Die Chance, wieder Anschluss zu finden, sinkt mit jedem Monat Erwerbslosigkeit rapide – eine Tatsache, die von Arbeitslosen regelmäßig dramatisch unterschätzt wird.

Drittens verzeichneten in den neunziger Jahren viele Länder erstaunliche Beschäftigungserfolge, die den Schwerpunkt ihrer Arbeitsmarktpolitik von der Alimentierung zur Aktivierung verlagerten – etwa Großbritannien oder Dänemark.

Längere Unterstützung

verleitet einen Teil der Arbeitslosen, weniger intensiv einen Job zu suchen oder dabei weniger Kompromisse einzugehen. Das Problem: Die Chance, wieder Anschluss zu finden, sinkt mit jedem Monat der Erwerbslosigkeit

Viertens käme der erneute Kurswechsel in der deutschen Arbeitsmarktpolitik zum denkbar schlechtesten Zeitpunkt. Es ist noch zu früh, um die Wirkungen der jüngsten Reformen sicher zu beurteilen – auch wenn einzelne Experten bereits Anzeichen sehen, nach denen sie zum starken Rückgang der Arbeitslosigkeit beitragen. Die jetzt kritisierte Kürzung des Arbeitslosengeldanspruchs gilt jedenfalls seit gerade einmal neun Monaten. Es ist ein reformerischer Irrsinn, jetzt schon wieder daran herumzuschrauben.

Fünftens ist die Finanzierung von Rüttgers' Vorschlag unklar. Wer 15 Jahre lang Beiträge in die Arbeitslosenversicherung eingezahlt hat, soll künftig 15 Monate lang Geld erhalten, bei 25 Jahren wären es 18, bei 40 Jahren 24 Monate. Wie viele Menschen das betrifft, weiß aber niemand, weil die Versicherungsverläufe bei der Bundesagentur für Arbeit gar nicht gespeichert sind. Einig sind sich immerhin alle, dass zur Finanzierung nicht die Beiträge erhöht werden dürfen, weil das die Arbeit wieder verteuern und Jobs gefährden würde. Das heißt aber: Es müsste bei den jüngeren Arbeitslosen gekürzt werden. Wie, das sagt Rüttgers nicht.

Sechstens führt Rüttgers' Konzept, dem eher eine Sparkasse als eine Versicherung entspricht, zu einer fragwürdigen Gerechtigkeit. Besonders krass wird das bei Lafontaine erkennbar, der seit langem die »Enteignung« älterer Arbeitnehmer durch die Hartz-Reformen beklagt. Einzahlungen von bis zu 60 000 Euro stünden bloß 10 000 Euro Arbeitslosengeld gegenüber, so sein Vorwurf. Tatsächlich sind schon die Zahlen falsch: Selbst wer die vergangenen 40 Jahre immer den Höchstsatz gezahlt hat, kommt nur auf rund 36 000 Euro eigenen Beitrag (zu dem der Arbeitgeber noch mal so viel einzahlt), erhält dann aber bei Arbeitslosigkeit je nach Steuerklasse 23 000 bis 34 000 Euro Leistungen. Nicht berücksichtigt wird dabei aber, dass mit den Beiträgen auch Umschulungen und Qualifizierungen finanziert werden. Und: Arbeitslosengeld kann man auch mehrmals im Leben in Anspruch nehmen. Bisher jedenfalls. Denkt man aber das Konzept zu Ende, nach dem mehr Beiträge zu mehr Geld führen sollen, dann dürfte umgekehrt jemand, der mehrfach oder länger arbeitslos war, später bei erneutem Jobverlust entsprechend weniger Geld erhalten. Auch wenn er dann über 50 ist. Es profitieren also nicht Ältere, sondern Menschen mit geringem Arbeitslosigkeitsrisiko. Auf die jetzt viel beklagte Unterschicht zielt das jedenfalls nicht – wer 40 Jahre sozialversichert beschäftigt war, gehört wohl kaum zum Prekariat.

Siebtens stellt sich die Frage, wie weit der staatliche Schutz eigentlich reichen soll. Wer älter ist, bekommt schon heute 18 Monate lang Arbeitslosengeld. Hinzu kommt im Normalfall eine Kündigungsfrist von einigen Wochen oder Monaten. So bleiben fast zwei Jahre, um eine neue Stelle zu suchen.

Wen all das nicht überzeugt, der sollte schauen, was Kohls Arbeitsmarktpolitik gebracht hat. Laut den Gutachten des Sachverständigenrats waren in den letzten Jahren der Ära Kohl mehr Menschen offiziell und verdeckt arbeitslos als heute. In der Spitze bis zu 6,3 Millionen. Damals hieß übrigens einer der Minister in Kohls Kabinett Jürgen Rüttgers.

Weitere Informationen im Internet:
www.zeit.de/arbeit

WISSEN

Fotos (Ausschnitt): Attila Hartwig/NergerMAO.com für DIE ZEIT (Assistenz Tim Meier)

FISCH UND FETTES FLEISCH sind die derzeitigen Lieblingsempfehlungen der Diätmode-Macher

Einfach essen

Wissenschaftler und Diätgurus verwirren uns mit unzähligen Ernährungsweisheiten. Nur drei sind belegt **VON BIRGIT HERDEN**

Hier ruht ein Wohlstandsbürger, gestorben an falschem Essen – wer will schon diese Inschrift auf seinem Grabstein haben? Und doch prasst und völlt sich jeder Dritte von uns verfrüht unter die Erde, behaupten Epidemiologen. Bei zu viel Fett auf dem Teller, zu viel Zucker im Becher drohen Herzinfarkt, Schlaganfall, Krebs.

Die düsteren Botschaften kommen an: Bang überdenken wir unseren Speiseplan. Nur wie überdenken? Die Flut von Tipps ist überwältigend – und voller Widersprüche. Bringt uns wirklich das Fett ums Leben? Oder sind etwa Kohlenhydrate die wahren Killer? Erdbeeren machen schlau! Na ja, zumindest Versuchsratten. Brokkoli rette vor dem Krebstod, verkündet eine Meldung. Und Fisch halte die Arterien frei. Doch in den nächsten Studien erscheinen Gemüse und Getier plötzlich wirkungslos.

Fast wöchentlich verkündet eine Schlagzeile eine neue Wahrheit oder stürzt eine alte. Keine andere Wissenschaft ist so wechselhaft wie die vom Essen und Trinken. Die Ernährungsapostel der Fachgesellschaften predigen ihren Kanon in Form von Leitlinien und bunten Grafiken. Ketzerische Abweichler, mitunter selbst auf namhaften Lehrstühlen, halten dagegen. Hinzu kommen ganze Buchhandlungsabteilungen voller Ratgeber, die unterschiedlichste Ernährungsweisen anpreisen. Vegetarisch oder makrobiotisch, Trennkost oder Steinzeitdiät: Jede Philosophie verspricht Gesundheit und ein langes Leben.

Selbst im akademischen Establishment gehen die Meinungen drunter und drüber. Auf die simple Frage, warum Gemüse gesund sei, geben kaum zwei Forscher die gleiche Antwort: Einer hält es für eine Krebsbremse, der Nächste für einen Herzschützer. »Viele Menschen sind sich nicht darüber klar, dass die wissenschaftlichen Belege viel weniger eindeutig sind, als es die Botschaften suggerieren«, sagt Barnett Kramer von den U. S. National Institutes of Health. Noch deutlicher wird der Ernährungswissenschaftler Konrad Biesalski von der Universität Hohenheim. Zu Beginn seiner Hauptvorlesung macht er seinen Studenten ein Angebot: »Wer mir am Ende der Vorlesung sagt, was gesunde Ernährung ist, bekommt einen Preis.« Die Vorlesung hat 80 Stunden. Der Preis bleibt unverliehen.

Es ist Zeit für ein Eingeständnis: Niemand weiß genau, was eine gesunde Ernährungsweise ausmacht. Und bei kaum einem Ratschlag ist die Wirksamkeit zweifelsfrei bewiesen.

Klar ist, dass die Nahrung die Grundbedürfnisse unseres Körpers decken muss. Ohne Eiweiße, bestimmte Fette, Vitamine, Mineralstoffe, Spurenelemente und adäquate Energiezufuhr geht er zugrunde. Doch diese Gefahr ist in unseren Breiten eher hypothetisch. Zwar wird manchmal für einzelne Stoffe der Notstand ausgerufen und dann beispielsweise Jod oder Folsäure ins Speisesalz gemischt. Aber echte Mangelerscheinungen wie Skorbut oder Rachitis sind bei der hiesigen Verpflegungslage so gut wie unbekannt. Unser Leben ist nicht in Gefahr. Die Streitfrage ist: Können wir es durch den wissenschaftlich fundierten Griff ins Supermarktregal länger und angenehmer machen?

Vor vier Jahren machte sich die Ernährungsorganisation der Vereinten Nationen FAO auf die Suche nach der definitiven Antwort. Sie ließen den Wust wissenschaftlicher Daten von einer internationalen Expertenkommission durchkämmen – mit ernüchternd geringer Ausbeute. Der 2003 erschienene Bericht analysiert die Ernährungsempfehlungen zur Vorbeugung gegen die vier wichtigsten chronischen Leiden: Herz-Kreislauf-Erkrankungen, Krebs, Diabetes und Osteoporose.

Von den unzähligen vermuteten Zusammenhängen befanden die Fachleute nur eine Hand voll für »überzeugend« belegt: Der Verzehr von Obst und Gemüse schützt vor Herz-Kreislauf-Erkrankungen, ebenso eine salzarme Ernährung, die reich an ungesättigten und arm an gesättigten Fettsäuren und Transfettsäuren ist. Ältere Menschen sollten nicht vergessen, für weiterhin feste Knochen ausreichend Kalzium und Vitamin D zu sich zu nehmen. Nebenbei stießen die UN-Forscher auch auf ein Wundermittel, das allen vier Leiden gleichermaßen entgegenwirkt – aber nichts mit Ernährung zu tun hat: regelmäßige Bewegung.

Häufiger einen Salat oder Apfel, Hände weg vom Salzstreuer, lieber Fisch statt Fritten und vielleicht mal ein Glas Milch – das ist vorläufig alles, was vom Getöse bleibt. Über alles Weitere lässt sich streiten.

Wie vergänglich Ernährungsweisheiten sind, zeigt das Hin und Her ums Fett: Verzicht auf Fett galt viele Jahrzehnte als Kernstück jedes gesunden Speiseplans, und der Glaube daran hat sich tief in unser Denken eingegraben. Die Deutsche Gesellschaft für Ernährung (DGE) denunzierte Fett noch 1999 als »Dickmacher Nummer eins« und rief mit dem Slogan »Fit mit wenig Fett« zur Jagd auf Butter und panierte Schnitzel. Stattdessen sollten Brot, Reis und Kartoffeln unsere Mägen füllen – und uns vor Fettleibigkeit, Herzinfarkt und Krebs retten.

Genau falsch, meint heute Walter Willett, Ernährungswissenschaftler an der Harvard-Universität: »Es gibt keine einzige Untersuchung, die einen langfristigen gesundheitlichen Nutzen einer fettarmen Diät belegt.« Willett ist der prominenteste Verfechter der Gegenlehre, die im wissenschaftlich verordneten Fettverzicht sogar eine Ursache des grassierenden Übergewichts erkennt. Die Fettphobie rührt seiner Meinung nach von einem Trugschluss her: Weil sich koronare Herzkrankheiten in den westlichen Industrieländern mit ihrer fettreichen Kost häufen, habe man Fett rundweg verteufelt. Die wahren Schuldigen seien aber nur ganz bestimmte Fette, so genannte gesättigte Fettsäuren – während ungesättigte Fettsäuren aus Fisch und pflanzlichen Ölen Gefäßkrankheiten sogar vorbeugen. Noch schädlicher sind so genannte Transfettsäuren. Wer seiner Gesundheit zuliebe Margarine statt Butter aufs Brot schmiert, sollte umdenken. Denn in gehärteten Pflanzenfetten stecken besonders viele Transfettsäuren.

Wer brav den Verlautbarungen der DGE folgt, generell auf Fett verzichtet und seinen Hunger mit kohlenhydrathaltiger Kost stillt, der begeht laut Willett einen noch fataleren Fehler. Die vermeintlichen Schlankmacher fachen den Esstrieb erst so richtig an, warnt er. Kohlenhydrate werden im Magen rasch zerlegt und erhöhen den Blutzuckerspiegel. Daraufhin schüttet der Körper Insulin aus, das den Blutzucker unter sein Ausgangsniveau sacken lässt und damit noch gierigeren Hunger weckt – so jedenfalls stellt Willett es sich vor. Allerdings sind längst nicht alle seiner Fachkollegen davon überzeugt, dass dieses Aufschaukeln des Blutzuckerspiegels wirklich maßgeblich für Übergewicht und Diabetes mitverantwortlich ist.

Auch ohne allgemein akzeptierte Belege hat Willetts wilde These in den USA geradezu eine Kohlenhydratphobie entfacht: Der *low carb*-Boom hat *low fat* abgelöst. Wer vorher voller Gesundheitsbewusstsein Cornflakes mit Magermilch löffelte, lud sich nun Fleisch und öltriefendes Gemüse auf den Teller. Gut und Böse tauschten die Rollen. Die Hersteller von Süßbackwaren gerieten in wirtschaftliche Schwierigkeiten. Der Pastaproduzent New World meldete Konkurs an – und gab ausdrücklich der *low carb*-Welle die Schuld.

Über Jahre hinweg haben wir die Butter immer dünner aufs Brötchen geschmiert. Und nun will man uns weismachen, der Übeltäter sei das Brötchen? Um

Fortsetzung *auf Seite 46*

Die Speisekarte

Essen füllt nicht nur den Magen. Es schafft Lebensgefühl und soll die Apotheke ersetzen, ist Wirtschaftsfaktor und politisches Bekenntnis

Länger leben mit Tomaten, Brokkoli und Spinat? Funktioniert leider nicht **SEITE 46**

Die Gene legen fest, was dem Magen bekommt. Forscher entschlüsseln den Fresscode **SEITE 47**

Bioprodukte sollen gesünder sein als konventionell angebautes Obst. Die Belege sind dürftig **SEITE 47**

Der Nahrungsmittelkonzern Nestlé predigt Wellness, profitiert aber von Dickmachern **SEITE 48**

Tiefkühlkost strotzt vor Zusatzstoffen. Frosta zeigt, dass es auch anders geht **SEITE 48**

Weitere Informationen im Internet:
www.zeit.de/2006/46/ernaehrung
blog.zeit.de/ernaehrung

Mehr Mut, bitte!

In Sachen Innovation ist Deutschland nur Mittelmaß, belegt eine aktuelle Studie. Doch es gibt Ausnahmen, zum Beispiel Aachen **Seite 51–53**

Schöpfung für Dogmatiker

Zum Streit um die Evolution

Wissenschaft lebt, anders als der Glaube, vom steten Zweifel. Ihr Geschäft ist das Hinterfragen, nicht das Verkünden von simplen Wahrheiten. Auch sendungsbewusste Christen müssen sich fragen lassen, wie ernst sie es mit der Vernunft nehmen, die Papst Benedikt XVI. in seiner Regensburger Vorlesung kürzlich beschworen hat.

Die hessische Kultusministerin Karin Wolff erweckt derzeit den Eindruck, sie wolle allen Ernstes der Evolutionstheorie in der Schule die Schöpfungslehre gegenüberstellen. Die studierte Theologin hatte »fächerübergreifende und verbindende Fragestellungen« in Biologie- und Religionsunterricht angeregt und dafür plädiert, »Gegensätze oder Konvergenzen« zwischen Evolutionstheorie und Schöpfungslehre zu behandeln. Nun ist ein kritischer Dialog zweifellos zu begrüßen. Schüler könnten dabei den Wert der wissenschaftlichen Methode kennen lernen und die Erzählungen der Bibel literaturkritisch lesen. Auch ließe sich thematisieren, dass die Fragen nach dem Woher und Wohin der Menschheit, nach Ethos und Moral zwar biologische Wurzeln haben, sich aber aus der Biologie allein nicht beantworten lassen.

Einem heimlichen Wunsch aber, den christlichen Schöpfungsmythos als wissenschaftliche Theorie zu adeln, sollte kein Segen zuteil werden. Sonst liefert man nur den Kreationisten Auftrieb, die die Bibel wortwörtlich nehmen und überzeugt sind, die Erde sei vor 6000 Jahren entstanden. In den USA lässt sich besichtigen, welche Glaubenskriege man im Schulunterricht damit heraufbeschwört.

Wenig hilfreich ist allerdings auch die oberlehrerhafte Ermahnung des Vizepräsidenten des Verbandes deutscher Biologen, die Ministerin solle sich »zunächst orientieren und ein Fachbuch lesen«. Solche Art von autoritärer Rechthaberei zementiert nur das Bild einer Wissenschaft, die selbst dogmatische Züge annimmt. Die Vertreter anderer Weltmodelle und -anschauungen überzeugt man nun einmal nicht mit kategorischen »Wahrheiten«, sondern mit jener kritischen Auseinandersetzung, die das Kennzeichen guter Wissenschaft ist. **ULRICH SCHNABEL**

Knabbern für das Klima

Ein Vorschlag in letzter Minute

Sie mögen diese labbrigen Biomöhren eigentlich gar nicht? Sie ekeln sich vor Würmern in Kirschen und Zwetschgen? Ihr Kind weigert sich, in den stockfleckigen Apfel zu beißen? Sie finden das Biosiegel der EG-Öko-Verordnung zum Lachen und halten Bio im Supermarkt ohnehin für Etikettenschwindel? Kurz: Sie wissen auch nicht so recht, warum Sie für drei Buchstaben so viel draufzahlen sollen, tun es aber trotzdem?

Hier ist die Antwort: Biolandbau ist Klimaschutz. Wer das sagt? Der unabhängige Verband Bioland e. V. unter Berufung auf Studien der Universitäten Graz und Bonn. Demnach könne wegen der höheren Humusgehalte in ökologisch bearbeiteten Böden das bisher vom Menschen ausgestoßene Kohlendioxid bequem »in 100 Jahren rückgebunden werden, wenn weltweit ausschließlich Biolandbau betrieben würde«. Weltweit! Ausschließlich! In 100 Jahren! Das ist eine echte Chance. Jetzt aber ran an die Möhre! **ANDREAS SENTKER**

HEILSVERSPRECHEN

Wunder im Topf

Hoffnungslos altmodisch, wer beim Essen ans Sattwerden denkt. Zeitgemäße Nahrung hat höhere Aufgaben. Sie soll vor Krankheiten schützen und uns seelisch ins Gleichgewicht bringen. Die neuen Stars auf dem Teller tragen Namen wie Sulphoraphan, Fisetin, Lutein oder Capsaicin. Sie fangen Radikale ein, stoppen Zellgifte, manipulieren biochemische Prozesse.

Die fadeste Frucht wird zum medizinischen Versprechen. Die unterschätzte **Tomate:** Ihr roter Farbstoff Lykopen ist als wirkungsstarkes Antioxidans enttarnt. Deshalb gilt die Tomate neuerdings als Schützerin vor Krebs. Obendrein soll sie zu hohen Blutdruck kurieren. Israelische Forscher haben das jüngst an 31 Patienten demonstriert. Sechs Tomaten täglich, und schwupps sackte die Quecksilbersäule von systolischen 144 Millimeter auf 134 Millimeter.

Oder **Spinat.** Nachdem sich der hohe Eisengehalt der grünen Blätter als tragischer Rechenfehler entpuppt hat, soll der verzehrte Matsch den braven Spinatesser nun vor der Erblindung, genauer: vor der altersbedingten Makula-Degeneration bewahren. Immerhin trifft die Krankheit auch in Deutschland ein gutes Drittel der über 75-Jährigen. Unnötig viele, behaupten Forscher aus Manchester, denn der Spinat könne es richten. Eine Studie, die die versprochene Wirkung auch am Menschen beweisen könnte, gibt es zwar noch nicht. Egal, Projektleiter Ian Murray hält die wissenschaftliche Evidenz schon jetzt für »sehr stark«.

Kaum ein Körperteil, das sich nicht am Esstisch kurieren lassen soll: **Kurkuma** verhindert Gelenkentzündungen und Knochenschwund. **Zwiebeln** lassen Darmpolypen schrumpfen, **Nüsse** beugen einem kranken Herzen vor. **Brokkoli** zügelt Krebs im Allgemeinen, **Chili-Schoten** speziell den der Prostata. **Tee** besänftigt den Stress, **Rotwein** spült die Arterien, **Kirschen** sind gut gegen Muskelkater. Sogar der unter Gesundheitsaposteln einst verpönte **Kaffee** schützt, in Mengen konsumiert, vor Brustkrebs.

Die Fülle der kulinarischen Heilsbotschaften ist so überwältigend, dass kaum Zeit für ein Aber bleibt. Ungern lässt man sich den wissenschaftlich befeuerten Appetit davon verderben, dass viele der gepriesenen Effekte nur an Tieren beobachtet wurden, mit unrealistisch hohen Dosierungen.

Wie wäre es dann, wenn auch wir die Dosis steigern? Keine gute Idee. Spinat in großen Mengen fördert die Bildung von Nierensteinen. Zehn Tassen Kaffee auf einmal bereiten dem Magen eher Schmerzen. Von Nahrungssupplementen, die beispielsweise als so genannte **sekundäre Pflanzenstoffe** im Handel sind, raten Experten ganz ab. »Diese hohen Dosen stören die Balance der Nahrungsmittel und können zu ganz anderen, unerwünschten Wirkungen führen«, sagt Regina Brigelius-Flohé vom Deutschen Institut für Ernährungsforschung in Potsdam.

Wie kann der Normalverbraucher einen Nutzen aus all den essbaren Arzneien ziehen? Am besten, er versucht es gar nicht. Was für Wissenschaftler von größtem Interesse und für die Pflanze überlebenswichtig sein mag, schürt beim Menschen höchstens leere Erwartungen – führt ihn womöglich gar in die Irre. Raucher könnten insgeheim hoffen, dem Lungenkrebs mit **Äpfeln** und kiloweise Brokkoli zu entgehen, statt sich ihr Laster zu verkneifen. Trinker könnten sich die nächste Pulle Wein als Entkalkungsmittel schönreden. Die Heilsversprechen würden in Unheil enden. **KATHRIN ZINKANT**

alle Fotos (Ausschnitt): Attila Hartwig/NergerMAO.com für DIE ZEIT (Assistenz Tim Meier)

Einfach essen

Fortsetzung *von Seite 45*

endlich Klarheit über Fett zu schaffen, hat die Deutsche Gesellschaft für Ernährung (DGE) vor zwei Jahren ein 14-köpfiges Expertengremium einberufen, das seither »evidenzbasierte Leitlinien« zum Fettverzehr erarbeitet. »Nachdem jahrzehntelang vor allem die *Meinungen* der Experten verbreitet wurden, wird es jetzt erstmals Leitlinien geben, die auf einer systematisch geprüften, wissenschaftlichen Evidenz beruhen«, kündigt Kommissionsmitglied Matthias Schulze vom Deutschen Institut für Ernährungsforschung (DIfE) in Potsdam an.

Endlich wissenschaftlich solide Ernährungsempfehlungen: Schön wär's. Doch obwohl längst angekündigt, lässt die Vollendung der Leitlinien auf sich warten. Den Experten fällt es schwer, zu einem Urteil zu kommen. »Allein zu Herz-Kreislauf-Erkrankungen haben wir Hunderte von Studien ausgewertet«, erzählt Jakob Linseisen vom Deutschen Krebsforschungszentrum in Heidelberg, der in der Kommission für diesen Bereich mitverantwortlich ist. »Auch wenn einzelne Studien ein scheinbar eindeutiges Ergebnis haben«, klagt er, »in der Gesamtschau aller Studien zu einem Thema ergibt sich kein so klares Bild.«

Die Ernährungsforschung hat ein grundsätzliches Problem mit ihrem Gegenstand: Essen ist so selbstverständlich, dass kaum jemand verlässlich über seine Ernährungsgewohnheiten zu berichten vermag. Das Gros der Feldforschung besteht darin, erkrankte und gesunde Menschen nach ihren Essgewohnheiten zu befragen. Die Beweiskraft solcher Fallkontrollstudien ist freilich schwach. Sie werden beispielsweise dadurch verzerrt, dass kranke Menschen, vom schlechten Gewissen geplagt, sich weitaus mehr Ernährungssünden in Erinnerung rufen als Gesunde.

Als beweiskräftiger gelten daher Studien, die nur Gesunde über ihre Ernährung befragen und dann über längere Zeit hinweg beobachten, wer erkrankt und wer nicht. Leider sind solche prospektiven Kohortenstudien weitaus teurer, daher seltener – und sie bleiben anfällig für Fehler. Die Teilnehmer bekommen oft Fragebögen mit über hundert Einzelfragen. Wer will bei Punkt 87 noch ausführlich darüber sinnieren, wie viel Stücke Brot er durchschnittlich am Tag verzehrt?

Ohnehin kann passiv beobachtende Forschung nicht mehr feststellen, als dass gewisse Phänomene gemeinsam auftreten – was noch kein Beweis für einen ursächlichen Zusammenhang ist. Menschen, die sich gesund ernähren, bewegen sich meist mehr, rauchen weniger und haben eine höhere Bildung – alles Faktoren, die die Gesundheit beeinflussen. Solche Störeffekte rechnen Forscher mit komplizierten Methoden heraus. Erfolg ist ihnen nicht immer garantiert.

Letztlich sagen Beobachtungsstudien nur etwas über Menschen aus, die sich freiwillig auf eine bestimmte Weise ernähren. Wenn andere ihnen widerwillig folgen, muss nicht unbedingt der Effekt derselbe sein. Ist jemand, der auf wissenschaftlichen Rat hin das ihm verhasste Gemüse vertilgt, danach genauso gesund wie einer, der es mit Genuss tut? Den Beweis könnte nur eine Studie liefern, die eine große Anzahl von Menschen zu einer geänderten Ernährung bringt und über Jahre hinweg mit einer naturbelassenen Kontrollgruppe vergleicht. Solche Interventionsstudien sind der Idealfall der ernährungswissenschaftlichen Empirie – aber praktisch kaum durchführbar. Deshalb nehmen Ernährungsforscher meist mit Behelfslösungen vorlieb: etwa indem sie Menschen nur für kurze Zeit genau definierte Nahrung verabreichen und dann Veränderungen von »Biomarkern« wie Blutfettwerten messen – oder gleich ganz auf Versuche an Tieren und Zellkulturen ausweichen.

Den so mühselig erarbeiteten Entwurf der neuen Fett-Leitlinien hat die DGE im Frühsommer dieses Jahres zur allgemeinen Begutachtung ins Internet gestellt – und damit den nächsten Streit ausgelöst. Umgehend legte sich der Starnberger Ernährungsquerdenker und Publizist Nicolai Worm mit den DGE-Autoritäten an, und zwar über die Frage, ob es wirklich das Fett sei, das uns fett macht. Ja, beharren die Experten der DGE auf der alten Lehre und wollen krankhaft Dicke mit fettarmer Kost abspecken. Nein, widerspricht Worm und warf ihnen in einem Brief vor, »die Datenlage unzureichend erfasst, Studien einseitig selektiert, zum Teil im Ergebnis verfälschend dargestellt oder einseitig interpretiert« zu haben.

Im Gegenzug zitiert Worm einen ganzen Stapel von Untersuchungen, die keinen Zusammenhang zwischen Übergewicht und Fett auf dem Teller nachweisen konnten – oder in denen sich Menschen mit hohem Fettkonsum gar als die Schlankeren erwiesen. Folglich stellt Worm die traditionelle »Ernährungspyramide« komplett auf den Kopf: Er rationiert uns Getreide und Kartoffeln, die laut den alten Empfehlungen das Fundament jeder gesunden Ernährung bildeten. Dafür gestattet er uns reichlich hochwertige Öle: aus Oliven, Fisch, Disteln, Nüssen und Kernen.

Zu Worms eigener Überraschung ist die DGE auf seine Kritik eingegangen. Die entsprechenden Kapitel seien gründlich umgeschrieben worden, teilten ihm zwei der DGE-Autoren vor einigen Wochen mit. Die deutsche Öffentlichkeit indes wartet weiter auf die aktualisierten Fett-Tipps.

Während in Sachen Fett die Fachmeinungen zusammenrücken, gehen sie beim nächsten großen Ernährungsthema auseinander: Ballaststoffen wurde bis vor kurzem eine wichtige Schutzwirkung gegen Darmkrebs zugesprochen. Nun jedoch haben Harvard-Forscher 13 einschlägige Studien genauer analysiert – und plötzlich nichts mehr von dieser Wirkung gesehen. Der scheinbare Effekt verschwand, als sie den möglichen Einfluss von rotem Fleisch, Folsäure und Kalorienmenge konsequent herausrechneten.

Das einst feste Ballaststoff-Dogma wankt – und allgemein der Glaube, man könne durch die richtige Ernährung Krebs verhindern. »Den großen Effekt, den wir in den neunziger Jahren gesehen haben, sehen wir zum Beispiel bei Obst und Gemüse heute nicht mehr«, räumt auch Heiner Boeing vom DIfE ein – und das, obwohl er kürzlich an einer europaweiten Studie mit ballaststofffreundlichem Ergebnis beteiligt war.

Selbst die größte Interventionsstudie, die je unternommen wurde, um den Einfluss von Ernährung auf Gesundheit zu erforschen, stiftet mehr Verunsicherung als Klarheit. 49 000 amerikanische Frauen jenseits der Menopause wurden nach dem Zufallsprinzip entweder aufgefordert, sich besonders fettarm und mit viel Obst und Gemüse zu ernähren oder wie gewohnt. Acht Jahre lang lief die Women's Health Initiative der US-Gesundheitsbehörde – und am Ende war die Verblüffung groß: Keiner der untersuchten Effekte, ob auf Krebs oder Herzinfarkt, war groß genug, um statistisch aussagekräftig zu sein.

Wenn also überhaupt kein Gesundheitseffekt eines bedachten Speiseplans mehr erkennbar ist: Dürfen wir nun, befreit von den Zügeln der Wissenschaft, munter drauflosfuttern? Besser nicht. Denn ein Mangel an Beweisen beweist noch lange nicht das Gegenteil. So zeigten sich während der Women's Health Initiative die prinzipiellen Grenzen von Interventionsstudien: Kaum ein Proband findet sich bereit, sich von der Wissenschaft in seinen Speiseplan reden zu lassen. Die Frauen in der Kontrollgruppe hatten im Durchschnitt täglich knapp vier Portionen Obst und Gemüse gegessen, die zu Pflanzenkost ermunterten Probandinnen hatten gerade mal knapp eine Portion mehr verputzt. Gut möglich, dass diese Steigerung zu klein war, um einen messbaren Unterschied zu bewirken.

Noch verschärft wird das Glaubwürdigkeitsdefizit der Ernährungsforschung durch den Einfluss der Industrie. Als US-Wissenschaftler vor sechs Jahren nachwiesen, dass Kakaogenuss die Verklumpung des Blutes verlangsamt, wurde vielfach gemeldet, Schokolade sei gesund, sie schütze vor Herzerkrankungen. Dabei hatten die Probanden gar keine Schokolade gegessen – sondern eben Kakao getrunken. Schon gar nicht hatten sie sich die Zucker- und Fettriegel des Studiensponsors Mars einverleibt, in denen Kakao nur eine Nebenrolle spielt.

Wenn sich heute zumindest Teile der Ernährungsforschung am Rand des wissenschaftlich Seriösen abspielen, dann könnten sie diese Grenze demnächst endgültig überschreiten – auf Druck der Politik: Im Januar 2007 wird es EU-weit Gesetz, dass Lebensmittelhersteller ihre Werbeaussagen wissenschaftlich belegen müssen, wenn sie darin heilsame Effekte behaupten. Die Idee der Gesetzgeber ist, die Verbraucher vor falschen Versprechungen zu bewahren. Die gute Absicht birgt aber auch die Gefahr, dass sich Wissenschaftler zu Handlangern der Auftraggeber machen lassen: wenn eine Studie davon motiviert ist, auf Teufel komm raus die Heilsversprechen auf der Produktpackung zu verifizieren.

Will die Ernährungsforschung künftig mehr produzieren als den nächsten Diäthype, dann braucht sie eine Pause zur Besinnung. »Wir müssen unsere Konzepte auf einer systematisch erfassten Datenlage aufbauen«, fordert DIfE-Forscher Boeing – eigentlich eine naturwissenschaftliche Selbstverständlichkeit. Nur ausgenüchterte Ernährungsforschung hätte Chancen, vielleicht doch noch ein klares Wirkgefüge zwischen Nahrung und Krankheitsrisiko zu erkennen.

Die ratlose Zwischenzeit dürfen auch die strengsten Gesundesser zum Genießen nutzen – und jeder Schlagzeile, die ihnen mit Zahlen und Vorschriften ins Essen pfuschen will, getrost mit Skepsis begegnen. Drei Sätze reichen Ursel Wahrburg von der Fachhochschule Münster, um die zeitlosen Wahrheiten gesunder Ernährung zu formulieren: »Esst weniger. Bewegt euch mehr. Und esst reichlich Obst und Gemüse.« Damit lassen sich keine Diätbücher verkaufen. Im Gegenteil, es macht die meisten davon überflüssig.

Audio www.zeit.de/audio

Foto: © Royalty-Free/corbis (Salami)

Käse im Feinkostladen, Kaffee und Tee im Kaufhaus, ein Supermarktregal voller Frühstücksfette und gestapelte Vitamine im Bioladen: Der 28-jährige Berliner Fotograf **Attila Hartwig** hat sich in Geschäften und auf Märkten einen Überblick über die **VERSORGUNGSLAGE** in Deutschland verschafft

Das Futter zum Erbgut

Rohfisch für Japaner, Innereien für Bayern: Welches Essen wir am besten verdauen, bestimmen unsere Gene VON BIRGIT HERDEN

Essen kann ungerecht sein: Warum darf der eine Mensch sein Leben lang unbeschadet fettes Fleisch schlemmen, während seinem Tischnachbarn bei gleicher Kost das Herz versagt? Die Ursache kann im Erbgut liegen: Je nach genetischer Ausstattung unterscheidet sich die Wirkung von Nährstoffen. Das ist die Ausgangsthese des noch jungen Forschungszweigs der Nutrigenomik, die das Zusammenspiel zwischen Genen und Ernährung untersucht.

Das Paradebeispiel der Nutrigenomik ist Laktose. Nach jahrtausendelanger Milchviehzucht hat sich in Europa eine genetische Variante durchgesetzt, dank der wir auch als Erwachsene noch Milchzucker verdauen können. Dagegen löst Milch bei vielen Afrikanern und Asiaten Übelkeit und Durchfall aus.

Andere genetische Unterschiede wirken sich subtiler aus. Zum Beispiel, wenn man Menschen unter kontrollierten Bedingungen Essen vorsetzt, das sich nur in der Zusammensetzung des Fettes unterscheidet. Das Blut von Probanden, die überwiegend pflanzliche Fette mit viel ungesättigten Fettsäuren essen, enthält weniger LDL-Cholesterin (Low Density Lipoprotein) als das von Menschen, die ausschließlich tierische Fette zu sich nehmen. LDL, die »böse« Form des Cholesterins, gilt als Risikofaktor für Herzinfarkt. In solchen Versuchen lassen sich Unterschiede im LDL-Blutwert von rund 15 Prozent erzielen. Was aber meist unerwähnt bleibt: Die Zahlen sind lediglich Durchschnittswerte. Bei jedem vierten Menschen bleibt das Blutfett entweder unverändert, oder die Werte verschlechtern sich sogar während der als allgemein für herzgesund befundenen Diät.

Die Nutrigenomik stöbert im Erbgut nach den genetischen Ursachen für solche Unterschiede: Ein genaueres Verständnis der Zusammenhänge könnte die Grundlage einer maßgeschneiderten Ernährungsberatung werden, meint Jose Ordovas von der Tufts University in Boston: »Wenn wir mit der traditionellen Vorstellung brechen, dass eine bestimmte Ernährungsform für alle Menschen die richtige ist, könnte uns das zum ersehnten Heiligen Gral bringen: zur Vermeidung und Therapie von Herz-Kreislauf-Erkrankungen durch Ernährung.« Ordovas hat eines jener Gene identifiziert, die die Blutfettwerte so stark von Mensch zu Mensch schwanken lassen können. Es ist die Bauanleitung für ein Enzym in der Leber, das den Auf- und Abbau des Cholesterins im Blut steuert. Drei von hundert Menschen tragen eine Mutation dieses Gens im Erbgut, die ihnen überdurchschnittlich gute Cholesterinwerte bescheren kann – solange sie sich fettarm ernähren. Essen diese Menschen allerdings viel tierisches Fett, dann verkehrt sich der schützende Einfluss ins Gegenteil: Dann sind ihre Cholesterinwerte, verglichen mit denen gleich ernährter Menschen, ungünstiger.

Das Zusammenspiel von Ernährung, Genen und chronischen Erkrankungen zu verstehen bedeutet ein Puzzle von gewaltiger Komplexität zu lösen. Chronische Erkrankungen werden von jeweils Hunderten von Genen beeinflusst, deren Variationen uns jeweils ein klein wenig anfälliger oder robuster machen. Prinzipiell wäre es denkbar, den Effekt dieser winzigen genetischen Veränderungen durch clever gewählte Nährstoffe zu beeinflussen – praktisch ist unser Verständnis der Zusammenhänge viel zu bruchstückhaft dafür. Da scheint es arg vermessen, dass erste kommerzielle Anbieter bereits Tests auf einige Gene verkaufen und dazu den maßgeschneiderten Ernährungsplan versprechen. Was die Kunden bekommen, ist dann auch wenig mehr als allgemeine Ratschläge für gesunde Ernährung, die nach Bezahlung mehrerer hundert Euro etwas ernster genommen werden.

Besseren und obendrein kostenlosen Rat bekommt man von Gary Paul Nabhan vom Center for Sustainable Environments an der Northern Arizona University: Am besten angepasst sei der Mensch an die Nahrung seiner Vorfahren, sagt er. Deshalb hat der Ethnobiologe eine Kampagne ins Leben gerufen, die Amerikas »gefährdete Esstraditionen« vor dem Aussterben bewahren soll. Tatsächlich variierte die Ernährung zwischen den Völkern bis vor wenigen Jahrzehnten beträchtlich und vereinheitlicht sich erst heute, im Zeitalter der globalen Lebensmittelkonzerne und Fast-Food-Ketten. Während die Inuit bis vor kurzem kaum Obst und Gemüse kannten und sich hauptsächlich von Fisch und Fleisch ernährten, essen Japaner traditionell sehr fettarm. Am Mittelmeer wiederum schwimmt alles in Olivenöl. In Süddeutschland könnten fern vom Meer die Traditionsgerichte mit Hirn und Innereien für die nötige Zufuhr an Omega-3-Fettsäuren gesorgt haben. Nabhans These wird von einer Untersuchung gestützt, die die Ernährungsforscherin Antonia Trichopoulou von der Universität Athen durchgeführt hat. Sie hat die Essgewohnheiten von fast 75 000 älteren Europäerinnen ausgewertet und folgert nun, dass die gerühmte Mittelmeer-Diät mit viel Gemüse und Olivenöl bei Griechinnen tatsächlich lebensverlängernd wirkt.

Bei deutschen Frauen allerdings hatte eine entsprechende Ernährungsumstellung keine Wirkung – jedenfalls keine positive: Sie starben eher ein wenig früher. Warum? Denkbar ist, dass unbekannte Variationen in unserem Erbgut dafür sorgen, dass der eine Mensch Olivenöl besser verwerten kann als der andere. Eine solche Variante könnte sich besonders in Gegenden durchsetzen, in denen viel Olivenöl konsumiert wird.

Mangels aussagekräftiger Genanalysen ist die eigene Herkunft daher nicht der schlechteste Wegweiser für eine individuelle Ernährungsberatung. Denn was die eigenen Vorfahren verzehrt haben, womit sie überlebt und erfolgreich ihre Nachkommen in die Welt gesetzt haben, das hat sich im Zusammenspiel mit den eigenen Genen bereits bewährt.

Die Aura der Karotte

Biokost hat kaum messbare Vorteile für den Konsumenten. Ob Gemüse gesünder ist, hängt eher von der Sorte ab

Welcher Kunde im Obstladen interessiert sich schon dafür, ob der Apfel an einem Südhang oder in einem Schattenloch groß geworden ist? Oder ob die Frucht an der Ostseite des Baums Morgensonne abbekommen hat oder eher von Westen her die Abendsonne? Viel eher fragt er nach »Bio« – im Glauben, damit das wichtigste Kriterium angesprochen zu haben, um für sein Geld möglichst viele Vitamine und Mineralstoffe zu bekommen.

Macht »Bio« wirklich den Unterschied? Erforschen Wissenschaftler die Inhaltsstoffe von Obst und Gemüse, stellen sie kaum Unterschiede zwischen ökologisch und konventionell erzeugten Lebensmitteln fest. »Entscheidend ist weniger, nach welchem System der Ackerbau betrieben wird«, sagt Jürgen Kundke vom Bundesinstitut für Risikoforschung (BfR) in Berlin. »Wichtiger ist die Sorte, die angebaut wird.« Wer scharf auf Vitamin C ist, findet den Stoff eher in der Sorte Braeburn als in Golden Delicious – unabhängig davon, ob öko oder nicht. Auch innerhalb einer Sorte fallen andere Kriterien ins Gewicht: wie der Boden beschaffen ist, wie reif der Apfel war, als er geerntet wurde.

Die Entscheidung, besonders naturverträglich zu produzieren, beeinflusst ernährungsphysiologische Werte kaum, weder bei den Eiweißen, noch bei Fetten, Kohlenhydraten, Mineralstoffen, Spurenelementen und Vitaminen. Das Gerücht, dass Biogemüse angeblich mehr Vitamine enthalte, kommt nach Ansicht des Paderborner Trophologen Helmut Heseker, Vizepräsident der Deutschen Gesellschaft für Ernährung, auch daher, »dass ökologische Erzeugnisse oft weniger Wasser enthalten«. Beziehe man den Vitamingehalt jedoch auf die reine Trockenmasse, ließen sich kaum Unterschiede feststellen.

Eher schon bei den Pestiziden. Zwar finden sich auch in Ökoprodukten Rückstände von Pflanzenschutzmitteln, aber in der Regel deutlich weniger. Letztlich kann ein Produkt nur so gut sein wie die Umwelt, in der es heranwuchs. Manchmal weht der Wind unerwünschte Chemikalien aus dem Luftraum eines konventionell produzierenden Nachbarn herüber. Oder die Wurzeln ziehen chemische Altlasten wieder aus dem Boden hervor.

Die Chemischen und Veterinäruntersuchungsämter Baden-Württemberg verglichen die Pestizidrückstände in Obst und Gemüse. Bei den Ökoprodukten lag der Gehalt bei lediglich 0,009 Milligramm pro Kilogramm. Die konventionellen Proben dagegen brachten es auf einen Schnitt von 0,4 Milligramm. Entsprechend bekommt der konventionell essende Mensch höhere Dosen ab, das legt auch eine Studie der Universität Washington nahe. Verglichen mit den Werten von Kindern, die Bioprodukte essen, enthielt der Urin von konventionell ernährten Kindern die sechsfache Menge an Abbauprodukten der Pestizide.

Ob deswegen ihre Gesundheit in Gefahr ist, das ist allerdings wieder eine andere – ungeklärte – Frage. Es gibt keinerlei Belege dafür, dass sich ein Mensch gesünder ernährt, nur weil er ausschließlich Naturalien mit Biozertifikat zu sich nimmt. »Wenn man sich mit konventionellen Lebensmitteln richtig ernährt, bekommt der Körper auch alle nötigen Inhaltsstoffe«, sagt Bernhard Watzl von der Bundesforschungsanstalt für Ernährung und Lebensmittel in Karlsruhe.

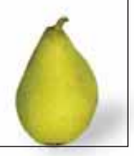
Watzl und seine Kollegen haben untersucht, wie der Genuss biologischer Produkte die Konzentration antioxidativer Stoffe im Blut verändert. Sie verabreichten ihren Probanden morgens ein Kilo Äpfel auf nüchternen Magen. Der Ökoapfel wies einen höheren Gehalt an Antioxidantien auf – und prompt auch das Blut jener Probanden, die diesen gegessen hatten. Zwar gelten Antioxidantien als Nützlinge im Körper. Dennoch folgt aus dem Karlsruher Befund noch keine gesundheitsfördernde Wirkung. Denn die höhere gemessene Konzentration einer Substanz lässt keinen Rückschluss darauf zu, ob der Körper von der Schwemme profitiert.

Die schwedische Ernährungswissenschaftlerin Lisbeth Johansson ging der Frage nach, ob Bioprodukte wenigstens besser schmecken. Die Antwort: subjektiv betrachtet schon, nicht aber im Blindtest. Glaubten die Testschmecker, eine Biotomate zu verputzen, bewerteten sie den Geschmack positiver – auch wenn es sich um eine konventionell gezogene Frucht handelte. Genauso umgekehrt: Das Bioprodukt schmeckte schlechter, wenn der Bioaufkleber fehlte. DZ

Foto [M]: © Maximilian Stock Ltd/photocuisine/corbis (Karotte)

Fotos (Ausschnitt): Attila Hartwig/NergerMAO.com für DIE ZEIT (Assistenz Tim Meier)

FERTIG oder frisch ist Nebensache. Hauptsache, die Vitamine sind noch drin



Wer's glaubt, isst selig

Lebensmittel sollen gesund machen: Mit Functional Food wollen Konzerne wie Nestlé ihre Gewinne steigern VON CHRISTIANE GREFE

Gewichtige Röllchen in der Taillengegend haben in Frankreich einen bezaubernden Namen: *poignées d'amour.* In der Fitnessgesellschaft jedoch lösen solche »Liebeshaltegriffe«, überhaupt jedes sichtbare Kilo, gleich an welcher Stelle des Körpers, fast immer Entsetzen aus: zu dick! Abspecken!

Als einer von unzähligen Beratern bietet sich den Betroffenen das »Ernährungsstudio« von Nestlé im Internet an. Dort können sie nicht nur mit ein paar schnellen Mausklicks ihren Body-Mass-Index und den persönlichen Energiebedarf ausrechnen. Es gibt auch einen »Bewegungs-Check«; und in einer Tabelle zum Ankreuzen werden die persönlichen Essgewohnheiten überprüft. Am Ende empfiehlt der virtuelle Berater dann zum Beispiel, auf den Fettkonsum zu achten. Und rät: »Obst und Gemüse können Sie einfach nicht zu viel essen!«

Keine wirklich neuen Empfehlungen, werden sich die 300 000 Selbstzweifler denken, die die Nestlé-Website täglich anklicken. Doch das Leben ist voller Widersprüche: Wer der Utopie der perfekten Ernährung, dem Traum von der endgültigen Schlankheit nachjagt, muss sich eben immer wieder Anleitungen zur Buße (oder zur Absolution) holen – und wenn er es bei einem der größten globalen Nahrungsmittelimperien tut. Schließlich macht Nestlé mit dem Verkauf von Tütensuppen und Frühstücksflocken, Eiskrem und Schokoriegeln – und nicht dem Verzicht darauf – jährlich mehr als 47 Milliarden Euro Umsatz.

Warum aber betrachtet ausgerechnet ein globaler Konsumverführer neuerdings Ernährungs-Coaching und Gewichtsmanagement als »Kernkompetenz«? »Denken Sie an die Loyalität, die damit aufgebaut wird.« Konzernchef Peter Brabeck-Letmathe hat noch nie ein Blatt vor den Mund genommen. Er war es, der vor acht Jahren »Nutrition, Gesundheit und Wellness« strategisch auf die Fahnen von Nestlé schrieb. Seither schickt die deutsche Zweigstelle auch Beratungsteams in Supermärkte, oder sie hilft einen Rezeptordner zu erarbeiten, mit dem das renommierte Dortmunder Forschungsinstitut für Kinderernährung das Mittagessen in Ganztagsschulen verbessern will. Und das ist erst ein Teil der Mission. Hunderte von Markenprodukten unter dem Nestlé-Dach sollen darüber hinaus auf ihre potenzielle Übergewichtsträchtigkeit überprüft werden: Hollandaise von Thomy etwa wird »légère«, dem Mövenpick-Eis ein Teil des Fetts entzogen, bei Maggi-Suppen heißt es: Salz raus – Vitamine (allerdings auch mehr Aromastoffe) rein.

Schließlich setzt Nestlé verstärkt auf Lebensmittel mit Zusatznutzen, so genanntes Functional Food, das weit über die gute alte Margarine oder den mit probiotischen Bakterien angereicherten Jogurt hinausreicht. Die ersten Müsliriegel namens Für Sie Plus (mit Betaglutan und Folsäure) und der Gemüsesaft Vegaplus aus der groß angekündigten Produktserie Nutrel wurden allerdings schon nach kurzer Zeit wieder vom Markt genommen.

»Das waren Versuchsballons«, erklärt leicht zerknirscht Werner Bauer, im Nestlé-Vorstand zuständig unter anderem für Forschung und Entwicklung. »Wir wollten zunächst verschiedene Marketing- und Vertriebswege ausprobieren«, beispielsweise den Verkauf über Apotheken und Drogeriemärkte. Vielleicht waren die Verbraucher aber auch skeptisch, weil Gesundheitszusätze keineswegs unumstritten sind: In zu großen Mengen können manche Vitamine auch schädlich wirken. Oder sie fragen sich: Was wirkt wie bei wem? Schließlich ist der Stoffwechsel eine durchaus individuelle Angelegenheit.

Auch deshalb spreche Nestlé, sagt Bauer, beim Functional Food jetzt meist »viel fokussierter« konkrete Konsumentengruppen an: Allergiker mit glutenfreier Nahrung. Ältere Menschen, die häufig mangelernährt seien. Frauen, die Falten fürchten. Sportler. Womöglich Alzheimer-Kranke: Demnächst wollen Nestlé-Wissenschaftler ihre Erkenntnisse über den Zusammenhang zwischen Ernährung und Gehirnleistung präsentieren.

Rund eine Milliarde Euro gibt der Welternährer vom Genfer See jedes Jahr für Forschung und Entwicklung aus. Und auf High-Tech-Nahrung setzen auch die Manager von Danone oder Unilever – nicht nur aus Sorge um die Volksgesundheit. Vielmehr kann die Lebensmittelbranche allein an der Verarbeitung billiger Rohstoffe wenig verdienen. Neben allerhand Marketing-Aufhübschungen soll daher das Gesundheits-Image zusätzlich »Werte schaffen«, sagt Nestlé-Chef Brabeck-Letmathe. Er glaubt, dass man künftig für Gewinnmargen von bis zu 25 Prozent »keinen roten Kopf mehr bekommen« müsse. Mit 8 bis 18 Prozent sind die Margen bei den ernährungsphysiologisch angereicherten Produkten noch nicht ganz so hoch. Aber laut Bauer setzt Nestlé mit Functional Food bereits knapp sieben Milliarden Euro um. Und der Markt wächst, auf dem angesichts des hohen Aufwands für Forschung und Zulassung mittelständische Konkurrenten gegenüber den Lebensmittelriesen deutlich weniger Chancen haben.

Die Sinnfrage allerdings bleibt: Tut's nicht bei Vitamin-A-Bedarf auch eine krachende Möhre oder ein Salatteller, muss es Folsäure sein? Gilt nicht wie eh und je der alte Sinnspruch: *»An apple a day keeps the doctor away«?* Werner Bauer zögert nicht, das Leben ist, wie gesagt, voller Widersprüche: »Da haben Sie schon Recht.« In der Alltagspraxis jedoch habe der bewegungsarme Verbraucher heute einen komplizierten Ernährungsbedarf: Deutlich weniger Kalorien müssten die ganze Vielfalt der Nährstoffe bieten. Kompakt.

Diese im Speiseplan zu liefern erfordere Wissen und Aufwand – »und Zeit, die wir doch alle kaum mehr haben«. Also her mit der »Power Bar Pria«, die »speziell Frauen« im stressigen »Time Management zwischen Arbeit, zu Hause und Fitness Studio« zwischen die Kiemen schieben sollen? Ulrike Gonder, die als Ernährungswissenschaftlerin für die Verbraucherorganisation foodwatch arbeitet, meldet Zweifel an. »Die Unternehmen bleiben den Beweis schuldig, dass ihre Mixturen mehr wert sind als normale Lebensmittel«, kritisiert sie. »Functional Food soll eine fragwürdige neue Abhängigkeit von der Industrie erzeugen.«

Im virtuellen Ernährungsstudio findet dieser zerknirschte Kunde am Ende zumindest seine erhoffte Absolution: die »Nascherlaubnis«. Schokolade, heißt es beruhigend, enthalte auch Antioxidantien: »Es tut gut, zu wissen, dass auch der süße Genuss mit einem kleinen Gesundheitsplus verbunden ist.« Zudem mache der Gehalt des Kakaoschmelzes an Tryptophan, einem Serotonin-Baustein, richtig glücklich, »und wie!» Und wie am allerbesten? Natürlich »in Form von Nuts, Kitkat, Lion & Co«. Alles von Nestlé. Oder wie wäre es mit Rolo, der Karamellpraline? Früher lockte sie im Kino noch mit dem Slogan »Rolo zu zweit«. Heute huldigt sie eiskalter Gier: »Zu gut zum Teilen«.

Ein Gesundheitskonzern, der für süße Dickmacher wirbt: Das Leben bleibt voller Widersprüche. Man kann es auch so sehen: Erst wenn man sich die Taillenröllchen angefuttert hat, kann man sie mit Niedrigkaloriennahrung auch wieder loswerden.

Es geht auch anders

Der Tiefkühlkost-Hersteller Frosta produziert Fertiggerichte ohne Zusatzstoffe. Nur die Milch ist noch nicht ganz »sauber« VON TANJA BUSSE

Friederike Ahlers hat »selbst einen leichten Schock« gekriegt, als bei Frosta über *clean label* diskutiert wurde. Denn da wurde der Tochter des Frosta-Besitzers erstmals bewusst, wie viel Chemie in einem Tiefkühlprodukt steckt: Blutlaugensalz als Rieselhilfe im Salz, Carageen in der Sahne, Betacarotin in der Butter, Nitritpökelsalz im Bauchspeck. Und so weiter.

Sechs Jahre ist es her, dass der Bremerhavener Tiefkühlproduzent nach einem Konzept suchte, um sich neben den Giganten Knorr und Iglu (beide Unilever) und No-Name-Produkten zu behaupten. Statt billiger wollte Frosta es lieber gesünder. So entstand die Idee vom Reinheitsgebot für Tiefkühlkost: der Verzicht auf Aromen, Geschmacksverstärker, Stabilisatoren, Süß- und Farbstoffe, also auf alles, was eigentlich nicht ins Essen gehört.

Die Datenbank der Verbraucher-Initiative listet rund 500 EU-weit zugelassene Zusatzstoffe für Lebensmittel auf. Einige dieser Stoffe hat auch Frosta verwendet – manche sogar, ohne es zu wissen. »Bei zwei Dritteln unserer Produkte waren auf der Inhaltsliste keine Zusatzstoffe deklariert«, erinnert sich Andreas Bosselmann, Leiter der Forschungs- und Entwicklungsabteilung bei Frosta. »Doch bei genauerem Hinsehen war kein einziges Produkt frei von Zusatzstoffen.« Diese seien schon in den Vormischungen der Zulieferer enthalten gewesen, »zum Teil, ohne dass wir davon wussten«.

Um ihr Rezeptur-Know-how zu schützen, gaben seinerzeit viele Lieferanten solche Informationen nicht an ihre Kunden weiter. Inzwischen gibt es zwar ein neues EU-weites Lebensmittelrecht, doch das hat die Deklarationspflicht nicht grundsätzlich verbessert. Nach wie vor müssen Zusatzstoffe nur dann deklariert werden, wenn sie im Endprodukt »eine technologische Wirkung« haben. Zu möglichen Gefahren bemerkt das Bundesinstitut für Risikobewertung in Berlin: »Zusatzstoffe sind unbedenklich, sonst wären sie nicht zugelassen«. Andererseits stellte das Institut in der Diskussion um die neue EU-Richtlinie fest, dass es an Daten fehle, um verlässliche Aussagen treffen zu können.

Es waren weniger wissenschaftliche Gründe, die Frosta zum Umdenken bewogen, als vielmehr marktstrategische Erwägungen: Eine Verbraucherstudie hatte gezeigt, dass die Konsumenten lieber Lebensmittel ohne Zusatzstoffe wollen. »Die braucht man auch gar nicht für Tiefkühlkost«, erklärt Felix Ahlers. Der Sohn des Vorstandsvorsitzenden und Großaktionärs Dirk Ahlers, seit 2003 im Vorstand des Unternehmens, hat vor seinem Wirtschaftsstudium eine Lehre als Koch gemacht. Der Unterschied zwischen dem, was er im Pariser Edelrestaurant Le Bristol – ausgezeichnet mit zwei Michelin-Sternen – über die Zubereitung von Lebensmitteln gelernt hat, und dem, was in den Bremerhavener Werkshallen seines Vaters zusammengerührt wurde, muss eklatant gewesen sein. Aber es hat ihn herausgefordert. »Ich dachte, es muss möglich sein, Tiefkühlgerichte wie in guten Restaurants zuzubereiten – auch in industrieller Dimension.«

Es war möglich, aber kompliziert. »Wir haben die Zahl unserer Gerichte von 100 auf 50 reduzieren müssen, weil viele Zutaten in der Menge, die wir brauchten, gar nicht ohne Zusatzstoffe zu bekommen waren: schwarze Oliven ohne Schwärzungsmittel zum Beispiel.« Und Kompromisse wollte Frosta nicht machen, »dann wären wir nicht glaubwürdig gewesen«. Seit dem 1. Januar 2003 liefert Frosta sämtliche Gerichte ohne Zusätze: ohne Schwefeldioxid etwa. »Alte Champignons bekommen nach einer Schwefelbehandlung eine schöne helle Farbe, und bei Shrimps verhindert man damit schwarze Flecken«, sagt Andreas Bosselmann. Schwefeldioxid suggeriert dem Konsumenten Frische, wo keine mehr ist. Wer darauf verzichten will, muss dafür sorgen, dass die Ware nach der Ernte beziehungsweise dem Fang schnell in die Frostung gelangt. »Unsere Lieferanten können dies sicherstellen«, sagt Bosselmann.

Nur Milchprodukte aus gentechnikfreier Fütterung kann Frosta bis heute nicht garantieren. Aber das Unternehmen hat gezeigt, dass ein Tiefkühlhersteller auf die üblichen Tricks verzichten kann – wenn er dafür etwas höhere Kosten in Kauf nimmt. 2003, im Jahr nach der Umstellung, brachen die Umsätze ein: 7,7 Millionen Euro Verlust wies Frosta am Jahresende aus. Es schien, als hätten die Marktfatalisten Recht behalten, die immer behaupten, allein der niedrige Preis bestimme den Erfolg. Erst ein neues Werbekonzept und veränderte Packungsgrößen brachten Frosta 2004 wieder in die Gewinnzone.

Sind Frosta-Gerichte jetzt gesünder? »Wir sind keine Mediziner«, sagt Friederike Ahlers. »Aber wir haben genug gelesen, um das Gefühl zu haben, dass Zusatzstoffe nicht unbedenklich sind.«

Was ist Erinnerung? Der Lübecker Psychologe

JAN BORN

untersucht die Zusammenhänge zwischen Lernen, Gedächtnis und Schlaf

VON ULRICH BAHNSEN

Forschung auf dem Kopfkissen

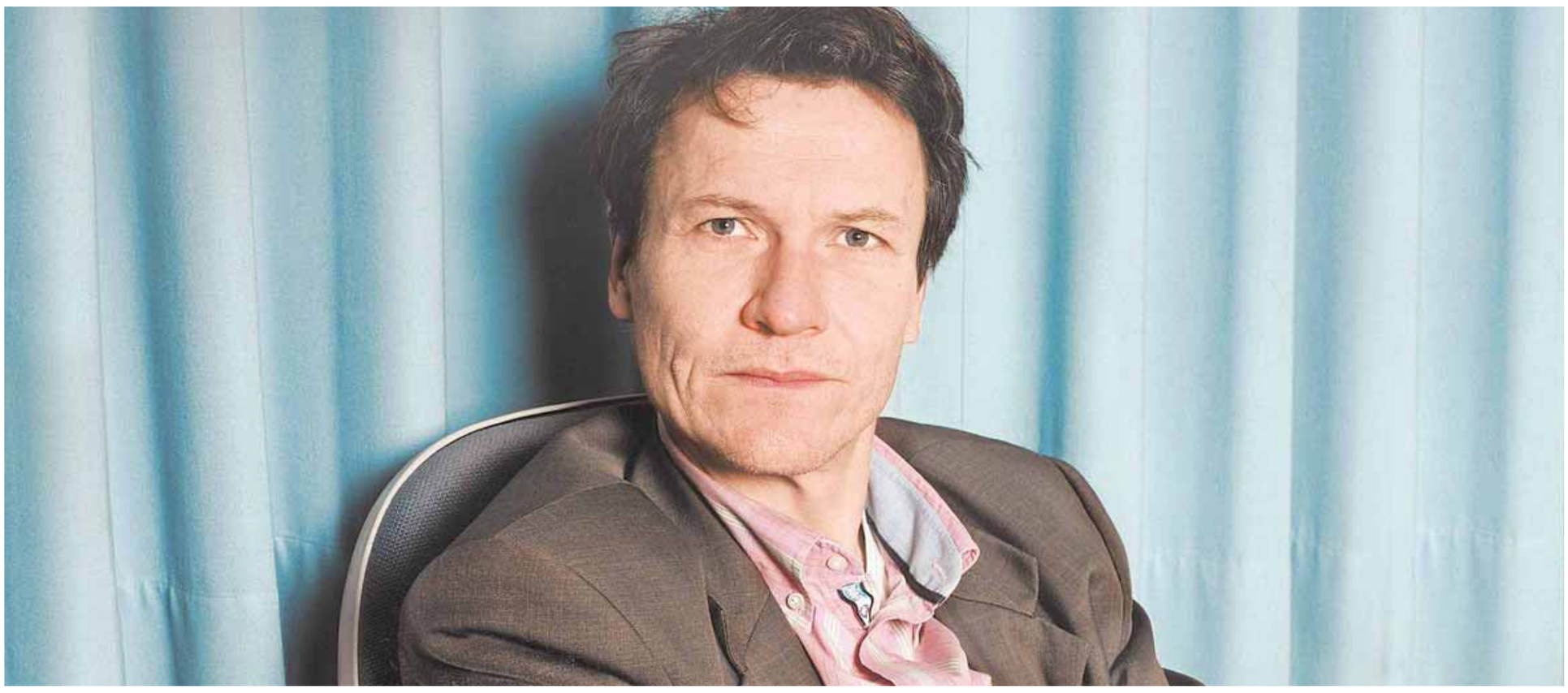


Foto [M]: Vera Tammen für DIE ZEIT

Am Kleinbahnhof Lübeck-St. Jürgen beginnt einer der wenigen Pfade zur deutschen Spitzenforschung. Einige hundert Meter den Mönkhofer Weg entlang, »und vor der Schranke zum Campus müssen Sie rechts zu dem langen Gebäude gehen«, hatte Jan Born den Weg in sein Reich am Telefon beschrieben, »Haus 23A«.

Haus 23A ist eine niedrige graue Holzbaracke am Rande des Geländes der Medizinischen Universität zu Lübeck. An der verglasten Eingangstür ein Schild: »Achtung Schlaflabor. Tür bitte leise schließen«. Die letzte Hürde ins Büro des Professors ist genommen, wenn man links unter den Jacken am Garderobenständer durchgetaucht ist. »Ich hol mal Kaffee«, sagt Born und schlängelt sich auf diesem Weg wieder hinaus. Die Sekretärin hat heute frei.

Ein riesiger Aktenschrank auf der einen Seite des großen, hellblau getünchten Raumes, auf dem Schreibtisch in dessen Mitte Stapel von Papieren, in der Ecke eine riesige Grünpflanze mit fleischigen Blättern: Ein Faible für innenarchitektonische Raffinesse hat Jan Born offenkundig nicht. Ihn drängt es vielmehr nach Erkenntnis. Er ist der Direktor des Instituts für Neuroendokrinologie der Universität zu Lübeck, und sein Büro hat er, um zu arbeiten.

Wenn der Tiefschlaf fehlt, leidet die Erinnerung

Hier will er mit seinen 15 Mitarbeitern eines der ganz großen Geheimnisse des Menschen enträtseln helfen: Wie funktioniert das Gedächtnis? Was geschieht beim Lernen, und wie bleibt, was gelernt wurde, im Gehirn? »Es gibt kein Bewusstsein ohne Gedächtnis. Ohne Erinnerungsfähigkeit zersplittert es in lauter Momente.«

Seit Jahren untersucht er die Rolle des Schlafs bei der Gedächtnisbildung. Dass Schlaf wichtig ist, wenn das Gehirn zuvor Gelerntes im Gedächtnis verankert, wissen die Hirnforscher aus Experimenten mit Versuchstieren und auch mit menschlichen Probanden. Ein wichtiger Teil der Gedächtnisbildung findet offenbar während der Tiefschlafphasen statt. Was etwa das Gehirn von Medizinstudenten am Tag an Fakten, Zahlen oder Begriffen aufgenommen hat, wird zunächst im Hippocampus zwischengespeichert. Im Schlaf übt das Hirn das Gelernte gleichsam weiter und verlagert die Gedächtnisinhalte dabei in feste Erinnerungsspeicher im Neokortex. Während dieser Schlafphase sendet es langsam oszillierende elektrische Signale aus, die so genannten Deltawellen.

Schon vor Jahren hat Born mit seinen Mitarbeitern nachgewiesen, wie wichtig der Tiefschlaf für das Gedächtnis ist. Verwehrte er Probanden den Deltaschlaf, so konnten sie sich am nächsten Tag schlechter an zuvor Gelerntes – etwa an neue Wörter – erinnern als jene Versuchspersonen, die schlafen durften. Noch vier Jahre später könne man bei erneuten Tests der Versuchspersonen den Unterschied zwischen Schläfern und Nichtschläfern erkennen, erzählt er. »Das sind Langzeitprozesse.« Müssen Menschen also schlafen, um ihre Erinnerungen zu erzeugen?

Born hat in Tübingen Psychologie, Mathematik und »ein bisschen Philosophie« studiert. Von daher mag ein leichter Hang zu blumigen Formulierungen übrig geblieben sein, denn seine Antwort lautet: »Schlaf ist ein Bewusstseinsverlust, der Bewusstsein schafft.«

Aber ihn faszinieren auch andere Funktionen im menschlichen Gehirn, etwa der Einfluss von Hormonen und der Tag-Nacht-Rhythmus in den Aktivitäten der Nervennetze. Dafür musste er sich auch mit Biologie und Physiologie beschäftigen. So verließ er Tübingen und wechselte an die State University von New York in Stony Brook, um biologische Psychologie zu studieren. Mit dem Abschluss in der Tasche kehrte er nach Deutschland, nach Ulm, zurück, um noch mehr in Medizin und Physiologie dazuzulernen, und hatte damit eine individuell gestaltete Ausbildung absolviert. »So etwas gab es in den achtziger Jahren in Deutschland noch gar nicht.« Inzwischen wird diese Ausbildung in den neurowissenschaftlichen Studiengängen angeboten. Schließlich wurde Born, frisch habilitiert, als Professor für biologische Psychologie an die Universität Bamberg berufen. Das war 1989, und er war mit gerade 31 Jahren der jüngste Professor in Bayern.

Jetzt ist er 48. Groß und schlaksig, könnte er wie ein Doktorand wirken, wären da nicht die ersten Falten um die Augen und das Auftreten eines Mannes mit der Autorität eines Wissenschaftlers, der in der Forschung schon allerhand gesehen hat. »Born to be write« steht an seiner Bürotür geschrieben. Mehr als 40 wissenschaftliche Arbeiten hat er allein in den vergangenen sechs Jahren veröffentlicht – darunter eine ganze Reihe in erstklassigen Fachzeitschriften.

Vor wenigen Tagen hatte Born wieder einen ziemlich spektakulären Auftritt, diesmal im prestigeträchtigen Fachblatt *Nature.* Auch diesmal ging es um Deltawellen, jene langsamen Oszillationen im Hirn während des Tiefschlafs, die ihn schon in seiner Diplomarbeit in den Vereinigten Staaten beschäftigt hatten. Die jüngste Veröffentlichung befasst sich nun damit, was geschieht, wenn man das Gehirn im Schlaf elektrisch stimuliert. Born und seine Kollegen hatten einer Gruppe Medizinstudenten Elektroden an den Kopf geklebt und so deren Deltawellen im Tiefschlaf künstlich verstärkt. Am nächsten Tag schnitten die Testpersonen bei Gedächtnistests um acht Prozent besser ab als Kommilitonen, die ohne Strom geschlafen hatten.

Damit haben die Lübecker Forscher ein altes Rätsel der Hirnforschung gelöst. Bislang war nur offenbar, dass Deltawellen im Hirn während der Gedächtnisfixierung auftreten. Doch ob sie etwas mit diesem Prozess zu tun haben oder nur zufällig zur selben Zeit beobachtet werden, war immer ein Geheimnis geblieben. Borns Experiment hat die Sache jetzt geklärt: Wenn die Gedächtnisleistung durch eine Verstärkung der Deltawellen verbessert werden kann, müssen sie auch ursächlich für das Gedächtnis sein. Die Oszillationen sind gleichsam die messbaren Bugwellen der elektrischen Vorgänge, mit denen das Hirn die Erinnerung aus dem Zwischenspeicher im Hippocampus in den Kortex schiebt.

Gesunder Schlaf hilft also sicherlich beim Lernen, sagt Born: »Immerhin, Einstein war ein bekannter Langschläfer.« Aber auf praktische Tipps für den Alltagsgebrauch will er sich nicht einlassen. Er hat auch nicht vor, einen Apparat zu entwickeln, den man sich des Nachts über den Kopf stülpt, um besser zu lernen. Angewandte Forschung ist ihm ohnehin suspekt, und auch von der Exzellenzinitiative hält er wenig. »Was wird denn da gefördert? Das ist doch Applied Technology. Beide Exzellenzunis sind technische Universitäten, die nicht mit Grundlagenforschung glänzen. Von mir aus wunderschön – aber das ist es nicht, was mich interessiert.«

Eine Frage bleibt noch unbeantwortet: Wie kommt die Zeit in das Gedächtnis?

Ihn interessiert etwas ganz anderes. Und das will er unbedingt noch herausbekommen: »Wie kommt die Zeit in das Gedächtnis?« Auch das ist noch ein großes Rätsel. Im Traum erscheint es zum Beispiel in dieser Form: Man träumt, in einem brennenden Zimmer eingesperrt zu sein. Es gibt kein Entkommen, doch dann hört man das Martinshorn, die Feuerwehr rückt an – und man erwacht. Dann aber stellt sich heraus: Das Martinshorn war der Wecker. »In Wahrheit hat Ihr Gehirn den Wecker gehört und daraufhin den Traum konstruiert«, erklärt Born, »und im Gedächtnis hat es den zeitlichen Ablauf umgekehrt.«

Und wie ist das möglich? Er habe da schon eine Idee gehabt, wie das funktioniert. Aber leider habe dieser Geistesblitz den ersten Experimenten nicht standgehalten. »Mist«, sagt Born, »das muss ich jetzt erst mal verdauen.«

Foto [M]: Matthieu Spohn/PhotoAlto

Der Mensch …

Jan Born ist Direktor des Instituts für Neuropharmakologie an der Universität Lübeck. Er wurde 1958 in Celle geboren, ist verheiratet und hat zwei Kinder. Bereits mit 31 Jahren wurde der Psychologe zum Professor an die Universität Bamberg berufen. Dort verbrachte er »zwei wunderbare Jahre. Das Bier ist großartig.« Als Mitglied einer klinischen Forschergruppe wechselte der Psychologe schließlich nach Lübeck.

… und seine Idee

Wie erzeugt das Gehirn sein Gedächtnis? An dieser Frage hat Born sein gesamtes bisheriges Forscherleben gearbeitet. Ohne Gedächtnis gibt es kein Bewusstsein. »Und ohne Erinnerungsvermögen hätten wir auch keinen Begriff von der Zeit.« Born will herausfinden, wie sich Nervennetze verändern, wenn eine Erfahrung in der Erinnerung gespeichert und dabei nachträglich verwandelt wird.

ERFORSCHT UND ERFUNDEN

Wie die Klimaschwankungen in Arktis und Antarktis in der vergangenen Eiszeit miteinander verknüpft waren, hat ein internationales Forscherteam ermittelt, dem auch das Bremerhavener Alfred-Wegener-Institut angehört. Die Wissenschaftler verglichen dazu einen Bohrkern aus dem Eis der Antarktis mit einer ähnlichen Probe aus Grönland. Dabei wurde jeweils der Methangehalt im Eis ermittelt, denn die unterschiedlichen Konzentrationen des Gases lassen Rückschlüsse auf die Temperaturen zu verschiedenen Zeiten zu. Ergebnis: Vor 20 000 bis 55 000 Jahren erwärmte sich die Antarktis immer dann, wenn es im Norden kalt wurde. Umgekehrt kühlte es am Südpol ab, wenn sich die Arktis wieder erwärmte. Selbst kleinste Temperaturschwankungen wirkten sich auf die andere Hemisphäre aus. Ausgelöst wurde diese bipolare Klimaschaukel vermutlich von Meeresströmungen, die sich bei Temperaturschwankungen veränderten *(Nature,* Bd. 444, S. 195).

Ein erstaunliches Langzeitgedächtnis bewiesen Tauben und Paviane in einem Erinnerungstest, den Forscher in der Zeitschrift *PNAS* beschreiben. Sie brachten jeweils zwei der Tiere bei, unterschiedliche Farbbilder mit einem von zwei zufällig ausgewählten Schlüsselreizen zu verknüpfen. Pro Versuchsreihe sahen die Tiere 120 – zur Hälfte neue, zur Hälfte bereits bekannte – Motive und lernten diese dem richtigen Schlüsselreiz zuzuordnen. Nach über drei Jahren konnten sich die Tauben an 800 bis 1200 unterschiedliche Kombinationen erinnern und hatten damit nach Ansicht der Forscher ihre Grenzen erreicht. Das Gedächtnis der Paviane jedoch sprengte den Versuchsrahmen: Bei Testende memorierten die Primaten 3500 bis 5000 Kombinationen – und waren noch längst nicht am Rand ihrer Kapazitäten.

Blinden Mäusen haben britische Forscher zu neuem Sehvermögen verholfen. Sie transplantierten den Tieren bereits weit entwickelte Retinazellen aus Mäuseföten in die Netzhäute. Die übertragenen Zellen nahmen offenbar Kontakt mit der Nervenschicht in den Augen der Versuchstiere auf und übertrugen Signale ins Gehirn. Solche Versuche hatten Wissenschaftler früher mehrfach mit undifferenzierten Netzthautstammzellen durchgeführt – und waren stets gescheitert. Entscheidend für eine erfolgreiche Zelltherapie der Netzhaut sei offenbar, fötale Zellen aus einem bestimmten Entwicklungsstadium zu verwenden, schreiben die Forscher *(Nature,* Bd. 444, S. 203).

$E = mc^{\$\$}$

Zum Popstar der Wissenschaft wurde Albert Einstein schon zu Lebzeiten. Doch das große Geld war damals, in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts, mit dem öffentlichen Ruhm noch nicht zu machen. Erst heute, gut 50 Jahre nach seinem Tod, wird der Schöpfer der Relativitätstheorie zum Großverdiener. In einer Rangliste der **bestverdienenden Toten,** die das US-Wirtschaftsmagazin »Forbes« kürzlich veröffentlichte, belegt Einstein mit einem Jahreseinkommen von 20 Millionen Dollar den dritten Platz. Auf dem ersten Rang liegt – unschwer zu erraten – der King of Kings, Elvis Presley, mit 53 Millionen; ansonsten konnte sich nur die 1994 verstorbene Rockgröße Kurt Cobain vor Einstein schieben. Dafür ließ der Physiker Berühmtheiten wie Andy Warhol und Marilyn Monroe hinter sich. Fairerweise sei ergänzt, dass sich die »Forbes«-Liste auf das Jahr 2005 bezieht, in dem weltweit das Einstein-Jahr gefeiert wurde. Allein die Bildrechte an Einsteins Konterfei brachten da 5 Millionen Dollar ein, dazu kamen Lizenzgebühren von **Einstein-Videos, -Puppen und -Spielzeug.** Nutznießerin des Geldsegens ist die Hebrew University in Jerusalem, die Einsteins Nachlass verwaltet und als Erbe auftritt.

Die schuldengeplagte Stadt Berlin dagegen, in der Einstein die fruchtbarste Zeit seines Lebens verbrachte, geht leider leer aus. Dafür kann man hier mit Hilfe des soeben erschienenen Reiseführers **»Einsteins Berlin«** von Dieter Hoffmann (Wiley-VCH Verlag) den ehemaligen Wirkungsstätten des Physikers einen Besuch abstatten.

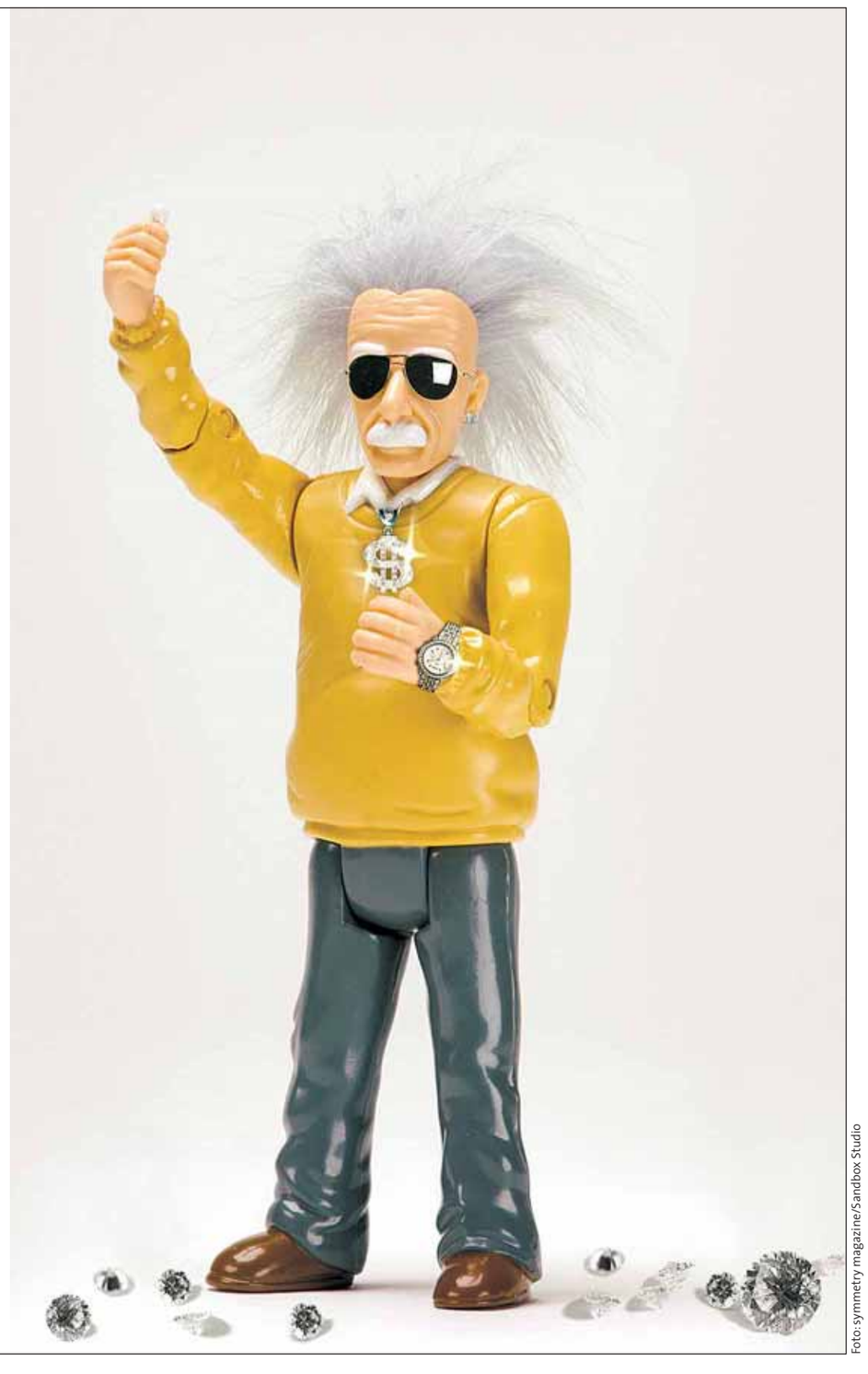


Foto: symmetry magazine/Sandbox Studio

STIMMT'S?

Revolutionskuchen

Die französische Königin Marie Antoinette soll auf die Vorhaltung, die Armen könnten sich nicht einmal mehr Brot leisten, geantwortet haben: »Dann sollen sie eben Kuchen essen!« Ein Beispiel für die Arroganz des Hochadels vor der Französischen Revolution – oder eine Legende? **NILS WINDELER, ROSTOCK**

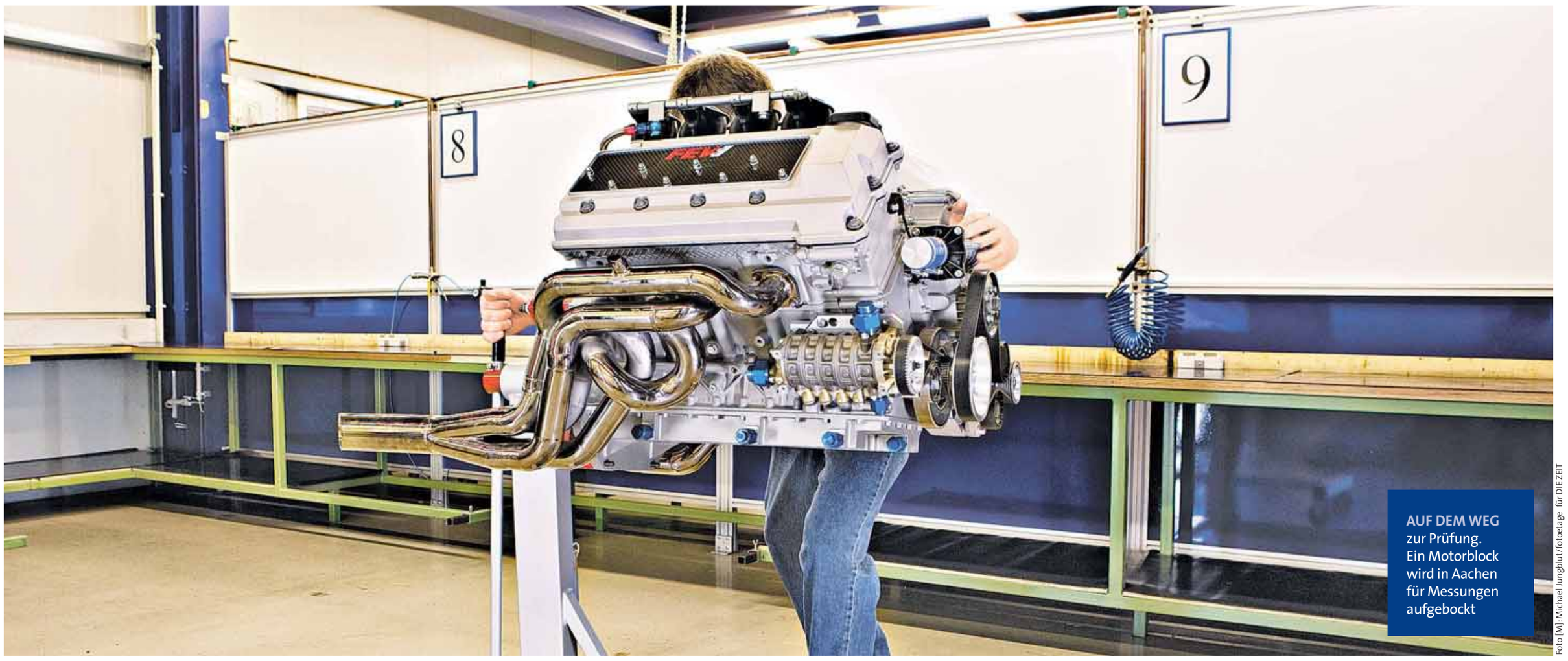
Der französische Schriftsteller und Moralist Jean-Jacques Rousseau prangerte gern die Dekadenz und den Sittenverfall des Adels an, der in Saus und Braus lebte, während das Volk darbte – eine jener Ungerechtigkeiten, die schließlich die Französische Revolution hervorriefen. In seinen *Bekenntnissen* schrieb er, dass »eine große Prinzessin angab, als man ihr sagte, die Bauern hätten kein Brot … ›So mögen sie Kuchen essen‹«.

Rousseau schrieb diese empörten Zeilen um das Jahr 1766. Marie-Antoinette war zu der Zeit eine zehnjährige Prinzessin und lebte als Tochter von Kaiser Franz I. und Maria Theresia am Hof in Wien – wohl kaum die »große Prinzessin«, von der Rousseau berichtet, zumal der Dichter sich auf eine Begebenheit bezieht, die sich noch einige Jahrzehnte früher zugetragen haben soll. Da Rousseau die Anekdote nicht weiter belegt, wird es für Historiker wohl für immer rätselhaft bleiben, ob sie wahr ist oder ein Ausfluss dichterischer Fantasie. Aber eines ist nachweisbar: Von Marie Antoinette stammt der Ausspruch nicht.

Dabei hätte er zumindest zu der späteren Königin ganz gut gepasst. Marie Antoinette heiratete im Jahr 1770, also mit 14 Jahren, den französischen Thronerben Louis-Auguste, den späteren König Ludwig XVI. Mit ihrem verschwenderischen Lebensstil machte sie sich nicht nur beim Volk verhasst, auch am Hof war sie umstritten, zumal sie ja keine Französin war. Und so waren es wohl politische Gegner, die am Vorabend der Revolution das angebliche Zitat in Umlauf brachten: *S'ils n'ont pas de pain, qu'ils mangent de la brioche!* Ein weiteres Beispiel also aus der Kategorie »falsch, aber gut erfunden«. 1793 machten die Revolutionäre der »Witwe Capet« den Prozess, und am 16. Oktober wurde sie auf der heutigen Place de la Concorde mit der Guillotine hingerichtet, wie zuvor schon ihr Ehemann. **CHRISTOPH DRÖSSER**

Die Adressen für »Stimmt's«-Fragen:
DIE ZEIT, Stimmt's?, 20079 Hamburg, oder stimmts@zeit.de.
Das »Stimmt's?«-Archiv: www.zeit.de/stimmts

Audio www.zeit.de/audio



AUF DEM WEG zur Prüfung. Ein Motorblock wird in Aachen für Messungen aufgebockt

Foto (M): Michael Jungblut/fotoetage für DIE ZEIT

Päpste in Aachen

An der Technischen Hochschule entstehen die Motoren der Zukunft. In enger Kooperation mit der Industrie eilen die Ingenieure der globalen Konkurrenz voraus

VON BURKHARD STRASSMANN

Kann der Papst ein Kind haben? Nun ja, es ist denkbar. Doch kann sein Kind auch wieder Papst sein? In den heiligen Hallen der Forschungsgesellschaft für Energietechnik und Verbrennungsmotoren GmbH (FEV) in Aachen sitzt Stefan Pischinger und gibt sich bescheiden. Die Bezeichnung »Motorenpapst« weist er von sich. Sie gehört seinem Vater, Franz Pischinger, dem Firmengründer und Guru in der Szene der Motorenentwickler. Doch offenbar lebt es sich auch im Schatten des Papstes recht gut. Vielleicht weil das Geschäft der Pischingers eine gewisse Diskretion voraussetzt. Bei ihnen nämlich geben sich konkurrierende Automobilindustrielle aus aller Welt die Klinke in die Hand – oder eher: Sie müssen aneinander vorbeigeschleust werden. Besser, man weiß nicht voneinander. Jedes Wort zu viel an die Konkurrenz kann bares Geld kosten. Pischinger und seine 1000 Mitarbeiter in Aachen (weltweit sind es 1400) sind Geheimnisträger.

Die FEV ist ein Musterbeispiel für das, was man das »Aachener Kuschelmodell« nennen könnte. Auf geradezu unnachahmliche, fast unheimliche Weise sind in Aachen Wissenschafts-, Wirtschafts- und Bildungsstrukturen verschränkt und vernetzt. Mit offenbar fruchtbaren Folgen. Sieht man vom Aufstieg der Alemannia in die erste Fußball-Bundesliga ab, ist Aachen seit einiger Zeit insbesondere als »Leuchtturm« der Forschungslandschaft in die Schlagzeilen geraten.

Stefan Pischinger verkörpert das Kuschelmodell in mehrfacher Hinsicht: Er leitet nicht nur seine Motorenschmiede, sondern ist auch Inhaber des Lehrstuhls für Verbrennungskraftmaschinen und Leiter des Instituts für Thermodynamik an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule (RWTH). In all diesen Funktionen hat er – in der Community durchaus unüblich – 1997 seinen Vater, den Motorenpapst, beerbt. Die Hochschule sah sich ehedem wegen des Vorwurfs der Vetternwirtschaft (eigentlich: Väterwirtschaft) veranlasst, mit einem Zusatzgutachten den Eigenwert des Juniors zu belegen (der immerhin am Bostoner MIT promoviert hat).

Dort in Boston hat man keine Werkstätten. Sondern Labs. Auch in Aachen arbeitet man in hellen Hallen, an aufgeräumten Arbeitsplätzen. Irgendwie unölig wirkt die Umgebung. In diesen Laboren zur Spezialbehandlung hochgezüchteter Triebwerke wird geforscht und entwickelt. Aber was genau? Schwer herauszukriegen. Selten steht, wo FEV drinsteckt, auch FEV drauf. Nur von ein paar historischen Erfolgen darf Pischinger reden. So entstand in Aachen der erste Diesel für einen Jaguar. Auch der erste serienproduzierte Rußpartikelfilter, für den Peugeot so viel Lob bekam, ist ein Pischinger-Baby.

Doch was hier aktuell entsteht, ist top secret. Es geht um die Motoren der Zukunft, um neue Technologien für Auto, Lok und Schiff. Um Hybridantriebe, Brennstoffzellen, supersparsame und superstarke Triebwerke. Auf der firmeneigenen und komplett abgeschirmten Teststrecke im nahen Alsdorf drehen Prototypen ihre Runden, die Auto-Paparazzi nur zu gern »abschießen« würden.

Die Forschungsprojekte entstehen überwiegend im Kundenauftrag. Bei einer Firmenbesichtigung sieht man darum jede Menge blauer Lappen, die bedecken, woran die FEV-Spezialisten gerade arbeiten. Kein Externer darf erfahren, dass – zum Beispiel – hier Motoren von Premiumherstellern zerlegt werden. Am Ende gar Motoren mit Problemen. Vielleicht geht es auch um »Benchmarking«. Das Vergleichen mit der Konkurrenz ist ein gern genutztes Angebot der Aachener, der Kunde will wissen, wo sein Motor in punkto Effizienz, Emissionen und Krach im internationalen Wettbewerb steht.

Der Mix aus anwendungsorientierter Forschung und direkter Belieferung des Marktes mit Produkten und Dienstleistungen ist kennzeichnend für das Aachener Modell. Das hat sich im Laufe des letzten Jahrhunderts prächtig entwickelt und wurde zum Erfolgsmodell, das andere Hochschulstandorte vor Neid erblassen lässt. Im Rahmen der Exzellenzinitiative von Bund und Ländern zur Förderung der Spitzenforschung landete Aachen unter den besten Zehn und bekam eine Graduiertenschule und zwei Exzellenzcluster bewilligt.

Man hätte den Titel Elite-Uni gern auch noch mitgenommen. Doch wirklich angewiesen war man weder auf die Ehre noch das dazugehörige Geld. Die RWTH strotzt vor Selbstbewusstsein. Immerhin mehr als ein Viertel ihres Etats kommt aus der Industrie und von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG). Die größte Technische Hochschule Deutschlands spielt in einigen Disziplinen in der MIT-Liga. Schier aus dem Häuschen gerät der nordrhein-westfälische Minister für Innovation, Andreas Pinkwart, wenn es um seine exzellenteste Forschungs- und Lehranstalt geht: »Die RWTH besitzt wie keine andere Technische Universität in Deutschland die Fähigkeit, neue Produkte und Produktionsverfahren in Zusammenarbeit mit der Wirtschaft zu entwickeln.« Elite? Ist man sowieso.

Entsprechend dicke Backen macht auch Stefan Pischinger. Als Lehrstuhlinhaber hatte er ebenfalls ein Exzellenzcluster beantragt, Thema: »Maßgeschneiderte Kraftstoffe aus Biomasse«. Leider kam er damit nicht durch. Doch als Firmenchef sagt er: egal! Machen wir das eben allein; Biosprit ist längst keine Zukunftsmusik mehr, sondern ein Top-Thema für innovative Forschung. »Fünf bis zehn Prozent unserer Projekte sind eigengetrieben«, sagt er. »Solche Projekte sind unsere Zukunftssicherung.«

Am anderen Ende von Aachen, nahe der niederländischen Grenze, residiert das zweite leuchtturmverdächtige Schwergewicht der Aachener Forschungslandschaft, das Werkzeugmaschinenlaboratorium (WZL) der RWTH. Kaum ein großer Maschinenbaubetrieb in Deutschland, in dem keine WZL-Absolventen arbeiten. Einer der bekannteren ist Porsche-Chef Wendelin Wedeking, der dem Institut zum diesjährigen hundertsten Geburtstag den Satz schenkte: »Ich bin stolz darauf, dort promoviert zu haben.«

Wer die »deutsche Ingenieurskunst« lernen will, ist hier richtig. Denn das Aachener Kuschelmodell integriert mit großer Selbstverständlichkeit die Bildung. »Praxisorientierte Ausbildung« heißt auch: Die künftigen Ingenieure lernen ihre künftigen Chefs schon während des Studiums kennen. Forschung und Lehre sind Teil der Produktion. 1980 hatte man noch die Auftragsforschung von der Lehre trennen wollen und dem Hochschulinstitut WZL ein Fraunhofer Institut für Produktionstechnologie (IPT) zur Seite gestellt. Doch WZL und ITP sind längst vereint. Im Direktorium beider Einrichtungen sitzt Günther Schuh, Inhaber des Lehrstuhls für Produktionssystematik, der die Ausrichtung des WZL so beschreibt: »Unser Ziel ist es, die produzierende Industrie zu langfristigem und dauerhaftem Erfolg zu führen.«

Was immer die Industrie braucht, hier ist es in Arbeit. Neue Werkstoffe, bessere Zahnräder, Rapid Prototyping, virtueller Fabrikanlagenbau, intelligente Werkzeugmaschinen, Automatisierung, Messtechnik. Aber auch für Unternehmensentwicklung, Benchmarking und Qualitätsmanagement gibt es Forschungsgruppen. Ungeschriebenes Gesetz ist, dass die Forschungsergebnisse sich rasch in die betriebliche Praxis umsetzen lassen müssen.

Der ganze Stolz des WZL ist ein Tortendiagramm, in den Jahresberichten groß und farbig in Szene gesetzt. Es zeigt die Finanzierung. 2005 trug die RWTH nur mit 31 Prozent zum Etat bei. Der Rest: Drittmittel. Das freut den Landesvater Jürgen Rüttgers: »Ich wünsche mir, dass dieses Erfolgsmodell Schule macht.« Aber Aachen hatte es auch leichter als andere. In Zeiten, als man sich an anderen Unis noch mit Parolen wie »Dienst am Volk« zu befassen hatte, schaffte es Motorenpapst Pischinger senior, dem damaligen Bildungsminister Johannes Rau unter Androhung der Abwanderung die Erlaubnis abzutrotzen, als Hochschullehrer auch Unternehmer zu sein. Die Geburtsstunde der FEV. Und der Beginn einer allseits begrüßten »Wertschätzung der Anwendung«, wie der Junior heute sagt.

Den Vorteil des Aachener Kuschelmodells erklärt er so: Durch die enge Zusammenarbeit mit der Industrie – in Aachen gibt es keinen Maschinenbauprofessor ohne Firmenerfahrungen – wird der »Spirit der Industrie« in Forschung und Lehre übertragen. Man »lernt die Spielregeln, wie Produkte entwickelt werden. Die muss man kennen, um die Forschung zu lenken.« Nicht zuletzt geht es dabei auch um so etwas wie »Stallgeruch«. Um mit der Industrie ins Geschäft zu kommen, muss man nach Industrie riechen.

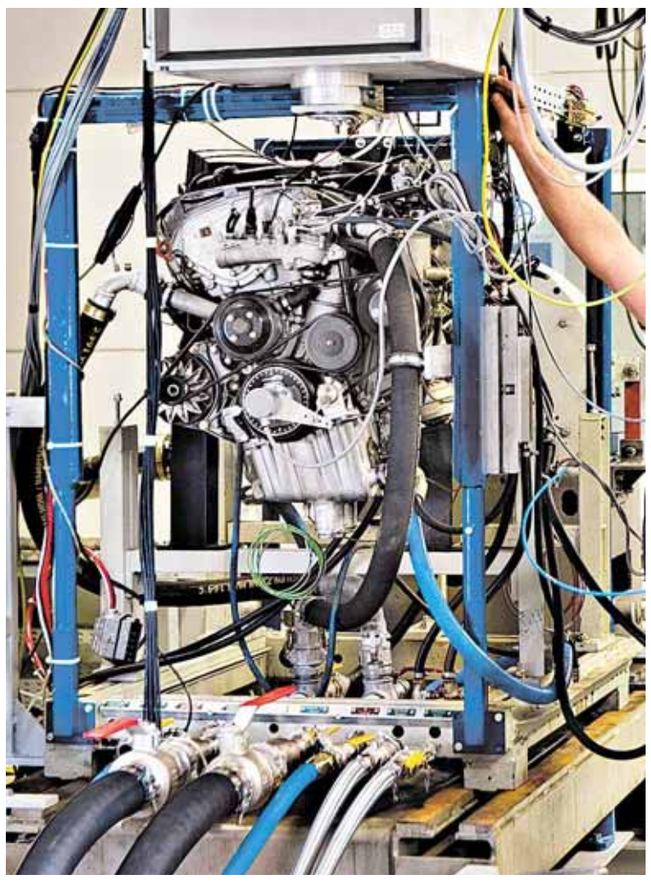
Und die Freiheit der Forschung? Wo bleibt die? Stefan Pischinger sieht sie nicht kompromittiert. Im Gegenteil: »Freiheit ist, wenn ich Geld habe, frei zu forschen. Ohne Geld und Geräte bin ich unfrei.« Wobei diese Art von Freiheit ihre speziellen Grenzen hat. Zwar sagt Pischinger jederzeit, was er wissenschaftlich für richtig hält. Politische Statements indes gibt es nur *off the record*. Sie könnten die Kunden irritieren.

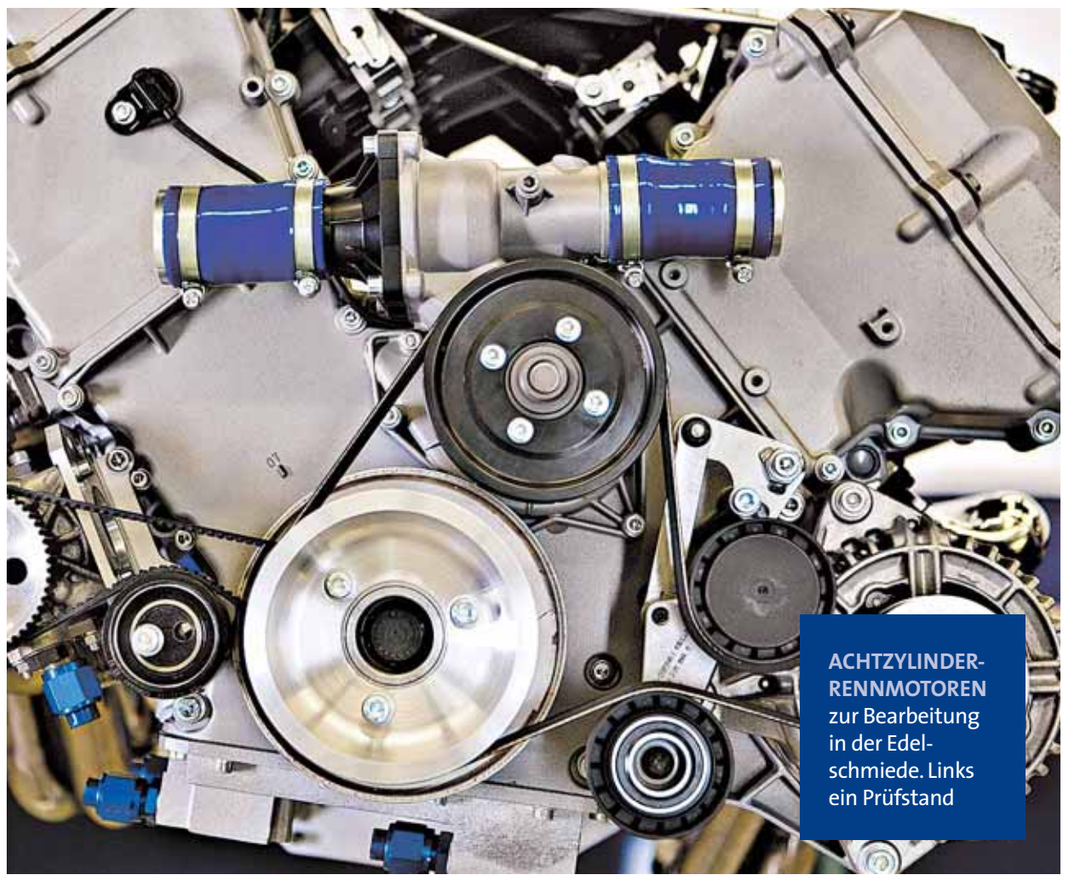
Mitten im Erfindungsreich

In dieser Woche stellt die Deutsche Telekom Stiftung gemeinsam mit dem Bundesverband der Deutschen Industrie (BDI) den **Innovationsindikator 2006** vor. Die Studie zur Innovationsfähigkeit von siebzehn führenden Industrieländern wurde vom Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung in Berlin erstellt.

In einem Spezial zum Thema Innovation fragt die ZEIT, was Aachen zum Ort der Spitzenforschung werden ließ, schildert das Engagement der Wirtschaft in Schulen (Seite 53) und analysiert die Daten der Studie (Seite 54). Die Bilder hat Michael Jungblut im Aachener Motorenentwicklungsbetrieb FEV aufgenommen.

Weitere Informationen im Internet:
www.zeit.de/2006/46/innovationsindikator





ACHTZYLINDER-RENNMOTOREN zur Bearbeitung in der Edelschmiede. Links ein Prüfstand

Gymnasium im Windkanal

Bremer Oberstufenschüler dürfen am Hochschul-Institut für Aerospace-Technologie lernen. Wem kommen solche Kooperationen zugute? **VON DIRK ASENDORPF**

Die ersten drei Tage der Oberstufe haben Mattis, Mara, Emre und 22 weitere Bremer Gymnasiasten auf dem Segelflugplatz verbracht. Flügeldesign, Startgeschwindigkeit, Navigation – jeder hat eine praktische Kurzeinführung in die Geheimnisse des Fliegens erhalten und durfte selbst dreimal mit abheben. In der Woche darauf gab es eine Führung durch die Labors der Hochschule Bremen. Satellitenprüfstand, Windkanal, Vakuumkammer – »Es war schon verlockend, zu sehen, was es da alles gibt«, sagt Mara. Seitdem üben sich die Teilnehmer am »Oberstufenprofil Luft- und Raumfahrt« in Triebaufschub. Denn bevor sie ein praktisches Projekt beginnen dürfen, stehen erst mal theoretische Grundlagen auf dem Stundenplan.

Gelernt wird nicht im Klassenzimmer, sondern in einem Seminarraum des Hochschul-Instituts für Aerospace-Technologie am Bremer Flughafen. »Wir sind jetzt in der Schwarzbrotphase«, sagt Michael Eberz, der Physiklehrer – ein leicht gelichteter Lockenkopf mit offener Weste und abgewetzter Ledertasche, aus der er die nächste Folie zur Beschleunigungslehre zieht. Eberz ist ein Lehrer, dem es Spaß macht, wenn sich Schüler für den Unterricht begeistern. Einen Tag pro Woche verbringt er mit ihnen am Hochschul-Institut. In drei Jahren will er ihnen einen Einblick in die Kunst des Fliegens verschaffen. Für die Finanzierung des exklusiven Unterrichts haben Schulen und Hochschule einen Sponsor gewonnen. Die Telekom-Stiftung gibt pro Schuljahr 40 000 Euro – je zu einem Drittel für die beiden beteiligten Gymnasien und das Hochschul-Institut.

Überall in Deutschland haben in den vergangenen sechs Jahren Schulen den Kontakt zu Wirtschaftsunternehmen und Wissenschaftlern gesucht. Auf 4000 bis 5000 wird die Zahl derartiger Partnerschaften bundesweit geschätzt. Die Spanne reicht dabei vom einmaligen Sponsoring eines Schulfestes durch einen lokalen Getränkemarkt über die Ausstattung von Computerräumen mit Hard- und Software bis hin zu einer langjährigen inhaltlichen Zusammenarbeit wie die in dem Bremer Oberstufenprofil.

Dort diskutieren die Schüler in Wirtschaftslehre, gleich nach der Physikstunde, die akute Krise des Airbus-Konzerns. »Hamburg hat 670 Millionen Euro in den Ausbau des Airbus-Werks investiert, und jetzt war das vielleicht umsonst«, referiert Nikolai. In fünf Arbeitsgruppen haben sich die Pennäler das Thema vorgenommen, das Bremer Airbus-Werk ist nur ein paar hundert Meter entfernt.

»In den letzten Jahren ging es Airbus gut, da hatten wir keinerlei Nachwuchsprobleme«, sagt Bernd Steckemetz, Leiter des Instituts für Aerospace-Technologie. In den neunziger Jahren war das anders, und auch die aktuelle Airbus-Krise wird sich in den Bewerberzahlen für den Studiengang widerspiegeln, davon ist der schlaksige Luftfahrtingenieur überzeugt. Die Kooperation mit der gymnasialen Oberstufe war seine Idee. Er verspricht sich davon fähige Studienanfänger für die Zukunft. Und ab sofort eine Verbesserung der Lehre.

In mehreren Diplomarbeiten entwickeln seine Studenten Lehr- und Lernmaterial für den projektorientierten Schulunterricht. »Die Schüler werden etwa Flugzeugflügel entwerfen, als Modell bauen, im Windkanal testen und den technischen Bericht dann auf Englisch präsentieren«, sagt Steckemetz. Oft spricht der Hochschullehrer von »den Studenten«, wenn er die Schüler meint. Die Zusammenarbeit von Schule und Hochschule liegt ihm ebenso am Herzen wie die Kooperation mit den umliegenden Luft- und Raumfahrtunternehmen – neben Airbus auch die Raketen- und Satellitenschmieden EADS Space und OHB sowie die Lufthansa-Flugschule und kleine Zulieferunternehmen. Für die Hochschulabsolventen sind es Arbeitgeber, für die Schüler bieten sie Praktikumsplätze.

In Nordrhein-Westfalen haben Land und Wirtschaft eine gemeinsame Stiftung für die Partnerschaftsvermittlung gegründet. Das Ergebnis: Fast die Hälfte aller 2800 allgemeinbildenden Schulen des Bundeslandes kooperieren inzwischen mit einem Unternehmen. »Am Anfang wurde das vor allem unter dem Gesichtspunkt des Sponsorings gesehen«, sagt Stiftungssprecher Hermann Meuser, »inzwischen geht es oft auch um Know-how-Transfer, und zwar in beide Richtungen.« Unternehmen bieten Praktika, Lehrerfortbildung oder Bewerbungstraining für Schüler, die Schulen stellen qualifizierte Azubis und pädagogische Unterstützung bei der betrieblichen Weiterbildung bereit.

Doch auch reines Sponsoring nimmt zu. »Das ist ein interessanter Markt für die Unternehmen«, sagt Meuser, »denn seit immer mehr Jugendliche Ganztagsschulen besuchen, bricht der Nachmittagswerbemarkt im Fernsehen zusammen.« Natürlich müsse auch beim Sponsoring der »pädagogische Nutzen« immer im Vordergrund stehen, und sei er rein monetär. Dennoch werden Angebote sehr selten abgelehnt. Erst nach langem Nachdenken fällt dem Stiftungssprecher ein Beispiel ein: Mit einer Spende wollte sich eine Softdrinkfirma das Exklusivrecht zur Aufstellung von Getränkeautomaten auf Schulhöfen sichern.

Kritik am Boom der Schulpartnerschaften ist jedenfalls kaum zu hören. Zu verlockend sind die Möglichkeiten, die sich in Zeiten chronisch knapper Kassen bieten. Im Bremerhavener Schulprojekt »Highsea« arbeiteten zum Beispiel 22 Schüler drei Jahre lang in enger Kooperation mit Meeresbiologen und Polarforschern des Alfred-Wegener-Instituts an wissenschaftlichen Projekten – ohne 45-Minuten-Takt und Fächergrenzen *(ZEIT* Nr. 41/06, Chancen). »Daran ist wirklich nichts zu kritisieren«, sagt Bernd Winkelmann, Landesvorstandssprecher der Bremer Lehrergewerkschaft GEW. Trotzdem macht ihm die Popularität solcher »Leuchtturmprojekte« Sorgen. »Nur drei Prozent der Bremerhavener Oberstufenschüler können daran teilnehmen. Problemorientierter Projektunterricht in kleinen Gruppen sollte aber auch für die anderen 97 Prozent angeboten werden.« Doch daran ist nicht zu denken. Zwei Drittel der Bremerhavener Lehrer gehen in den nächsten zehn Jahren in den Ruhestand, nur etwas mehr als jeder Zweite soll ersetzt werden.

Für das Bremer »Oberstufenprofil Luft- und Raumfahrt« dagegen hat Bildungssenator Willi Lemke – schon als Fußballmanager von Werder Bremen ein großer Freund des Sponsorings – zusätzlich acht Lehrerstunden lockergemacht. Und wenn die Wirtschaftslehrerin Annegret Bellstedt einfach einen Klassensatz nagelneuer Betriebswirtschafts-Lehrbücher anschaffen kann, spürt sie oft neidische Blicke der Kollegen. Müssen die doch mit Atlanten arbeiten, in denen die Bundesrepublik noch an die Tschechoslowakei und die DDR grenzt. »An der Hochschule haben wir eine ganze Bibliothek zur Verfügung, und wir können jederzeit in den Computerraum«, freut sich Bellstedt. Und fragt sich doch manchmal, ob die Aufteilung in Eliteprofil und Normalprogramm wirklich richtig ist.

35 Schüler hatten sich für das Oberstufenprofil beworben, die 25 mit dem besten Notendurchschnitt wurden ausgewählt. »In diese Schüler wird investiert, das soll sich ja lohnen«, sagt Oberstufenkoordinator Albert Lex. Aber er sieht auch den Widerspruch zum allgemeinen Bildungsauftrag: »Eine Klage gegen das Auswahlverfahren hätte wohl Erfolg gehabt.« Auch die Nähe der kooperierenden Luft- und Raumfahrtbetriebe zur Rüstungsindustrie hat manchem Lehrer Sorgen gemacht. »Informell ist das mal angesprochen worden«, sagt Wilfried Hornung, der Leiter des Bremer Gymnasiums, »in der Konferenz war es aber nie Thema.« Und so werden sich die Profilschüler in ihrem ersten großen Projekt mit Raketentechnik befassen.

In der Metallwerkstatt der Hochschule können sie ein funktionsfähiges Triebwerk bauen. Zur Prüfung der Feinsteuerung gibt es im Labor nebenan einen Gaslagertisch, dessen Luftstrom Testobjekte in der Schwebe hält. Der kostbare Messstand gehört Astrium, dem Hauptauftragnehmer ziviler wie militärischer Satelliten in Deutschland. »Es ist schon verlockend, mit solch professionellem Gerät zu experimentieren«, meint Physiklehrer Eberz. Der Projektunterricht lockt nicht nur die guten Schüler, sondern auch die besonders engagierten Lehrer.

In der Schule muss sich Eberz dagegen als Meister der Improvisation bewähren. Die physikalischen Grundlagen des Rückstoßes studieren die Profilschüler auf dem Schulhof an Plastikflaschen. Wasser dient als Treibstoff, mit einer Luftpumpe wird Druck erzeugt. Der Lerneffekt sei ähnlich wie auf dem Teststand der Hochschule, sagt Eberz. »Aber die Schüler nehmen das eine als Spielerei wahr, das andere als wissenschaftliches Arbeiten.« Wenn mit den in die Jahre gekommenen Geräten aus dem Physikraum experimentiert wird, passen die gemessenen Werte nie zur Theorie. Die Auswertung besteht dann vor allem in der Suche nach Messfehlern. »Dabei kann man viel lernen«, sagt der Physiklehrer, »manchmal ist es aber auch schön, wenn ein Versuch perfekt funktioniert«.

Weitere Informationen im Internet:
www.zeit.de/2006/45/junioringenieure

Bewegung im Mittelfeld

Der »Innovationsindikator 2006« zeigt: Deutschland gewinnt an Fahrt. Aber andere Nationen sind schneller. Ein Gespräch mit dem Ökonomen Axel Werwatz über Risikofreude, Bildung und Korruption

DIE ZEIT: Der Innovationsindikator 2006 liegt vor und beschert Deutschland unter 17 Industrienationen einen siebten Rang. Ist das eine gute oder schlechte Platzierung?

Axel Werwatz: Deutschland liegt im Mittelfeld, mit deutlichem Abstand zu den Spitzenreitern. Ganz vorne liegen die USA, wie schon letztes Jahr. Sehr stark sind Finnland, Schweden und Dänemark. Die Schweiz ist neu hinzugekommen und prompt einige Ränge vor uns gelandet. All diese Nationen sind nicht etwa nur in einem Punkt besser als wir, sondern in einer ganzen Reihe von Faktoren, die Innovationsfähigkeit ausmachen: zum Beispiel bei den Neugründungen oder in der Forschungsintensität. Immerhin beurteilen wir die Situation Deutschlands insgesamt etwas günstiger als 2005 – was auch daran liegt, dass wir anders gemessen haben.

ZEIT: Soll das ein Witz sein? Sie schauen die Daten anders an, und schon sieht es schöner aus?

Werwatz: Sagen wir es so: Früher hatten wir einen Feldstecher, heute eine Brille, mit der wir mehrere Bereiche klar sehen können. Aber auch Deutschland hat sich bewegt – nur sind die anderen währenddessen nicht stehen geblieben.

ZEIT: Bewegen sich unsere Wettbewerber dynamischer als wir?

Foto [M]: Nikola Kuzmanic

AXEL WERWATZ vom Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung

Werwatz: Innovation ist ein kontinuierlicher Prozess. Diese Vorstellung, wir seien schon morgen viel innovationsfähiger, wenn wir heute nur an den richtigen Schrauben drehen, ist eine Illusion. Eine Tatsache dagegen ist: Die anderen bewegen sich mindestens so schnell wie wir.

ZEIT: An welchen Schrauben sollten wir drehen?

Werwatz: An vielen gleichzeitig! Innovation ist ein Mehrkampf, und zu den Disziplinen gehören zum Beispiel Forschung und Entwicklung. Drei Prozent vom Staatshaushalt für F & E, wie es die EU anstrebt, das ist ein gutes Ziel. Doch Innovationspotenzial steckt auch im Gesundheitssystem oder im Wettbewerb. Das Fundament aber ist das Bildungssystem.

ZEIT: Und das bezeichnen Sie in Ihrer Studie als »Deutschlands gravierendste Schwäche«.

Werwatz: Bildung ist unser größtes Problem. Wir haben herausbekommen, dass unser Bildungssystem zu wenig Leute hervorbringt, die wir für Innovationen brauchen. Verglichen mit den anderen Industrienationen, mangelt es uns an Uni-Absolventen. Eine andere Ressource stünde uns zur Verfügung, aber wir nutzen sie viel zu wenig: die Frauen. Frauen in Natur- und Ingenieurwissenschaften. Die Skandinavier und die Amerikaner sind da einfach einen Schritt weiter.

ZEIT: Was verbindet so unterschiedliche Spitzenreiter wie die USA und Finnland, warum sind beide höchst innovativ?

Werwatz: Innovation hat viel mit Risiko zu tun. Man beginnt etwas Neues, und das kann schief gehen. Diese Länder finden Leute, die in riskante Unternehmen investieren.

ZEIT: Ist die deutsche Gesellschaft mutlos?

Werwatz: Wir haben die Risikobereitschaft untersucht und dabei gefragt, ob man eine Firma auch dann gründen würde, wenn der Erfolg unsicher wäre. In diesem Punkt schneiden die Angloamerikaner deutlich besser ab als wir.

ZEIT: Wie wichtig sind solche »weichen Faktoren«?

Werwatz: Das, was wir die »Systemseite« unserer Studie nennen, und wo es um Finanzen oder Patente geht, ist leicht messbar und relativ gut erforscht. Wenn wir erklären wollen, warum die Amerikaner und die Finnen so gut sind, müssen wir aber auch die »Akteursseite« betrachten. Hier geht es um die Bürger, das gesellschaftliche Klima. Diese Seite ist schwieriger zu beschreiben, und belegt ist wenig. Zu den Indikatoren gehört das Grundvertrauen in unbekannte Partner: Ist einer bereit, mit Fremden zusammenzuarbeiten? Der amerikanische Wirtschaftswissenschaftler Richard Florida sagt, dass man Technologie, Talent und Toleranz braucht, um kreativ und produktiv zu sein. Sie finden allerdings keine Studie, die belegt, dass Florida Recht hat. Es gibt immer noch Wissenschaftler, die sagen, die Betrachtung solcher weichen Faktoren gehöre ins Feuilleton.

ZEIT: Wir legen einen Euro auf den Tisch. Was empfehlen Sie? Wo sollte er investiert werden?

Werwatz: In Bildung. Diese Aufgabe hat Top-Priorität für die Politik. Wir sollten Geld in die Vorschulen stecken, damit sich die Talente von Migrantenkindern entfalten können.

ZEIT: Der Gesamtindikator errechnet sich aus 180 Einzelindikatoren. Wie bestimmen Sie das Gewicht jedes einzelnen Faktors?

Werwatz: Der eine Weg ist, Leute zu befragen, die etwas davon verstehen: Manager, auch aus kleinen und mittleren Unternehmen. Deren Stimmen ergeben ein Gewicht für Bildung, für Forschung und Entwicklung, für Vernetzung, für Regulierung. Doch allein innerhalb des Komplexes Bildung gibt es eine ganze Reihe von Faktoren. Einer ist die Weiterbildung, und in den fließen wiederum mehrere Subindikatoren ein. Diese Unmengen an Indikatoren können wir nicht durch Befragungen gewichten. Also berechnen wir deren Gewicht statistisch. Diejenigen Indikatoren »belohnen« wir mit größerem Gewicht, die deutliche Unterschiede zwischen den untersuchten Ländern offenbaren. Nur wo die Streuung groß ist, entsteht Erklärungskraft.

ZEIT: Sie haben in der Studie 2006 auch Bundesländer untersucht: Baden-Württemberg und Nordrhein-Westfalen. Was unterscheidet die?

Werwatz: Eine Menge. Wir haben hier neben Bildung und Forschung die Umsetzung, also den Erfolg auf dem Markt untersucht. Da sieht man, dass Baden-Württemberg mit Produkten an der Spitze steht, in denen viel Forschung steckt. Das Bundesland ist sogar besser als die USA. NRW ist nicht schlecht, aber landet nur im Mittelfeld. Überrascht hat uns, dass das reiche und erfolgreiche Baden-Württemberg in der Bildung gar nicht besser abschneidet als Deutschland insgesamt. Auch dieses Bundesland hat ein Bildungsproblem.

ZEIT: Wenn man sich das Innovationsprofil im Detail ansieht, erkennt man im Vergleich mit dem Vorjahr ein paar zarte Verbesserungen für Deutschland, etwa bei Forschung und Entwicklung. Um fünf Ränge nach unten gerutscht sind wir jedoch beim Wettbewerb. Was heißt das?

Werwatz: Dass wir anders gemessen haben. Wir versuchen ja immer, unsere Messungen zu verbessern. 2006 haben wir Daten zur Korruption mit reingenommen. Korruption verhindert Innovationen, denn wenn ich Aufträge durch Bestechung kriege, muss ich mich nicht mehr anstrengen.

ZEIT: Deutschland ist korrupter als die Konkurrenten?

Werwatz: Manche mag das überraschen: Wir gehören nicht zu den Saubermännern, sondern liegen im Mittelfeld, auf Rang 9. Die Daten dazu stammen aus einer Analyse von Transparency International.

ZEIT: 2005 schwächelte nach Ansicht von Fachleuten der deutsche Maschinenbau, weil sich die Ingenieure zu viele teure Neuerungen ausgedacht hatten. Gibt es auch ein Zuviel an Innovation?

Werwatz: Der Gedanke ist gar nicht so dumm. Denn was ist die richtige F-&-E-Quote: 3 Prozent? 8 Prozent? Oder 10? Es kann ja auch vieles schief gehen. Innovationen sind riskant. Wenn man den Ingenieuren Geld gibt, erforschen die alles Mögliche. Wir haben in der Studie auch China und Indien beleuchtet. Für solche Länder ist es gar nicht optimal, jetzt schon auf den Innovationsschnellzug aufzuspringen. Man kann von deren Entwicklungsniveau aus auch toll wachsen, ohne riskante Unternehmungen. Etwa indem man effizienter wird und seine Kostenvorteile ausspielt. Letztlich muss man sagen: Innovation ist kein Wohlfühlthema. Viele innovative Firmen gehen Pleite. Die meisten Forschungsprojekte enden im Aus.

ZEIT: Gibt es auch ein Zuviel an Innovationsdebatte?

Werwatz: Ganz klar: nein! Das Thema braucht einen langen Atem. Dass Innovation ins Zentrum des Regierungshandelns rückt, ist richtig. Eher würde ich sagen: mehr davon!

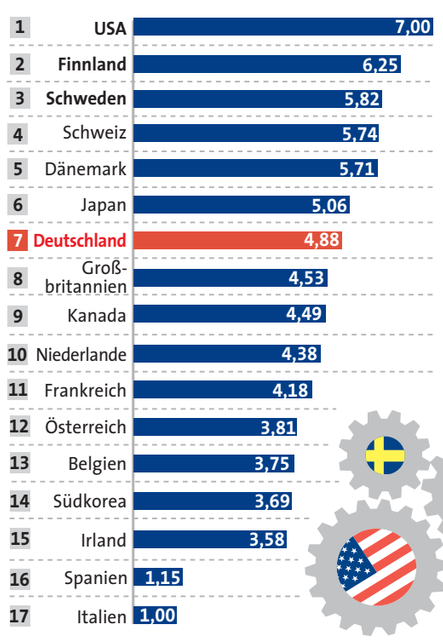
DAS GESPRÄCH FÜHRTEN **ANDREAS SENTKER** UND **BURKHARD STRASSMANN**

IM STRÖMUNGS-LABOR wird der Weg des Brennstoffs in die Brennkammer untersucht

alle Fotos: Michael Jungblut/fotoetage für DIE ZEIT

Mäßig innovativ

Deutschlands Innovationsfähigkeit im Vergleich mit den führenden Industrieländern

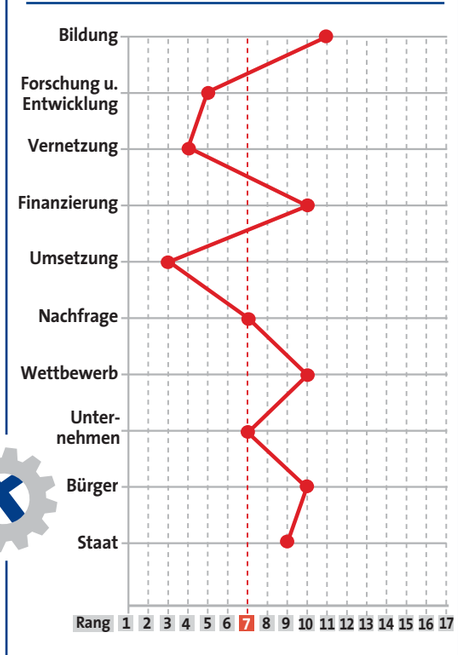


Der Punktwert – für Deutschland 4,88 – setzt sich aus der Bewertung von 180 Einzelindikatoren zusammen.
Deren Gewichtung wurde durch die Befragungen von Managern und statistische Methoden festgelegt.

ZEIT-Grafik/Quelle: DIW Berlin

Bildungslücke

Deutschlands Stärken und Schwächen im Innovationsprofil



Die Abweichungen der Einzelindikatoren vom 7. Platz zeigen die Stärken und Schwächen Deutschlands.
Das unterdurchschnittliche Abschneiden der »Bürger« beruht unter anderem auf mangelnder Risikofreude.

ZEIT-Grafik/Quelle: DIW Berlin

FEUILLETON

»Vor allem bin ich nicht ich«

Ein Gespräch mit Deutschlands bestem Entertainer Hape Kerkeling über seinen Weg zur Erleuchtung, die Grenzen von Satire und Leser-Reporter auf dem Herrenklo

Foto (M): © Enver Hirsch/ photoselection

DIE ZEIT: Herr Kerkeling, Ihr Buch über Ihre Pilgerreise auf dem Jakobsweg steht seit Monaten ganz oben in den Bestsellerlisten. Warum bloß?
Hape Kerkeling: So, jetzt könnte ich Ihnen was ganz Schlaues antworten. Kann ich aber nicht. Ich weiß es einfach nicht. Offensichtlich haben Menschen, die das Buch gelesen haben, es weiterempfohlen. Und das sind Menschen, die in einem ähnlichen Tempo laufen, ticken, denken, reden wie ich.
ZEIT: Sie sind es gewohnt, ein Quotenkönig zu sein. Wie ist es, ein Bestsellerautor zu sein?
Kerkeling: Es fühlt sich ganz komisch an. Ich muss da noch reinwachsen. Geben Sie mir noch ein paar Stunden.
ZEIT: Ihr Buch heißt lapidar: *Ich bin dann mal weg.* Wie einfach war es für Sie, einfach mal weg zu sein?
Kerkeling: Das war einfach, weil ich einfach krank wurde. Ich musste mich operieren lassen, die Gallenblase wurde entfernt, und danach hatte ich noch einen Hörsturz. Da musste ich mir eine Ruhepause gönnen.
ZEIT: Und dann haben Sie sich der größten körperlichen Herausforderung Ihres Lebens gestellt?!
Kerkeling: Es stand zwar in meinem Wanderbuch: Erste Etappe sehr schwierig. Aber dass ich dann

»Ich würde und werde mich mit dem Islam öffentlich nicht beschäftigen. Aus Angst«

auf den Zähnen laufen würde, war mir so nicht bewusst.
ZEIT: Das Motto Ihres Buches heißt: »Der Weg stellt jedem nur eine Frage: Wer bist du?« Haben Sie eine Antwort gefunden?
Kerkeling: Ja, eine vorläufige. Ich kann das nicht in einem Satz beantworten. Vor allem bin ich nicht ich. Verstehen Sie, was ich meine? Man denkt doch immer, man ist ich. Ist man aber nicht. Das ist so ein Aufbau, den man sich macht. Ich bin weder Bestsellerautor, auch wenn das gut klingt, und auch kein Komiker. Das Ich ist eigentlich nicht wesentlich und eigentlich nicht da … Können Sie mir folgen?
ZEIT: Es geht so. Der Weg nach Santiago gilt als Erleuchtungsweg. Sind Sie jetzt erleuchtet?
Kerkeling: Wie, finden Sie, sehe ich aus? Nein, erhellt bin ich vielleicht. Die eigentliche Essenz, die ich aus dem Weg gezogen habe, ist sehr banal, aber dafür bin ich sehr weit gelaufen: dass man in jeder Sekunde seines Lebens komplett neu von vorne anfangen kann.
ZEIT: Sie bezeichnen sich selbst als »Buddhisten mit christlichem Überbau«.
Kerkeling: Ich bin Christ. Gelernt katholisch, ausgetreten. Der Buddhismus ist für mich der Schlüssel für diese Kiste, die ich bisher nicht verstanden habe. Und dieser Schlüssel passt in die Schatzkiste, und wenn ich die aufmache, kommt für mich Christentum raus. Ist verwirrend, fühlt sich aber ganz gut an.
ZEIT: Sie haben auch an einem Reinkarnationsseminar teilgenommen, bei dem herauskam, Sie seien am Ende des Zweiten Weltkriegs ein polnischer Mönch gewesen, der von den Nazis erschossen wurde. Hatten Sie schon immer einen Hang zur Esoterik?
Kerkeling: Ich bin wahnsinnig neugierig. Deshalb hat mich das interessiert. Ich schreibe ja auch, dass ich große Zweifel habe, ob mir das wirklich so passiert ist. Aber das ist natürlich keine Nachricht. Erst »Kerkeling – Mönch – tot«, das ist 'ne Mördermeldung. Ich denke, dass es mir geschadet hat, aber sei's drum. Dem Buch hat's genutzt. Ich will das auch gar nicht lächerlich machen. Es gibt weit über eine Milliarde Menschen auf diesem Planeten, die an die Reinkarnation glauben. Der Dalai Lama sagt, dass er von sich weiß, dass er schon mal da war. So weit würde ich nicht gehen. Ich weiß nur, dass meine Generation Probleme hat, wenn sie über den Faschismus und das »Dritte Reich« nachdenkt. Dass das im Unterbewusstsein wühlt – keine Frage. Und dann kommt das in so einer Sitzung in Bildern hoch, die tiefenpsychologisch eine andere Bedeutung haben. Das sind Zerrbilder. Ich weiß nicht, wie sie entstanden sind, aber sie waren da.
ZEIT: Sie waren auch mutig genug, sich als Zechpreller zu outen. Gehört sich das für einen guten Pilger?
Kerkeling: Bei dem Essen, was mir da vorgesetzt wurde, gehört sich das sehr wohl! Einem damals leicht behinderten, humpelnden Menschen vergammelten Tunfisch in ranzigem Öl vorzusetzen – da hab ich die Zeche gern geprellt. Ich hab's ja gar nicht gegessen – es war also nicht mal Zechprellerei! Außerdem gibt es am Ende des Weges einen Generalablass. Ich bin ohne Sünde! Also fangen Sie nicht an, Steine zu werfen, das gehört sich nicht.
ZEIT: In der Frühphase Ihrer Karriere hatten Sie eine ganz besondere Madonnen-Erscheinung.
Kerkeling: Ist nur im Rückblick spektakulär. Bei einem meiner ersten Auftritte im Fernsehen traf ich Madonna, die sich, unter uns, benommen hat wie 'ne offene Hose. Und ich saß daneben und hab mir nicht mal ein Autogramm geholt, ich Blödmann. Ich hab mir ein Autogramm von den Thompson Twins geholt, die kennt kein Mensch mehr. Aber ich war damals der festen Überzeugung, dass diese Dame nicht weit kommt.
ZEIT: Sie vergleichen die heiligen Schriften der großen Religionen mit der Bedienungsanleitung eines DVD-Players, die man auch nicht wirklich versteht.
Kerkeling: Ich habe versucht, ein griffiges Bild zu finden, das meine Suche beschreibt. Die Bibel kann man nicht wörtlich nehmen. Ich weiß nicht, ob man das mit anderen Schriften … Man muss ja jetzt vorsichtig sein, was man sagt über andere heilige Schriften, also bleiben wir mal bei der Bibel.
ZEIT: Über den Koran würden Sie so was heute nicht mehr schreiben?
Kerkeling: Ich würde und werde mich öffentlich mit dem Islam nicht beschäftigen. Aus Angst.
ZEIT: Horst Schlämmer, der von Ihnen erfundene und verkörperte Schmuddelreporter, marschiert also nicht in eine Moschee.
Kerkeling: Nein. Da hätte ich Angst. Das steht nicht dafür. In unserem Kulturkreis haben wir genau abgesteckt, wo wir über die Grenzen gehen. Bei den anderen wissen Sie doch gar nicht, wo die Grenze beginnt. Sie befinden sich sofort in einem Minenfeld.
ZEIT: Aber ist nicht die Kunst frei, und Satire darf alles?
Kerkeling: Na ja, aber das ist ja grundsätzlich so: Kirchliche Themen eignen sich eigentlich nicht sonderlich für eine Satire. Zumindest ist mir das kein inneres Bedürfnis.
ZEIT: Das Ziel Ihrer Pilgerreise war es, eine heitere Gelassenheit zu erreichen. Jetzt gehen Sie seit Jahren schon wieder geordnet Ihrem Beruf nach. Ist in dem heitere Gelassenheit überhaupt zu haben?
Kerkeling: Das finde ich nett, dass Sie meinen Beruf als geordnet bezeichnen! Aber es wäre ja schlimm, wenn ich da nicht heiter und gelassen sein könnte. Ich mache Unterhaltungssendungen!
ZEIT: Die aber genug Aufregung produzieren. Ich denke nur an Ihre Show *Let's Dance,* deren Kandidatin Heide Simonis auf dem Boulevard als »Hoppel-Heide« verhöhnt wurde. Waren Sie da noch heiter und gelassen?
Kerkeling: Ich bin geradezu dankbar, dass Sie mich darauf ansprechen. Die Art und Weise, wie nahezu alle Medien mit der Dame umgegangen sind, fand ich verantwortungslos. Da ist wirklich versucht worden, einen Menschen zu beschädigen. Und hätte ich es gekonnt und mein Vertrag mich nicht gezwungen, hätte ich mit der Sendung aufgehört. Das ist ein schlimmes Gefühl, wenn Sie gegen die Beschädigung eines Menschen an Ihrer Seite nichts tun können. Das möchte ich nicht noch mal erleben.
ZEIT: Haben Sie in solchen Momenten mal an einen totalen Ausstieg gedacht?
Kerkeling: Wenn mir die Kritiker ordentlich was auf die Ohren gegeben haben oder so ein Sender mich mal wieder vor die Tür gesetzt hat, dachte ich: Jetzt gehst du nach Neuseeland, nimmst dir zwei, drei Schafe mit und schaust, was noch so alles geht. Man kann eben in jeder Sekunde neu anfangen.
ZEIT: Wie sind Sie überhaupt zu Ihrem Beruf gekommen? Zu viel Fernsehen geschaut?
Kerkeling: Ich vermute es fast. Ich hab mit meinen Großeltern immer die großen Samstagabend-Shows geguckt, und irgendwann bin ich bei einer Peter-Frankenfeld-Show zu der Überzeugung gekommen: Das ist das, was ich machen möchte.
ZEIT: Gibt es einen roten Faden von den frühen Auftritten bei Familienfeiern bis zu Horst Schlämmer, Ihrer jüngsten Figur?
Kerkeling: Ganz nah dran zu sein an den Leuten. Ich hab dann das Publikum zu einem Teil meiner Familie gemacht. Eigentlich sind alle meine Shows Familienfeiern, die ich immer wieder neu gestalte. Selbst das Buch ist so etwas.
ZEIT: Haben all diese Familienfeiern ein höheres Ziel? Gibt es eine Moral in Ihrer Arbeit?
Kerkeling: Ich glaube, die können nur andere darin sehen. Ich hinke mir selbst hinterher bei der Analyse dessen, was ich mache. Oberstes Ziel ist: Niemand soll sich langweilen. Wenn dann noch

»Horst Schlämmer ist meine Rache an all den Journalisten, die ich ertragen musste«

eine zweite oder dritte Ebene dazukommt, freut es mich.
ZEIT: Sie haben mit Vorliebe Rituale attackiert: den Staatsbesuch, die Bundespressekonferenz, das Konzert für moderne Musik.
Kerkeling: Es ging, aber auch das ist mir erst im Nachhinein klar geworden, um den Umgang mit Autoritäten. Dass man Autoritäten infrage stellen darf und muss. Und das tun wir Deutsche ja eher weniger. Und das macht uns für Ausländer komisch. Nehmen wir den Staatsbesuch: Da marschiert die Kanzlerin mit ihrem Gast an einer Truppe mit wahrscheinlich geladenen Gewehren vorbei. Was ist das anderes, als dem Staatsgast zu zeigen: Guck, wir können auch schießen!? Es könnte aber doch auch ein Kinderchor die aserbajdschanische Nationalhymne singen und einen Korb überreichen.
ZEIT: Wird Ihre Arbeit in diesem kritischen Sinne rezipiert?
Kerkeling: Ich hab den Eindruck, ich finde das, was ich in der Unterhaltung versucht habe, nun im politischen Journalismus wieder. Eine etwas härtere Gangart. Und so clipartige Interviews, die ja nicht immer schlecht sein müssen.
ZEIT: Wie ist die typische Kerkeling-Methode des kontrollierten Überfalls entstanden?
Kerkeling: Die Initialzündung war die Sendung *Extra Tour* bei Radio Bremen, eine relativ anarchistische Jugendsendung. Die schickten mich zur Außenreportage zum Telestar, dem damaligen deutschen Fernsehpreis. Ich sollte aus dem Festsaal berichten. Das war einfach langweilig. Da bin ich zur Toilettenfrau gegangen und hab gesagt: Dürfen wir uns hier vors Herrenklo stellen, und Sie sagen uns, wer sich die Hände gewaschen hat und wer nicht? Das war so ein Knaller, dass Radio Bremen beschloss, daraus machen wir ein ganzes Konzept.
ZEIT: Ist Horst Schlämmer ein später Nachfahre dieser ersten Idee?
Kerkeling: Horst Schlämmer ist meine Rache an all den Journalisten, die ich über all die Jahre habe über mich ergehen lassen müssen. Die mir die unglaublichsten Fragen gestellt haben, die frech waren, die dreist waren, die angetrunken zum Interview gekommen sind.
ZEIT: Gibt es einen Plan für die Auftritte von Schlämmer und Co?
Kerkeling: Es gibt ein Skript, einen fiktiven Le-

Fortsetzung *auf Seite 58*

Hans-Peter Kerkeling

wurde 1964 in Recklinghausen geboren. Schon als Gymnasiast bereitete er sich systematisch auf eine Entertainer-Laufbahn vor, mit 19 Jahren hatte er seine erste eigene TV-Show. Mit den Sketchen aus seiner Sendung *Total normal* (unter anderem mit einem Auftritt als holländische Königin) schrieb er Fernsehgeschichte; er erhielt alle wichtigen Fernsehpreise und drehte mehrere Kinofilme. Zuletzt moderierte er die Tanzshow *Let's dance* und veröffentlichte *Ich bin dann mal weg,* ein Tagebuch über seine mehr als 600 Kilometer lange Wanderung auf dem Jakobsweg nach Santiago de Compostela im Jahr 2001 (Piper Verlag).

Hier murkelt der Chef persönlich

Berlin ohne Kultursenator

Der Chef der rot-roten Landesregierung Berlins, Klaus Wowereit, erfand am vergangenen Montag für sich selbst das Amt eines regierenden Kulturstadtrats, überzeugt davon, bei ihm, dem Bürgermeister und Operngänger, sei Berlins Kultur am besten aufgehoben, weil ja keiner an ihm vorbeikönne. Allerdings kann nun auch die Kultur nicht mehr an Wowereit vorbei. Trösten könnte man sich mit dem Gedanken, wo nur der Posten eines Kultursenators eingespart werde, gehe es immerhin den Künsten nicht an den Kragen. Und tatsächlich kündigte die neue Landesregierung auch an, den Kulturetat nicht senken zu wollen. Das klingt doch gut, oder?

Länder, die für die Kultur kein eigenständiges politisches Ressort mehr vorsehen, wie Schleswig-Holstein oder Nordrhein-Westfalen, müssen nicht mal ihre Aufwendungen senken. Eine Akzentverschiebung findet in jedem Fall statt: Wo Kultur Sache der Staatskanzleien ist, wird sie zur Staatskultur, zur reinen Verwaltungsaufgabe. Ein Kulturpolitiker mit eigenem Geschäftsbereich signalisiert dagegen Gestaltungswillen, im besten Fall ist er ein Mittler zwischen öffentlicher Hand und freier Kulturgesellschaft, Anwalt dieser, wohlwollender Vertreter jener. Wenn er fehlt, regieren Haushälter und politische Taktierer.

Führt man sich allerdings vor Augen, was mit der Kultur in Berlin in den kommenden Monaten geschehen wird, ist Wowereits Entscheidung sogar richtig, die Kulturverantwortung beim Regierungschef zu bündeln. Denn mit aller Kraft wird Berlin versuchen, die Staatsoper dem Bund aufzudrängen, und die Drohung, das Haus aus baurechtlichen Gründen zu schließen, ist nur der Beginn des Muskelspiels. Sicher wird auch die Humboldt-Universität dem Bund angetragen werden, und auch da wird der Bund nach der Verfassungsgerichtsentscheidung eine weitere verdeckte Subvention des Landes ablehnen. Keine Oper wird in Berlin geschlossen werden, nein. Aber selbstverständlich deutet alles darauf hin, dass Berlin aus den beiden anderen eine einzige machen möchte, durch fortschreitende Fusion, am Ende mit zwei Spielstätten. Darüber wird rasch die Opernstiftung zerbrechen, die auf keine weitere Unterstützung Berlins mehr hoffen darf, auch das ist jetzt klar. Aus der Finanzierung des Humboldt-Forums, womöglich sogar aus der Preußenstiftung, will sich das Land ebenfalls zurückziehen. Mit einem Wort: Es riecht nach Ärger und Kabale. Machtworte werden nötig sein. Die kommenden Auseinandersetzungen sind Chefsache, warum nicht gleich signalisieren, mit wem man es zu tun haben wird? Gegenüber dem Bund wird es aber Berlins Position nicht stärken. Der Bund kann das Karlsruher Urteil nicht konterkarieren.

In der Hauptstadt gibt es Reste des »kooperativen Kulturföderalismus«, ein paar gemeinsame Finanzierungen von Land und Bund. Nun benimmt sich das trotzige Berlin wie ein Land, das gerade die Kulturhoheit für sich entdeckt hat. Es ist sogar ein bisschen verständlich angesichts des Ressentiments der westdeutschen Provinz. »Hauptstadt« ist demnächst ein Potemkinsches Dorf, dessen Fassadenteile der Bund bezahlt. Es wird aber auch für die Berliner aufgebaut. An diese einfache Wahrheit muss man dabei gelegentlich erinnern. **THOMAS E. SCHMIDT**

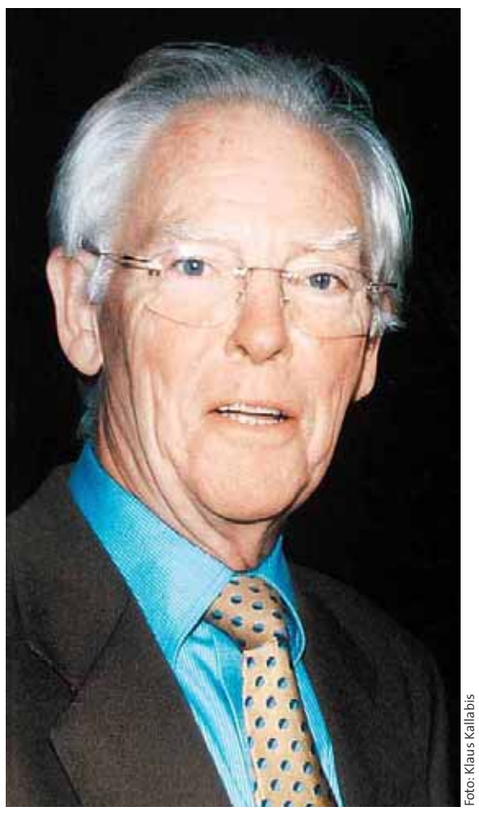


Foto: Klaus Kallabis

HEINZ JOSEF HERBORT, 1932-2006

Das Neue hören

Zum Tod von Heinz Josef Herbort, dem langjährigen Musikredakteur der ZEIT **VON CLAUS SPAHN**

Am liebsten war Heinz Josef Herbort mit seinen Partituren unterwegs. Ein großformatiges Notenungetüm der zeitgenössischen Musik unterm Arm, mit langen, schnellen Schritten und wehendem Haarschopf unterwegs zum Konzert, zur Probe oder zum Hotelzimmer – so hat man ihn bei den Donaueschinger Musiktagen Jahr für Jahr erleben können. Er hatte es dann eilig, war für Plaudereien nicht ansprechbar. Weil noch so viele Formfragen offen waren. Weil die Klänge in seinem Kopf arbeiteten. Weil Formulierungen für das gerade Gehörte gefunden werden mussten. Herborts Selbstverständnis als Musikkritiker beruhte auf profunder Kenntnis des Notentextes. An flüchtige Höreindrücke alleine mochte er seine Beurteilungen nicht knüpfen, er wollte es immer ganz genau wissen – und war deshalb ein versierter und furchtloser Kletterer im Hochgebirge der schwierigen Partituren. Nicht nur bei der Neuen Musik: Einmal saß er in der Premiere einer Mozart-Oper neben mir, auf dem Schoß die Urtextausgabe balancierend, mit einem beleuchteten Kugelschreiber Artikulation, Dynamik und Tempovorschriften kontrollierend. Er verfolgte Musik, Szene und Notentext gleichermaßen mit höchster Konzentration und dirigierte obendrein mit der linken Hand unter der Stuhlkante verstohlen den ein oder anderen Einsatz mit.

»Linien, Kreise, Figuren – wer das lesen könnte!«, singt Wozzeck in der vierten Szene des ersten Aktes von Alban Bergs Büchner-Oper. Heinz Josef Herbort konnte sie lesen – egal, ob es die Zwölftonstrukturen der zweiten Wiener Schule waren, Algorithmen und stochastische Systeme, expressive Klangsetzungen bei Wolfgang Rihm oder die kosmischen Weiten des Karlheinz Stockhausen, der für ihn einer der unumschränkten Großmeister der Gegenwartskunst war. Mit dessen Riesen-Œuvre hat er sich kontinuierlich über Jahrzehnte hinweg auseinander gesetzt, von den seriellen Verästelungen der Stockhausenschen Superformel bis zum transzendentalen Überbau.

Herborts Weltsicht wurzelt wie die von Stockhausen im rheinischen Katholizismus. Aus Bochum stammte er, hatte Dirigieren und Tonsatz, Musikwissenschaft, Katholische Theologie und Physik studiert. Eine Kombination, die das Interessenspektrum für sein ganzes Leben markierte. Herbort hat sich mit seiner Kapellmeisterausbildung im Rücken immer als ein Musikkritiker verstanden, der aus der Praxis kam. Es gibt ein Foto, das ihn bei einer Nono-Uraufführung am Mischpult der Klangregie zeigt und nicht mehr erkennen lässt, ob er nur zuhört oder selbst schon zu jenen gehört, die die Regler betätigen. Ganz nah wollte er dran sein am Entstehungsprozess der Kunst, um sich beim Schreiben dann wieder auf eine Position souveräner Unabhängigkeit zurückzuziehen.

Herbort war als studierter Physiker auch ein Technikfreak, der mit weihnachtlich leuchtenden Augen von den Errungenschaften der Computermusik oder den Möglichkeiten in den elektronischen Studios der Stanford University schwärmen konnte. Und er war ein religiöser Mensch: Wenn er über Requiem-Kompositionen schrieb (auch das war eine seiner Spezialitäten), dann hatte er wie selbstverständlich die Liturgiegeschichte der Totenrituale bis zum römischen Kaiser Konstantin parat und stellte letzte Fragen: »Wie und durch wen oder was entstand diese Welt? Gab es einen ›totalen‹ Anfang, wird es ein ›absolutes‹ Ende geben? Was existiert ›Meta ta physica‹, jenseits dieses vom Menschen sinnlich wahrnehmbaren oder spirituell erfahrbaren Welt-Komplexes?«

1964 kam er zur *ZEIT*, blieb 33 Jahre alleiniger Redakteur für Musik und wurde eine zentrale Figur der Musikkritik in der Bundesrepublik – so verantwortungsvoll wie einflussreich, weil er stur das Inhaltliche gegen jeden Populismus verteidigte. Oberflächlicher Star-Glamour ließ ihn kalt, die Sphäre der Popmusik war nicht seine Welt, genauso wenig wie die Ironie und das spielerische anything goes der Postmoderne. Herbort hat sich mit Emphase für das Neue stark gemacht. Viel früher als die meisten Kritikerkollegen interessierte er sich etwa für die Stilrevolution der historischen Aufführungspraxis. Auf der Liste seiner Lieblingsplatten standen Roger Norrington und London Classical Players bei Beethoven und John Eliot Gardiner und die English Baroque Soloists bei Mozart ganz oben. Als 1976 der Wagner-*Ring* von Patrice Chéreau und Pierre Boulez in Bayreuth Skandal machte, hat er bereits im ersten Jahr (im Gegensatz zu manch prominentem Kollegen) präzise beschrieben, worin die epochale Qualität dieser Produktion bestand. Und die Neue Musik hat ihm sowieso unendlich viele Komponistenentdeckungen, Trendanalysen und gedankenhelle Würdigungen zu verdanken. Wobei er in seinen Texten immer die Augenhöhe mit dem Kunstwerk suchte, das war sein Maßstab. Kompliziertes kam in seinen Besprechungen dementsprechend auch in aller Komplexität zur Darstellung. Leichten, süffigen Lesestoff lieferte er nicht. Dafür kannte er zu viel, durchschaute zu viele Zusammenhänge, hörte zu genau.

Vor wenigen Wochen, bei unserer allerletzten Begegnung, erzählte er, wie er in Donaueschingen der Probe eines Stücks zugehört hatte, das mit großem live-elektronischen Aufwand und im Raum platzierten Lautsprechern konzipiert war. Er hatte die Partitur vor sich, ging zum Dirigenten und wies ihn darauf hin, das einer der Lautsprecher ausgefallen sei. Es stimmte, der Lautsprecher war wirklich kaputt, und der Dirigent fragte erstaunt: »Das haben Sie gehört?« Heinz Josef hatte es gehört.

Seine Zeit im Ruhestand hat er mit dem Motto »Ich will leben!« beschrieben. Dazu gehörten für ihn lange Spaziergänge am Mittelmeer (»ein Bein im Wasser und ein Bein im Sand«) und Tanzkurse (»ein wahres Lebenselixier!«), aber auch die Fortsetzung seiner Lehrtätigkeit als Professor für Musiktheaterregie in Hamburg. Manchmal hat er auch Zwölftonstücke analysiert, einfach so zum Spaß, nur für sich selbst. Er hat die seriellen Reihen ausgeknobelt und sich an den Strukturen erfreut wie andere Pensionäre an den Rosen im Vorgarten.

Am Dienstag ist Heinz Josef Herbort am Vorabend seines 74. Geburtstags gestorben. Den letzten Text für die *ZEIT* hatte er kurz zuvor abgeliefert, er steht in dieser Ausgabe auf Seite 68.

»Vor allem bin ich …«

Fortsetzung *von Seite 57*

benslauf. Ich steige ja in eine Figur ein und muss aus ihrer Vita heraus reagieren. Ich muss immer parat haben: Woher komme ich eigentlich? Was will ich? Was habe ich wann wo gemacht? Allein deshalb, weil die Leute auch Gegenfragen stellen. Da kann ich nicht einmal Schwimmlehrer und einmal Autoschlosser gewesen sein.

ZEIT: Das ist ja wie im Zeugenschutzprogramm.

Kerkeling: Die Fans achten sehr genau darauf und merken sich das viel besser als ich. Deshalb steht das alles im Skript, auf dessen Grundlage ich spontan reagiere. Rund 20 Prozent dessen, was im Skript steht, kommt zum Einsatz, der Rest ist Improvisation.

ZEIT: Üben Sie Ihre Rollen? Stehen Sie mit den falschen Zähnen und dem schlampigen Mantel zu Hause vor dem Spiegel?

Kerkeling: Nee. Aber ich brauche die Zeit der Verwandlung. Horst Schlämmer dauert mittlerweile etwa eine Stunde in der Maske. In dieser Stunde werde ich zu ihm. Ich weigere mich dann auch, mit meiner normalen Stimme zu sprechen. Ich bin dann in dieser Figur. Was sehr anstrengend ist, vor allem, wenn es über mehrere Stunden geht. Ich brauche ja acht Stunden Material, um daraus die acht bis zwölf Minuten für die Sendung machen zu können.

ZEIT: Sind Sie heute noch nervös vor Einsätzen oder Auftritten?

Kerkeling: Ja, fünf Minuten vorher bin ich sehr nervös. Ich könnte auf das Lampenfieber gut verzichten, ich finde das ganz entsetzlich. Die Liza Minelli hat mir mal gesagt – Liza Minelli hat mir mal gesagt, wie das klingt! Sie hat mir jedenfalls mal gesagt, als ich mit ihr drehen durfte: Warum sollte ich Lampenfieber haben? Ich tue das, was ich liebe! Das hat mir sehr zu denken gegeben, ich liebe das ja auch.

ZEIT: Brauchen Sie die Masken, um sich dahinter zu verstecken?

Kerkeling: Sie sind so etwas wie eine Erholung von meiner eigenen Person. Ich empfinde mich manchmal als für mich anstrengend. Das geht doch jedem mal so. Die Masken sind dann für zwei, drei Stunden eine Pause davon. Und wenn ich dann in mich selbst zurückkehre, denke ich: Ich kann eigentlich mehr als zufrieden mit mir sein. Wenn ich wirklich dieser Schlämmer wäre, das wäre ja grauenhaft!

ZEIT: Ihre Methode ist vielfach kopiert worden. Ehrt Sie das?

Kerkeling: Nein. Weil ich, auch wenn das jetzt so gutmenschenmäßig klingt, wirklich versucht habe, niemanden zu beschädigen, seien es Prominente oder normale Zeitgenossen. Das ist mir nicht immer gelungen. Wenn es aber zum Prinzip wird, durch diese Methode Leute zu beschädigen – und das ist sehr einfach –, fühle ich mich dadurch nicht geehrt, sondern denke: Um Gottes willen, was habe ich da nur angerichtet. Manchmal dachte ich wirklich: Oha, wenn ich das gewusst hätte, hätte ich es nicht gemacht.

ZEIT: Sind auch die Leser-Reporter von *BILD* und *stern,* die aus dem Land eine Paparazzi-Republik machen, Kinder Ihrer Methode?

Kerkeling: Alles, was möglich ist, wird gemacht werden. Für mich ist das unerträglich. Ich wollte mir letzte Woche ein Hemd und Unterhosen kaufen. Ich bin dabei mehrfach fotografiert worden. Ich bin dann zu den Leuten hin und habe gesagt: Wenn Sie das der *Bild*-Zeitung schicken, sind wir zwei keine Freunde mehr! Joo, haben die dann gesagt, gibt et aber Geld für! Nein, habe ich gesagt, macht es bitte nicht, wir machen jetzt ein schönes Foto zusammen, meinetwegen auch mit der Unterhose, du zeigst es all deinen Freunden, du kannst es auf deine Homepage stellen, aber du schickst es nicht der *Bild*-Zeitung! Das haben

»Ich bin vom Quotenurteil abhängig. Aber ich bin nicht bereit, dafür alles zu tun«

sie auch nicht gemacht. Aber ständig und überall fotografiert werden zu können hat bei mir zum Beispiel zur Folge, dass ich auf einem Herrenklo nur noch die Kabine benutze. Weil ich mich auch schon im Internet wiedergefunden habe, wo jemand beschrieb, wie er neben mir gepinkelt hat. Daran werden die Leute auch wieder die Lust verlieren. Wenn jeder ständig immer alles fotografieren kann, gibt's irgendwann keine Prominenten mehr. Das ist ja nicht unbedingt schlecht. Auf die allermeisten, mich eingeschlossen, kann man wahrscheinlich gut und gerne verzichten.

ZEIT: Ist Ihnen die Macht der Medien manchmal unheimlich?

Kerkeling: Was ich nicht verstehe, ist die Skrupellosigkeit. Wie man Menschen fürs Geschäft opfert. Und jetzt bringe ich Ihnen ein ganz blödes Beispiel. Als Rex Gildo starb, da gab es nur Hohn und Spott. Man kann ja zu ihm stehen, wie man will, aber der hat Millionen Platten verkauft und in den fünfziger, sechziger Jahren ganz experimentelle Ballettsachen gemacht, interessante, wegweisende Dinge. Kein Wort darüber, dass er Millionen Menschen bewegt hat. Das scheint mir sehr deutsch zu sein.

ZEIT: Im Buch schreiben Sie, dass die wichtigste menschliche Eigenschaft die Würde sei. Ist dafür überhaupt Platz im Fernsehen?

Kerkeling: Den muss man sich schaffen. Das Fernsehen verleitet dazu, einfach zu machen. Versendet sich ja. Mach mal. Merkt keiner. Ich habe großes Verständnis für Kollegen, die das tun. In dieser schnelllebigen Zeit haben viele das Gefühl, ich muss am Ball bleiben, ich muss ja meine Miete bezahlen.

ZEIT: Ist die Quote an allem schuld?

Kerkeling: Das ist nun mal so. Das sind Wirtschaftsunternehmen …

ZEIT: Die Öffentlich-Rechtlichen sind nur bedingt Wirtschaftsunternehmen.

Kerkeling: Die haben, für sich völlig nachvollziehbar, das Gefühl, nicht überflüssig werden zu dürfen. Und das werden sie, wenn sie ausschließlich Bildungsprogramm machen und nur zehn Prozent Quote haben. Wobei ich glaube, wenn sie konsequent nur ihrem Auftrag folgen würden, hätten sie eine viel höhere Quote als Sat.1, ProSieben und RTL zusammen. Diese Anbiederung an die Privaten schadet. In absoluten Zahlen sind die dritten Programme die meistgesehenen, und das spricht nicht gegen, sondern für etwas.

ZEIT: Ist die Quote für Sie ein Gradmesser Ihres Erfolges?

Kerkeling: Ich sag Ihnen ganz ehrlich, und das ist keine Koketterie: Mir ist am Ende wurscht, wie viele Menschen das gesehen haben, wenn die, die es gesehen haben, irgendetwas damit anfangen konnten. Aber noch bin ich bei den Privaten, insofern bin ich von diesem Quotenurteil abhängig. Aber ich bin nicht bereit, dafür alles zu tun, ich stelle das mit zunehmendem Alter auch immer mehr infrage.

»Ich möchte mich nicht vor der Kamera alt werden sehen. Das ist was ganz Eitles«

ZEIT: Was sind für Sie Gradmesser des Erfolges?

Kerkeling: Ganz schwierige Frage. Ganz banal: dass ich mir Gott sei Dank im Laufe der Jahre eine Unabhängigkeit erarbeitet habe. Das ist nur möglich durch die Akzeptanz des Publikums. Zu meinem Buch habe ich wahnsinnig viel Post bekommen. Eine Frau schrieb mir: Sie hätte es gelesen, weil es das letzte Buch gewesen sei, das ihre 39-jährige Schwester kurz vor ihrem Tod gelesen hätte. Da hab ich geschluckt und gedacht: Was ist das für eine Verantwortung! Das ist kein Erfolg, sondern ein Hoffen darauf, dass man irgendwie helfen konnte. Nützlich war. Was Sinnvolles getan hat. Jemanden in den Arm genommen hat. Seitdem ertappe ich mich dabei, dass ich mir über wirklich jedes Wort Gedanken machen muss. Man darf allerdings auch nicht zu perfekt werden wollen und muss eine gute Mischung finden aus »Scheißegal, was ich jetzt sage« und »Ich passe höllisch auf«.

ZEIT: Haben Sie manchmal Angst, schon in jungen Jahren zum TV-Urgestein petrifiziert zu werden? Sie sind zwar erst 42, waren aber schon bei *Dalli Dalli* zu Gast …

Kerkeling: Und beim *Großen Preis,* bei Wim Thoelke! Ich bin genau auf der Schnittstelle, weil ich so früh angefangen habe. Ich habe noch alle diese großen TV-Dinosaurier bis auf Peter Frankenfeld persönlich kennen gelernt und durfte mit ihnen arbeiten.

ZEIT: Gibt es diesen Typ Entertainer überhaupt noch?

Kerkeling: Ich denke schon. Ich würde sagen, jemand wie Bastian Pastewka ist durchaus ein Entertainer. Und wenn ich in diese Reihe eingeordnet würde, bin ich der Letzte, der schreit: Nehmt mich da raus! Das ist die größte Ehre, die man mir zuteil werden lassen kann.

ZEIT: Sind Ihre frühen Sternstunden nicht manchmal eine unerträgliche Last?

Kerkeling: Nee. Zwei Tage nach der Beatrix habe ich gedacht: Oh Gott, das kannst du nie wieder toppen. Deine Karriere ist heute zu Ende. Irgendwann habe ich mir aber gesagt: Sei froh, dass es dir passiert ist, das ist ja auch ein Geschenk.

ZEIT: Haben Sie manchmal Angst, dass Ihnen nix mehr einfällt?

Kerkeling: Nö. Mir passiert so viel, mir muss gar nix einfallen. Am Ende eignet sich alles zur Verwertung, was ich so erlebe.

ZEIT: Begegnen Ihnen die Menschen total befangen, weil sie fürchten, in einem Ihrer Sketche zu landen?

Kerkeling: Als ich diese Gallenkoliken hatte und wirklich dachte, ich krepiere, habe ich den Notarzt angerufen und gesagt: Bitte kommen Sie sofort, ich sterbe! Hahaha, großes Gelächter am anderen Ende. Ach nää, so schlimm wird dat wohl nich sein! Als der Krankenwagen dann endlich kam, dachten die immer noch, ich scherze. Erst als sie mich sahen, sagten sie: Um Gottes willen!

ZEIT: Wo wollen Sie in 20 Jahren sein?

Kerkeling: Ich hab ein relativ klares Ziel vor Augen. Aber das werde ich nicht verraten. Hat eigentlich nichts mehr mit Fernsehen zu tun. Ich hab irgendwann für mich beschlossen: Ich möchte mich nicht vor der Kamera alt werden sehen. Das ist vielleicht was ganz Eitles. Ich möchte mich da nicht sehen und denken: Oh Gott, wie siehste denn da wieder aus!

ZEIT: Sie wollten als junger Mensch mal den Hamlet spielen. Ihr Kollege Harald Schmidt machte kürzlich mit Beckett eine späte Theaterkarriere. Ist das etwas, das Sie noch reizen könnte?

Kerkeling: Nein. Nachdem ich vorgesprochen hatte bei der Schultheatergruppe und die gesamte Truppe zusammenbrach vor Lachen, sagte die Leiterin: Du bist ein echtes Talent, und wir brauchen dich auch. Aber bitte lies dir mal die komische Rolle durch.

DAS GESPRÄCH FÜHRTE **CHRISTOF SIEMES**

Der wahre Picasso

Romuald Hazoumé ist einer der bedeutendsten Künstler Afrikas. Seine Werke erzählen von den Mythen seiner Heimat – und von unseren Traditionen

VON BARTHOLOMÄUS GRILL

Manchmal macht er seine Kunst auch aus Staub und Kuhmist, bekannt ist er aber vor allem für seine Masken aus Wasserkanistern – **»DOGONE«,** 1996

Der Stoffhändler wurde fuchsteufelswild, als er die Kamera sah. Dies ist mein Land, mein Platz, mein Geschäft, schrie er, ihr habt kein Recht zu fotografieren! Hinter dem erzürnten Mann wehten Tücher in den fröhlichsten Ostereierfarben, und er wäre beinahe auf uns losgegangen, aber da kam zum Glück Romuald Hazoumé herbeigeeilt, der soeben seine zwei Kinder von der Ecole Montagne abgeholt hatte. Er beruhigte den Händler und erklärte uns, dass die Menschen in Cotonou, der Hauptstadt von Benin, ausgesprochen empfindlich reagieren, wenn jemand ihre Abbilder raubt. Das ist, als würde man ihren Schatten stehlen. Oder ihr Spiegelbild. Oder ein Stück ihrer Seele.

Hazoumé kann es selbst nicht ausstehen, wenn ihn unerwünschte Bilderjäger aus Europa heimsuchen und so tun, als gehöre ihnen der Planet. Einmal war ein Galerist aus Holland in der Stadt, er klopfte jeden Tag an sein Atelier und bedrängte ihn. Nach einer Woche flog der Mann ohne ein einziges Kunstwerk wieder heim. »Ich mochte ihn nicht. Er hatte nur Geld im Kopf.«

Der Künstler aus dem kleinen Benin, das früher einmal Dahomey hieß, kann sich die Verweigerung leisten, seit er zu den afrikanischen Stars gehört und in die Weltliga aufgestiegen ist. Seine Werke sind in den Kulturmetropolen des Nordens begehrt, sie beleben blutleere Galerien und bezaubern das Publikum in Houston, Paris oder London. Es sind Bilder mit rätselhaften Symbolen auf erdigem Grund, raumgreifende Installationen oder bizarre Masken aus Schrott und Plastikmüll. Allerorten schwärmen die Feuilletons von ihrer archaischen Wucht und spirituellen Kraft – so liebt die Außenwelt ihren »dunklen Erdteil«. Denn das andere Afrika ist ja ohnehin nur Krieg, Hunger, Massenflucht. Es sind die üblichen Zerrbilder, die Hazoumé auf jeder Vernissage begegnen, und auch in Bilbao ist es nicht viel anders, im Guggenheim-Museum, wo er gerade an der Ausstellung *100 Africa* teilnimmt. Er ist zur Eröffnung nach Spanien geflogen, aber es geht ihm wie immer, wenn er solche Spektakel in der Fremde besucht. Er will so schnell wie möglich wieder weg.

»Was soll ich in Europa? Es gibt dort keine Sonne, kein Licht, kein richtiges Leben.« Obwohl Hazoumé gefeiert wird, fühlt er sich oft doch nur als edler Wilder, der vorgeführt wird wie die Freaks in den Völkerschauen des 19. Jahrhunderts. Gegen den subtilen Rassismus, der in der gönnerhaften Herablassung gegenüber Afrikanern nistet, panzert er sich mit einem lässigen Gleichmut, den manche mit Hoffart verwechseln. Und er spielt mit den Klischees, wenn er im lilienweißen Bubu aus edlem Damast durch das Publikum schreitet, auf dem Kopf eine Brokathaube mit golddurchwirkten Kordeln, am Hals schwere Gehänge aus elfenbeinernen Amuletten, Glasperlen und Kauri-schnecken. Dann denken alle: Ein afrikanischer Aristokrat ist unter uns. Hazoumés Auftreten ist beileibe nicht nur kokette Folklore – er zelebriert sich selbst und die reiche, selbstbewusste, eigenwillige Kultur seines Kontinents.

Armut, Lärm, Gestank und Hitze – wie kann hier Kunst entstehen?

Aber manchmal lähmt ihn der Kunstzirkus der saturierten Welt, das Unbehagen des Entwurzelten packt ihn, und er muss zurück nach Afrika, nach Cotonou, in dieses brodelnde, lärmende, stinkende Stadtwesen, das jedes Bleichgesicht schon nach zwei Stunden an den Rand der Erschöpfung treibt. Die Saunahitze, die Müllgebirge, die Armut, die hunderttausend knatternden Mopeds, die die Luft vergasen – man flüchtet in die klimagekühlte Ruhe eines Hotels. Und fragt sich: Wie kann in diesem Moloch schöne Kunst entstehen? »Meine Kunst kann nur hier entstehen«, sagt Hazoumé, »Afrika, das ist die Quelle meiner Inspiration.« Wenn er heimkehrt, explodiert seine schöpferische Kraft regelrecht. Er malt dann 24 Bilder in drei Tagen, großflächige Gemälde, auf denen magische Zeichen und Symbole schweben, die untergründigen Farben angemischt mit der Erde Angolas, dem Sand der Elfenbeinküste, dem Staub Malis oder einfach nur mit spinatgrünem Kuhmist. Der Galerist aus Holland hat von diesem Zyklus gehört, er hätte alle Bilder unbesehen gekauft, er strich wie eine hungriger Schakal um das Haus des Panters.

»Der Panter im Wald« – das ist die ursprüngliche Bedeutung des in der französischen Kolonialzeit verballhornten Namens Hâtozoumê. Die Ahnenlinie führt zurück zum großen Babalawo aus dem Yoruba-Dorf Ibonan, einem Wahrsager, der ins Reich von Dahomey wanderte und zum Berater des Königs ernannt wurde. Die Mutter des 1962 geborenen Romuald Hazoumé stammt aus einer Kaste royaler Goldschmiede. Er wird katholisch erzogen und lernt im französischen Gymnasium wie ein *Parisien* zu parlieren. Europäische Bildung und afrikanische Traditionen prägen sein Denken. Der junge Mann interessiert sich zunächst für alles andere als für die bildende Kunst. Viel lieber will er ein namhafter Sportler werden; er bringt es sogar zum Judo-Meister seines Landes. Nebenher malt er. Nichts an dieser Vita ist außergewöhnlich.

Um dem Geheimnis von Romuald Hazoumé näher zu kommen, muss man zu einem traditionellen Ritual ins Hinterland fahren, nach Sakété zum Beispiel, zum Fest der *revenants,* der Wiedergänger aus dem Jenseits. Wilde Gestalten empfangen uns. Sie hocken in Baumkronen und auf Dachgiebeln, lauern hinter Hausecken, jagen Kinder, prusten grasgrüne Brühe, keckern, knurren, brabbeln, brüllen, als litten sie die Qualen des Purgatoriums. Wie Buschgespenster oder Scharfrichter sehen sie aus. Ihre sackleinenen Gewänder schmücken Katzenfelle, Affenschädel, Schlangenhäute, Fetischpüppchen, blutgetränkte Federn, rostige Schlüssel. Niemand weiß, wer sich unter den Kostümen verbirgt. Ein Wiedergänger rennt mit gesenktem Gehörn auf uns zu und fordert eine Opfergabe. »Wir sind die Toten von Sakété«, sagt er in recht irdisch klingendem Französisch. »Im Jenseits ist es langweilig. Einmal im Jahr wollen wir *plaisier!* Saufen, fressen, tanzen, Leute schrecken!« Und hin und wieder Erdlinge verdreschen, geizige, korrupte, lasterhafte – das Fest der Ahnen, ein tropisches Allerseelen, das als soziales Korrektiv in den Alltag der Nachgeborenen eingreift.

Auf dem Rückweg nach Cotonou wird die Straße eigentümlich fremd, ein Teerband, geradlinig, glatt, rational, eine Scheidelinie, die uns jäh von Sakété trennt. Wir sind wieder in unserer Erfahrungswelt und können sie mit dem, was wir erlebt haben, nicht mehr verbinden.

Eine Revolte gegen die kulturelle Gleichschaltung der Welt

In der Ästhetik von Romuald Hazoumé bilden Tradition und Moderne keinen Widerspruch: Die Kunst ist ein Medium, das die Welten ineinander auflöst, man könnte auch sagen: versöhnt. Er ist im Geiste seiner Ahnen ein *are,* ein fahrender Yoruba-Künstler, der spirituelle Kultformen in die Bildersprache der Gegenwart transformiert. Seine Gemälde durchgeistern Signaturen aus dem Vodún, einer vor allem in Benin und Nigeria praktizierten Naturreligion, die im Westen als Voodoo vergruselt wurde. Das Wort aus der Sprache der Fon bedeutet, frei übersetzt, das Unergründliche.

Im Zentrum dieser Kosmologie steht das Orakel Fâ, das geheime Wissen, mit dem der *féticheur* den Lauf des Schicksals interpretiert. Woher kommen wir? Wohin gehen wir? Warum geschieht etwas, wie es geschieht? Das Wissen ist heilig, jede Deuterei von Unbefugten verbietet sich. *Et quid amabo nisi quod aenigma est?* Was sonst soll ich lieben, wenn nicht das Rätsel? Dieses Motto von Giorgio de Chirico, des Meisters der Pittura Metafisica, könnte ein Leitsatz von Hazoumé sein. Er will seine Bilder nicht erklären, das würde ihr Geheimnis entweihen. »Kunstwerke brauchen keine Sprache, um verstanden zu werden«, befindet er.

Das Centre Culturel Français in Cotonou, ein luftiger, eleganter Bau, zweckmäßig und zugleich verspielt, eine jener gelungenen Symbiosen, welche die postkoloniale franko-afrikanische Architektur hervorgebracht hat. Dies ist der Ort, an dem Hazoumés Aufstieg begann. Hier waren seine frühen Werke erstmals öffentlich ausgestellt, hier hat ihn André Magnin entdeckt, der weltweit bedeutendste Kurator auf dem Feld der afrikanischen Kunst. Gerade läuft eine Video-Performance, Bilder vom Krieg im Kongo, Leichen, Kindersoldaten, Gewaltexzesse, die Universalität des Terrors. »Zu akademisch«, sagt Hazoumé, »da fehlt die Kraft.« Warum? Dieser Video-Künstler lebt jenseits von Afrika, darum. Er denkt europäisch, seine kreative Nabelschnur ist abgerissen. Er weiß nicht mehr, wie es aussieht in den Bidonvilles, wo jeden Tag die endlose Performance »Das Elend, der Slum und der Tod« läuft. Wo Gewalt und Hoffnungslosigkeit herrschen. Wo die Menschen direkt vor ihren Hütten in den Sandstrand koten, die Kinder aus Kloaken trinken und gelegentlich auch noch irgendein Containerschiff aus Europa anlegt und sie mit Giftmüll zukippt.

In dieser Welt findet Hazoumé das Material für seine Metamorphosen: Metallschrott, Holztrümmer, Blechfetzen und zerbeulte Plastikkanister, aus denen er Masken gestaltet. Sie erzählen die Geschichten vom täglichen Überlebenskampf, von Marktfrauen, die sie auf ihren Köpfen balancieren, oder von Mopedfahrern, die sie zu abenteuerlichen Gebilden auftürmen und nach Unfällen manchmal mit ihnen in die Luft fliegen. Hazoumé beseelt den Müll, er verwandelt die schwarzen Kunststoffbehälter, in denen gepanschtes Benzin oder Rohöl befördert wird, in Masken, welche die Selbstzerstörung der Afrikaner karikieren und zugleich jenes globale Ausbeutungssystem anklagen, das sie seit Jahrhunderten herabwürdigt. »Sie stellen Fragen an uns Afrikaner, an unser Dasein als ewige Bettler. Sie erinnern uns daran, dass unsere bewährten Kulturtechniken verloren gehen und wir nur noch den weißen Mann nachäffen.« Solche Sätze berühren den Kern seiner ästhetischen Revolte gegen die Verwestlichung und kulturelle Gleichschaltung der Welt.

Bis in die 1980er Jahre wurde die postkoloniale Kunst Afrikas nur von einem eingeschworenen Liebhaberhäuflein wahrgenommen. Für die Allgemeinheit waren »die Schwarzen« nur Lieferanten von »Stammeskunst« oder, in ihrer massenhaften Nachahmung, von *airport art,* von Ethno-Kitsch, der an den Flughäfen verscherbelt wird. Unterdessen aber hat die westliche Kulturindustrie zeitgenössische Künstler wie Twins Seven Seven, Chéri Samba, Frédéric Bruly Bouabré, George Lilanga, Kivuthi Mbuno, Agbagli Kossi oder Romuald Hazoumé »eingemeindet«, sie gelten unter dem Rubrum »Weltkunst« als Sprösslinge der Moderne. Sie sind in den Augen der abendländischen Kunsthistoriker endlich auch wer. Man hat die »schwarze Malerei« universalisiert und eine Art Wiedergutmachung geleistet. Was allerdings so emanzipatorisch daherkommt, ist in Wirklichkeit eurozentrisch bis auf die Knochen. Natürlich wird niemand die historischen Wechselbeziehungen und Ideenwanderungen bestreiten, die sich auch in Nairobi, Jaundé, Kinshasa oder Soweto als *cross culture* manifestiert haben – schließlich begann die Globalisierung in Afrika bereits mit dem Sklavenhandel und der Kolonialherrschaft. Dass aber die zeitgenössische Kunst Afrikas tief in der eigenen Tradition wurzelt, wird in den weltkulturellen Betrachtungen genauso häufig ausgeblendet wie der Einfluss dieses Kontinents auf die Kunst des 20. Jahrhunderts.

Oh, diese Fetischfigur, so zeitlos, so universell – wie ein echter Picasso!, hören wir entzückte Museumsbesucher rufen. Es wäre richtiger zu sagen, dieser oder jener Picasso sieht aus wie die Fetischfigur. In den Jahren, als Picassos *Les Demoiselles d'Avignon* entstand, ein Schlüsselwerk der Moderne, verkehrte der Genius regelmäßig im Trocadéro, dem großen ethnografischen Museum in Paris. Nach einer Inspektion notiert er: »In diesem Augenblick erkannte ich, um was es in der Malerei geht.« Miró, Matisse, Vlaminck, Derain, Braque, Giacometti, Kirchner und die Brücke-Maler – die Avantgarde strich hungrig durch die völkerkundlichen Raubkollektionen ihrer Zeit. Denn in der *art nègre,* in der Negerplastik und dem Œuvre der Primitiven, fanden sie, was der Intellektualismus der Moderne ausgetrocknet hatte: instinktives Formempfinden, reine, unverbildete Kreativität, magische Ausdruckskraft.

Afrikas Eliten geben ihr Geld für Luxusgüter aus, nicht für Kunst

Paul Klee schwärmt in einem Tagebucheintrag von 1912 gar von den »Uranfängen der Kunst«. Begierig tranken Expressionisten, Fauvisten und Kubisten aus dem afrikanischen Urquell. Die Wirkung dieser Infusionen ist bisher noch kaum untersucht, sie beschränkt sich auf Fußnoten. Ebenso wenig wissen wir, wie dieser Austausch in der Rezeption afrikanischer Kultur nachwirkt. Plötzlich schaut uns aus einer Skulptur von Max Ernst der Kriegs- und Eisengott Gu aus dem versunkenen Reich Dahomey an. Das Original des Gottes steht übrigens im Musée de l'Homme zu Paris, die Menschen im heutigen Benin müssen sich mit einer Replik begnügen. Wir ahnen, dass unser Blick auf Afrika gebrochen wurde, dass wir seine schöpferischen Werke gleichsam durch das Prisma der Moderne sehen.

Und so täuschen wir uns auch beim Betrachten der Werke von Hazoumé. Als er anfing, zu malen und Masken zu bilden, hatte er den Namen Picasso noch nie gehört. Aber er kannte natürlich den Königspalast in Abomey und seine unvergleichliche Bilderwelt. Man geht durch die Wandelgänge der Lehmbauten und staunt: Aus Widdermäulern schlagen Feuerzungen, Hyänen kotzen Hammel, aus Hirnen wuchern Hirsekolben. Man sieht Krieger im Kopfstand reiten und Sklaven, denen Erdklumpen in den After geschoben werden. Wunderliche und gruselige Szenen, verewigt in polychromen Halbreliefs, Weltkulturerbe. Es lebt fort im Alltag, in Amuletten und Wandbehängen, auf Opferaltären und Schreinen und den Reklametafeln der Haarschneider. Und in den Werken der Künstler – die Bilder im Palast sind ihre Vorlagen.

Von der Kunst leben aber kann nur, wer wie Hazoumé in Europa verkauft. Die reichen und korrupten Eliten Afrikas verschwenden ihr geraubtes Geld lieber für westliche Luxusgüter. Es gibt zwischen Dakar und Daressalam keinen Kunstmarkt, keine Kunstszene, keine Kunstkritik, und weil es an Galerien, Museen und Ausstellungsräumen fehlt, bleiben die Werke der einheimischen Künstler in der Regel unsichtbar. Schon bei unserer ersten Begegnung im Jahre 1999 erzählte Hazoumé von seiner Vision, ein richtiges Museum zu gründen. Das Problem war nur, dass sich für solche Projekte kein Mäzen findet. »Kliniken, Aids-Programme, Hungerhilfe, du kriegst für alles Geld, nur nicht für die Kunst.« Damals wurden die Beniner von rund 3000 humanitären Organisationen beglückt; die Menschen brauchen Brot, Bilder können sie nicht essen, hieß ihr Credo. Es ist ein alter Einwand der europäischen Caritas, so alt wie das Barockgemälde von Daniele Crespi, auf dem man den Heiligen Eligius eine wertvolle Statue zerstören sieht, um den Armen Almosen zu geben. Die nutzlose Kunst möge sich zugunsten der Barmherzigkeit opfern!

Sechs Jahre später ist Hazoumés Traum trotz aller Widrigkeiten wahr geworden. Zusammen mit Marie-Cécile Zinsou, einer jungen Kunsthistorikerin aus begütertem Hause, hat er sich Etappe für Etappe dem Ziel genähert. Nun steht es am Place de l'Etoile Rouge, mitten in Cotonou: das erste Museum für zeitgenössische Kunst in Afrika, das diesen Namen verdient. Jetzt kann das Todesschiff, das zurzeit in Paris vor Anker liegt, endlich heimsegeln. Dieses Schiff ist Hazoumés Installation *La Bouche du Roi,* in der 304 Kanistermasken eine Fregatte formen; jede Maske symbolisiert einen Sklaven, und in jeder wohnt eine afrikanische Gottheit.

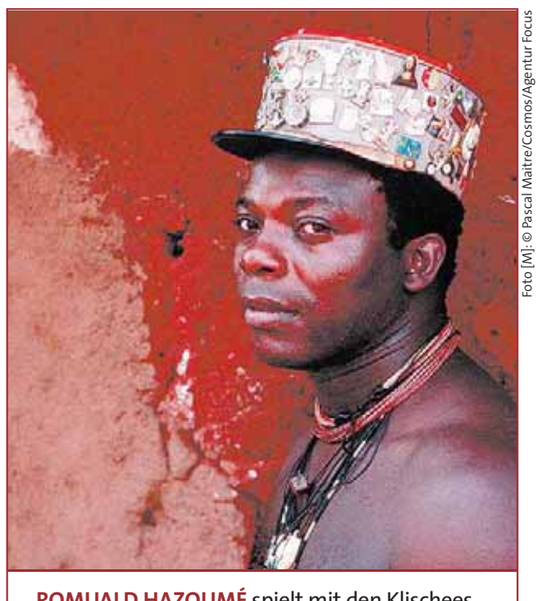
»100 % Africa« im Guggenheim-Museum, Bilbao, bis 18. Februar 2007. Die Hazoumé-Ausstellung »La Bouche du Roi« ist noch bis zum 12. November im Musée du Quai Branly in Paris zu sehen

Audio: www.zeit.de/audio

Mit roter Henkelnase – **»ROUGE GORGE«,** 1997

Ein großes O – **»HOMEGBIGLE«,** 1996

Mit wilder Lockenpracht – **»ILE-KIRIBILA«,** 1996



ROMUALD HAZOUMÉ spielt mit den Klischees vom edlen Wilden und zelebriert sich selbst als Freak – er weiß, was der Westen erwartet

Foto [M]: © Pascal Maitre/Cosmos/Agentur Focus

alle Abbildungen: © Romuald Hazoumé/VG Bild-Kunst, Bonn 2006; © Pascal Maitre/Cosmos/Agentur Focus (oben, Mitte links); Claude Postel (Mitte rechts); C.A.A.C.-ren eskaintza/Pigozzi Bilduma, Geneva (Mitte links)

50 KLASSIKER DER MODERNEN MUSIK

Blut an den Saiten

Diese Musik setzt nicht ein, sie ist schon da. Sie wartet in den Dingen, in der Weite, in der Hitze. Alles wartet in einem der langsamsten Anfänge der Filmgeschichte, in *Spiel mir das Lied vom Tod.* Man hört das gedehnte Metrum der Wassertropfen, die aus dem Bahnhofstank in die Hutkrempe eines Mannes fallen. Ein Windrad quietscht. Manchmal bringt es eine Art Es-Dur zustande. Eine Fliege summt. Einmal bellt ein Hund. Bewusstlose Geräusche, die ein zerbrechliches Muster bilden.

Der Schrei der Lokomotive zerreißt es – und ist doch nichts gegen den Laut des Schicksals, den man hört, als der Zug schon wieder fort ist und drei Männern der gegenübersteht, auf den sie gewartet haben. In wenigen Tönen, die Charles Bronson auf der Mundharmonika spielt, bündelt sich alle Weite zum Konflikt. Ein fieses Halbtonschleifen zwischen f und e, ein des, dem die Erlösung zum c noch fehlt. Sekunden später sind drei Männer tot. Der Mann mit der Mundharmonika nimmt seine Tasche und geht jener Rachemission entgegen, die das gefährliche kleine Motiv in sich birgt wie der Tristanakkord die Liebe.

Schon diese paar Töne sind nicht zu trennen von der archaischen Faustrechts- und Felsenwelt, aus der sie hervordringen in Sergio Leones Western von 1968. Ennio Morricone, der 1928 geborene Filmkomponist, lauscht ins Sujet hinein, ins Material, in die Farben. Was er findet, wird auf wenige Elemente reduziert. Und die wiederum vergrößert er – ausgebildeter Trompeter, Komponist, Dirigent – im gewaltigen Echoraum populärer Idiome. Er hat sich einmal als »Barockkomponisten« bezeichnet, und sein *Lied vom Tod* erreicht den Durchbruch über einem Bassmotiv, das schon J. S. Bach kannte. Das dräut unhörbar schon unter den einsamen Mundharmonikatönen. Es bricht hervor, als ein kleiner Junge vor den Männern steht, die soeben seine Familie ausgelöscht haben. Der absteigende Quartgang, wie ihn Bach etwa im *Crucifixus* der *h-Moll-Messe* einsetzt, wird hier von einer E-Gitarre geröhrt, an deren Saiten noch Blut zu trocknen scheint. Anders als Bach lässt Morricone die Schmerzenshalbtöne weg, den Passionsweg mithin: Hier wird gestorben, ehe man noch leiden kann. Und statt der Aussicht auf Erlösung gleißt die Verheißung der Rache über allem: die Mundharmonika. Eigentlich sind Gut und Böse nicht zu unterscheiden.

Diese Musik macht aus unrasierten Männern in langen Mänteln Todesengel, Verkörperungen vorzivilisatorischer Gesetze. Wo mit dem Bau einer Eisenbahnlinie der Fortschritt naht, beginnt die Steinzeit, und Morricone vertont den ungeheuren Sog einer Welt, in der auf Gewalt nur Gewalt antworten kann. Er hat auch ganz andere Welten komponiert in über 400 Filmpartituren und einem ernst zu nehmenden Œuvre für den Konzertsaal. Aber sein *Lied vom Tod* ist nicht totzukriegen. **VOLKER HAGEDORN**

39
Ennio Morricone: Spiel mir das Lied vom Tod

Foto: KPA

Ennio Morricone: Movie Masterpieces
BMG 8287659 6932

Foto: defd Deutscher Fernsehdienst

FATALE AFFÄRE: Nicole Kidman und Joaquin Phoenix in »To Die For«

Oden an die Underdogs

DVD: Die eigenartigen Filme des Independent-Regisseurs Gus van Sant **VON BIRGIT GLOMBITZA**

Einen Blick zum Himmel gibt es fast immer in den Filmen des Gus Van Sant. Auf Wolken, die mal träge, mal im Zeitraffer vorbeiziehen. In seinem in Cannes gleich mehrfach ausgezeichneten Meisterstück *Elephant* (2003), einer Meditation über das Columbine-Massaker, wird ihre Flugbahn von einer Hochspannungsleitung durchbrochen. Doch, und daran lässt sich durchaus eine Art Programm des Van-Santschen Kosmos ablesen, die Kabel enden im Nichts. Die Metaphysik des Tötens und Sterbens bleibt ein wolkiges Ungefähr, weil dieser Regisseur all den psychologischen, soziologischen oder kulturellen Erklärungsversuchen misstraut und der großen Erzählung vom tieferliegenden Sinn im menschlichen Leid nicht folgen mag. Warum müssen die beiden Männer in dem zwei Jahre zuvor entstandenen Film *Gerry* in der Wüste verenden, wenn doch der Highway nur ein paar hundert Meter entfernt liegt, wie eine Totale am Ende verrät? Warum werden die einen in *Elephant* sterben und andere nicht? Das jedem Wesen, jeder Tat eigentümliche Rätsel lässt Van Sant unangetastet.

Lieber zerlegt der Regisseur aus Portland Räume, taucht nach topografischen Übersichten in einen labyrinthischen Kern. Er hält die Zeit an, wiederholt Szenen aus unterschiedlichen Perspektiven und schafft mit diesem kubistischen Blick eine Wirklichkeit mit doppelten Rändern. Eine Wirklichkeit, die so überrealistisch ist, dass man nach dem Kino noch eine Weile in den flirrenden Konturen des eigenen Lebens verloren geht.

Mit seiner überwiegend vom US-Kabelsender HBO produzierten Trilogie über das Sterben, die er mit *Last Days* über die letzten Tage im Leben des Grunge-Königs Kurt Cobain beschließt, knüpft der 54-Jährige nach erfolgreichen, aber sterbenslangweiligen Hollywood-Abstechern *(Good Will Hunting,* 1997, *Finding Forrester,* 2000) wieder an seine Anfänge an. Das heißt: an die Mitte der Achtziger bis Anfang der Neunziger entstandene Portland-Trilogie *(Mala Noche, Drugstore Cowboy, My Own Private Idaho),* eine dreifache Ode an die Underdogs und ihre gescheiterten Revolten, für die er einst als aufgehender Stern der Independent-Szene und des New Queer Cinema gefeiert wurde. Und das, obwohl Van Sant nie zu den schwulen Regisseuren zählte, die Homosexualität als Politikum in ihren Filmen bearbeiten.

River Phoenix, Keanu Reeves und Matt Dillon spielten bei ihm die besten Rollen ihres Lebens. Und Nicole Kidman, die damals als Mrs Cruise in cineastischer Bedeutungslosigkeit zu verschwinden drohte, soll für ihre Besetzung als skrupelloser TV-Wetterfrosch in *To Die For* (1995) alle Hebel in Bewegung gesetzt haben.

Matt Damon und Ben Affleck verhalf der Regisseur mit dem Hochbegabten-Drama *Good Will Hunting* gar zu einem Drehbuch-Oscar. Van Sant muss für viele Karrieren wie ein Katalysator gewirkt haben. Einen guten, beschleunigenden Geist, vor allem in der internationalen Vertriebspolitik, hätte man ihm nun selbst gewünscht. Denn dass sein in Cannes gefeierter Film wie *Last Days* erst im Januar, mit anderthalb Jahren Verspätung, in die deutschen Kinos kommt, hat schon etwas Skandalöses.

Gus van Sant: Elephant, Gerry (beide Kinowelt) **Forrester – Gefunden!, Drugstore Cowboy** (beide Sony Pictures), **Psycho, Good Will Hunting** (beide Universal Pictures), **To Die For** (Cine Plus), **My Own Private Idaho** (Universum Film)

Champagnernächte, wüstes Leben

KLASSIK: Pierre-Laurent Aimard spielt Robert Schumann atemberaubend ungestüm **VON FRANK HILBERG**

Das Jahr 1834 war für Robert Schumann »das bedeutendste meines Lebens«. Arbeit und Leben schlingen sich ineinander, dem Rausch – »Champagnernächte, wüstes Leben« – folgt der Kater, »Qualen der fürchterlichsten Melancholie«. Er gründet die *Neue Zeitschrift für Musik* und schreibt seine ersten größeren Kompositionen, und sein Herz flattert durch rauschende Ballnächte – das Leben ist ein *Carnaval op. 9,* ein Ballhaus-Abenteuer in 21 Szenen. Mit dem Klavier, der Schreibmaschine seiner Seele, schreibt er im 3/4-Takt den Maskenroman, dessen Held er selbst ist, Florestan und Eusebius in einem, und den er mit seinen Freunden, Verlobten, Liebschaften und Figuren wie Pierrot, Arlequin oder Colombine durchtanzt. Dichtung und Wahrheit in rascher Nummern-Folge, hurtige Stücke mit burlesken Auftakten und aufgekratzten Modulationen, von Pierre-Laurent Aimard in atemberaubendem Ungestüm gespielt. Er entfacht die Walzerseligkeit als Brillantfeuerwerk.

Schumanns anhaltender Überschwang kann durchaus auf den Nerv gehen, es ist eben ein Unterschied, ob man selber tanzt oder nur zuhört. Ein Gegengift sind seine *Symphonischen Etüden op. 13,* ein Meisterwerk der romantischen Variationskunst. »Die Melodie des Themas stammt von einem Amateur«, von Hauptmann von Fricken, dem Vater seiner Verlobten. Er hatte seine Variationen Schumann zur Beurteilung vorgelegt und musste sich darüber belehren lassen, dass zu viel Charakterähnlichkeit darin herrsche. Das Thema soll zwar immer klar sein, »aber das Glas, mit dem man es ansieht, ein verschieden gefärbtes, wodurch die Gegend jetzt rosaroth wie im Abendglanz, jetzt golden wie bei einem Sonnenmorgen erscheint«. In den 17 Variationen führt Schumann das cis-Moll-Thema durch Himmel und Hölle, es schwebt über Akkordnebeln und fliegt in Sprüngen dem Finale entgegen – in seinen Charakterlaunen ist es ebenso wechselhaft wie sein Autor.

Unbegreiflich, wie Aimard diese haarigen Sachen live so makellos aus den Händen fließen lässt – vermutlich, weil er selbst hingerissen ist, so sehr, dass er die prickelnde dritte Etüde nicht nur einmal, sondern gleich zweimal wiederholt. So steckt der Komponist alle an. Und das Leben ist ein Maskenball.

Robert Schumann: Carnaval op. 9, Symphonische Etüden op. 13
Pierre-Laurent Aimard (Klavier),
Live aus dem Wiener Konzerthaus 2006,
Warner Classics 2564-63426

Die ZEIT empfiehlt

Neue Hörbücher

Peter Handke: Gestern unterwegs
Gelesen von P. Handke; Hoffmann & Campe, 4 CDs, 300 Min., 29,– €
Mit unverschämt träger Stimme liest der Dichter aus seinen Aufzeichnungen vom November 1987 bis Juli 1990. Dazu ein Glas Wein, ein ZEIT-Gespräch im Booklet und den November zum Hören

Die NS-Führung im Verhör – Original-Tondokumente der Nürnberger Prozesse
Dokumentiert von Ulrich Lampen; DAV, 8 CDS, 440 Min., 29,99 €
Die Deutschen wurden von Führern vertreten, die sie verdienten. In aller Peinlichkeit, Korrektheit und Feigheit sprechen Politik, Wirtschaft, Militär und Justiz. Von Peter Steinbach eingeleitet

Julio Cortazar: Der Verfolger
Gelesen von Gert Heidenreich; Gugis Hörbücher/edel, 3 CDs, 200 Min., 24,– €
Eine literarische Hommage an Charlie Parker und dessen »metaphysische Musik« (mit einer Live-CD von Charlie Mariano & Peter Ilg)

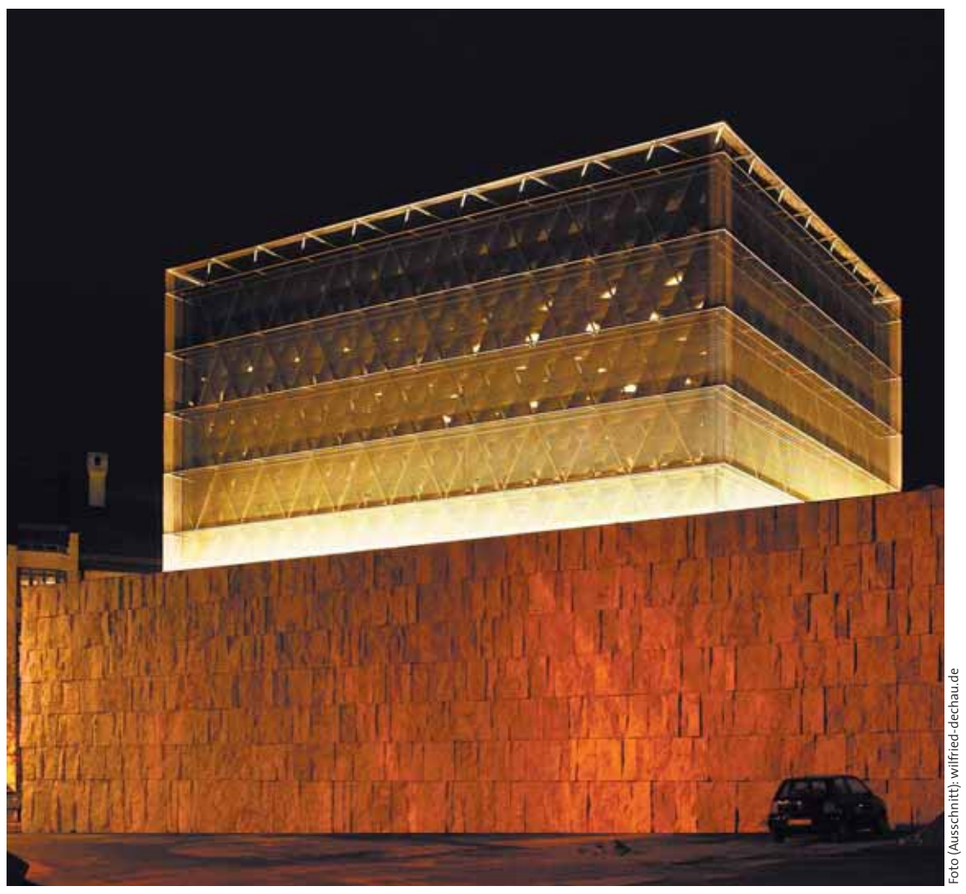
MEINECKE HÖRT

Tanz den Laufsteg

Als die elektronische Tanzmusik vor 20 Jahren aufkam, wurde behauptet, diese Kunst hätte alle Referenzen abgelegt, das Vergnügen der Tanzenden liege nun ganz darin, ihre Körper der Basstrommel und den um diese herum synkopierten Modulationen folgen zu lassen. Doch konnten wir die ebenmäßigen Schläge der Basstrommel auch als sonische Säulen begreifen, die, wenngleich stets nur für die Dauer der Nacht, bis der Diskjockey die Kanzel verließ, einen salomonischen Tempel errichteten, der nicht nur ein ritueller, sondern auch ein sozialer Raum war, in dem komplexe Codes über die Tanzfläche geschickt wurden. In New Yorks afro- und lateinamerikanischem Stadtteil Harlem kamen damals, mit der *house music*, familiäre Vereinigungen auf, die sich sehr klangvoll **House of Xtravaganza, House of LaBeija** oder **House of Ninja** nannten, häufig unverblümt Namen aus der gehobenen Modewelt übernahmen *(House of Revlon, House of Dior)* und vor allem schwulen Männern festliche Räume zur ästhetischen Entfaltung von Identitäten einräumten, die für sie nicht vorgesehen waren. Auf diese Weise entstand eine extrem performative Tanzart namens *Vogue,* die von Madonna weltberühmt gemacht wurde, aber auch einer symbolistischen Selbstvergewisserung der Tänzer diente, die nämlich (wo die Tanzfläche zum Laufsteg wird) um Positionierungen in diffizilen *categories* rangen; *realness* spielt dabei bis heute die größte Rolle: Werde ich überzeugend als Naomi Campbell durchgehen? Aber auch: Wird mir die Ballroom-Jury den süßen Schuljungen, den entschlossenen Marinegeneral abnehmen?

Im September starb der berühmteste aller Vogue-Tänzer, Willie Ninja, an den Folgen seiner Aids-Erkrankung. Er hatte für Madonna gearbeitet und zuletzt noch Paris Hilton das Gehen beigebracht, er hatte das elegante House of Ninja geführt und doch in ärmlichen Verhältnissen bei seiner Mutter in Queens gelebt. Vor zwei Wochen konnte ich in New York einer bewegenden Gedenkveranstaltung für ihn beiwohnen, durfte sensationelle Tänzer wie Princess Isis, Father Benny Ninja und Mother Richard Ninja (die Thronfolger) bei ihren von den Handgelenken bis in die Wirbelsäule atemberaubenden Moves zwischen Pose, Pantomime, Breakdance und Laufstegschritt bewundern, und wusste erneut (mit *Kraftwerk):* Es wird immer weitergehen, Musik als Träger von Ideen. **THOMAS MEINECKE**

Foto: [M.]: Peter Peitsch/peitschfoto.com



Mit den fensterlosen Wänden wirkt die Synagoge wie ein **SCHREIN.** Nur oben schaut einladend eine Glashaube heraus

Foto (Ausschnitt): wilfried-dechau.de

Ein Bau aus Angst und Hoffnung

Endlich wird Münchens neue Synagoge eingeweiht – und mit ihr das größte jüdische Zentrum Europas VON IRA MAZZONI

Adolf Hitler höchstselbst hatte es befohlen. Am 9. Juli 1938 wurde Münchens Hauptsynagoge abgerissen – aus »verkehrstechnischen Gründen«, wie es hieß. Seither war die Israelitische Kultusgemeinde aus dem Zentrum der Stadt verbannt, auch in der Nachkriegszeit musste sie sich mit einem beschämenden, gitterbewehrten Hinterhofdasein begnügen. Erst jetzt gibt es eine Rückkehr – an denkbar prominenter Stelle, am Jakobsplatz, keine zehn Gehminuten von den Altstadtkirchen entfernt. Und nicht nur die Synagoge wird nun, am 9. November eingeweiht, gleich ein ganzes Ensemble von Neubauten steht vor der Eröffnung. Es ist das größte jüdische Zentrum Europas.

Ein Versöhnungswerk soll es sein, so wünschen es sich die Stadtoberen, allen voran Bürgermeister Christian Ude, der das Projekt von Anfang an unterstützte und dafür sorgte, dass die Gemeinde nicht irgendwo am Stadtrand ein neues Quartier bezog. Allerdings kann von einer Rückkehr zur Normalität, von einem selbstverständlichen Neben- und Miteinander auch weiterhin keine Rede sein, das machte der vereitelte Anschlag der Neonazis zur Grundsteinlegung bestürzend deutlich.

Auch wenn nun noch nicht alle Bauten des kleinen Quartiers fertig sind, wirkt das Ensemble bereits jetzt fast außerweltlich – ein Campo Santo, ein heiliger Bezirk mit Synagoge, Gemeindezentrum und jüdischem Museum. Allerdings entwickelt sich zwischen den strengen Kuben eine geradezu altstädtisch winklige Abfolge von Plätzen und Gassen. Das Gravitationszentrum ist die Synagoge, ein Schrein, verschlossen, fensterlos, unnahbar, ein archaischer Sockel aus bruchrauen Krustenplatten. Nur oben ragt in der Mitte ein Lichtzeichen hervor, eine Glashaube, mit feinem Bronzegewebe überzogen. So sucht diese Bauskulptur, der minimalistischen Moderne verpflichtet, eine Balance zwischen Ausschließlichkeit und hoffnungsvoller Verbindlichkeit.

Das Architektenteam Wandel, Hoefer, Lorch aus Saarbrücken hat schon einmal, 2001 in Dresden, mit einem gleichermaßen schlichten wie feinsinnigen Synagogenbau überzeugt (damals noch in Zusammenarbeit mit Nikolaus Hirsch). Der Bau sollte sowohl an Salomons Tempel in Jerusalem wie an das Bundeszelt erinnern – eine Assoziation, die auf Salomon Korn zurückgeht, selber Architekt. In einer historischen Analyse hatte er herausgestellt, dass jüdische Gotteshäuser immer Elemente des Stiftzeltes und des Tempels enthielten. »Die Synagoge schwankt in ihrer wechselvollen Geschichte ja nach äußeren und inneren Bedingungen zwischen Provisorium und festem Haus, zwischen lebendiger Religiosität und ritualisiertem Zeremoniell, zwischen Abstraktion und Sinnlichkeit.«

Die präzise und zugleich poetische Umsetzung dieses Grundgedankens in Dresden brachte den bis dahin kaum bekannten Saarbrücker Architekten international höchste Anerkennung. Auf schwierigem Terrain hatten sie ein geschlossenes, irritierend verdrehtes Steingehäuse errichtet und es innen ausgeschmückt mit einem metallischen Zelt, das die Gemeinde umfasst. Die einmütig gelobte Dresdner Synagoge empfahl die Architekten auch für das Münchner Projekt – ebenso wie drei weitere intensive, stille Gedenkstätten: der Frankfurter Börneplatz, der, 1996 realisiert, auf einen Wettbewerbsentwurf von 1986 basiert, die 1998 erfolgte Markierung der Gleisanlagen des Bahnhofs Grunewald sowie das 2001 eingeweihte Mahnmahl für die zerstörte Bensheimer Synagoge. Als Spezialisten für Erinnerungskultur möchten die fünf Architekten deswegen keinesfalls gelten, auch wenn sie mit ihren gründlichen Orts- und Geschichtsrecherchen immer wieder von sich reden machten. Zuletzt gelang es ihnen, mit einer bizarr gefalteten, rostigen Ausstellungsskulptur das untergepflügte Konzentrationslager Hinzert in der Eifel wieder ins Bewusstsein der Öffentlichkeit zurückzuholen.

»Eine Spezialisierung können wir uns gar nicht leisten«, erklärt Rena Wandel-Hoefer, die zusammen mit ihrem Mann Andreas Hoefer die Münchner Baustelle betreut. Im Saarbrücker Büro wirkt immer noch Vater Hubertus Wandel mit, der vieles ermöglichte. Mit zum Team gehören Schwester Andrea Wandel und Studienkollege Wolfgang Lorch, der inzwischen in Darmstadt eine Professur für Entwerfen und Baukonstruktion innehat. Alle Ideen werden gemeinschaftlich an Modellen entwickelt. Vieles ergibt sich dabei zufällig, was später als symbolisch vielbedeutend angesehen wird.

»Eigentlich bauen wir alles: Banken, Verwaltungen, Privathäuser, Kindergärten, Besucherzentren«, sagt Wandel-Hoefer. Und vieles von diesen vielfältigen Erfahrungen steckt nun im Münchner Gemeindezentrum. Eigentlich ist es ein Städtchen für sich, es gibt eine Ganztagsschule, einen Kindergarten, ein Jugendzentrum, eine Tagungsstätte, dazu ein koscheres Restaurant, einen Verwaltungsbau und einen Wohntrakt, und all das ist umsichtig miteinander und gegeneinander verschränkt. So liegt etwa der zentrale Gemeindesaal zwischen der Turnhalle im Keller und einem Pausenhof auf dem Dach.

Ein Multifunktionsgigant ist der Bau dennoch geworden, auch wenn er mit großer Sorgfalt darum bemüht ist, die schmalbrüstige Nachbarschaft mit ihren Häusern gotischen Ursprungs nicht allzu sehr zu brüskieren. Gleichwohl ist die Zäsur zum Ignaz-Günther-Haus nebenan recht herb, der Maßstabsprung gewaltig. Die Südseite gar – an der ehedem ein Parkhaus stand – wirkt wie ein Affront. Die Zwiebeltürme der Frauenkirche sind kaum noch zu erkennen, sie sitzen in der Verkürzung klitzeklein auf der Traufkante des Neubaus. »Als wir den Jakobsplatz das erste Mal besuchten, haben wir uns gefragt, wie wir alle zentralen jüdischen Einrichtungen an diesem Ort vereinen sollen«, erinnert sich Rena Wandel-Hoefer. Am Ende gab dann ein Amsterdam Vorbild die entscheidende Anregung, dort fügen sich vier Häuser des 17. und 18. Jahrhunderts zu einem Ensemble zusammen. Aber Härten waren nicht zu vermeiden. Härten, die mancher Passant böswillig mit antijüdischen Sprüchen kommentiert.

Dabei soll dieser Ort ja eigentlich der Verständigung dienen. Das Gemeindezentrum, das in seiner klaren, harten Formensprache vielen christlichen Sakralbauten der jüngsten Zeit ähnelt, soll ebenso wie das Museum zu einem Haus der Begegnung werden. Der zweigeschossige Gemeindesaal, durch riesige seitliche Drehtüren mehrfach erweiterbar, ist bereits jetzt für diverse Veranstaltungen gebucht, darunter ein SPD-Parteitag.

Auch die Schule, Bayerns erste Ganztagsgrundschule, ist keineswegs nur jüdischen Kindern vorbehalten. Allerdings müssen alle Besucher – selbst die des koscheren Restaurants – erst die Sicherheitsschleusen passieren. Alle Interessierten, die die Synagoge besuchen wollen, werden vom Gemeindezentrum aus durch einen unterirdischen Gang hinüber zum Sakralbau geleitet.

In diesem Verbindungsgang gedenkt die inzwischen fast wieder 9000 Mitglieder zählende Gemeinde ihrer Toten. Die Namen der 4500 ermordeten Münchner Juden stehen hell hinterleuchtet auf 32 mehrschichtigen Glasplatten. Der Gemeinde war wichtig, dass dieses Mahnmal des Künstlers Georg Soanka Pollak an einem schändungssicheren Ort verwahrt wird und nicht draußen auf dem Jakobsplatz. Die Angst, so scheint es, bleibt.

Aber auch der Hoffnung gibt der Synagogen-Bau Gestalt. Er hat keine stürzenden Wände wie in Dresden, keine Windungen, er taucht nicht ab in ein mystisches Halbdunkel. Stattdessen ein taghelles Gehäuse aus Zedernholz, in dessen Mitte ganz traditionell die Bima für die Thoralesung steht. Fast fühlt man sich in diesem Zentralraum wie in einem Haus unter offenem Himmel. Das metallische Lichtzelt gibt den Blick auf ziehende Wolken frei.

Das war der Gemeinde wichtig, die ihr neues Gotteshaus Ohel-Jakob nennt, Zelt Jakobs. Nachdem Jakob, Stammvater Israels, seinen von der Bibel bezeugten Traum von der Himmelsleiter hatte, sprach er: »Wie ehrfurchtserweckend ist dieser Ort! Das ist nicht anderes als ein Haus Gottes, und hier ist die Pforte des Himmels.«

Entsprechend wird im Vorraum der neuen Synagoge das 4. Buch Moses zitiert: »Wie schön sind deine Zelte, Ja'akow, und deine Heimstätten, Israel.« Und so besteht vielleicht doch Hoffnung, dass mit dem Bau der neuen Synagoge die weitgehend osteuropäisch geprägte Gemeinde in der Mitte Münchens eine Heimstatt findet.

An die Nachgeborenen

Preisregen für Jonathan Littell

Mit dem Grand Prix der Académie française und dem Prix Goncourt hat er jetzt die beiden höchsten Literaturpreise Frankreichs erhalten. Doch zur Verleihung wird er nicht kommen. Denn Jonathan Littell, Autor des Weltkriegsromans *Les bienveillantes* (Die Wohlmeinenden), scheut den Literaturbetrieb. Der bislang unbekannte junge Amerikaner, der auf Französisch schreibt, zeigt eine Zurückhaltung, fast Scham, die im Widerspruch zum monströsen Stoff seines Riesenepos steht. Auf 900 Seiten breitet er die fiktiven Memoiren eines deutschen SS-Offiziers an der Ostfront aus. Dabei durchbricht er nicht nur sämtliche Zumutbarkeitsgrenzen der Gewaltdarstellung, sondern verstößt auch gegen das Tabu, die NS-Verbrechen aus der Täterperspektive zu erzählen.

Pogrome, Massenexekutionen und die Gedankenwelt der Schlächter hat Littell penibel recherchiert und beschrieben. Wegen der Geilheit und Grellheit der Gewaltexzesse hat man ihn als Voyeur und Pornografen beschimpft. Doch weder Littell noch die mittlerweile fast 300 000 französischen Käufer seines Buches sind potenzielle Perverse, die sich ihren De-Sade-Schauer an ukrainischen Massengräbern holen. Ihr Interesse markiert vielmehr einen Generationswechsel im historischen Bewusstsein. Denn auch in Frankreich sterben die Überlebenden des Zweiten Weltkrieges aus, und die Jüngeren, die keine biografische Verbindung zur Vergangenheit mehr haben, suchen ihren eigenen Zugang zur Katastrophe. Gerade ihr Mangel an Zeitzeugenschaft schürt den Hunger nach erzählter Nähe und Direktheit. Littell steigert dieses Verlangen bis ins Unerträgliche, indem er anstelle der Opferschicksale die Wurzeln des Schreckens selbst aufzeigt: die Weltsicht, Motive und Rechtfertigungen der Mörder.

Wer dem Autor Pietätlosigkeit vorwirft oder meint, er sei durch Horrorfilme und die Schreckenswelten amerikanischer Holocaust-Museen geprägt, verkennt die eigentliche Provokation. Denn was das Publikum in Wahrheit fasziniert und schockiert, ist die Einbettung des nationalsozialistischen Völkermordes in eine Epoche, in der halb Europa dem antisemitischen Blutrausch verfallen war. Littell betreibt eine gnadenlose Relativierung der Naziverbrechen, indem er sie in einen Kontext von Gruppenegoismen, Überlegenheitsfantasien und Vernichtungswünschen stellt, die sich bis zu heutigen Massakern von Ruanda bis Tschetschenien fortschreiben ließen. Littell zerstört die moralische Selbsterbauung der nachgeborenen Friedensgenerationen, die sich bislang über jeden Zivilisationsbruch erhaben fühlten, indem er ihnen die Frage stellt, was sie in schrecklicheren Zeiten wohl getan hätten.

Für historische Stoffe gab es in Frankreich schon immer die dankbarsten Leser. Dass die Franzosen jetzt Littells Ausnahmeroman derart leidenschaftlich aufnehmen und zu internationalem Erfolg führen, beweist, dass dies selbst für das schwierigste aller Themen gilt. MICHAEL MÖNNINGER

Der Brief wurde nicht verschluckt

Joachim Fest konnte die irrige Habermas-Anekdote in seinen Memoiren nicht mehr korrigieren: Er war schon todkrank, als Hans-Ulrich Wehlers Richtigstellung eintraf

VON ALEXANDER FEST

In der *ZEIT* vom 2. November hat Hans-Ulrich Wehler richtig gestellt, was in den Erinnerungen meines Vaters, *Ich nicht,* falsch erzählt worden ist. Es geht um Jürgen Habermas und einen angeblich kompromittierenden Brief, den dieser kurz vor Kriegsende geschrieben haben soll. Mein Vater hatte mehrfach glaubwürdig, wie er meinte, erzählen hören, wie Habermas in den achtziger Jahren mit diesem Brief konfrontiert worden sei: Als er ihn bei einer Geburtstagsfeier entgegengehalten bekam, habe er ihn zerknüllt, in den Mund gesteckt und heruntergeschluckt.

Mein Vater hielt die Geschichte für gut bezeugt und baute sie, als Anekdote ohne Namensnennung, in seine Erinnerungen ein. Weil er dennoch Bedenken hatte, erkundigte er sich im April dieses Jahres bei Hans-Ulrich Wehler nach den genauen Umständen. Am 18. April erhielt er die Antwort, daran sei nichts: nur ein Scherz mit ironischen Untertönen, den Wehler, mittlerweile zum eigenen Ärger, weitergetragen hatte. In seinem *ZEIT*-Artikel stellt Wehler nun fest, mein Vater habe ihm den Erhalt des Briefs schriftlich bestätigt und bis zu seinem Tod am 11. September folglich fünf Monate Zeit gehabt, seine Darstellung zu korrigieren. Weiter fragt er: »Sollte diese lange Zeit, noch ehe die Druckfahnen eingetroffen waren, nicht für einen solchen Eingriff gereicht haben?«

Diese Frage, als rhetorische gemeint, ist die entscheidende. Die Antwort lautet: Die Zeit reichte nicht, weil der Gesundheitszustand meines Vaters sich inzwischen so stark verschlechtert hatte, dass er an dem Manuskript nicht mehr arbeiten konnte. Auch gibt es keinen Brief, in dem mein Vater Herrn Wehler den Eingang seines Schreibens bestätigt hätte; bestätigt wurde dies vielmehr, in eigenem Namen und aus eigenem Antrieb, von seiner Sekretärin Benita Ukert, und zwar am 6. Juni, zu einer Zeit, als er selber sich am Rand des Komas und nur zeitweilig bei Bewusstsein befand.

Es ist nicht nötig, hier auszubreiten, was in Anbetracht der Umstände nur die Wiedergabe einer Krankenakte sein könnte. Der Hergang jedenfalls scheint mir der folgende gewesen zu sein: Anfang April hatte mein Vater das Manuskript seines Buchs abgeschlossen und sofort mit der Überarbeitung begonnen. Kurz darauf kam der Wehlersche Brief, den er zur Seite legte, um die Passage, wenn er bei der Durcharbeitung bis zum letzten Kapitel gekommen sei, neu zu fassen. Dann jedoch war er ab Ende Mai nach einem Sturz nicht mehr in der Lage zu arbeiten.

Er konnte nicht mehr schreiben oder lesen. So gut es ging, begleitete er die Redaktion des Textes. Er war damals stark von frühen Kindheitserinnerungen beansprucht und erzählte davon, sodass sich eine Reihe solcher Detail-Erinnerungen noch im Buch unterbringen ließen. All das fand vornehmlich im Krankenhaus statt. Nur im August erholte er sich kurze Zeit noch einmal und konnte, belebt durch die aufkommende Grass-Debatte und das daraufhin einsetzende Interesse an seinem eigenen Buch, sogar ein Interview und einige Stellungnahmen geben.

Den Brief von Hans-Ulrich Wehler hat er mir gegenüber nie erwähnt. Vielleicht hat er ihn vergessen. Eine wahrheitswidrige oder denunziatorische Darstellung aber lag ihm sicher fern, und wozu hätte er daran auch festhalten sollen? Um sich öffentlich korrigieren zu lassen? Dass er dazu viel Neigung gehabt hätte, ist, soweit ich weiß, nicht bekannt.

Alexander Fest, Sohn von Joachim Fest, ist Chef des Rowohlt Verlages, in dem die Erinnerungen seines Vaters »Ich nicht« erschienen sind.
Der Philosoph Jürgen Habermas hat unterdes gegen die Verbreitung der darin erzählten Anekdote eine Einstweilige Verfügung erwirkt.
Bei dem angeblich verschluckten Brief handelte es sich um einen Formbrief der Hitlerjugend, den der Historiker Hans-Ulrich Wehler seinerzeit wiedergefunden und Habermas gegeben hatte.

Tod in Neapel

Seit Jahren versinkt die Stadt in Gewalt und Dreck. Und in bewährter Tradition empfehlen Politiker, sich mit der Camorra zu arrangieren

VON PETRA RESKI

Foto: epa ansa/dpa

DER MÜLL, die Stadt und der Tod auf italienisch: Neapel im Jahr 2006

Jetzt, da der Ministerpräsident und der Innenminister aus Neapel wieder abgereist sind und Neapels Tote – 76 bislang im Jahr 2006 – nicht mehr über die ersten Seiten der Tageszeitungen geistern, sondern wieder im Vermischten beerdigt werden, muss ich an jenes Mittagessen denken, das ich einem neapolitanischen Freund verdanke, der mir seine Stadt näher bringen wollte.

Es fand im Circolo Italia statt, dem exklusivsten und ältesten Club Neapels, der am Borgo Marinaro zu Füßen des Santa-Lucia-Viertels liegt. Der Club wurde vor 120 Jahren als Rudervereinigung gegründet und ist heute ein Segelclub. Vor den großen Fenstern liegen die Segeljachten der Mitglieder – wobei der Freund nicht zu präzisieren versäumte, dass Massimo D'Alema, der einstige Kommunistenführer und heutige Außenminister, unlängst am Steuer einer dieser Jachten gestanden hatte.

In den Familien der 120 Gründungsmitglieder konzentriert sich die ganze Elite der Stadt, Industrielle und Universitätsprofessoren, Richter und Aristokraten – darunter auch jene, die zur Schatzkommission von San Gennaro gehören, jenem Schutzheiligen der Stadt, dessen Blut sich zweimal im Jahr verflüssigt. Den Apéritif nahmen wir vor einem offenen Kaminfeuer ein, in nilgrünen Ledersesseln versinkend. Zu Tisch baten uns Kellner, die weiße Handschuhe trugen und goldene Schultertressen, Kellner, die ihrerseits Söhne von Circolo-Italia-Kellnern waren und die geduzt wurden, weil die Mitglieder keinen großen Wert auf Förmlichkeiten legen. Am Tisch, der den allein essenden Gründungsmitgliedern vorbehalten war, saßen zwei alte Herren, die schweigend und mit aufgestützten Ellbogen aßen, einer von ihnen sah aus wie ein vertriebener König.

In den letzten zehn Jahren wurden hier 1131 Menschen ermordet

Ich weiß noch, dass neben mir ein Rechtsprofessor saß, dem Haare aus den Ohren wuchsen, und dass sich die Tischkonversation ausschließlich um die Beschaffenheit von Mürbeteig drehte. Angeregt erörterte man, ob sich als Füllung besser Aprikosenmarmelade eigne oder bittere Schokolade, weil Letztere einen größeren Kontrast zur Süße des Teigs ergebe, und ich dachte daran, dass die englischen Kolonialherren in ihren Clubs in Indien sicher auch Plätzchenrezepte ausgetauscht haben.

Ich weiß nicht mehr, wie viele Tote es in jenem Jahr in Neapel gab, vermutlich nicht weniger als jetzt. In den letzten zehn Jahren wurden 1131 Menschen in Neapel ermordet, das sind im Durchschnitt mehr als hundert Tote pro Jahr. Anders als die sizilianische Mafia ist die Camorra horizontal organisiert, es gibt keine Hierarchie und kaum Regeln, jeder will Boss sein, das geht nicht ohne Mord. Selbst im legendären Jahr 1994, als Antonio Bassolino gerade zum Bürgermeister gewählt worden war und den Weltwirtschaftsgipfel in die Stadt holte, als Bill Clinton unter Missachtung der Bodyguards eine Pizza Margherita im Stehen aß und die Medien eilig die neapolitanische Wiedergeburt ausriefen, selbst in jenem Jahr gab es 105 Morde in Neapel, keine ausreichende Trinkwasserversorgung und Analphabetismus unter den Jugendlichen, von denen jeder Dritte unter 25 Jahren arbeitslos war – genau wie heute.

In den 1980er Jahren flogen nachts Hubschrauber mit Scheinwerfern über den Hafen, um die Boote der Zigarettenschmuggler zu verfolgen. Fast sehnen sich manche Neapolitaner nach solchen Szenen, denn heute ist der Hafen vollständig in der Hand von Camorra und chinesischen Schwarzmarkthändlern. Chinesischer Geschäftssinn, gepaart mit neapolitanischer Kreativität – das ist die Antwort auf die Herausforderungen des globalisierten Marktes: Im letzten Jahr beschlagnahmte die Hafenpolizei allein bei einer einzigen, zufällig ausgelösten Razzia 24 000 Jeans, die für den französischen Markt bestimmt waren, 50 000 Haushaltsgeräte aus Kunststoff, die in Bangladesch hergestellt worden waren und den Aufdruck »made in Italy« trugen, 450 000 Plastikfiguren und weitere 46 000 Plastikspielzeuge, alles zusammen im Wert von 36 Millionen Euro.

Längst betreibt die Regierung Prodi »Berlusconismus ohne Berlusconi«

Ein junger Journalist hat darüber ein ganzes Buch geschrieben. Roberto Saviano schildert nicht nur die Bosse und den illegalen Handel, sondern vor allem die Hoffnungslosigkeit in seiner Stadt. Er hat dies nicht mit landesüblicher Barmherzigkeit getan, sondern unnachgiebig und kompromisslos, und vielleicht ist das der Grund dafür, weshalb er seither in einem Versteck leben muss. (Siehe *ZEIT* Nr. 45) Außer Saviano gibt es nur noch den alten Journalisten und Widerstandskämpfer Giorgio Bocca, der finster und trotzig den italienischen Politikern »die Camorra hat gewonnen« ins Gesicht schleudert – wohl wissend, dass diese in dem neuerlichen neapolitanischen Blutbad nichts anderes sehen möchten als ein Wetterleuchten. Bandenkriege, die kommen und gehen. Romano Prodis Justizminister Clemente Mastella zögerte nicht, darauf hinzuweisen, dass es die Camorra in Neapel immer schon gegeben habe – was für einen Justizminister eine etwas dürftige Antwort auf die Gewaltfrage ist. Vielleicht hat er keine bessere, weil auch er über eine gewisse Vertrautheit im Umgang mit organisierter Kriminalität verfügt: Im Jahr 2000 war Mastella Trauzeuge auf der Hochzeit des sizilianischen Mafioso Francesco Campanella – der nach seiner Festnahme nicht zögerte, zur Justiz überzulaufen.

Justizminister Mastella stellt sich mit seiner Bemerkung in eine bewährte Tradition italienischer Politik: Zuletzt hat der ehemalige Minister für Verkehr und Infrastruktur, der Lega-Politiker Pietro Lunardi, die Italiener aufgefordert, sich endlich daran zu gewöhnen, mit der Mafia zusammenzuleben: Mafia und Camorra habe es immer schon gegeben und werde es immer geben.

Neapels Bürgermeisterin Rosa Russo Iervolino beschwor mit der ihr eigenen Zitterstimme die Existenz der ehrlichen Neapolitaner, als könne ihnen das ein Trost sein. Ministerpräsident Prodi predigte gebetsmühlenartig die Erziehung zur Legalität, und der Regisseur Francesco Rosi forderte Ganztagsschulen – ganz so, als wüchsen die Kinder in Neapel in einem Vakuum versiegelt auf und nicht in einer Stadt, wo Vorbilder wie Anti-Camorra-Priester unter Polizeischutz leben müssen und Jugendliche im Monat 1500 Euro damit verdienen können, einen Drogenumschlagplatz zu bewachen. Wo Polizeipatrouillen von aufgebrachten Clanmitgliedern daran gehindert werden, einen Räuber festzunehmen, und sich die Angestellten der Stadtverwaltung ein solides Einkommen mit dem Verkauf von Genehmigungen aller Art zu sichern wissen.

Und der Regierung, die einen »Berlusconismus ohne Berlusconi« betreibt, wie es der Philosoph Paolo Flores d'Arcais nennt, fällt nichts Vorbildhafteres ein als ein gewaltiger Straferlass – gedacht für die »Verbrechen des Establishments«: vom Parmalat-Skandal bis zur Richterbestechung Berlusconis. Davon profitierte nicht nur die eritreische Menschenhändlerin Madame Gennet, sondern auch 6000 neapolitanische Kriminelle, die unverzüglich ihr Tagwerk wiederaufnahmen.

Wie sollte man da über etwas anderes sprechen als über die Beschaffenheit von Mürbeteig?

Weltenretter in Socken

Alfonso Cuaróns Science-Fiction »Children of Men« entwickelt aus der europäischen Einwanderungspolitik eine Schreckensvision **VON ANKE LEWEKE**

Ausländische Flüchtlinge hinter käfigartigen Absperrungen, Menschen, die sich nur mit Passierscheinen frei bewegen dürfen, Vorstadtzüge mit vergitterten Fenstern, Polizei- und Militäreinheiten im permanenter Alarmbereitschaft – mit ein paar flüchtigen Einstellungen projiziert Alfonso Cuarón die europäische Einwanderungssituation in das Jahr 2027.

Die Bilder eines Science-Fiction unterliegen einem seltsamen Paradox. Sie sollen visionär und doch wiedererkennbar sein, das Leben einer noch fernen Welt imaginieren, dabei gleichzeitig aus einer Gegenwart heraus erzählen. In *Children of Men* vereint Cuarón diese Widersprüche zu einer Zukunftsvision, in der unsere schlimmsten Ängste Gestalt annehmen. Der rote Doppeldeckerbus markiert den vertrauten Schauplatz, der digitale Werbefilm an seiner Seitenfront den Einbruch der neuen Zeit. Immerhin, ein Teil der Menschheit wird auch noch in 20 Jahren mit dem Kaffeebecher zur Arbeit gehen. Plötzlich ein Knall, Schreie, Sirenengeheul. Mit beklemmender Beiläufigkeit skizziert Cuarón einen Londoner Alltag, in dem Bombenanschläge und Attentate längst zur Tagesordnung gehören. Die Nachrichtenbilder aus Bagdad und anderen Krisengebieten verschmelzen mit dem Treiben vor unserer Haustür.

In jüngeren Science-Fiction-Filmen wie *Gattaca, Minority Report* oder *I Robot* dominierte noch das Schreckensszenario von Big Brother, der die totale Kontrolle übernommen hat. Auf Hochglanz polierte Tableaus erzählten von keimfreien Welten, geometrischen Architekturen und hierarchischen Ordnungen. Cuaróns *Children of Men* ist hingegen ein grauer, dreckiger Film, mit einem Himmel, dem jahrzehntelange Umweltverschmutzung auch das letzte Blau genommen hat. Die Kamera bewegt sich ähnlich orientierungslos durch die Straßen wie die Bewohner dieser Zukunft. Über den Verhältnissen thront keine autoritäre Macht, die den Bildern eine Struktur geben könnte. Die Stärke von Cuaróns Film liegt in dieser Beschreibung einer Demokratie im fortwährenden Ausnahmezustand. Es ist eine Gesellschaft, die, um sich selbst zu erhalten, auch den letzten zivilisatorischen Anstand aufgegeben hat. Die Schwäche ist seine Heilsgeschichte, eine krude Mischung aus Theologie, Political Correctness und aktuellen Demografiedebatten: Aus unerklärlichen Gründen sind die Frauen der Zukunft unfruchtbar geworden, seit 18 Jahren kam kein Säugling mehr zur Welt. Die Menschheit schwindet dahin. Doch wie durch ein Wunder ist ausgerechnet eine illegale schwarze Emigrantin schwanger geworden. Die Kamera kann sich gar nicht satt sehen an ihrem runden Bauch, zoomt ihn immer wieder in den Bildvordergrund und teilt uns recht messianisch mit, dass er das Glück dieser Welt in sich trägt. Auch Theo (Clive Owen), ein resignierter Aktivist, lässt sich von dem hoffnungsfrohen Anblick wieder zum Kampf für eine bessere Welt bewegen. Er beschließt, die schwangere Frau an allen Kontrollen vorbei in Sicherheit zu bringen.

Wie in *Der Gefangene von Askaban,* der wohl besten Harry-Potter-Verfilmung, gelingt es Cuarón auch hier, seinen Helden mit minimalen Mitteln vom allzu geradlinigen Weg abzubringen. Gönnte Cuarón dem Zauberlehrling die ganze Gefühlsverwirrung der Pubertät, gibt er Theo die Zeit, ganz allmählich in die Heldenrolle hineinzuwachsen. Schon während der ersten Verfolgungsjagd verliert Clive Owen seine Schuhe und gibt einen wunderbar erschöpften Weltenretter in grauen Socken. Trost und Zuflucht sucht er bei seinem Einsiedlerfreund Jasper, gespielt von Michael Caine, den man unter einer grauen Hippie-Perücke zunächst gar nicht erkennt. Wenn der britische Schauspieler inbrünstig idealistische Reden schwingt, scheinen die Utopien der 68er auch noch in der Zukunft Bestand zu haben. Ohnehin lassen sich in Cuaróns düsterem Science-Fiction allerlei beruhigende Fixpunkte finden. Etwa selbst gedrehte Joints und Autos, die immer noch angeschoben werden müssen.

SEHENSWERT

»Marie Antoinette« von Sofia Coppola. **»Snowcake«** von Marc Evans. **»Borat«** von Sacha Baron Cohen. **»Montag kommen die Fenster«** von Ulrich Köhler. **»Shortbus«** von John Cameron Mitchell

Das Recht kennt einen Anspruch auf Rückgabe

Abb.: © Christie's Images Limited/Henze & Ketterer

Im Sommer ging **KIRCHNERS** »Straßenszene« an die Besitzer zurück – seither gibt es Ärger

Im Streit um die Restitution von Kunst an ihre jüdischen Besitzer wurde über die Gesetzeslage bislang kaum gesprochen – fatalerweise. Eine juristische Expertise VON SABINE RUDOLPH

Fast immer, wenn in jüngster Zeit bedeutsame Kunstwerke an ihre ursprünglichen Besitzer zurückgegeben wurden, gab es heftigen Streit. Das war bei dem *Tuileriengarten* von Adolph Menzel aus Dresden ebenso wie zuletzt bei der *Berliner Straßenszene* von Ernst Ludwig Kirchner, einem Bild, das an die Erben des jüdischen Schuhfabrikanten Alfred Hess zurückging und nun zu einem Höchstpreis in New York versteigert wurde. Vor allem die Museen, die sich von den Bildern trennen müssen, fühlen sich oftmals nicht »fair und gerecht« behandelt und viele fordern nun eine Änderung der gängigen Restitutionspraxis. Bei einem »Krisengipfel« will der Kulturstaatsminister noch im November darüber beraten.

Für die Rückgabe von Kunstwerken, die von jüdischen Eigentümern zwangsweise verkauft werden mussten oder von Nationalsozialisten entwendet wurden, gelten die Grundsätze der Washingtoner Konferenz und der Gemeinsamen Erklärung. Allerdings handelt es sich dabei um nichtbindende Prinzipien, die keinen Rechtsanspruch auf Restitution begründen. Letztlich werden Kunstwerke ausschließlich aus moralischen, nicht aus juristischen Gründen zurückgegeben. So war es zumindest bislang immer zu lesen. Wer jedoch die gesetzlichen Vorschriften ein wenig näher studiert, wird feststellen: Es gibt auch gesetzliche Vorschriften, die für viele Fälle einen Rechtsanspruch auf Restitution begründen!

Da sind zum einen die Rückerstattungsgesetze, von den westlichen Alliierten nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs erlassen. Darin ist bestimmt, dass die Restitution von Vermögensgegenständen an Personen, denen sie in der NS-Zeit aus Gründen der Rasse entzogen worden sind, im größtmöglichen Umfang beschleunigt zu bewirken ist. Indes kann dieser Anspruch heute nicht mehr geltend gemacht werden, da sämtliche Anmeldefristen dafür verstrichen sind. Es gibt aber auch noch das Bürgerliche Gesetzbuch, dessen § 985 vorsieht, dass der Eigentümer von dem Besitzer die Herausgabe der ihm gehörenden Sache verlangen kann. Wären ein jüdischer Sammler oder seine Erben also noch heute Eigentümer eines in der NS-Zeit entzogenen Kunstwerks, so hätten sie einen Anspruch auf Rückgabe! Dies setzt aber voraus, dass der Sammler weiterhin Eigentümer des Werks ist und das Eigentum nicht verloren hat, weder durch zwangsweisen Verkauf oder die Wegnahme durch den Staat noch durch einen sich daran anschließenden Rechtserwerb eines Dritten. Wie lässt sich das begründen?

Hat der Sammler das Kunstwerk selbst veräußert, so hätte er das Eigentum daran nicht verloren, wenn das von ihm abgeschlossene Rechtsgeschäft gegen die »guten Sitten« im Sinne des § 138 Abs. 1 BGB verstieß und deshalb nichtig wäre. Was aber verstößt gegen die »guten Sitten«? Das ergibt sich in diesem Fall aus den Grundsätzen der alliierten Rückerstattungsgesetze, die bis heute fortgelten (wie von den drei Westmächten und der Bundesrepublik in Ziffer 4 c Abs. 1 ihres Notenwechsels vom 27./28. September 1990 vereinbart). Einer dieser Grundsätze ist die »Entziehungsvermutung«. Durch diese wird berücksichtigt, dass ein jüdischer Veräußerer kaum beweisen kann, dass ihn allein die Verfolgung durch das NS-Regime dazu zwang, ein Kunstwerk zu veräußern. Mögliche Zeugen sind oft nicht mehr am Leben, Verkaufsbelege wurden häufig vernichtet. Ein solcher Beweisnotstand besteht heute, da das Geschehen mehr als ein halbes Jahrhundert zurückliegt, erst recht.

Deshalb ist es nach wie vor gerechtfertigt, zugunsten eines jüdischen Veräußerers und seiner Nachfahren zu vermuten, dass ein Rechtsgeschäft, das während des Nationalsozialismus abgeschlossen wurde, eine Entziehung darstellt und somit gegen die guten Sitten verstößt (Art. 3 Abs. 1 Buchst. b USREG). Nun kann der derzeitige Besitzer des veräußerten Kunstwerks einwenden, er könne durch eine Quittung belegen, dass für das Kunstwerk ein angemessener Preis bezahlt worden sei. Ist das Rechtsgeschäft nach dem 15. September 1935 (erste Nürnberger Gesetze) getätigt worden, genügt allerdings ein solcher Beweis nicht, um die Entziehungsvermutung zu widerlegen. Vielmehr muss der Besitzer dann auch nachweisen, dass der damalige Erwerber die Interessen des Verkäufers in besonderer Weise und mit wesentlichem Erfolg berücksichtigt hat (Art. 4 Abs. 2 USREG). Oder er muss belegen, dass der Verkauf auch ohne die Herrschaft des Nationalsozialismus erfolgt wäre. Kann der gegenwärtige Besitzer die Entziehungsvermutung nicht widerlegen, so ist das Rechtsgeschäft des jüdischen Sammlers wegen eines Verstoßes gegen die guten Sitten nichtig.

Wie der Fall der *Straßenszene* von Kirchner zeigt, sind Kunstwerke häufig verschenkt oder weiterveräußert worden. Dies heißt jedoch nicht, dass der spätere Erwerber auch automatisch zum Eigentümer wurde. Denn er kaufte ja von jemandem, dem das Kunstwerk nicht gehörte. Als Eigentümer können sie nur dann gelten, so sieht es das Gesetz vor, wenn sie das Bild »in gutem Glauben« erwarben (§ 932 BGB). Doch ist bei Kunstwerken, die während des Nationalsozialismus entzogen wurden, sogar ein gutgläubiger Eigentumserwerb ausgeschlossen.

Ein solcher tritt nämlich trotz des guten Glaubens des Erwerbers nicht ein, wenn die betreffende Sache dem Eigentümer unfreiwillig verloren ging (§ 935 Abs. 1 BGB) – was hier der Fall ist: Es entsprach gerade nicht dem freien Willen des jüdischen Sammlers, sein Kunstwerk dem Erwerber zu übergeben. Vielmehr stand er hierbei unter dem Eindruck der Zwangslage, in der er sich aufgrund seiner Verfolgung durch das NS-Regime befand. Ohne seinen Willen verlor er das Kunstwerk auch dann, wenn es ihm durch das Deutsche Reich weggenommen wurde.

An sich kann der gutgläubige Erwerber eines abhanden gekommenen Kunstwerks ausnahmsweise dann Eigentümer werden, wenn er es in einer öffentlichen Versteigerung gekauft hat (§ 935 Abs. 2 BGB). Nicht jedoch bei entzogenen Kunstwerken. Denn hier gilt Art. 1 Abs. 2 USREG: »Der Rückerstattung entgegenstehende Vorschriften zum Schutze gutgläubiger Erwerber bleiben außer Betracht.« Das bedeutet: Die Vorschrift des § 935 Abs. 2 BGB ist nicht anwendbar, kann also keinen gutgläubigen Erwerb des Eigentums durch den Ersteigerer begründen.

Somit bleibt dem Erwerber eines entzogenen Kunstwerks nur noch die Möglichkeit der Ersitzung. So wird der Erwerb des Eigentums kraft Gesetzes genannt, wenn jemand eine Sache zehn Jahre lang im Eigenbesitz hat. Die Ersitzung ist jedoch ausgeschlossen, wenn der Erwerber bei dem Erwerb des Eigenbesitzes nicht in gutem Glauben ist oder wenn er später erfährt, dass ihm das Eigentum nicht zusteht. Das heißt, der Erwerber eines entzogenen Kunstwerks kann dieses nur dann ersitzen, wenn ihm nicht bekannt oder erkennbar war, dass es früher einmal einem jüdischen Sammler gehört hat, der es während des Nationalsozialismus infolge eines zwangsweisen Verkaufs oder der Wegnahme durch den Staat eingebüßt hat. Hat der jüdische Sammler das Eigentum an dem entzogenen Kunstwerk nicht verloren, so steht ihm oder den Erben der Anspruch nach § 985 BGB zu.

Allerdings wird es schwierig, diesen auch erfolgreich geltend zu machen. Der Besitzer wird das Kunstwerk nicht herausgeben, weil der Anspruch darauf nach 30 Jahren verjährt (§ 197 Abs. 1 Nr. 1 BGB). Da alle gutgläubigen Besitzer durch Ersitzung ihr Eigentum erworben haben, schützt die Verjährung allein den Entzieher und seine bösgläubigen Rechtsnachfolger. Dies ist grotesk und entspricht nicht dem Anliegen der Verjährung! Denn warum wiegt das Interesse des Besitzers schwerer als das des jüdisches Eigentümers? Einzig, weil dieser seinen Anspruch lange nicht geltend gemacht hat?

Diese Wertung ist nur gerechtfertigt, wenn der Eigentümer tatsächlich in der Lage war, seinen Anspruch zu erheben. Dies ist in den meisten Restitutionsfällen aber nicht der Fall. Die meisten der entzogenen Kunstwerke waren verborgen. Und die am Kunsthandel im »Dritten Reich« beteiligten Kunsthändler, Privatsammler und Museen waren in der Vergangenheit oft nicht bereit, über ihre Geschäfte Auskunft zu geben. Diese Situation hat sich erst durch die Grundsätze der Washingtoner Konferenz etwas verbessert. Gelingt es nun aufgrund neuer Informationen, ein entzogenes Kunstwerk und seinen derzeitigen Besitzer ausfindig zu machen, so darf seine Rückgabe nicht an einer zeitlichen Befristung scheitern. Deshalb sollte die Regelung des § 197 Abs. 1 Nr. 1 BGB geändert und der Herausgabeanspruch zumindest dann von der Verjährung ausgenommen werden, wenn es sich um Kunstwerke handelt, die in der NS-Zeit entzogen wurden! Eine solche Regelung müsste auch rückwirkend gelten, nur so ließe sich der Schutz des jüdischen Sammlers und seiner Erben verbessern. Ein Schutz, der ihnen zukommt.

Sabine Rudolph ist Rechtsanwältin in Dresden; ihre Dissertation befasst sich mit den Fragen der Restitution von Kunstwerken

SECHS FRAGEN ZUR KUNST

Foto [M]: Wöstmann/ ullstein

Was fehlt Ihnen, Herr von Praunheim?

Wenn Sie sich auf meinen geistigen Zustand beziehen, dann fehlt mir nichts.

Was haben Sie als Kind gesammelt?
Bierdeckel. Mein Vater war Alkoholiker und brachte sie immer mit.

Ihr Sofabild?
Lange war es ein großes Gemälde aus Bali mit historischen indonesischen Themen, jetzt ist es eine riesige Vergrößerung des Penis meines Liebhabers.

Der meistüberschätzte Künstler?
Gibt es für mich nicht, da ich den Kunstmarkt saudoof finde. Ich verstehe nicht, wie Galeristen diesen Blödsinn nervlich durchhalten. Vielleicht sollte man einen Kunstzoo aufmachen, wo Galeristen und Künstler hinter Gittern arbeiten.

Der meistunterschätzte Künstler?
Kinder und Geisteskranke, die zeichnen.

Ihr Traum-Museum?
Ich habe immer davon geträumt, in meinem Garten am Stadtrand von Berlin ein unterirdisches Museum zu bauen, voller verrückter Fantasie. Ich hasse weiße Wände mit bunten Bildern.

Rosa von Praunheim ist Regisseur

Ein Supermarkt ohne Regale

Messen wie die Art Cologne erproben neue Verkaufsformen. Fast fühlt man sich wie im Museum **VON BENJAMIN MEYER-KRAHMER**

Die Art Cologne ist vergangene Woche vierzig Jahre alt geworden. Eigentlich kein Alter, doch in jüngster Zeit bekam die »Mutter aller Kunstmessen« Probleme – sie hat inzwischen viel zu viele erfolgreiche Töchter, in Basel, London und vielen weiteren Städten. Wie kann Köln mit der jungen Konkurrenz mithalten? Den Status quo zu zementieren reiche nicht mehr aus, stellte auch Gérard A. Goodrow fest, der Art-Cologne-Direktor, und versucht nun die Besucher mit Programmen zu locken, die mit klingenden Namen wie »New Talents«, »New Contemporaries« oder gar »Hidden Treasures« als eine Art subtile Anlageberatung funktionieren sollen. Ambitionierter geriet der so genannte »Open Space«, eine von der Agentur Neumann Luz initiierte Gruppenverkaufsausstellung, die zum zweiten Mal und noch üppiger als zuvor auf der Messe gezeigt wurde.

Ausstellungen auf Kunstmessen – eine an sich etwas widersprüchliche Idee, doch mittlerweile allgemein beliebt. Sie kommen wie museale Ausstellungen daher, sind in Wahrheit jedoch Galeriekojen ohne Wände. Am Open Space überzeugt im Vergleich zu Konkurrenten wie der »Art Unlimited« (Art Basel) oder dem »Big City Lab« (Art Forum Berlin) die unverhohlene Integration in den Messebetrieb. Im Zentrum der Halle 4 gelegen und nur durch einen Farbwechsel des Bodens markiert, gehen die herkömmlichen Messestände und der offene Ausstellungsraum fließend ineinander über. Unversehens wandelt der Besucher auf weißem Teppich in der lässigen Architektur von Meyer Voggenreiter, zwischen kubischen Sitzmöbeln, einer Gastronomiezone und natürlich vielen Kunstwerken. Bei deren Auswahl vermied man (anders als beim Berliner Pendant) den Begriff der Kuratierung, man sprach sogar von der Gefahr der »kuratorischen Attitüde«.

Foto: Oliver Berg/dpa

Kunst auf weißem Teppich und mit viel Show-Effekt – so präsentierte sich die Ausstellung »Open Space« der Art Cologne. Hier »No Print« von **JULIEN BERTHIER**

Im Gegensatz zur architektonischen Transparenz, die zu interessanten Bezügen der Arbeiten untereinander führte, entzog sich die Auswahl der teilnehmenden Galerien und Künstler wie üblich der öffentlichen Kontrolle: Eine Vorentscheidung trafen der Galerist Christian Nagel und der Architekt Meyer Voggenreiter, die offizielle »hochkarätige Jury«, zu der auch Daniel Buchholz, Bärbel Grässlin und Friedrich Petzel gehörten, wurde so demontiert. Am Ende waren 39 überwiegend deutsche Galerien im Open Space vertreten, eine Mischung aus alten Bekannten wie David Zwirner und (noch) weitgehend unbekannten Kollegen. Ähnlich verhielt es sich auch mit den Künstlern, da waren große Namen wie Franz West, Kai Althoff und Via Lewandowsky vertreten, doch auch Neues wie etwa die skurrilen Fotoarbeiten von Jürgen von Dückerhoff gab es zu entdecken.

Wer sich von der Abschaffung der Messestandwände erhofft hatte, endlich einmal Zeuge einer Scheckübergabe zu werden, sah sich enttäuscht. Diese geheimnisvollen Handlungen fanden wie gewohnt im Verborgenen statt, in eigens zu diesem Zweck eingerichteten Kojen, den »Sell Cells«. Die Zellen sollten die Lust am Zahlungsverkehr zusätzlich stimulieren: In ihnen, so hofften die Organisatoren, werde »eine ganz neue und aufregende Handlungsebene zwischen Galeristen und Kunden« geschaffen. Dafür waren die zwar erstaunlich geräumigen, aus MDF-Platten zusammengeschraubten Kammern aber vielleicht etwas zu karg eingerichtet – mit einem Blechschrank nämlich.

Als Experiment mit den Präsentationsformen einer Kunstmesse ist der Open Space aus Besuchersicht eine geglückte Operation – man kann sich hier der Kunst besser als auf regulären Messen widmen, fast wie in einem Museum. Allerdings förderte das nicht unbedingt den Umsatz. In den Sell Cells herrschte diesmal noch wenig Betrieb.

WIE TEUER KANN KUNST WERDEN?

Klunkerkopf

Die Einschläge kommen näher. Bislang traf es nur die Altmeister der Moderne, Picasso, Renoir, van Gogh, nun muss sich erstmals auch ein jüngerer Künstler als Weltrekordsuperstar und Umsatzspitzenreiter preisen lassen. Für 140 Millionen Dollar wechselte das 1948 von Jackson Pollock hingetröpfelte Bild *No. 5* den Besitzer – das teuerste Werk der Geschichte. Doch wird's nicht lange dauern, bis das Teuerste von Teurerem überholt wird. Selbst Gegenwartskünstler buhlen eifrig mit. Der englische Bildhauer Damian Hirst lässt gerade einen Menschenschädel nachgießen, aus Platin, versteht sich, und verziert mit 8500 Diamanten. Vorn auf der Stirn des Totenkopfs soll ein 50-Karäter prunken, mehr als 7 Millionen Euro teuer. Am Ende könnte das ganze wunderbare Vanitas-Glitzer-Werk für mehr als 80 Millionen Euro verkauft werden. Schon mal ein Anfang auf dem Weg zum Geld- und Weltruhm. Überhaupt scheint ja das Erhabene, das früher gern in der Kunst gesucht wurde, jetzt nur noch auf dem Kunstmarkt vorzukommen – in Form von Preisen, die so unbegreiflich sind, das sie alles Weltliche transzendieren. Wird der Hirst-Schädel dazugehören? Falls er allzu vulgär ausfallen sollte, sagt Hirst, werde er sich das Ding halt an einer Kette um den Hals hängen. Und das ist ja auch wirklich ein unbestreitbarer Vorteil des Klunkerkopfs. Wäre mit einem Pollock nicht so leicht zu machen. **HANNO RAUTERBERG**

AUFGERUFEN

Ist diese – vielleicht von Munchs *Schrei* inspirierte – Schweißkunst das Werk eines Berliner Hausbesetzers? Ist sie nicht. Sie stammt vom britisch-israelischen Möbeldesigner und Architekten **Ron Arad**. Oben, hinter dem dunklen Wabengitter, befindet sich ein Hohlspiegel. Wer hineinguckt, sieht sein Antlitz mit nur einem Auge – weshalb die Skulptur aus dem Jahr 1985 **Zyklop** heißt. Sie wird am 14. November beim Wiener Auktionshaus Dorotheum versteigert (Taxe: 25 000 bis 30 000 Euro) und ist der Prototyp für einen zweiten Zyklopen, den Michael Jackson geschenkt bekam. Er soll damit Kinder verschreckt haben. Heißt es.

Abb.: Dorotheum

Seelenbalsam und Kraftakte

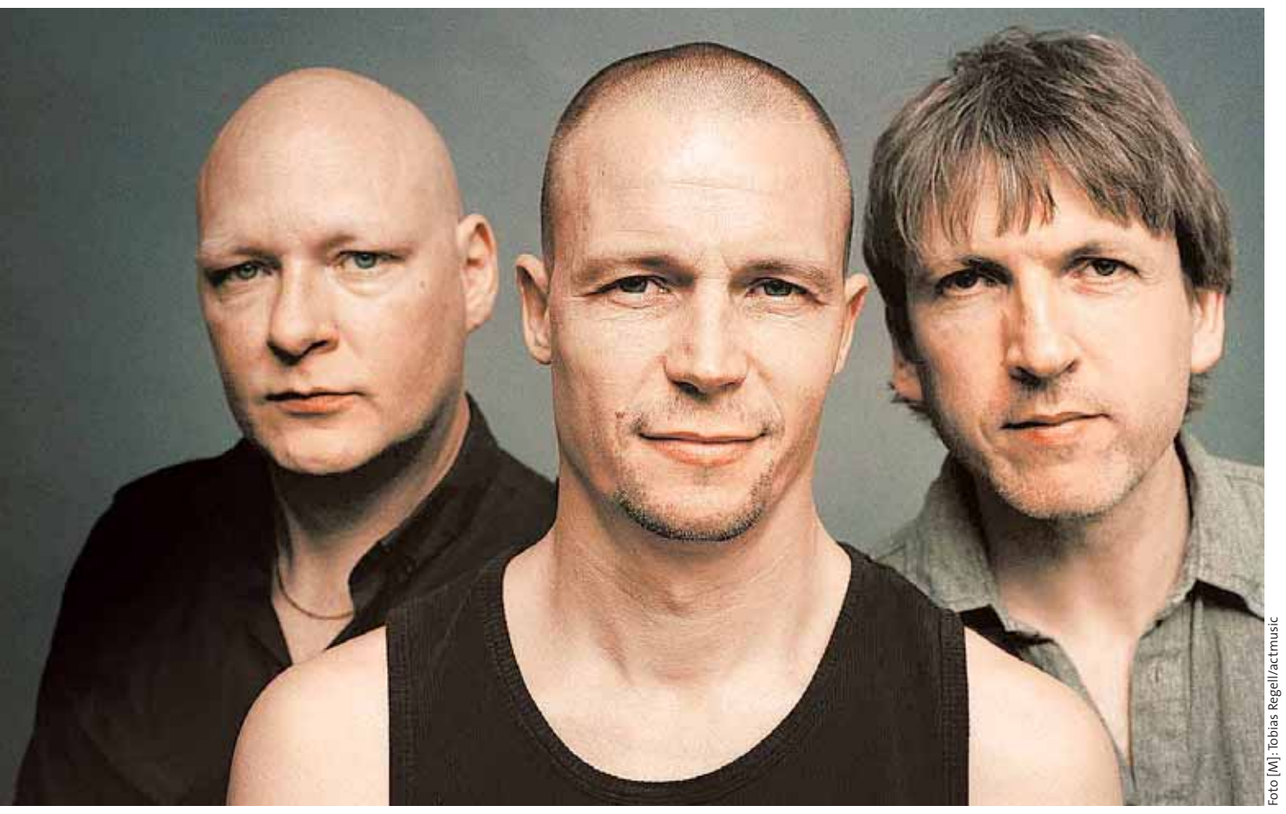


Foto [M]: Tobias Regell/actmusic

Das schwedische Esbjörn Svensson Trio erobert die großen Bühnen Europas mit hypnotischem Jazz und zähem Fleiß **VON TOM R. SCHULZ**

TOCK, TRICK UND TRACK des Jazz: Dan Berglund, Esbjörn Svensson, Magnus Öström (von links)

Mangelnden Ehrgeiz muss sich Esbjörn Svensson von niemandem vorwerfen lassen. Eines Morgens im letzten Frühjahr, als sich das schwedische Trio e.s.t. zu Plattenaufnahmen im Studio traf, zog der Pianist einen dicken Stapel mit Noten zu 24 Präludien und 24 Fugen in allen Dur- und Moll-Tonarten aus der Tasche. Vermutlich hätten sich noch viel größere Geister bereits an der reinen Klavierversion eines *Wohltemperierten Klaviers Revisited* die Finger wund komponiert; Svensson aber betrachtete seine kontrapunktisch gearbeiteten Kunstwerke nur als das Basislager für Ausflüge mit seinen Freunden Dan Berglund (Kontrabass) und Magnus Öström (Schlagzeug) ins Hochgebirge der gemeinsamen Improvisation.

Obgleich es derzeit wohl keine zweite Jazzkonstellation auf der Welt gibt, die sich in ihrem überwiegend selbst geschaffenen musikalischen Universum derart blind versteht und vertraut wie e.s.t.: Das konnte nicht gutgehen. »Zu viele Töne!«, fanden Berglund und Öström, nachdem sie, über Svenssons Fugen brütend, eine Weile ihr Bestes gegeben hatten. »Zu viel Komposition, zu wenig Atem!« Betrübt stopfte Svensson, nicht nur dem Namen nach der Leader des Trios, seine Noten wieder in die Tasche zurück. Schließlich sind die beiden Kollegen alles andere als Befehlsempfänger. Wenn nicht alle drei von einem neuen Stück, schon gar von einer Idee für ein ganzes Album, überzeugt sind, dann war's das eben.

Seit 13 Jahren spielt das Esbjörn Svensson Trio in unveränderter Besetzung zusammen. Die erste Club-Tour durch Deutschland liegt sechs Jahre zurück, und schon damals verströmte dieses eigenartig zwischen Seelenbalsam und Headbanging oszillierende Trio die Faszination eines überaus seltenen Naturereignisses. Seitdem hat sich e.s.t. mit staunenerregendem Tempo an die vordersten Plätze der Jazz-Verkaufslisten in Deutschland, England, Frankreich und Japan emporgearbeitet. Der vorläufige Höhepunkt der Weltkarriere ereignete sich im vergangenen Mai, als das amerikanische Jazzmagazin *Down Beat* die drei Schweden auf den Titel hob – eine Ehre, die zuvor noch keinem europäischen Jazzmusiker widerfahren war. *»Europe Invades!«* stand mahnend als Schlagzeile darunter.

Die Bühne des Konserthuset von Göteborg bietet einem kompletten Sinfonieorchester Platz, doch die drei Instrumentalisten sind so dicht aneinander gerückt wie im Wald verirrte Kinder in der Dämmerung. Bloß in Tuchfühlung bleiben, selbst wenn die Hallen immer riesiger werden. Es ist der Beginn eines neuen europaweiten Marathons. Im Konzert ist von den ebenso strengen wie luziden pianistischen Etüden im Kontrapunkt fast jede Spur getilgt. Svensson lässt den nagelneuen Steinway singen und schafft zugleich Momente größter Innerlichkeit. Immer wieder klingt eine Neigung zur hypnotischen Wiederholung durch, zur intensiven Reduktion, zur Trance. Die Hingabe an die dunklen emotionalen Valeurs der Musik zieht Svenssons Sinn fürs Hymnische und für schöne Melodien in eine andere Tiefe, ein Schelm, wer Jarrett dabei denkt. In seinem Zusammenspiel mit Dan Berglund und Magnus Öström hört man eine ungeheure Disziplin und einen ebenso großen Freiheitswillen. Unmöglich zu sagen, wo das gut Geprobte ins spontan zugleich Artikulierte übergeht. Kein Wunder, dass der Bassist und der Schlagzeuger ausgeschriebene Fugen nicht so mögen; beim Improvisieren zu dritt sind sie selbst so etwas wie der lebende Kontrapunkt.

»Ich liebe alten Jazz, spiele ihn aber nicht«, sagt Esbjörn Svensson. »Ich kann nur in mich hineinfallen und in meiner Musik nach außen bringen, was in mir strahlt und leuchtet.« Im Zusammenspiel des Trios entsteht eine Art Symbiose aus Arvo Pärt, Deep Purple und Radiohead, aus erhabener Simplizität, roher physischer Energie und Raffinement. Manchmal manipuliert Esbjörn Svensson den Klang des Klaviers mit Gegenständen und mit Elektronik. Dann klingt der Flügel nach einer Welt, in der etwas irreparabel kaputtgegangen ist. Dafür baut Magnus Öström mit seinen atemberaubend fein und präzis getrommelten Minimalismen eine neue, eigene Welt. Wenn sich die Musik von e.s.t. manchmal wie eine Klang gewordene Opiumhöhle in rauschhaften Windungen um sich selbst zu drehen scheint, dann hat Öströms diskrete Besessenheit an seinem Instrument daran großen Anteil. Dan Berglund schließlich gibt den empfindsamen Berserker: Oft streicht er die Saiten seines Basses mit dem Bogen und lebt mit Hilfe einer ganzen Klangteppichverlegebatterie zu seinen Füßen die Allmachtsfantasien des Rockgitaristen aus, der in seiner Brust wohnt. Doch auch er ist ein vorzüglicher Diener der Wiederholung: Bei *Mingle In The Mincing Machine* spielt er minutenlang dieselbe rasche Ostinato-Figur im 5/8-Takt, ohne auch nur einmal an Intensität nachzulassen oder gar auszusetzen. Jedem anderen Bassisten wäre die Hand abgefallen.

Nach dem Konzert sitzen die Magier des Klangs brav wie Tick, Trick und Track auf dem Sonntagsausflug nebeneinander an einem langen Tisch und signieren Platten und Programmhefte, bis der Letzte gegangen ist. Dann checkt Esbjörn Svensson noch persönlich die Abrechnung des Fan-T-Shirt-Verkaufs. Spätestens im trüben Neonschein des Treppenaufgangs zeigt sich, dass der Erfolg der Band nicht nur dem Zauber geschuldet ist, den die Musiker zuvor im Rampenlicht auf der Bühne entfaltet haben, sondern dass hier drei zähe, geduldige, freundliche Karrierearbeiter am Werk sind.

Konzerte im November: 2. Stuttgart, 3. Karlsruhe, 4. Mannheim, 5. Nürnberg, 7. Frankfurt, 8. Kaiserslautern, 9. Köln, 10. Dortmund, 11. Bremen, 12. Berlin, 19. Halle, 20. Kreuztal, 21. Münster, 22. Hamburg

Das Letzte

Der Sommer war sehr groß. Poldi, Schweini, Klinsi – und wie die Helden alle hießen, die uns die Worte im Munde hüpfen ließen. Und als sich der Sommer neigte und wir fast nichts mehr zu sagen hatten, uns schon alleine stumm in den Alleen sahen, wo die Blätter wehen, da gab man uns, Gott sei's gelobt, den Altherrensommer. Da waren sie wieder, die großen, zwar nicht mehr schwitzenden Männer, sondern solche, die aus den Tiefen des Archivs zu kommen schienen, aus einem alten Folianten, den man lange zugeschlagen glaubte. Da standen sie und klopften sich den Staub entschwundener Tage von den schmalen Schultern. Aber was besagt das schon. Wo doch Grass und Schröder oder Wehler nichts anderes wollten, als uns die Zunge zu lösen. Wie herrlich lacht uns dann das Leben, wenn wir reden können. Dass dieser Herbst kein Ende nähme. Und gibt es nicht genug verdiente Herren, die zu unserer Unterhaltung noch nichts beigetragen haben? Was macht eigentlich Horst-Eberhardt Richter? Walter Jens, Ralf Dahrendorf? Wir finden: Alle kommen mal dran. Wer dann nur von den Röcken seiner Großmutter erzählen kann, dem sagen wir: Dabei sein war mal wieder alles. So ein »Wunder von Dresden«, diese krasse Geschichte, findet sich nicht alle Tage. Nur wie lange wir brauchten, es zu begreifen, das war selbst ein kleines Wunder. Jetzt heißt es Augen auf, Ohren auf. Jetzt wollen wir mehr davon. Heiß ist unser Hunger und derzeit nichts schärfer als der Schultütenreport ergrauter Häupter. Es scheint nur so, als zögen sie nichts Genießbares mehr aus diesen Wundertüten. Aber wir wissen nun, da ist noch was. Raus damit, rufen wir, und unsere ehrwürdigen Herren, halb zieht es sie, halb sinken sie dahin. Allerdings meldet sich da leider, wie immer, wenn's gefährlich wird, auch die Vernunft und predigt uns Verzicht: Die lieben Alten, sie wissen nicht, was sie tun, sie überschätzen sich, sie brauchen Ruhe. Ausnahmslos absolute Ruhe. Am besten, sie hielten es wie die Japaner: Die versüßen sich den Lebensabend, indem sie nackten jungen Schönen hellwach beim Schlaf zuschauen. Wort- und tatenlos, versteht sich. Und dieser Lebensabend zählt bekanntlich zu den weltweit längsten. Stillgestellt im Anblick holder Jugend (wenn's nur die eigene nicht ist): Das wär ein Frühling im Herbst der Patriarchen. Auf nach Japan, der Sonne entgegen. Und auch dem Schweigen **FINIS**

Audio www.zeit.de/audio

Die Welt ist ein Schuhkarton, in dem Insekten zappeln

Falk Richters Inszenierung der »Drei Schwestern« an der Berliner Schaubühne verrät viel über den finsteren Zustand des deutschen Gemüts **VON JENS JESSEN**

Die interessanteste Bemerkung über Falk Richters Inszenierung von Tschechows *Drei Schwestern* hat Peter Nadas in der Pause gemacht: »Deutsch, sehr deutsch – verrät viel über den Gemütszustand der Gesellschaft da draußen.« Wenig dagegen verrät die Inszenierung, wollte der ungarische Schriftsteller damit sagen, von dem Gemütszustand der Tschechowschen Originalfiguren.

Und in der Tat ist in der Neuübersetzung, die zu Teilen fast einer Neumontage des Textes gleichkommt, der typisch russische Sarkasmus fast völlig verschwunden, jene Neigung der Personen zu ironisch verzweifelter Selbstanklage und Selbstauslegung, die auch von Dostojewskij bekannt ist. Den drei Schwestern, ebenso wie den meisten anderen Figuren des Stückes, ist schwer zu helfen, weil sie selbst am besten wissen, was mit ihnen los ist – und das auch unablässig aussprechen. Sie stehen sich selbst im Weg. Sie sind tragisch, nicht lächerlich. Sie haben zu viel Würde, um Opfer zu sein. Lächerlich sind nur die Figuren, die von ihrer Naivität oder ihrem Optimismus vor der Selbstreflexion geschützt werden, vor allem die jungen Männer Werschinin und Tuzenbach.

Mit dieser dialektischen Gebrochenheit kann Falk Richter nichts anfangen – er raubt allen Personen gleichmäßig die Bewusstheit ihrer selbst. Bei ihm bleibt jeder, was er ist – das heißt, in seiner Haut stecken. Am deutlichsten wird das bei Irina, mit dem quengeligen Quäken der Teenies gesprochen von Jule Böwe; ihr fehlen nur noch Handy und iPod zur vollkommen dumpfen Unzufriedenheit. Aber selbst die stolze Mascha windet sich am Ende, von Werschinin aufgegeben, in bewusstlosem Schmerz. Olga könnte einen Rest russischer Würde bewahren, wenn sie nicht so gänzlich untüchtig als Lehrerin wäre. Alle drei Schwestern sind bei Richter gleichermaßen lächerlich und untragisch und deswegen als Opfer wieder glaubwürdig. Das ist die neue deutsche Resignation, die Peter Nadas während seines Berlin-Aufenthaltes wahrscheinlich ausgiebig beobachten konnte: Die Verhältnisse sind übermächtig, aber übermächtig sind auch die eigene Wehleidigkeit und Antriebsschwäche. Man kann nichts machen. Man kann, in der Sprache des Stückes, nur über die Enge der Provinz klagen und sich nach Moskau sehnen. Das Schiff zu neuen Ufern besteigen kann man nicht.

Das bedeutet einen Verlust an Intelligenz für die Figuren, aber einen Gewinn an Dramatik für das Theater. Bei Tschechow entsteht Stillstand, weil die Figuren zu intelligent für jede Bewegung sind. Bei Richter nimmt die Handlung Fahrt auf, weil die Figuren zu blöd für jede Bewegung sind. Sie werden stattdessen von außen bewegt, durch die Niedertracht der Gesellschaft (es gibt einige törichte Scherze mit der Arbeitslosigkeit), vor allem aber dadurch, dass sie sich selbst in die Quere kommen. Das wird ganz buchstäblich inszeniert: Auf der riesigen Bühne, die nahezu alle Personen immer präsent hält, laufen sie sich in ständig wechselnden Konstellationen vor die Füße, verknoten, entknoten, fliehen oder suchen sie sich bis zur langsam eskalierenden Qual. Richters Figurenregie hat von der Virtuosität des Tanztheaters gelernt; auf der Sprechbühne müsste man zu Jean-Pierre Ponnelle zurückgehen, um ähnlich unauffällig ausgetüftelte Knotenbildung zu finden.

Was also ist diese Inszenierung, einmal abgesehen von dem Risiko, das sie wie jede Tschechow-Aufführung an der Berliner Schaubühne eingeht, wo man sich bis in alle Ewigkeit an Peter Stein und die drei Schwestern Edith Clever, Jutta Lampe und Corinna Kirchhof erinnern wird? Richters Inszenierung ist vor allem handlich, fasslich und geschickt. Sie ist Handwerk auf der Höhe der Zeit, einschließlich der modischen Textflächenmontage des letzten Aktes, die aber Verständlichkeit niemals gefährdet. Bibiana Beglau mit dunklem Rehauge und sehnigem Hals gibt eine Mascha, die als gezähmtes Wild naturgemäß zugrunde gehen muss. Lea Draeger als Natascha ist die fiese Schlampe, die den sozialen Aufstieg zu Andrej mit sofortigem Klassenverrat an ihrer Herkunft quittiert. Der Idealist Tuzenbach wird von Stipe Erceg mit dem Charme eines Alain Delon gespielt, dem vorerst ein Dreitagebart zur Abgründigkeit reicht. Clemens Schick, der demnächst auch als Bösewicht im neuen James Bond zu besichtigen ist, hat in der Rolle des Werschinin nur eine Fliegerjacke, um untergründige Brutalität zu zeigen. Weitergehende Ambivalenz, die man ihm mühelos zutraut, darf er nicht zeigen.

Vielleicht ist es kein Zufall, dass Tuzenbach und Werschinin, diese beiden großen Naiven des Stückes, die bei Tschechow die Quelle vielen Unglücks sind, bei Richter unschuldig bleiben. Dass von den Guten viel Böses ausgehen kann, ist keine These, mit der die neue deutsche Weinerlichkeit kokettiert. Sie denkt sich die Gesellschaft eher als einen Schuhkarton, in dem Insekten zappeln (und sich gegenseitig fressen), weil ein böses Kind sie gesammelt und eingesperrt hat. Wer aber ist dieses böse Kind? Vor Jahrzehnten hätte man noch gesagt: das (kapitalistische) System. Heute, wo wir etwas anderes als dieses System nicht mehr haben, muss die Antwort vorsichtiger ausfallen. Hartz IV könnte für weite Strecken des Stückes als Erklärung reichen. Aber hier und da deutet Richter auch einen Neo-Existenzialismus an, der nicht mehr kleindeutsch resigniert, sondern weltumgreifend ist in seiner schwarzen Depression.

DIE ZEIT

GRÜNDUNGSVERLEGER 1946–1995:
Gerd Bucerius †

HERAUSGEBER:
Dr. Marion Gräfin Dönhoff (1909–2002)
Helmut Schmidt
Dr. Josef Joffe
Dr. Michael Naumann

CHEFREDAKTEUR:
Giovanni di Lorenzo
STELLVERTRETENDE CHEFREDAKTEURE:
Matthias Naß
Bernd Ulrich
CHEFKORRESPONDENT: Dr. Gunter Hofmann
GESCHÄFTSFÜHRENDER REDAKTEUR:
Moritz Müller-Wirth
CHEF VOM DIENST: Iris Mainka (verantwortlich), Mark Spörrle

POLITIK: Martin Klingst (verantwortlich), Dr. Jochen Bittner, Andrea Böhm, Frank Drieschner, Dr. Florian Klenk, Matthias Krupa, Ulrich Ladurner, Patrik Schwarz, Michael Thumann (Koordination Außenpolitik)

DOSSIER: Hanns-Bruno Kammertöns (verantwortlich), Wolfgang Büscher (Autor), Roland Kirbach, Kerstin Kohlenberg

WIRTSCHAFT: Dr. Uwe J. Heuser (verantwortlich), Marc Brost (Koordination Unternehmen), Götz Hamann, Marie-Luise Hauch-Fleck, Dietmar H. Lamparter, Gunhild Lütge, Marcus Rohwetter, Dr. Kolja Rudzio, Arne Storn, Christian Tenbrock, Wolfgang Uchatius

WISSEN: Andreas Sentker (verantwortlich), Dr. Harro Albrecht, Dr. Ulrich Bahnsen, Christoph Drösser (Computer), Dr. Sabine Etzold, Ulrich Schnabel, Dr. Hans Schuh-Tschan (Wissenschaft), Martin Spiewak, Dr. Astrid Viciano, Urs Willmann

FEUILLETON: Jens Jessen (verantwortlich), Thomas Assheuer, Evelyn Finger, Peter Kümmel, Katja Nicodemus, Dr. Hanno Rauterberg, Claus Spahn

KULTURREPORTER: Dr. Christof Siemes

LITERATUR: Ulrich Greiner (verantwortlich), Konrad Heidkamp (Kinderbuch), Dr. Susanne Mayer (Sachbuch), Iris Radisch (Belletristik), Dr. Elisabeth von Thadden (Sachbuch), Dr. Volker Ullrich (Politisches Buch)

LESERBRIEFE: Margrit Gerste (verantwortlich)

ZEIT-CHANCEN: Thomas Kerstan (verantwortlich), Arnfrid Schenk

ZEITLÄUFTE: Benedikt Erenz (verantwortlich)

LEBEN: Christoph Amend (verantwortlich), Jörg Burger, Heike Faller, Dr. Wolfgang Lechner (besondere Aufgaben), Ilka Piepgras, Jürgen von Rutenberg, Henning Sußebach, Matthias Stolz

Gestaltung: Katja Kollmann

Bilder: Michael Biedowicz

Redaktion Leben: Dorotheenstraße 33, 10117 Berlin, Tel.: 030/59 00 48-7, Fax: 030/59 00 00 39; E-Mail: Leben@zeit.de

REISEN: Dorothée Stöbener (verantwortlich), Michael Allmaier, Dr. Monika Putschögl

REPORTER: Stephan Lebert (Koord.), Rainer Frenkel, Dr. Susanne Gaschke, Dr. Wolfgang Gehrmann, Christiane Grefe, Dr. Werner A. Perger, Jan Roß, Sabine Rückert, Michael Schwelien, Ulrich Stock (Leben), Dr. Stefan Willeke

POLITISCHER KORRESPONDENT: Prof. Dr. h. c. Robert Leicht

WIRTSCHAFTSPOLITISCHER KORRESPONDENT: Wilfried Herz (Berlin)

AUTOREN: Dr. Theo Sommer (Editor-at-Large), Dr. Dieter Buhl, Bartholomäus Grill, Dr. Thomas Groß, Nina Grunenberg, Klaus Harpprecht, Gerhard Jörder, Dr. Petra Kipphoff, Tomas Niederberghaus, Christian Schmidt-Häuer, Jana Simon, Burkhard Straßmann, Dieter E. Zimmer

ART-DIRECTION: Dirk Merbach (verantwortlich), Haika Hinze
Dietmar Dänecke (Beilagen)

GESTALTUNG: Wolfgang Wiese (Koordination), Mirko Bosse, Mechthild Fortmann, Klaus-D. Sieling, Delia Wilms

INFO-GRAFIK: Phoebe Arns, Gisela Breuer, Anne Gerdes, Wolfgang Sischke

BILDREDAKTION: Ellen Dietrich (verantwortlich), Florian Fritzsche, Jutta Schein, Gabriele Vorwerg

DOKUMENTATION: Uta Wagner (verantwortlich), Claus-H. Eggers, Dr. Kerstin Wilhelms, Mirjam Zimmer

KORREKTORAT: Mechthild Warmbier (verantwortlich)

HAUPTSTADTREDAKTION: Bernd Ulrich (verantwortlich), Christoph Dieckmann, Matthias Geis, Klaus Hartung, Tina Hildebrandt, Jörg Lau, Elisabeth Niejahr, Dr. Klaus-Peter Schmid, Dr. Thomas E. Schmidt (Kulturkorrespondent), Dr. Fritz Vorholz

Dorotheenstraße 33, 10117 Berlin, Tel.: 030/59 00 48-0, Fax: 030/59 00 00 40

FRANKFURTER REDAKTION: Robert von Heusinger, Eschersheimer Landstraße 50, 60322 Frankfurt am Main, Tel.: 069/24 24 49 62, Fax: 069/24 24 49 63, E-Mail: heusinger@zeit.de

DÜSSELDORFER REDAKTION: Jutta Hoffritz, Kasernenstr. 67, 40213 Düsseldorf, Tel.: 0211/887 27 50, Fax: 0211/887 97 27 50, E-Mail: hoffritz@zeit.de

EUROPA-REDAKTION: Joachim Fritz-Vannahme, Petra Pinzler, 22, rue du Cornet, 1040 Brüssel, Tel.: 0032-2/230 30 82, Fax: 0032-2/230 64 98

PARISER REDAKTION: Dr. Michael Mönninger, 6, rue Saint Lazare, 75009 Paris, Tel.: 0033-1/47 20 49 27, Fax: 0033-1/47 20 84 21, E-Mail: moenninger@zeit.de

NEW YORKER REDAKTION: Thomas Fischermann, 55 South 3rd Street, Brooklyn 11211, New York, Tel.: 001-917/655 98 82, Fax: 001-925/871 57 23, E-Mail: fischermann@zeit.de

MOSKAUER REDAKTION: Johannes Voswinkel, Srednjaja Perejaslawskaja 14, Kw. 19, 129110 Moskau, Tel.: 007-495/680 03 85, Fax: 007-495/974 17 90

WASHINGTONER REDAKTION: Thomas Kleine-Brockhoff, 1730 Rhode Island Avenue N. W., Suite 502, Washington, D. C. 20036, Tel.: 001-202/223 01 65, Fax: 001-202/223 17 64; E-Mail: Kleine-Brockhoff@zeit.de

ÖSTERREICH-SEITEN: Joachim Riedl, Alserstraße 26/6a, 1090 Wien, Tel.: 0043-664/426 93 79, E-Mail: Riedl@zeit.de

WEITERE AUSLANDSKORRESPONDENTEN: Georg Blume, Peking, Tel.: 0086-10/65 32 02 51/2, E-Mail: blume@vip.163.com; Gisela Dachs, Jerusalem, Fax: 00972-2/563 19 05, E-Mail: dachs@zeit.de; Dr. John F. Jungclaussen, London, Tel.: 0044-2077/29 64 02, E-Mail: jungclaussen@zeit.de; Jürgen Krönig, London, Tel.: 0044-1249/81 24 58, E-Mail: Juergen@Kroenig.fsnet.co.uk; Reiner Luyken, Achiltibuie by Ullapool, Tel.: 0044-7802/50 04 97, E-Mail: luyken@zeit.de

ZEIT ONLINE GMBH: Gero von Randow (Chefredakteur), Steffen Richter (Stellv.), Ludwig Greven (Textchef), Wenke Husmann, Adrian Pohr, Karsten Polke-Majewski, Parvin Sadigh, Katharina Schuler, Ulrich Stock (Musik), Kathrin Zinkant; Anette Schweizer (Korrektorat), Anne Fritsch (Grafik), Amélie Putzar (Grafik), Ulrich Dehne (Audience Management)

GESCHÄFTSFÜHRER: Thomas Brackvogel, Dr. Rainer Esser

VERLAG UND REDAKTION:
Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG,
Buceriusstraße, Eingang Speersort 1, 20095 Hamburg
TELEFON: 040/32 80-0
FAX: 040/32 71 11
E-MAIL: DieZeit@zeit.de
ZEIT Online GmbH: www.zeit.de
© Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Hamburg
VORSITZENDER DES AUFSICHTSRATS:
Michael Grabner
GESCHÄFTSFÜHRER:
Dr. Rainer Esser (Sprecher)
Thomas Brackvogel
VERTRIEB:
Jürgen Jacobs
MARKETING:
Stefanie Hauer
PROJEKTREISEN:
Bernd Loppow
PRESSE- UND ÖFFENTLICHKEITSARBEIT:
Silvie Rundel
HERSTELLUNG/SCHLUSSGRAFIK: Wolfgang Wagener (verantwortlich), Reinhard Bardoux, Helga Ernst, Oliver Nagel, Frank Siemienski, Birgit Vester
DRUCK: Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH, Kurhessenstr. 4–6, 64546 Mörfelden-Walldorf
Axel Springer AG, Kornkamp 11, 22926 Ahrensburg
Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt der Verlag keine Haftung.
ANZEIGEN: DIE ZEIT
Dr. Henrike Fröchling
Empfehlungsanzeigen:
GWP media-marketing
Axel Kuhlmann
ANZEIGENSTRUKTUR:
Helmut Michaelis
Anzeigen: Preisliste Nr. 51 vom 1. Januar 2006
BANKVERBINDUNGEN:
Commerzbank Stuttgart, Konto-Nr. 525 52 52, BLZ 600 400 71
Postbank Hamburg, Konto-Nr. 129 00 02 07, BLZ 200 100 20
BÖRSENPFLICHTBLATT:
An allen acht deutschen Wertpapierbörsen

ZEIT-LESERSERVICE

LESERBRIEFE
Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, 20079 Hamburg
Fax: 040/32 80-404;
E-Mail: leserbriefe@zeit.de

ARTIKELABFRAGE AUS DEM ARCHIV
Fax: 040/32 80-404;
E-Mail: archiv@zeit.de

ABONNEMENT
Jahresabonnement € 149,76;
für Studenten € 98,80 (inkl. ZEIT Campus); Lieferung frei Haus
Schriftlicher Bestellservice: ZEIT, 20080 Hamburg
Abonnentenservice:
Telefon: 0180-525 29 09*
Fax: 0180-525 29 08*
E-Mail: abo@zeit. de
* 0,12 €/Min. aus dem deutschen Festnetz

ABONNEMENT ÖSTERREICH
DIE ZEIT; Kundenservice
Postfach 5; 6960 Wolfurt
Telefon: 0820/00 10 85
Fax: 0820/00 10 86
E-Mail: die-zeit@abo-service.at

ABONNEMENT SCHWEIZ
DIE ZEIT; Kundenservice
Postfach; 6002 Luzern
Telefon: 041/329 22 15
Fax: 041/329 22 04
E-Mail: die-zeit@leserservice.ch

ABONNEMENT RESTLICHES AUSLAND
DIE ZEIT; Kundenservice
Postfach; 6002 Luzern/Schweiz
Telefon: 0041-41/329 22 80
Fax: 0041-41/329 22 04
E-Mail: die-zeit@leserservice.ch

ABONNEMENT KANADA
Anschrift: German Canadian News
25–29 Coldwater Road Toronto, Ontario, M331Y8
Telefon: 001-416/391 41 92
Fax: 001-416/391 41 94
E-Mail: info@GermanCanadian News.ca

ABONNEMENT USA
DIE ZEIT (USPS No. 0014259) is published weekly by Zeitverlag. Subscription price for the USA is $ 220.00 per annum. K.O.P.: German Language Pub., 153 S Dean St., Englewood NJ 07631. Periodicals postage is paid at Englewood NJ 07631 and additional mailing offices. Postmaster: Send address changes to: DIE ZEIT, GLP, PO Box 9868, Englewood NJ 07631
Telefon: 001-201/871 10 10
Fax: 001-201/871 08 70
E-Mail: subscribe@glpnews.com

EINZELVERKAUFSPREIS DEUTSCHLAND: € 3,20

AUSLAND: Dänemark DKR 38,00; Finnland € 5,80; Norwegen NOK 45,00; Schweden SEK 47,00; Belgien € 3,90; Frankreich € 4,30; Großbritannien £ 3.40; Niederlande € 3,90; Luxemburg € 3,90; Österreich € 3,60; Schweiz CHF 6,00; Griechenland € 5,00; Italien € 4,30; Spanien € 4,30; Kanarische Inseln € 4,50; Tschechische Republik CZK 160,00; Ungarn HUF 1030,00

MUSIK

MUSIK-SPEZIAL

Sechs Sonderseiten mit wichtigen CDs des Herbstes, von Klassik und Jazz bis Pop, darunter: Neues vom Freiburger Barockorchester, der Jazztrompeter Dave Douglas und die Wiederkehr der Who

AUF DEN SEITEN 67–72

Allahs Katze

Vor drei Jahrzehnten wurde aus Cat Stevens Yusuf Islam, des Propheten berühmtester Konvertit. Jetzt kehrt er mit einem hymnischen Popalbum zurück

VON THOMAS GROSS

Wenn Yusuf nur reden würde! Die Fans verlangen danach, die Journaille scharrt seit Monaten schon mit den Füßen, an der Plattenfirma soll es nicht scheitern. Täglich, sagt der Promotion-Mann, telefonierten Unterhändler mit Yusufs Headquarters in London, konzertiert werde auf ihn eingewirkt, sich endlich zu öffnen. Vergebens: Yusuf spricht einfach nicht.

Dabei hätte man Yusuf Islam, der in einem früheren Leben einmal Cat Stevens hieß, so viel zu fragen. Wie er lebt, was er treibt, ob seine Kinder gelegentlich die alten Lieder hören. Wie er es mit der Koran-Stelle hält, in der Mohammed seine Skepsis gegenüber der Verführungskraft der Musik ausdrückt, ein musikalisches Fest jedoch nicht ausschließt. Wann er nach all den Jahren auf die Idee kam, wieder zur Gitarre zu greifen, würde man Yusuf fragen, was ihn zu seinen aktuellen Kompositionen inspirierte und wie er im Einzelnen zur Papstrede steht, die er in der BBC kritisiert hat. Dem besseren Verständnis käme das zugute und dem interkulturellen Dialog, so kurz nach dem fünften Jahrestag des 11. September. Gott, jetzt reden wir schon selbst wie ein Geistlicher.

Alle Wonnen und Schrecken der Siebziger kehren wieder

Es geht nicht anders, wenn Yusuf Islam, *the artist formerly known as Cat Stevens,* nach unendlich scheinender Abstinenz ein neues Popalbum herausbringt, denn Yusuf ist kein gewöhnlicher Star, er ist ein Repräsentant, eine öffentliche Figur: des Propheten berühmtester Konvertit. Mit Bart und Gelehrtenbrille, wenngleich ohne institutionellen Auftrag, reist er durch die Welt und preist Allahs Namen. Würdenträger wie der Dalai Lama und Nelson Mandela gehören zu seinen Gesprächspartnern, weltinnenpolitisch engagierte Altmusikanten wie Peter Gabriel oder Sir Paul McCartney zu seinen Bündnisgenossen. Gemeinsam engagiert man sich für Minenopfer und die Sache der Kinder, und Musik, die dabei – selten genug – erklang, ist bei so viel Anliegen allenfalls ein Mittel zum Zweck.

So geschah es, dass fast drei Jahrzehnte ins Land gingen, in denen der berühmte Sänger Cat Stevens der Welt verloren ging. Es waren Jahre, in denen Yusuf, der Gottgefällige, das Kommando über sein Vorleben und dessen Begierden übernahm, dem weltlichen Gepränge abschwor und allein durch fromme Taten aus der Schar der Gläubigen hervorstach. Er sammelte Gelder, gründete Schulen, in denen Allah geachtet wurde, er intervenierte in nahezu sämtlichen Krisengebieten unseres geschundenen Planeten. So fromm handelte Yusuf, dass Cat bald wie ein überwundenes Kapitel seiner Vita wirkte und nicht einmal Bono, der Christ aus dem krisengeschüttelten Nordirland, ihm das Wasser in Sachen Wohltätigkeit reichen konnte.

Wenn so einer zurückkehrt, ruht in der aufgeheizten Lage, die zwischen den Religionen entstanden ist, selbst (oder gerade) auf seinem Schweigen ein Riesenfokus. Imame gehen die Suren des Propheten danach durch, was von Gitarren im Kontext Allahs zu halten sei, die Boulevardpresse tut ein Übriges und erinnert an die Rushdie-Affäre, in der Yusuf sich unglücklich oder zumindest missverständlich äußerte. Wir aber, deren tägliches Manna das Beste aus den Sechzigern, Siebzigern und Achtzigern ist, wir, die auch beim hundertsten Abnudeln seiner alten Hits noch Gefühle entwickeln, einfach, weil es die Jugend war, wir alten Fans wünschten uns während seiner Abwesenheit sehnlichst, dem ganzen Katzenjammer noch einmal zu begegnen. Cat selbst hat es am besten gewusst: *The First Cut Is The Deepest.*

Um die drängendste aller Fragen zuerst zu beantworten: Ja, es ist ein Cat-Stevens-Album geworden, mit zart getupften akustischen Gitarren, beseelten Frauenchören und dieser Stimme, die sich so tief ins Gedächtnis geschmeichelt hat, dass sämtliche Wonnen und Schrecken der siebziger Jahre darin mitschwingen. *An Other Cup,* so heißt es, stellt wie in alten Tagen einfühlsam Bekennerhaftes neben Schlichtes und erhebend Hymnisches. Von einem Zeichen in schwieriger Zeit spricht der knappe Pressezettel. Man sollte eine Etage tiefer einsteigen und in *An Other Cup* eine Neuaufnahme diplomatischer Beziehungen mit der Vergangenheit erkennen. Womit wir bei der zweiten guten Nachricht wären: Yusuf Islam und Cat Stevens haben wieder Kontakt.

Nicht, dass Allah vergessen wäre, im Gegenteil. Ein Stück heißt *Whispers From A Spiritual Garden* und klingt auch so, ein anderes beschwört das einfache, demütige Leben im Tempel des Lebens, wo die Olivenbäume Schatten spenden. *Don't Let Me Be Misunderstood* singt Yusuf mit der Stimme Cats, als fühle er neben dem Druck der westlichen Welt den Argwohn der Glaubensbrüder und suche göttlichen Beistand in der Bedrängnis. Darunter aber, hervorgehoben durch Rick Nowels' mächtige Produktion: ein Drängen und Trachten, ein Sehnen und Beben, ein quasi-erotisches Begrüßen von Welt und Natur, das nach 41 Minuten und 20 Sekunden des Einwirkens nur den Schluss zulässt, dass die Katze noch immer auf der Suche ist.

Die Suche, ohne sie wäre Cat Stevens nicht Cat Stevens. Schon immer war er auf dem Weg von irgendwoher nach irgendwohin. Würden all seine Lieder dereinst in einen göttlichen Computer eingespeist, wie im Falle Bob Dylans längst geschehen, es würde sich zeigen, dass *way* sein Lieblingswort ist. Ob physisch oder metaphysisch, kompositorisch oder sexuell: Das Unterwegssein ist das Grundmotiv, der Schlüssel, der dieses bewegte Leben aufschließt, und oft genug führte der Weg in die Irre. Deswegen ist Cat Stevens uns ja so ans Herz gewachsen: Andere mögen die Härteren, Schärferen, Verwegeneren gewesen sein im Pandämonium der Popkultur, vielleicht hatten sie sogar die besseren Lieder. Keiner aber verkörpert die Wirren der Zeit, aus denen er hervorkam, so perfekt wie der Katzenmann.

Als er noch Steven Demetre Georgiou hieß und in einem Zimmer über der elterlichen Gaststube wohnte, wollte er einfach nur ein Star sein, denn er war ein Einwandererson, Kind eines griechischen Vaters und einer schwedischen Mutter im kalten England. Als er sein Ziel mit etwas pompösen Beat-Schlagern erreicht hatte, empfand er den Trubel des Swinging London als schal und wurde krank. Fast hätte eine schwere TBC ihn schon in den Sechzigern dahingerafft, doch noch im Krankenhaus komponierte der Rekonvaleszent fieberhaft an neuen, diesmal sparsamer instrumentierten Stücken. Aus dem Schlagerträllerer von der Portobello Road wurde der Cat Stevens, den wir kennen, ein Troubadour der Sensiblen.

Jetzt erst, in ihrem zweiten Leben, ging die Katze wahrhaft auf Seelenfang. Millionenfach beschallten Cat-Stevens-Weisen Jugendzimmer und Partykeller, unaufdringlich, doch in höchstem Maße eingängig und strapazierfähig bis hin zum Missbrauch als Engtanznummer. Von einer wilden Welt da draußen erzählten sie, die lockte und vor der es sich zugleich zu schützen galt, einer Welt, wie sie in den Siebzigern entstanden war, als die großen emanzipatorischen Schlachten geschlagen waren, die Errungenschaften des Protests in den Alltag absanken und selbst der Landjugend Freiheiten boten, mit denen sie erst einmal zurechtkommen musste. In dieser unübersichtlichen Gemengelage war Cat der Seelentröster, der zwar keine Lösungen parat hatte, aber Tee für den Tillermann servierte oder von Teaser und der Feuerkatze berichtete, Märchenwesen zum Träumen und Liebhaben.

Neue Schritte wagen auf dem westöstlichen Diwan

Er hätte sich ausruhen können auf seinen Erfolgen, die ihn in kürzester Zeit reich gemacht hatten wie einen Reeder, er hätte Glück, Glanz und Ruhm genießen können wie all die anderen Sänger im jungen, aufbrausenden Gewerbe des Superstardaseins, doch Stevens, den Gesamtsinnsucher, trieb es weiter: ins Experimentelle, zu Platten mit Synthesizerklängen, zu fernöstlichen Lehren, schließlich zum Studium der Weltreligionen. Fortan las er im Koran, den ihm sein Bruder geschenkt hatte, und gab nicht Ruhe, bis ihm das ganz große Licht erschienen war. Denn, auch das muss man ihm lassen: Konsequent war er wie kein Zweiter. Während die meisten seiner Hörer mit Ersatzheiligen wie dem sinister lächelnden Bhagwan ihr Auskommen fanden, sehnte sich bei ihm alles nach der Klarheit Gottes.

Im Nachhinein wundern wir uns eher, nicht schon viel früher das spirituelle Begehren in seinem Schaffen wahrgenommen zu haben, es sprach doch aus sämtlichen Zeilen. Im minneartigen Ansingen der *Lady D'Arbanville* ist es zu vernehmen, im Frauenlob ganz allgemein, seiner Paradedisziplin; in Sehnsuchtsgesängen auf das ferne Kathmandu und der Ode an einen gefällten Baum namens *King Of Trees;* in Texten, die vom Teufel handelten und seiner Austreibung durch das Studium guter Bücher. Buddhismus, I Ging, Ufo-Glaube, Öko- und Zahlenmystik – praktisch alles, was die Siebziger an Sinnangeboten offerierten, durchlief Cat Stevens stellvertretend für uns in Töpferkursen, Selbstverwirklichungsgruppen und allerhand Aschrams Festsitzenden wie im Schnelldurchgang. Doch um sein altes Leben hinter sich zu lassen, musste er erst Aug in Aug mit dem Absoluten stehen.

Zumindest diese Geschichte hat der nachmalige Yusuf oft und gern erzählt. Damals, Cat Stevens war gerade auf dem Höhepunkt seines Ruhms, fühlte sich aber leer und ausgebrannt, damals also stieg er im kalifornischen Malibu Beach, wo die Reichen und Schönen wohnen, ins Meer,

Fortsetzung *auf Seite 68*

AN OTHER CUP: Dr. Yusuf erinnert sich wieder an Mr. Cat

Foto [M.]: Peter Sanders/Universal

Allahs Katze

Fortsetzung *von Seite 67*

als eine Welle ihn weit ins Offene hinaustrug. Die Freunde, die im fernen Bungalow weiter zechten, hörten ihn nicht, denn der Wind blies laut, und die Drogen, die er damals noch nahm, mögen ein Übriges getan haben. Schon fühlte er seine Kräfte schwinden, so stark war die Strömung. Da schwor er zu Gott, dass er ihm dienen werde, wenn er ihn verschone, und siehe, eine weitere Welle kam, die ihn zurück ans rettende Ufer trieb. Von da an war der Weg zu Allah geebnet. Einmal dort angelangt, stand die wilde, wilde Welt endlich still.

Nun also *An Other Cup.* Yusufs altes Ich macht sich wieder bemerkbar, das er dreißig Jahre lang mit einer an Selbstverleugnung grenzenden Rigidität in Schach gehalten hatte. Ein Herz und eine Seele sind Dr. Yusuf und Mr. Cat noch immer nicht, dazu ist die Situation zu neu. Das Eröffnungsstück *Midday (Avoid The City After Dark)* etwa handelt von den Freuden des Umherwandelns in der Stadt – aber bitte nach Einbruch der Dunkelheit wieder zu Hause sein! Der schönste Titel, *Heaven/Where True Love Goes,* besingt die Liebe, die in den Alltag eintritt wie ein Wunder – aber wir wollen den Herrn, unseren Schöpfer darüber nicht vergessen! Wenn der eine sich offenbaren möchte, flüchtet der andere in höhere Gefilde, und wenn der andere allzu sehr abhebt, besteht der eine auf irdischen Vergnügungen.

Immerhin, die beiden sind *on speaking terms,* wie man in England sagt, womit wir bei der dritten und letzten guten Nachricht wären: *Yusuf is on the road again.* Munter schreitet er voran auf jenem Pfad der Erleuchtung, auf dem Cat Stevens ihn, wenn auch etwas schüchtern, nun wieder begleitet. Wohin er führen wird, ist ungewiss, doch die Zeiten verlangen nach Experimenten, und die Musik weist schon mal eine Richtung. Was in diesem Reigen der Gottesanrufung und der Weltbeschwörung heraufklingt, ist der Versuch, im Dialog mit sich selbst ein Exempel zu geben. Dafür, etwas weniger harsch zu denken in religiösen Dingen. Die Belange des Allmächtigen und der Menschen spirituell zu versöhnen. Auch mal fünfe gerade sein zu lassen und Mekka weit – wenn es dem Alltagsleben dient. Und umgekehrt: neue Schritte zu wagen auf dem west-östlichen Diwan. Ein Lied kann eine Brücke sein.

So haben es zuvor Hafiz und Rumi gehalten, die muslimischen Mystiker, die, von den Autoritäten zu ihren Lebzeiten im 13. und 14. Jahrhundert nicht immer wohlgelitten, die Sinnenfreude besangen, denn auch sie ist ein Werk Allahs. So vernimmt man es aus den jubilierenden Klängen afrikanischer Sänger muslimischen Glaubens, die es von jeher besser verstanden, das Lob des Schöpfers mit den Belangen des Hiesigen zu versöhnen. So verlangt es auch, immer drängender, die Jugend der arabischen Welt mit ihren synthesizergestützten Liebes- und Stoßgebeten. Ihnen könnte Yusuf eine Stimme geben, denn wenn wir richtig hingehört haben, wagt er auf seiner Comeback-CD, allen gelegentlichen Schwächen in der Ausführung zum Trotz, etwas Unerhörtes, im Pop nie Dagewesenes: ein islamisches Pendant zum christlichen Gospel.

Sicher, das Genre befindet sich im Experimentalstadium. Der Argwohn von allen Seiten ist groß und Mohammeds Haltung in der Frage, wie bei vielem, was er gesagt hat, so widersprüchlich, dass sie der Auslegung bedarf. Umso bedauerlicher, dass Yusuf, der Misstrauische, nicht spricht. Gern hätten wir uns mit ihm über früher und heute unterhalten, über echte und falsche Heilige, über seine fünf Töchter und seinen Sohn, der, so war zu lesen, japanische Fernsehserien schätzt. Eines hätten wir Yusuf besonders gern gesagt: Helden, Märtyrer und Hundertprozentige gibt es in allen Religionen genug. Der Wohlgefallen des Herrn ruht auf den Zweiflern und Suchern.

Yusuf: An Other Cup (Universal)

Eine Biografie von Albert Eigner ist unter dem Titel »Cat Stevens – Yusuf Islam. Mit Welthits auf dem Weg zu Allah« im Hannibal Verlag erschienen

Transatlantische Verzerrungen

In seiner rauschhaften Blasmusik erfindet der Amerikaner Zach Condon ein künstliches Europa jenseits der Zeit **VON FRANK SAWATZKI**

Sein erstes Konzert in New York soll eine Katastrophe gewesen sein. Die Neun-Dollar-eBay-Ukulele dauernd verstimmt, seine Band, die gerade ein paar Tage geprobt hatte, wusste kaum, was sie da spielte. Von den berauschenden Songs, die das Szenepublikum in der Knitting Factory aus dem Internet kannte, war nicht mehr viel übrig geblieben.

Zach Condon, der Junge mit der Ukulele und dem roten Stern auf der Wollmütze, galt als sensationeller Sonderling, bevor er sich in *downtown* Brooklyn niederließ: ein Amerikaner, gerade mal 20, der sich Beirut nennt, Balkan-Blasmusik aus seiner Erinnerung spielt, mit einem Pfund herzzerreißender MySpace-Liebesbriefe im Gepäck. Einer der Anwärter auf den »Hast du so etwas schon einmal gehört?«-Hype des Jahres oder die jüngste Erfolgsgeschichte aus der Mitte der Blogger-Gemeinde? Man wird Zach Condon später jedenfalls kaum nachsagen können, er habe nicht ordentlich an seiner Legendenbildung gestrickt.

Zur Verehrung des in New Mexico geborenen Sängers, Songwriters und Multi-Instrumentalisten trägt vor allem eine Dropout-Geschichte bei, die in den High Schools der Nachbarschaft beginnt und den damals 18-Jährigen in hohem Bogen in die Welt spuckt. Von russischen Vorfahren und von Polka weiß er zu erzählen, von seinem Europa, das er bereist. Zuerst Frankreich, dann Deutschland, Polen, die Slowakei. Irgendwann landet er im Tollhaus der Balkan-Blechmusik, als Kind der Post-alles-Gesellschaft kann einem da schon mal der Puls höher schlagen.

Wieder zu Hause in New Mexico – so geht die Geschichte weiter –, spielten die Musiken im Kopf Condons plötzlich alle auf einmal, und aus den Überlagerungen und den Verzerrungen wuchsen neue Lieder. Partysongs, Balladen, Märsche, Walzer, sagenhaftes, sehnsüchtiges Lailailai und die Blasmusik aus diesen langen Nächten. Zach Condon spielt das alles mit dem frischen Mut eines Indierock-Boys, der schon deshalb keine Gitarre mehr anrührt, weil man immerzu die Gitarre von ihm erwartete. Unter dem Logo Beirut hat er sich für sein Debütalbum *Gulag Orkestar* aufgestellt, es ist in der Tat ein Orchester, das Condon fast im Alleingang zum Leben erweckt, mit Trompete und Ukulele, Mandoline, Piano, Orgel und Akkordeon. Cello, Violinen und Percussion tragen ihm zwei balkanophile Freunde zu. Jeremy Barnes und Heather Trost von A Hawk And A Hacksaw haben gerade mit der Roma-Hochgeschwindigkeits-Kapelle Fanfare Ciocarlia im alten Land zwischen Rumänien und Moldawien eine Platte aufgenommen, und Zach Condon spielt darauf wunderbar Trompete.

OSKAR MAZERATH DES INDIE-POP: Zach Condon alias Beirut

Foto [M]: Danielle Manthey

Condon haben die wüsten Kerle aus den Gypsy-Bands über den Ozean hinweg nach Amerika verfolgt. Aus der Erinnerung kramt er Bilder von Typen, die mit einer lässig aus dem Mundwinkel hängenden Zigarette Trompete spielen konnten oder Wein in ihr Euphonium gossen, um damit mitten in der Nacht zu gurgeln. In Interviews erzählt er, wie er in diese Musik hineinstolpert und eines Tages feststellt: Auf der Bühne kann ich dazu wie ein Fünfjähriger springen und hüpfen, dass es ein Spaß ist. Und weil ihm weit und breit nichts so viel Freude bereitete, beschloss er, für Beirut im Zustand eines enthemmten Dreikäsehochs zu verweilen. So könnte er als ewiges Kind über die Trommeln und Trompeten dieser Welt herfallen.

Sicher haben ihm seine Trompeten von den wilden Saufgelagen in den kusturicanischen Tanzcombos oder den melancholischen Wolga-Melodien erzählt, seine Trommeln von den schneidigen Beats der k. u. k. Monarchie, dem Groove osmanischer Militärkapellen. Als eine Art Oskar Matzerath des US-Indiepop hüpft der Junge aus Albuquerque nun durch die Tagträume eines Publikums, das nach dem Authentischen, gleichwohl Unvermuteten in der Popmusik giert. Dieses Publikum spürt insgeheim sehr wohl, dass es dem jungen Künstler weder um eine Reise zu den Wurzeln des Blues geht, der ihn bis heute umtreibt, noch um eine sentimentale Liebeserklärung an die gerade mal wieder herrlich alte Welt. Es ist eine Fake-Brassband, die wir auf dieser Platte hören, geboren im Schlafzimmer eines sehnsüchtigen Kindes. Zach Condon verkauft uns einen genialen Schwindel mit transatlantischem Beigeschmack.

Prenzlauerberg, Brandenburg, Rhineland (Heartland) und *Bratislava* heißen die Stationen auf dem Album, die Condon wie in einem Film abfährt, im Cinemascope-Stil, doch immer schemenhaft und mit defekter Kamera. Einen Moment lang meint man sehen zu können, wie der Sänger sich im Bläserwind wiegt, dann verschwindet er wieder im Strudel der Melodien, aufgesogen von Rhythmus, angetrieben von Emphase, Übermut. Die Musik vom *Gulag Orkestar* erzählt im Zweifelsfall viel mehr von Heimatlosigkeit, als all die rustikalen Adressen vermuten lassen. Sie ist eher der reichen Imagination eines großen Jungen als dem tatsächlichen Besichtigungsprogramm »Ost-West« geschuldet – das Europa Condons scheint manchmal gar vom Eisernen Vorhang durchschnitten.

Es ist ihm auf vergilbten Bildern zugeflogen wie jenem vom Mädchen im schwarzen Kleid, das nun auf dem Cover der Beirut-CD zu sehen ist. Spätestens der muntere Spielzeug-Synthesizer in *Scenic World* holt uns aus dem Bilderwald in eine bekannte Zeit zurück: Dies ist eine Platte aus der Post-Beatles-Ära.

Beirut: Gulag Orkestar
+ Bonus-EP *The Lon Gisland* (Beggars/Indigo)
A Hawk And A Hacksaw: The Way The Wind Blows (Leaf/Hausmusik, ab 19. 1. 2007)

Eros is Eros is Eros …

Erinnerungen an den eigenwilligen amerikanischen Pionier und Musikexperimentator James Tenney, der vor drei Monaten gestorben ist

VON HEINZ JOSEF HERBORT

Eine *drum,* eine Trommel; vielleicht doch eher eine Pauke. Eine ungewöhnliche jedenfalls, eine Klang-Skulptur von Stephan von Huene: Über einem zylindrischen Acryl-Glas-Rahmen ein ebenso transparentes Trommelfell, rundum an der Aufspann-Kante befestigt eine Batterie aus 32 Schlägeln. Die werden freilich nicht von menschlicher Hand bewegt, sondern durch Elektromagneten, die wiederum dem Kommando eines Computerprogramms gehorchen.

Wake for Charles Ives nannte der kalifornische Komponist James Tenney sein knapp vierminütiges Stück, das nun durch das High-Tech-Drum-»Ensemble« aufgeführt und per Mausklick dirigiert wird. Eine »repetitive« rhythmische Phrase, die Ives (1874–1954) mehrfach in seinen Kompositionen verwendete, arbeitete Tenney, Ives damit »auferweckend«, zu einer Art Fuge aus, die wiederum ein »Wachrütteln des Klanges« in Zweiunddreißigstel-Schlägen bewirkt, ein additives Crescendo von zunächst stockenden Einzelklängen bis zu donnerndem »Trommelfeuer«. Dessen Präzision kann einzig und allein der Computer garantieren: Seit den frühen 1960er Jahren zählt James Tenney – neben Max Mathews bei Bell Telephone Laboratories forschend – zu den Pionieren der Computermusik sowohl in Partitur- wie vor allem in Klangsynthese.

Sieben Minuten hält ein Kontrabassist ein A in der tiefsten Lage aus, der Bogenwechsel ist kaum zu hören. Wohl aber ein Wechsel in der Intonation: Fast unmerklich schleicht sich eine Interferenz-Schwebung ein, ein immer breiteres Vibrato, der Ton spaltet sich. *Beast* ist keine Klanganalogie zu irgendeinem unbekannten wilden Tier, sondern einer von vielen Versuchen Tenneys, auf den Spuren von John Cage unsere Ohren empfindsam und empfänglich zu machen für die mannigfaltigste und ungewöhnlichste »Musik um uns herum«. Oder: Ein gemischter Chor singt auf eine schlichte Melodie einen Kanon über die berühmte Verszeile der Gertrude Stein: *»A rose is a rose is a rose«.* Das Außergewöhnliche: Tenney verlangt von seinen Sängern, bei jedem neuen Kanoneinsatz bei gleich bleibender Musik den Textakzent zu verschieben – *A rose is … arosis … sisero … eros is eros:* Das Tautologische der poetischen Botschaft wird so in Tenneys minimalistischer Verwandlungstechnik noch einmal potenziert.

Fast vierzehn Minuten benötigt ein Schlagzeuger, um aus dem absoluten Nichts ein ohrenbetäubendes Klanginferno auf- und wieder abzubauen, ohne dass dabei ein einziger Schlag heraushörbar würde: *Having Never Written a Note for Percussion,* stapelt Tenney tief – scheinbar. Denn sein eigentliches Ziel ist eine Emanzipation jenes »Schießbuden«-Hexenmeisters, der bislang seine Virtuosität bewies, indem er »so schnell und laut wie möglich auf ein Maximum an Instrumenten einschlug« (Globokar) – und den Tenney nun animiert, auf einem einzigen »Selbstklinger« ein ganzes Universum von Klängen zwischen Säuseln und Knallen, Rauschen und Dröhnen zu erzeugen.

Ähnliches gilt für ein Cello, einen Posaunisten (der kaum mit dem Atmen nachkommt), eine Harfenistin (die nach jedem Zupfer an einem Saiten-Wirbel dreht und so die Erinnerung an die voraufgehende Phase der Minimalismen nicht mehr nachvollziehbar macht), ein ganzes vierzehnköpfiges Ensemble. *Postal Pieces* heißt die Sammlung. Hinter dem Titel verbirgt sich eine Kuriosität: Die »Partituren« sind geschrieben auf je einer Postkarte – Tenney nannte sie »Scorecards« (auf denen für gewöhnlich Golfer ihre erspielten Punkte notieren): flink festgehaltene Einfälle zu Klang, Form, Artikulation, Mikrointervalle, Harmonie.

A propos Harmonie: Zu seiner 1996 für die Donaueschinger Musiktage geschriebenen Kammermusik *Diapason* formulierte James Tenney einen Teilaspekt seiner in ganz neue Dimensionen vorstoßenden Gedanken zu einem »Zusammenklang durch alle Töne« (wörtliche Übersetzung des griechischen *dia pason):* Zusammenklang auf der Basis von siebzehn nebeneinander liegenden Teiltönen eines sehr tief liegenden Grundtones, die im Verlauf des Stückes innerhalb des Klangspektrums wandern – was unter anderem voraussetzt, dass etwa die Streicher nach einer theoretisch (also mal wieder mit Hilfe des Computers) ermittelten Skala »verstimmt« werden – und er stellte selber die nicht ganz unverständliche Frage, warum wir uns »so außerordentlich bemühen, diese ungewöhnlichen Tonhöhen herzustellen«.

Geboren 1934 in Silver City im äußersten Südwesten des US-Staates New Mexico, aufgewachsen in Arizona und Colorado; früh Klavier und, jawohl, Komposition. Ziemlich schnell an der Juilliard School. Unter seinen Lehrern so hochansehnliche Künstler wie der Pianist Eduard Steuermann, die Komponisten Lejaren Hiller und Edgar Varèse. Als James Tenney 1963 in New York sein Tone Roads Chamber Ensemble gründete, komplettierte er bereits die Phalanx der »radikalen« amerikanischen Avantgarde zwischen den Zufall-Komponisten Cage, Morton Feldman, Earle Brown, Morton Subotnick und deren nahezu symbiotischen Kontakten zur Bildenden Kunst hier, der Minimal Music von Phil Glass, Steve Reich oder La Monte Young dort. Lehrer am Polytechnic Institute Brooklyn, am California Institute of the Arts (CalArts), an der University of California, an der University of Toronto. Am 24. August dieses Jahres starb James Tenney in Valencia, CA, still und unauffällig – wie er letztlich nach außen hin auch gelebt hatte.

Musik von James Tenney:

Postal Pieces
Kammermusik, The Barton Workshop, Ltg: James Fulkerson (New World B0001LY9UU)

Werke für Percussion solo
Matthias Kaul (HatArt)

Eine Auswahl seiner zwischen 1961 und 1964 erarbeiteten Computer-Kompositionen ist direkt erhältlich über www.newworldrecords.org

Foto (M): Peter Kanneberger/FBO

KOCHBUCH UND SPONTANWÜRZE: »Unsere Freiburger«

Nur ja nicht auf Linie

Seit zwanzig Jahren gibt es das Freiburger Barockorchester. Ein Besuch bei einem der besten Alte-Musik-Ensembles der Welt

VON WOLFRAM GOERTZ

Es ist einer dieser unbezahlbaren Tage im Herbst, an denen der Sommer zurückkehrt. Der Himmel zieht seinen alten grauen Theatervorhang auf, die Sonne entert die Bühne wie ein Schauspieler, der auf den Einsatz gewartet hat. In diesem Moment sollte man in Freiburg sitzen, und zwar im Bürgerhaus am Seepark mit den riesigen Fenstern zum Wasser und zur Sonne hin, und man sollte zuhören, wie das Freiburger Barockorchester die Suite aus *The Tempest* von Matthew Locke (1621 bis 1677) probt. Da geht es natürlich – Shakespeare ist so nah, als sei er hier der Inspizient – um die Natur und die Elemente drinnen und draußen, um Verwandlung und Zauber, und weil diese Theatermagie nicht ohne Vorhänge auskommt, heißt der spannendste Satz des Stücks fürwahr *Curtain Tune.* Zunächst ziehen die Akkorde der Streicher mühsam, aber gleichmäßig am Seil, bis der Vorhang leicht und schnell dahingleitet und die Bühne weit offen steht.

Theatermagie ist auch in der Barockmusik harte Arbeit, und die kann man sich nicht schwer genug vorstellen – wenn Gottfried von der Goltz am Pult des Konzertmeisters sitzt. Er ist ein erzmusikalischer Pfennigfuchser, der geistreich formuliert. Ein Tiefgründler, der sich mit Vagem nicht zufrieden gibt. »Die Celli müssen hier rustikaler klingen«, moniert er. Ein anderes Mal sollen die Noten »nur ja nicht auf Linie gespielt werden«, sie sollen »schauspielern«. In einem weiteren Stück, *Hipocondrie* von Jan Dismas Zelenka (1679 bis 1745), verlangt er an einer Stelle schier Philosophie nach Noten, nämlich eine Art »stoische Zeit» im Musizieren, »die ist hier ja die einzige Konstante». Bis der Primarius zufrieden ist, braucht es genau drei Minuten, zwei Wiederholungen und eine kleine Debatte. Dann darf das Stück ungestört weitergehen.

Die Kunst muss (fast) den ganzen Etat einspielen

Mancher Uneingeweihte glaubt, die »Barockerei« (Goltz) könne ein Profi nach Feierabend betreiben. Die Mitglieder des Freiburger Barockorchesters (FBO), das sich – vor 20 Jahren gegründet – in zahllosen Konzerten und Tourneen und durch viele CDs Weltruf erspielt hat, müssen bei solchen Vermutungen lächeln, diebisch wie missvergnügt. Sie sind Berufsmusiker, haben aber nicht die Sicherungen des Tarifsystems im Rücken, die den Kollegen selbst im kleinsten städtischen Orchester zufallen: Die sind beinahe unkündbar, können auch schon mal unvorbereitet zum Dienst kommen und sich bei kleinen Zipperlein krankmelden, ohne dass sie den Dienst nachholen oder um ihr Gehalt fürchten müssen.

Solche Privilegien sind bei selbstverwalteten Ensembles wie dem Freiburger Barockorchester undenkbar. Stadt Freiburg und Land Baden-Württemberg tragen lediglich zehn Prozent des Jahresetats von 2,5 Millionen Euro. Der gewaltige finanzielle Rest muss immerzu durch Kunst eingespielt werden. Der dafür gebotene Qualitätsstandard hängt davon ab, dass die Besetzung stabil bleibt und alle bis in die Fingerspitzen vorbereitet sind. Die Zahl der Krankmeldungen lässt sich bei den Freiburgern in 20 Jahren an den Fingern einer Hand abzählen. Sie leben davon, dass der Laden perfekt läuft und sie immer wieder eingeladen werden. An Offerten mangelt es nicht. In den nächsten Monaten geht es nach Herne (Tage alter Musik), Valencia, Utrecht, Amsterdam, Stuttgart, Berlin, Salzburg, Wien und London.

Daheim sind die Freiburger wahre Könige, ihre Konzertreihe im Konzerthaus (1800 Plätze) könnten sie komplett ins Abonnement geben, aber die Spontangänger sollen auch eine Chance haben, und so werden stets 400 Eintrittskarten für die Abendkasse reserviert. Dort gehen sie weg wie warme Semmeln. Natürlich schwingt da badischer Stolz mit: Unsere Freiburger! Aber Zuneigung gibt's nicht nur daheim. Neulich war ein Mozart-Abend mit René Jacobs in der Berliner Philharmonie, wo das FBO eine weitere Konzertserie unterhält, restlos ausverkauft; eine halbe Schlange musste sich nach Hause verkringeln.

Das Geheimnis der Bravour? An jedem Pult sitzt einer, der auch solistisch in der Champions League spielt, wie der Flötist Karl Kaiser, die Oboistin Katharina Arfken oder der Hornist Teunis van der Zwart. Sie alle spielen in Freiburg, weil sie dort geistige Heimat gefunden haben – eine Heimat, die sozusagen aus fortwährender Wanderschaft durch die unergründeten Landschaften des Repertoires besteht. Fast alle sind Teilhaber in der Gesellschaft bürgerlichen Rechts, welche das FBO auf dem Papier darstellt, und so akzeptieren sie es, dass sie gerade einmal 200 Euro pro Arbeitstag bekommen. Mögen da auch einmal neun Stunden Probe und Aufführung fast ohne Pause zusammenkommen, so spielen sie doch immer, als hänge ihr Leben davon ab. So ist es ja auch.

Man kann die Erfolgsgeschichte des FBO nicht erzählen, ohne sein Führungsmodell zu beschreiben. Wenn nicht gerade Fexe wie Jacobs auf dem Dirigentenpodium stehen, bleibt es verwaist, und das Orchester wird vom Konzertmeisterpult aus geleitet – abwechselnd von Gottfried von der Goltz und Petra Müllejans. Die beiden sind wie Wasser und Öl, wie Intellekt und Intuition, wie Kochbuch und Spontanwürze. »Ich hab längst nicht so viel gelesen wie Gottfried«, sagt Müllejans, sie habe es immer im Gefühl, wie eine Phrase klingen müsse, sie empfinde sogleich, vom Spieltrieb besessen, im Bauch. Bei Goltz sei noch der Kopf dazwischen. Dem Orchester ist diese janusköpfige Leitung ein Quell der Abwechslung, mal tendiert das Musizieren ins Artifizielle, mal ins Dionysische. Da sich Müllejans und von der Goltz ihre Programme jeweils aussuchen, gibt es keine Eifersucht und auch keine verbiestert verwalteten Parallelwelten. Die beiden kennen einander ausnehmend gut.

Alle Musiker sind Ausgräber und Epochen-Fachleute

Diskutiert wird nicht mehr so jakobinisch wie früher, als das Freiburger Barockorchester aus Basisdemokratie eine Prinzipiensache machte. »Damals haben wir uns oft Knüppel zwischen die Beine geworfen«, gesteht Müllejans, »das ist heute anders.« Es ist auch eine neue Generation von Musikern herangewachsen, die lieber einen Chef da vorne hat, der sagt, wo es langgeht. Doch kann es immer noch vorkommen, dass Love Persson, der Mann am Kontrabass, aus heiterem Himmel bei einer unschuldigen Phrase den ganzen Klang infrage stellt. »Und weil Love ein kluger Typ ist, fragen wir uns: Hat er vielleicht Recht?« Goltz kommt diesmal nicht umhin, die Frage nach kurzer Aussprache zu verneinen.

Unerwartet gibt es in der Probe eine Überraschung. Wer hätte gedacht, dass sich eine Wendung in der *Sinfonie in d* von Wilhelm Friedemann Bach als unerhörter Vorgriff auf das *Recordare* in Mozarts *Requiem* erweist, zwei Generationen früher? Zu solchen Funden kommt das FBO, weil das innerbetriebliche Vorschlagswesen exzellent funktioniert – alle Musiker sind Epochen-Fachleute, Eingeweihte zwischen Frühbarock und Klassik; und einer grub halt dieses Juwel des Bach-Sohns aus. Kluge Ausgräber werden allenthalben gesucht, und so wurde Dramaturg Rüdiger Nolte neulich zum Rektor der Freiburger Musikhochschule berufen.

Soeben erschien auch eine neue CD, Telemanns Violin- und Gambenkonzerte mit Hille Perl (Viola da Gamba) und Petra Müllejans am solistischen ersten Pult: Das schwingt und braust, dass es einer barocken Erweckung gleichkommt. Seit einiger Zeit setzt das FBO seinen Fuß auch in moderne Hausflure. Soeben hat es mit dem SWR-Orchester bei den Donaueschinger Musiktagen das Klarinettenkonzert von Jörg Widmann uraufgeführt; das SWR-Orchester spielte auf der Stimmung 443 Hertz, das FBO auf 430 Hertz. Ein grandioser Effekt. Und demnächst wird es Schönbergs *Verklärte Nacht* und Tschaikowskys *Souvenir de Florence* aufführen. Selbstverständlich auf modernen Instrumenten und selbstverständlich mit Darmsaiten. Bei den Proben möchte man Mäuschen spielen.

Im Bürgerhaus am Seepark ist längst der Spätnachmittag angebrochen und die Sonne in der Kulisse verschwunden, aber im Herzen ist es noch warm, denn jetzt arbeitet das FBO am *Dorfmusikanten-Sextett* von Mozart, das im Untertitel »Ein musikalischer Spaß« heißt. Goltz nimmt diesen Spaß sehr ernst, »denn das Stück veralbert nicht nur die Zuhörer, sondern auch die Spieler«. Einmal ist der Spaß so groß und Mozart immer noch so komplex, dass die Mannschaft rhythmisch aus der Kurve fliegt. Da muss sogar der strenge Herr von der Goltz lachen. Sagt dann aber einen druckreifen Satz, und alles wird gut. Frau Müllejans sitzt derweil daheim oder unterrichtet. So ist das halt beim Freiburger Barockorchester: Von allem Schönen, Wahren und Guten kriegen die Chefs immer nur die Hälfte mit.

Georg Philipp Telemann: Sonaten, Concerti und Suiten
Hille Perl (Viola da Gamba), Freiburger Barockorchester, Petra Müllejans (deutsche harmonia mundi CD 8287 685055 2)

Virtuos unvirtuos

Der amerikanische Pianist Eric Watson bewegt sich jenseits aller Szenen

VON STEFAN HENTZ

Man rühmt den kristallinen Sound seines Klavierspiels, preist seine Sensibilität und die Stringenz seiner strukturellen Ideen. Lobt seine Offenheit für die verschiedenen musikalischen Welten: Amerika und Europa, Jazz und Neue Musik. Und dennoch ist Eric Watson ein Vierteljahrhundert nach seinen ersten Aufnahmen jenseits der Landesgrenzen seiner Wahlheimat Frankreich noch immer eins der wohl gehüteten Geheimnisse der Jazzszene.

Watson, Jahrgang 1955, Absolvent des Oberlin Conservatory of Music im US-Staat Ohio, renommiert als sensibler und leichthändiger Jazzmusiker und Interpret der Musik von Charles Ives, lebt seit 1978 in Paris, im sicheren Abseits des Jazzbetriebs. Hier fühlt er sich wohl, hier unterscheiden die Hörer zwischen Konzertsaal und Restaurant. Hier kann er unberührt die ideologischen Kämpfe zwischen den verschiedenen Jazzgemeinden an sich vorbeiziehen lassen. In Paris, der Hauptstadt von Old Europe, genießt Watson die Freiheit, seine Fühler in alle Richtungen auszustrecken. Zum Jazz als langjähriger künstlerischer Leiter des Jazzfestivals in La Villette, aktiv mit seinem Trio oder mit dem Saxofonisten Christof Lauer, zur Neuen Musik, wie jüngst in El Paso, bei der Uraufführung einer elektronisch geprägten Oper des Komponisten Philippe Manoury, zum Beispiel.

Mit *Jaded Angels,* seinem neuen Album, kehrt Watson zurück zur Idee des »transparenten«, wie er es nennt, Piano-Trios, in dem drei Partner gleichberechtigt miteinander spielen. Jeder Ton, jede Nuance im Spiel muss jederzeit deutlich zu hören sein, damit der andere entsprechend reagieren kann. So weit das Grundkonzept, mit dem sich Watson von der Flut der »politisch korrekten« Jazzbands abgrenzt. »Es gibt so viele, für die alle Regeln vorher schon klar sind, die bei jedem Akkord ganz genau wissen, was man nicht spielen darf«, lästert Watson, »diese Falle wollte ich umgehen.« Eher würde es ihm gefallen, wenn man die Musik seines Trios mit einem Film der Schwarzen Serie vergleicht. Womit Watson gar nicht so danebenliegt. Die Spannung aus sorgfältig geprägter Form und cool improvisierter Durchführung, das lässige Erzähltempo der Kompositionen; die lakonische Schlagfertigkeit, mit der die drei Musiker agieren; die sanfte, sich unablässig steigernde Spannung in stets kontrollierten Bahnen: die acht Kompositionen von *Jaded Angels* funktionieren wie höchst subtile Variationen von nächtlichen Städten, dunklen Spiegeln und Schatten. Mit diesem Album setzt sich Watson ganz gezielt vom auftrumpfenden Virtuosentum der Gattung ab, um in einer musikalischeren, lyrischen Dimension seine Vision vom Jazz als einer Musik des gemeinsamen Schaffens zu betonen. Dies ist seine Perspektive: Im organischen Zusammenspiel des Trios bleiben die drei Partner spektakulär unspektakulär. So wird man zwar nicht zum Star, bewahrt sich aber die Freiheit zu allen Um- und Abwegen, die sich aus musikalischer Neugierde ergeben. Und bleibt ein sorgfältig gehütetes Geheimnis der Kenner.

Eric Watson Trio: Jaded Angels (Act 9452)

Alles und noch viel mehr

Foto (M): Suzannah Kincannon

SPIEL OHNE GRENZEN Der talentierte Mr. Douglas beim Experimentieren

Genug ist nicht genug für ihn. Der Trompeter Dave Douglas erkundet Neu und Alt, Cool und Hot, Avantgarde und Retro, Europa, Amerika und die Klänge der Dritten Welt

VON PETER RÜEDI

Ein Horizont von 360 Grad verlangt einen Standpunkt. Einen Mittelpunkt. Im Fall von Dave Douglas, den die versammelte Kritik im Fachblatt *down beat* zum 6. Mal in Folge eben wieder zum »Trompeter des Jahres« gekürt hat, ist dieser schwer zu definieren, aber leicht wahrzunehmen. 1963 geboren, aufgewachsen in und um New York, ausgebildet am berühmten Berklee College of Music in Boston und am New England Conservatory, gehört er zu einer spielerischen Generation, die mit allen schweren Wassern der Theorie gewaschen ist. Er kennt die Geschichte des Jazz bis in die Tiefen der zwanziger Jahre – Miles und Monk, Booker Little, Tristano, Don Ellis, Herbie Nichols, Coltrane und Ornette ohnehin.

Aber auch Anton Webern, Alban Berg, Bartók und Ligeti hat er durchaus studiert mit heißem Bemühn. Und wär' doch klug als wie zuvor *(»We no longer need manifestos«,* sagt er. Unsere Zeit sei eine der einstürzenden Überbauten), wäre dieses Zentrum nicht, dieser eigene Zungenschlag, ein unvergleichliches, gelegentlich unverschämtes Vibrato, ein ganz persönlicher, mal beseelt luftiger, mal scharf-heftiger Trompetenklang. Und, als Komponist, eine Handschrift, die bis in die Peripherie seiner zahllosen Tätigkeitsfelder erkennbar bleibt: Jazz, Kammermusik, »Avantgarde« (was immer heute darunter zu verstehen ist), Soundtracks zu filmischen Panoramen (realen und imaginären) in der Art seines Freundes Bill Frisell. Dave Douglas hat bis heute 23 CDs eingespielt, und das meint nur die unter eigenem Namen (dazu kommen Arbeiten mit John Zorn, Don Byron, Uri Caine, Myra Melford, Anthony Braxton, *you name them:* an die 100). Oft tragen seine Produktionen Titel wie Gedichte: *Stargazer* (eine Hommage an Wayne Shorter), *Charmes of the Night Sky, Songs for Wandering Souls, A Thousand Evenings, Soul on Soul* (eine Verbeugung vor Mary Lou Williams). *Meaning and Mystery* ist die jüngste.

Ein Programm war der Name der allerersten, *Parallel Worlds.* Das meinte zunächst die Verbindung von geschriebener und improvisierter Musik, was einmal *Third Stream* hieß. Tatsächlich analysierte damals, 1993, kein Geringerer als Gunther Schuller, der Vater jenes Fünfziger-Jahre-Trends, in seinem Begleittext Douglas' Webern-Rezeption. Doch der bewegt sich nicht in zwei, sondern in vielen parallelen Welten. Er bewohnt, als wäre das nichts, die Neue wie die Alte Welt (die New Yorker »Knitting Factory«-Szene und die seiner vielen europäischen Freunde: Misha Mengelberg, Louis Sclavis, Han Bennink und viele andere), und beide »vernetzt« er (wie das Neudeutsch heißt) mit der so genannten dritten: Als World Music noch keine Etikette war, erforschte er schon die Musik des Balkans und Indiens. Zu viel, um wahr zu sein?

Die Glaubwürdigkeit von Douglas ist jedenfalls von solcher Vielseitigkeit bedroht. Er selbst kommt sich gelegentlich als ziemlich expansive, ja explosive Existenz vor. Ein Held unserer Zeit. »Was könnten wir denn als Mainstream in der aktuellen Szene ausmachen? Es scheint, als ob sich die mit einer Million Meilen pro Stunde in alle Richtungen ausdehnte. Es ist unmöglich, einen einheitlichen Stil zu definieren. Ich frage mich nur, ob unsere Epoche in dieser Hinsicht so einmalig ist.« In den Sechzigern habe die Vorstellung einer Avantgarde geherrscht, eine gemeinsame Idee von Fortschritt, von einer Vorwärtsbewegung der Musik. »Aber die Realität war viel vielgestaltiger. Albert Ayler, Archie Shepp, John Coltrane und Sonny Rollins hatten sehr unterschiedliche und persönliche Vorstellungen, wohin sie sich entwickeln wollten. In der Rückschau stecken wir sie alle in die eine Schachtel mit der Aufschrift ›Avantgarde‹. War die Musikwelt um 1925 so verrückt und verschieden wie unsere aktuelle Szene? Meine Vermutung ist: ja, sie war es.« Die säuberliche Abfolge epochenstilistischer Gezeiten (»klassisch« und »romantisch«, »dionysisch« und »apollinisch«, »cool« und »hot«) ist ein Konstrukt der Kulturgeschichtsschreibung. In Wahrheit, meint der talentierte Mr. Douglas, ist allenfalls die Maxime *anything goes* neu, nicht aber die Sache. Anders gesagt: In der Kunst kann einer alles, vorausgesetzt, er kann.

Dave Douglas ist ein *live artist,* einer, der es mit seinen verschiedenen Formationen im Jahr auf weit über hundert Auftritte bringt. Ein beschwingter Schwerarbeiter, der, nicht genug, nach fünf Jahren bei RCA/BMG sein eigenes, fast ausschließlich über Internet vertriebenes Label Greenleaf gründete. *Meaning and Mystery* ist dessen dritte Produktion, schlüssig, »undogmatisch«, unterhaltend und hintersinnig wie fast alles von Douglas. In seinem neuen Quintett ist Donny McCaslin am Tenor, auch so ein schwereloses saxofonistisches Kraftpaket wie sein Vorgänger Chris Potter – ein Lyriker mit einer starken linken Geraden sozusagen. Uri Caine spielt das Fender-Rhodes, so knackig und sparsam, dass nicht mehr auffällt, wie sehr das E-Piano mit dem Sound der Siebziger verhaftet ist. James Genus ist am Kontrabass und Clarence Penn am Schlagzeug, beide sind wie Caine langjährige Partner des Trompeters. Es ist alles drin in dieser Musik, aber nicht in einem Teufelstanz der Zitate, sondern eingeschmolzen zu einem neuen Ganzen. *Meaning and Mystery* ist mehr als die Summe der ausgiebig präsentierten solistischen Einzelteile. Dave Douglas will auch mit seiner jüngsten CD nicht alle erreichen, sondern viele Einzelne.

Dave Douglas Quintet: Meaning and Mystery
(Greenleaf GRE 04, www.greenleafmusic.com)

Netter stiller Star

Die Münchner Geigerin Julia Fischer ist eine Meisterin des Understatement

VON CHRISTINE LEMKE-MATWEY

Foto (M): © Kasskara

»NICHT BESONDERS VERRÜCKT«: Julia Fischer, mit 23 Jahren die jüngste Professorin Deutschlands

Sie ist das vitale Beispiel dafür, dass es auch ohne geht. Ohne ein Image aus der Pop-Retorte, ohne Getue. Man muss sich als klassische Musikerin heute weder zur »Diva« hochstilisieren lassen noch im durchsichtigen Leibchen schäumenden Meeresfluten entsteigen. Man kann ganz einfach seine Arbeit tun, begabt sein und fleißig, 80 bis 90 Konzerte pro Jahr geben, vielleicht ein bisschen unterrichten – und wird auch Erfolg haben. Aller Seriosität, aller äußerlichen Unaufgeregtheit zum Trotz. Die Münchner Geigerin Julia Fischer hat es auf diese Weise bis in die *Tagesthemen* geschafft. Das heißt: Die Frische ihres Spiels, ihre blitzsaubere Intonation, die Unbekümmertheit, mit der sie schon im vergleichsweise zarten Alter von 21 Jahren Bachs sämtliche Sonaten und Partiten für Violine solo aufnahm, all dies dürfte die Nachrichtenmacher herzlich wenig bekümmert haben. Heute ist Fischer 23 und die jüngste Professorin Deutschlands. Das war die Sensation. Und also geht es vielleicht doch nicht ganz ohne Extravaganzen.

Nach solchen freilich muss man bei Julia Fischer – abgesehen davon, dass sie demnächst an der Frankfurter Musikhochschule alle zwei Wochen zwei Studenten unterrichten und ein paar Meisterkurse betreuen wird – auch künstlerisch länger suchen. Die Chumachenco-Schülerin hat so gar nichts von der, nun ja, Medien-Erotik einer Anne-Sophie Mutter (mit der sie als Deutsche prompt verglichen wird) und erst recht nichts von deren Manierismen und himmelsstürmerischen Eitelkeiten im Spiel. Vielleicht ist Fischer also eher die jüngere Schwester Hilary Hahns, allerdings wiederum ohne deren musikalischen Eigensinn und intellektuellen Neue-Welt-Ehrgeiz. Oder gar eine entfernte Cousine der Lettin Baiba Skride? Nett und nett anzuschauen, aber zugleich ein wenig risikoscheu und arg brav. Das Zigeunerische jedenfalls, das dem Instrument auch eignet, das fiebrig über alle stilistischen Stränge Schlagende ist Fischers Sache nicht. Nicht auf Anhieb.

Der Ton beispielsweise, den sie in ihrer Einspielung der Mozart-Violinkonzerte anschlägt (mit dem Netherlands Chamber Orchestra unter Yakov Kreizberg), ist schlank. So schlank, dass er bisweilen spitzzüngig wirkt und metallisch, wie zum Zerreißen gespannt. Den schnellen Sätzen haftet so etwas merkwürdig Flüchtiges, Überleichtes an, als schürften diese jenseits einer gewissen Munterkeitsmotorik ungern nur in ihren harmonischen Tiefen. Mozart als Luftgeist, als koboldhafter Parvenü? Fischer phrasiert schön und geradezu traumwandlerisch natürlich, weiß musikalisch aber wenig anzufangen mit den Mozartschen Fliehkräften, ihrem drallen Witz, ihren Konsequenzen. Und so zieht sie sich auch in den langsamen Sätzen eher zurück: auf die Cantus-firmus-Qualitäten ihrer Guadagnini-Geige von 1750, aufs Ätherische, Schattenhafte. Ein Engelsstimmchen, so Fischer im Andante des *D-Dur Konzerts,* weiß eben alles und nichts von dieser Welt.

Als Person hingegen scheint Julia Fischer mit beiden Beinen auf dem Boden der Tatsachen zu stehen. Die Mutter ist Musikerin und stammt aus der Slowakei, der Vater kommt aus der ehemaligen DDR, beide machen 1972 rüber in den Westen. Mit vier Jahren nimmt die Tochter zum ersten Mal eine Geige in die Hand, mit acht überlegt sie sich, Eiskunstläuferin zu werden. Die Angst vor der Hingabe, die Angst, sich entscheiden zu müssen, bewahrt sie letztlich vor dem Sport. Mit neun wird sie Jungstudentin an der Münchner Musikhochschule, mit zehn beginnt sie zu konzertieren (und lernt in Hotelrestaurants, was es mit den drei Messern und drei Gabeln neben dem Teller auf sich hat). Mit zwölf gewinnt sie den Yehudi-Menuhin-Wettbewerb, mit 13 verliebt sie sich Hals über Kopf erst in den Pianisten Ewgenij Kissin, dann in den Geigenvirtuosen Maxim Vengerov, mit 19 legt sie ihr mathematisch-naturwissenschaftliches Abitur auf. Und darauf ist sie sogar ein bisschen stolz. Ansonsten findet Julia Fischer ihr Leben »nicht besonders verrückt«. Allerdings habe sie als Heranwachsende lange gebraucht, um akzeptieren zu können, dass Glenn Gould wirklich tot ist, ihre »ganz große Liebe«. Das Mädchen und der Meister. Der Tüftler und die Schwärmerin.

Wie schwer Mozart ist, merkt man an Fischers erster Mendelssohn-CD (die beiden *Klaviertrios op. 49* und *op. 66).* Mit welcher Innigkeit, mit wie viel Zärtlichkeit Fischer und der Cellist Daniel Müller-Schott hier das *Lied ohne Worte* im Andante des d-Moll-Trios anstimmen, wie feurig sich die Farben im Finale mischen, mit welch großer kammermusikalischer Finesse, ja Neugier die drei jungen Interpreten das eher düstere, sperrige c-Moll-Trio ausleuchten – das packt, das berührt. »Man steht im Dienst der Musik, wie andere ins Kloster gehen«, so hat Julia Fischer ihre Berufsauffassung einmal charakterisiert. Dass die Arbeit mit dem Eintritt in den Orden erst anfängt, weiß sie nur zu genau.

W. A. Mozart: Violinkonzerte Nr. 1, 2 & 5
Netherlands Chamber Orchestra, Ltg. Y. Kreizberg
(PentaTone 5186 094)

F. Mendelssohn Bartholdy: Klaviertrios Nr. 1 & 2
Daniel Müller-Schott, Jonathan Gilad
(PentaTone 5186 085)

Halbstark

Eine Sensation – nach 24 Jahren veröffentlichen The Who ein neues Album **VON CHRISTOPH DIECKMANN**

Aber damals trafen mich die Who ins Herz. Ich war 17 und reich an juvenilen Nöten, die, zu etwa gleichen Teilen, eine Elke und der Staat DDR verschuldet hatten. Dagegen half nur die wahre Musik. Der Hessische Rundfunk sendete täglich das Jugendmagazin *Rumms,* dessen grenzüberschreitendes Rock-, Jazz- und Folk-Gemisch von gegenkulturellen Moderatoren mit wahrhaft bildungsbürgerlichem Eifer dargereicht wurde. Am 27. Dezember 1973 lief das neue Who-Doppelalbum *Quadrophenia.* Das 17 Songs umspannende Rock-Oratorium erzählte die Passionsgeschichte des Mods Jimmy Cooper und seiner ganzen Welt. Volker Rebell, sonst Ironiker, erläuterte das Großwerk mit hohem Ernst. Ich schnitt und schrieb fieberhaft mit: *»Helpless Dancer:* Ein Arbeitgeber hat die Macht in Händen und missbraucht sie. Menschen sterben alt und allein gelassen; Kinderträume werden von Ratten zerfressen; Bomben fallen auf Menschen – da stimmt doch etwas mit uns allen nicht.«

Gar nichts hat sich seither geändert, bis auf Elke und die DDR. Arbeitgeber, Bomben, Ratten, und Who-Kopf Pete Townshend schreibt ungebrochen Songs der Marke Weltall-Erde-Mensch. Und nun die Sensation: Nach 24 Jahren haben The Who ein neues Album herausgebracht. *Endless Wire* heißt es, und schon wird heftig diskutiert, ob die Platte besser unter Pete Townshend & Roger Daltrey erschienen wäre. Nur die Hälfte des Quartetts ist ja noch am Leben. Der unersetzliche Drummer Keith Moon starb bereits 1978, Bassist John Entwhistle 2002. *Endless Wire* entstand mit Hilfe jener Adepten, mit denen Townshend/Daltrey im Sommer 2006 auch in Deutschland höchst lebendige Who-Konzerte spielten. Und – das Publikum dankte – dabei keineswegs verbargen, was The Who im vergangenen Vierteljahrhundert gewesen sind: Pete Townshends Greatest-Hits-Combo, ein periodisch reformiertes Revival der eigenen Größe.

Erst im achten Stück heult endlich die Gitarre

Der Verdienste gab es viele. Punk-Bands, Brit-Popper, Rock-Querköpfe aller Art bedienten sich am Vorbild der Who, die den Beatles an Kraft überlegen waren, den Stones an Gefühl. *Live at Leeds* (1970) ist eines der fabelhaftesten Live-Alben, *Who's Next* (1971) und *The Who by Numbers* (1975) bewahren die Blüte der Band. Zum traurigen Abschied gab es 1982 eine sämige Suppe mit dem entschuldigenden Titel *It's Hard.* Jetzt aber legt der Who-Getreue *Endless Wire* auf – und wähnt sich im Time-Tunnel. Dieser zitternde, flatternde Synthesizer, das ist doch 1971, so beginnt *Who's Next:* mit Baba O'Riley. Gleich kommt der große Dreiklang, dann poltern die Drums, dann schmettert Daltrey, strahlend wild: *Out here in the fields … Teenage Wasteland …* Er denkt gar nicht dran. Das Intro verblubbert, eine Veteranenstimme (Daltrey, 62) hebt zu singen an: *Are we breathing out or breathing in …* Diese Frage bleibt bis zum Plattenende ungeklärt. Seltsam halbkräftig wirkt das Album, drucklos, steril verpappt, trotz schöner Strecken und Momente. *It's Not Enough* rockt prächtig, Townshend lässt erstmals richtig die Klampfe heulen – im achten Song. Viel eher heult der Hörer ob Townshends grauslichen Tom-Waits-Geröhrs bei In *The Ether;* Daltrey soll sich geweigert haben, diese Scheußlichkeit zu singen. *Black Widow's Eyes* berührt, das Stück über ein Mördermädchen von Beslan. Andere Townshend-Texte sind von Filmen inspiriert, *It's Not Enough* durch *Le Mépris* von Godard, *A Man In A Purple Dress* und *2000 Years* von Mel Gibsons *The Passion of the Christ.*

Foto: Universal

WHO'S LEFT: Daltrey (l.) und Townshend

Rebellieren bedeutet, eine Familie zu gründen

Fans der Who mussten sich immer mit Pete Townshends Sehnsucht nach Hochkunst und größerer Form befreunden. *Tommy,* die erste Rock-Oper, wirkt heute täppisch pompös. *Quadrophenia* hat sich gehalten. An Townshends Solo-Produkten wie *The Iron Man* und *Psychorelict* fand vornehmlich der Schöpfer selbst Gefallen. *Endless Wire* schließt mit einer so genannten Mini-Oper namens *Wire & Glass,* deren kürzere Fassung bereits im Frühsommer erschien. Die theatralisch konstruierte Story bleibt hier unerzählt. Die besseren Songs wirken allzu verknappt. Unüberhörbar sind Who-Klassikerzitate, von *Who Are You* bis *Blue Red and Grey.* Auch Tom Pettys *Free Fallin'* wird erfolgreich beklaut. *They Made My Dream Come True* zählt tote Showgrößen auf, mit einem derzeitigen Fehler: Doris Day ist noch am Leben. *Well done, Pete!,* ruft Roger Daltrey im Heft der CD und bezeichnet sich als Interpret von Townshends Seele, gleichwie Sir Laurence Olivier Shakespeare interpretierte.

Kurz vor *Endless Wire* erschienen betörende Alterswerke anderer großer Briten: *The Black Swan* von Bert Jansch *(Sanctuary, SANCD430)* und *Straws in the Wind* von Martin Carthy & Dave Swarbrick *(Topic, TSCD556).* Gewiss, das sind Folkies. Ihre Musik war schon in ihrer Jugend alt; ihre Haut passte ein Leben lang; sie mussten sich nie häuten, immer nur reifen. Pete Townshend, der eine neue Musik erfand, überlebte den Fluch der Jugend und des Pop. Es war ein langer Weg vom Gitarrenzermalmer bis zu dem Satz, revolutionär zu sein bedeute heutzutage, eine Familie zu gründen. Respekt dem großen alten Mann. Ob seine heutige Kunst ins Herz trifft, hängt vom Herzen ab. Die Musik allein schafft es nicht.

The Who: Endless Wire (Polydor/Universal)

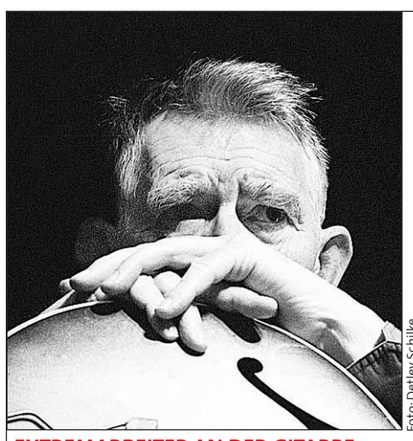


Foto: Detlev Schilke

EXTREMARBEITER AN DER GITARRE:
Derek Bailey, 1930–2005

Der Stahl der Seele

Wenn eine Spezies nicht improvisieren kann, stirbt sie aus.« Diese Feststellung traf kein Zoologe, sondern der britische Gitarrist Derek Bailey. Gälte die Umkehrung – wer improvisieren kann, ist unsterblich –, dann besäße Derek Bailey das ewige Leben. Niemand hat in der Kunst der Improvisation die Fäden zur Konvention entschiedener durchtrennt als er. Nachzuhören ist dies auf dem postum veröffentlichten Soloalbum *To Play,* das der Musiker mit dem Beckettraubvogelgesicht am 18. Februar 2003 aufnahm. Die acht von *Play 1* bis *Play 8* durchnummerierten Teile waren als Inspirationsquelle für den Pop-Avantgardisten David Sylvian gedacht, der nach einer Herausforderung für seine Singstimme suchte – und drei der splittrigen Gitarren-Improvisationen aufgriff.

Die Komplettaufnahme des Spontanzyklus zeigt noch einmal das scharfkantige Klanguniversum Baileys. Tondauern von kurz bis ultrakurz sind die Regel. Oft wirken Baileys Augenblickserfindungen wie Kompositionen serieller Musik in *real time:* unablässig verändern sich alle musikalischen Parameter. Man hört wie von Genervtheit zerfressene Klänge, ein wütendes Geklimper, das nicht nur unvermittelt in zarteste Dissonanzenpoesie umschlägt, sondern dem die Zerbrechlichkeit selbst in den rohesten Momenten schon eingeschrieben ist. Denn diese Extremmusik findet ja nur auf einem Stück Holz statt, das mit sechs elektrisch verstärkten Saiten bespannt ist – Stahlsaiten, wohlgemerkt. Man erkennt in Baileys harter, immens farbenreicher Klangmuttersprache auf der Gitarre den Musik gewordenen Dialekt seiner Stahlarbeitervaterstadt Sheffield.

Die wenigen, die sich von dieser Sprache angesprochen fühlen, finden darin etwas wieder, das auf andere Weise nicht mitgeteilt werden kann. Derek Bailey starb am Weihnachtstag 2005 mit 75 Jahren. Seine letzte CD war gerade erst erschienen, ein anrührendes, zerbrechliches Soloalbum namens *Carpal Tunnel.* Im ersten Stück erklärt Bailey, dass er aufgrund eines Karpaltunnelsyndroms an der rechten Hand kein Plektrum mehr halten kann. Auch die Finger fielen ihm gelegentlich unkontrolliert auf die Saiten – makabre Hinzufügung eines Zufallsparameters in sein Spiel, die Bailey mit John-Cage-haftem Gleichmut akzeptierte. **TOM R. SCHULZ**

Derek Bailey:
To Play – The Blemish Sessions
(Samadhisound 008/Galileo)
Carpal Tunnel (Tzadik/Sunny Moon)

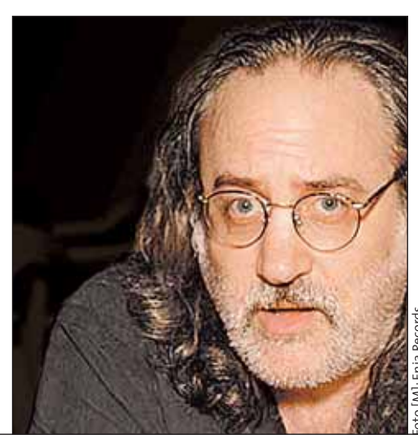


Foto [M]: Enja Records

REGISSEUR HINTER DEN KULISSEN:
Kip Hanrahan

Ein Film in Klängen

Es wäre die freche Fälschung wert: zu behaupten, der New Yorker Produzent Kip Hanrahan hätte nach fast zwanzig Jahren mit dem schwarzen Poeten Ishmael Reed erneut eine Platte aufgenommen. Eine Sensation, ein Geschenk für die Nachgeborenen. Behaupten würde man dies, um endlich wieder auf zwei verschüttete Meisterwerke hinzuweisen, die eine zusammengewürfelte Schar von Musikern unter dem Gruppennamen Conjure mit den Gedichten des Dichters aus Buffalo aufnahm: *Conjure – Music for the Texts of Ishmael Reed* von 1984 und *Cab Calloway Stands in for the Moon* von 1988.

»I died yesterday / I rose today« singt es über der New-Orleans-schweren Begleitung, als wollte der Sänger jeden Zweifel an der Wiederauferstehung des Projekts beseitigen. Blubbernde Bass-Blasen und entspannte Trommeln in sich langsam aufheizenden Sümpfen – es ist das bewährte Rezept des praktizierenden Nichtmusikers Hanrahan, der seine Mischung mit Jazz garniert, mit Rock, mit Blues, mit Latin Music. Und die Magie funktioniert. Diese von Trauer unterspülte Stimme Ishmael Reeds, der seine Gedichte wie Musik rezitiert … *»In war such things happen«,* resümiert der Refrain lakonisch das Grauen der Strophen, Kinder sterben, Lügen haben Konjunktur, man sitzt im falschen Bus, statt Schokolade gibt es Einzelhaft, solche Dinge passieren eben, Kollateralschäden der Moral … Der Song ist einer der Höhepunkte des Albums *Bad Mouth.* Brauchte einer die Begleitmusik zur unveränderlich aktuellen Lage, in Reeds synkopierter Lyrik ist sie zu hören. Leider wird sein magischer Realismus mit wachsender Dauer der Doppel-CD durch Kip Hanrahans Neigung zu perkussiven Ausschweifungen verwässert. Als Regisseur und Produzent wählte und wählt er die musikalischen Schauspieler aus, schreibt das Drehbuch, ist Jazz-Kameramann und Latino-Beleuchter – kein Wunder, dass ihm 1998 der Atem ausging und er nach der Produktion von drei legendären Astor-Piazzola-Alben aus dem europäischen Blickfeld verschwand. Dank der poetischen Beschwörungsrituale seines Hauptdarstellers Ishmael Reed ist der 51-jährige Musikregisseur nun zurück. Die Songs mit der Stimme Reeds wie *Mo Ku Lana, Prayer To Earth* und *Go To Jazz* lassen eine Magie wieder entstehen, die auf einer CD den perfekten Raum gefunden hätte. **KONRAD HEIDKAMP**

Conjure: Bad Mouth
(American Clave amcl 1052/53/Enja)

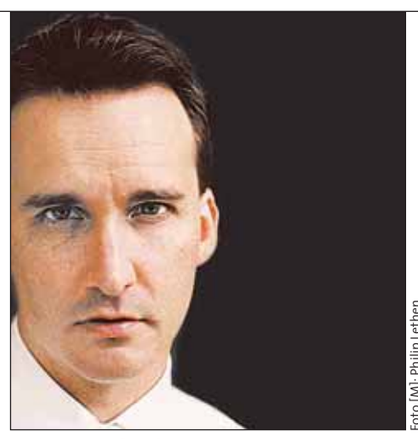


Foto [M]: Philip Lethen

FACKEL IM STURM:
Robin Proper-Sheppard alias Sophia

Tristesse fatale

Der Sommer geht, Robin Proper-Sheppard kommt. Ein Kalifornier in London muss es wohl sein, der jetzt, da die Tage kürzer werden, dem Herbst seine verdiente Vertonung verschafft, indem er mit einem amerikanischen Hang zum Pathos auf das sepiagraue Europa blickt. Auch auf *Technology Won't Save Us,* seinem vierten Album unter dem Projektnamen Sophia, erklingen wieder Lieder, die rauschen wie der Wind in den Zweigen. Doch nach Jahren des scheinbar reinen Klagens entdecken Sophia nun die Schönheit im Fatalismus.

Zwar taumeln die Protagonisten immer noch schwankend vom Whiskey und Gin durch einsame Straßen *(Where Are You Now);* sie sehen in einen klaren Himmel und warten doch nur auf Regen *(Birds),* sie leben in Städten, stellt der im sonnigen San Diego aufgewachsene Proper-Sheppard fest, in denen *»no one ever smiles and the weather is shitty« (Big City Riot).* Doch neuerdings, unterstützt von schwelgenden Streichern, verträumter Oboe und bisweilen ungewohnt vorwärts drängendem Tempo, schlagen die Songs eine weitere Volte, drehen eine zusätzliche Trauerpirouette, die sie dann doch hinausführt aus ihrem tiefen Jammertal. Ausgerechnet *Lost,* der Song, in dem Proper-Sheppard den nun fünf Jahre zurückliegenden Krebstod seiner Mutter verarbeitet, gerät ihm nicht nur musikalisch zum optimistischsten, den er je geschrieben hat. Erstmals bedienen Sophia mit lustvoll um sich selbst rotierenden Gitarren ein radiotaugliches Format, während Proper-Sheppard der Sterbenden all die Hoffnung in den Mund legt, die er den noch Lebenden meist nicht gönnen mag: *»I still believe in angels and footsteps in the snow / I still believe in the goodness of man despite the evil in my world.«* Im Angesicht des Todes ist zwar alles verloren, aber halt auch alles vergeben.

Weil es jedoch Tragischeres gibt als Menschen, die nach einem erfüllten Leben sterben, finden sich auch drei Instrumentalstücke auf dem Album. Sie sollen menschliche Tragödien abbilden, zu denen selbst dieser bewährte Troubadour der Tristesse nicht die rechten Worte finden konnte. So gerät *Technology Won't Save Us* zum Eingeständnis eines Scheiterns, haben Sophia doch all die Jahre versucht, die Hoffnungslosigkeit der menschlichen Existenz in Text und Ton zu fassen. Davon mag Robin Proper-Sheppard nun nicht mehr singen. Davon lässt er nur mehr die Musik lärmen. **THOMAS WINKLER**

Sophia: Technology Won't Save Us
(City Slang/RTD)

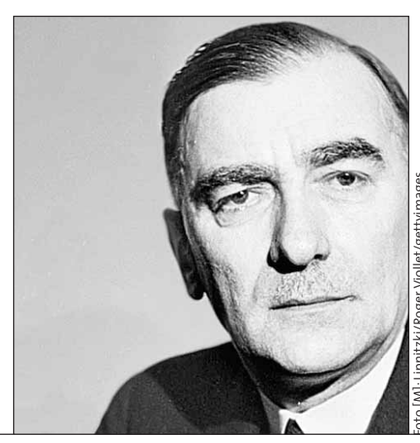


Foto [M]: Lipnitzki/Roger Viollet/gettyimages

SCHILLERNDES SCHAFFEN: Der polnische Komponist Karol Szymanowski

Reich, doch ruhelos

Er sah sich als »Wanderer, der immer weiter zu neuen Ufern strebt«. Entsprechend führte Karol Szymanowski, der bedeutendste polnische Komponist zwischen Chopin und Lutoslawski, das ruhelose Leben eines heimatlos Getriebenen. Vehement versuchte der junge Komponist, die Musik seiner Heimat aus provinziellem Nationalismus zu erlösen. Biografisch ist er dabei als Leiter der Warschauer Musikakademie zweimal an versteinerten Strukturen gescheitert. Künstlerisch aber wurde Szymanowski, der sich selbst seltsam fremd blieb – »Ich stehe ratlos vor dem gewaltigen Reichtum meines inneren und äußeren Lebens« – seinem Anspruch gerecht. Wie ein Schwamm sog er unterschiedlichste Einflüsse auf. Impressionismus und Expressionismus, Strauss und Schreker, Debussy und Ravel, auch die Musik des Kreises um Schönberg geistern durch sein Werk. Eine Reise nach Nordafrika erschloss ihm die Kultur des Mittelmeerraumes, auch die griechische Antike. Vor allem aber verfiel er der Sinnlichkeit des orientalischen Mittelalters und dessen Literatur. Die 1926 uraufgeführte, im mystischen Halbdunkel schlummernde Oper *König Roger* ist der Höhepunkt eines an der Schnittstelle von Orient und Okzident faszinierend aktuell schillernden Schaffens. Simon Rattle hat sie, noch als Chef in Birmingham, exemplarisch eingespielt. Überhaupt gehört er seit der 1994 entstandenen glänzenden Aufnahme der dritten Sinfonie *Lied der Nacht* zu den ganz wenigen, die sich immer wieder für Szymanowski stark machen. Die *Lieder der Märchenprinzessin* und der Zyklus *Des Hafis Liebeslieder* wirken in manchem wie Vorstudien zum *König Roger.* Schon hier findet sich jenes gleißende, bei aller klanglichen Opulenz immer transparente Orchesterkolorit, auch die stilisierten Orientalismen in der Stimmführung, die Rattle mit Iwona Sobotka, Katarina Karnéus und seinem alten Orchester brillant realisiert. Mit der Uraufführung von *Harnasie* erlebte Szymanowski 1931 seinen größten Triumph, doch letztlich blieb das Ballett ein Sonderfall. Unter dem Eindruck einerseits der Volksmusik der in den Westkarpaten lebenden Goralen, andererseits Igor Strawinskys schrieb der Pole eine in ihrer folkloristischen Archaik unglaublich mitreißende Musik. Sir Simon: Szymanowskis wunderbare Violinkonzerte warten! **OSWALD BEAUJEAN**

Karol Szymanowski: Lieder der Märchenprinzessin op. 31, Harnasie op. 55, Des Hafis Liebeslieder op. 26
(EMI Classics 3 64435 2)

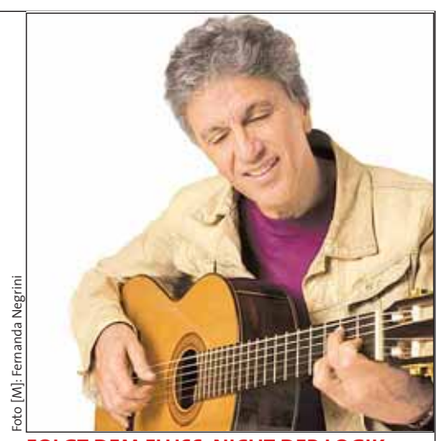


Foto [M]: Fernanda Negrini

FOLGT DEM FLUSS, NICHT DER LOGIK:
Songwriter-Legende Caetano Veloso

Viriles Mäandern

Es gebe zu viele Lieder auf der Welt, sagt Caetano Veloso. Er selbst habe eine »lächerliche Anzahl« davon geschrieben, »gewöhnlich mit viel Ehrgeiz und wenig Sorgfalt«, weshalb er schon erwogen habe, nur noch solche von anderen Komponisten zu singen. Doch »die Gewohnheit und das Bedürfnis« seien stärker gewesen. Das klingt kokett aus dem Munde eines der einflussreichsten Musiker Brasiliens, der das Liedgut seines Landes mit mehr als 50 Alben angereichert hat. Caetano Veloso hat so ziemlich alles gespielt und erreicht, was man sich in einem Musikerleben vorstellen kann. Seine Stimme schwingt noch immer hell und geschmeidig, doch das Haar ergraut, und er sehnt sich nach seinen Rebellentagen, damals, Ende der Sechziger, als er den Tropicalismo mitbegründete und gemeinsam mit Gilberto Gil vor der Junta nach London flüchtete.

Für seinen Weg zu den Wurzeln hat Veloso sich mit zwei »Söhnen« zusammengetan, von denen der eine, Moreno, sein 30 Jahre jüngerer leiblicher ist, der andere, der Gitarrist Pedro Sá, ein langjähriger Begleiter. Gesang, Gitarre, Bass, Schlagzeug, aufgenommen auf zwei Zoll breitem Tonband. Viril rockend und höchst unberechenbar. Denn schlicht heißt bei Veloso noch lange nicht simpel. Vor langem schon haben geplagte Übersetzer für seinen Stil das Verb *caetanar* erfunden, Synonym für seine mäandernde Poesie, die eher der Intuition und dem musikalischen Fluss folgt als dem der Logik.

Bei einem 64-Jährigen von einer Midlife-Crisis zu sprechen wäre verspätet. Doch geben die Söhne Veloso nach einigen arg gediegenen und glatten Werken endlich wieder Biss. Was wird das gebildete Publikum denken, wenn der gereifte Lyriker, der in Pedro Almodóvars Film *Sprich mit ihr* das zarte *Cucurrucucú Paloma* säuselte, nun Mehrdeutigkeiten von sich gibt, wie reifere Herren es bisweilen tun? Von der »Klapperschlange« singt, die »sich im Gebüsch sträubt«, oder davon, dass er den Frauen »nicht das Muttersein« neide »und auch nicht die Menstruation«, sondern »nur die multiplen Orgasmen und das lange Leben«.

Caetano, der Feingeist, schien da bislang unverdächtig. Zur Sicherheit bezeichnet er, ganz im Sinne des *caetanar,* seine Texte auf *Cê* als die »eines beinahe fiktiven Schriftstellers«. Ganz real und eindeutig klingt hingegen die Musik mit ihrer saftstrotzenden Direktheit. Mit zunehmendem Alter ist weniger eben mehr. **RALPH GEISENHANSLÜKE**

Caetano Veloso: Cê (Emarcy/Universal)

Der Fluch der Unterbrechung

Vor lauter Anrufen, Emails und Internet kommen viele nicht mehr zum Arbeiten.

Psychologen und Programmierer suchen verzweifelt nach Gegenmitteln **VON JÜRGEN VON RUTENBERG**

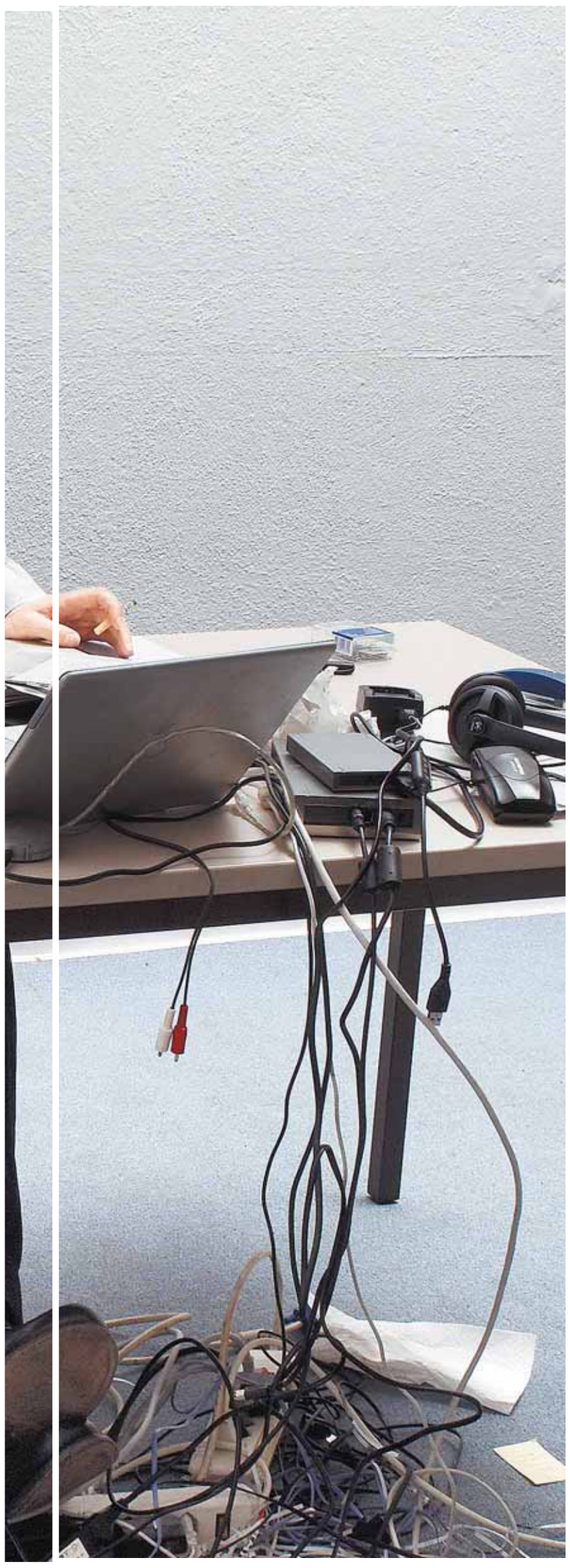


Foto: Jojakim Cortis & Adrian Sonderegger für DIE ZEIT

Es ist der helle Wahnsinn. Mitten im vertrackten Bürogespräch klingelt ein Handy, Kollege A sagt noch schnell: »Oh, leider wichtig, Augenblick mal bitte – Ja? Ich bin gerade in einer Besprechung, kann ich zurückrufen? Ach so, worum geht's denn?« Frau B liest derweil die vier neuesten SMS-Nachrichten und beantwortet die zwei eiligsten, während Kollege A, dank Call-Waiting, in seinem Unterbrecher-Anruf unterbrochen wird: »Moment mal – ja, guten Tag, ich bin gerade auf der anderen Leitung, ich melde mich nachher, doch, ja, ganz bestimmt«; das Schreibtischtelefon klingelt, der Anrufbeantworter muss ran; vom Computer dringen unterdessen glockenhelle Ping-Laute herüber, eintreffende E-Mails verkündend. Wo waren wir stehen geblieben?

Vor zehn Jahren noch hätte man eine solche Szene für die satirische Erfindung eines Handy-Hassers halten können. Inzwischen ist es völlig normal, den Tag so oder so ähnlich zu verbringen, im Büro und anderswo: ununterbrochen unterbrochen.

Unsere Kanzlerin regiert so: »Das Lagezentrum schickt ihr alle drei bis fünf Minuten eine Nachricht«, berichtete vergangene Woche der *Spiegel*. »Kürzlich im Bundestag legte sie das Handy in die Schublade vor sich, als wollte sie der Nachrichtenflut entkommen. Sie hielt das eine Viertelstunde aus, dann guckte sie nach.«

Bevor gleich wieder was dazwischen kommt: Wir haben es mit einem sehr grundsätzlichen Problem zu tun, so allgegenwärtig, dass man es glatt übersehen könnte. Vor lauter Unterbrechungen gibt die Menschheit bald den Geist auf. Wissenschaftler am Londoner King's College wollten voriges Jahr herausfinden, wie leistungsfähig die Empfänger hereinströmender E-Mails sind. Zum Vergleich verabreichten sie einer Kontrollgruppe Marihuana und stellten beiden Gruppen dieselben mittelschweren Aufgaben. Die Kiffer schnitten besser ab. (Wenn auch dramatisch schlechter als Nüchterne ohne E-Mails.)

Nie gab es so viele Unterbrechungen wie heute, eine logische Folge der Vernetzung durch Internet und Mobilfunk. Seit alle allen jederzeit etwas mitteilen können, tun sie es auch. Unterdessen verschwinden die letzten Bastionen der Unerreichbarkeit. Die Funknetze weisen immer weniger weiße Flecken auf, die ersten Fluglinien wollen den Handybetrieb demnächst auch im Himmel zulassen.

Noch in den neunziger Jahren wurde das Unterbrechungsproblem vor allem als individuelles Wehwehchen oder auch Versagen abgetan, dem jeder mit ein bisschen Disziplin und ein paar elementaren Managementtechniken beikommen könnte. Mehr Konzentration »aufs Wesentliche« empfahl ein Selbsthilfebuch nach dem anderen, hin und wieder mal das Handy abschalten, dann wird das schon. Es wurde aber nicht. Es kam immer irgendetwas dazwischen.

Und so stiegen die Unterbrechungen in den letzten fünf Jahren auf zu einem wissenschaftlich anerkannten Grundübel der modernen Welt. Mit eiserner Konzentration widmen sich Psychologen, Programmierer und Designer der Aufgabe, das Wesen und Wirken der Unterbrechungen zu durchleuchten, einzudämmen, womöglich in den Griff zu kriegen. Zu diesem Zweck veranstalten sie Symposien und Konferenzen, publizieren Studien und Zeitschriftenartikel in ständig steigender Zahl. Am eifrigsten geschieht dies dort, wo die Unterbrecherei schon die fürchterlichsten Ausmaße erreicht hat, in den USA. Einer permanent abgelenkten Öffentlichkeit liefern sie schockierende Zahlen.

588 Milliarden Dollar: So viel verliert jedes Jahr die amerikanische Volkswirtschaft durch die ständigen Unterbrechungen am Arbeitsplatz. So hat es jedenfalls die New Yorker Technologiefirma Basex errechnet.

Mit der Stoppuhr auf der Spur des Bürowahnsinns

Elf Minuten. So lange kann sich den einschlägigen Studien zufolge der durchschnittliche Büroarbeiter mit einem Thema beschäftigen, bevor er unterbrochen wird. Elf Minuten, das mag erst mal gar nicht so dramatisch klingen. Doch je näher man hinsieht, desto verrückter erscheint unsere ganz normale Arbeitswelt.

Am genauesten hingesehen hat die Computerwissenschaftlerin Gloria Mark von der University of California. Zusammen mit einigen ihrer Doktoranden begab sie sich 2004 in eine kalifornische Hi-Tech-Firma und ermittelte dort per Stoppuhr die Arbeitsabläufe von sieben Managern, acht Programmierern und neun Analysten. Über mehrere Tage hinweg wurden, Sekunde für Sekunde, insgesamt 700 Arbeitsstunden erfasst. Mit dieser Methode steht Mark in der Tradition von Frederick Taylor und Henry Ford, die Anfang des vorigen Jahrhunderts mit der Stoppuhr durch die Fabrikhallen zogen, auf der Suche nach Produktivitätsreserven. In den sechziger Jahren maßen Arbeitspsychologen vorzugsweise die Arbeitsabläufe von Topmanagern, die auf eine neue Art sehr viele Dinge gleichzeitig zu bewältigen hatten. Die Frage war: Wie hält ein Mensch das aus? Heute sind wir alle Manager, im Büro so sehr wie außerhalb. Und die Unterbrechungsforscher sind mit ihren Stoppuhren hinter uns allen her.

Die Zahlen, die Gloria Mark ermittelte, sind eine Fundgrube für alle, denen ihr Arbeitsalltag hin und wieder etwas abstrus erscheint. Nach jeder Unterbrechung, so fand sie heraus, wendet sich der Büroarbeiter im Durchschnitt mindestens zwei anderen Aufgaben zu, bevor er zur ursprünglichen Tätigkeit zurückkehrt – etwa 25 Minuten später. Nach so vielen Ablenkungen dauert es natürlich, bis er sich wieder in die alte Aufgabe hineingedacht hat. Der Schreibtisch ist mittlerweile von neuen Papierschichten überlagert, die Fenster auf dem Monitor müssen neu zurechtgezogen werden. Und was war das noch mal für ein Geistesblitz vorhin, kurz bevor es an der Tür klopfte? Er ist wahrscheinlich dahin. Das so genannte Arbeitsgedächtnis des Menschen kann zwar, wie der Arbeitsspeicher eines Computers, Informationen sehr schnell prozessieren, speichert sie aber nicht dauerhaft. So kann jede Unterbrechung das kunstvoll errichtete Gedankengebäude zum Einsturz bringen.

Bis der moderne Held der Arbeit wieder die Konzentration erreicht hat, die er vor der Unterbrechung hatte, vergehen rund acht Minuten. Bleiben noch drei Minuten effektive Arbeitszeit bis zur nächsten Unterbrechung. Und das Spiel beginnt von vorn: einen Schritt vor, vier Schritte zurück, jeweils mit hoher Geschwindigkeit, unter vollem Einsatz. Denn wohlgemerkt handelte es sich bei der untersuchten Organisation nicht um einen Kindergarten oder Chaotenhaufen, sondern um eine durchorganisierte Firma, bei der es unter Hochdruck jederzeit um sehr viel Geld ging.

Die ermittelten Zeiten wären schlimm genug, beschrieben sie einen verlässlichen Rhythmus. In Wahrheit prasseln die Unterbrechungen natürlich völlig beliebig herein, zum Beispiel in dem Moment, in dem unser tragischer Held sich gerade wieder an seinen Geistesblitz erinnert hat. Noch schlimmer: Gloria Marks Zahlen basieren schon auf der wohlwollendsten Deutung der Abläufe.

Im Gegensatz zu früheren Studien dieser Art, die jede Unterbrechung gleich behandelten, machte sie sich die Mühe, nach »Arbeitssphären« zu unterscheiden. Ein Anruf, der mit der aktuellen Aufgabe zusammenhing, wurde demnach nicht als Unterbrechung gewertet. Innerhalb der 11-Minuten-Phasen zerstückelt sich die Aufmerksamkeit noch mal in Abschnitte von durchschnittlich drei Minuten – so oft wechselt der Held der Arbeit die Art der Tätigkeit, beispielsweise vom Lesen eines Papiers zum Verfassen einer E-Mail.

Der Unterbrochene tritt immer schneller auf der Stelle

Doch nicht nur die Anrufer, E-Mails und hereinstürzenden Kollegen sind schuld an der Zersplitterung des Arbeitstages. Unterbrechungsforscher unterscheiden zwischen »externen« und »internen« Unterbrechungen und stellen immer wieder erstaunt fest: Der durchschnittliche Büroarbeiter unterbricht sich selbst genau so oft, wie er von außen unterbrochen wird. Es ist eine Art vorauseilende Unterbrechung, vielleicht auch schon eine Verfallserscheinung. Je länger man sich in den letzten Minuten konzentriert hat, desto größer aller Erfahrung nach die Wahrscheinlichkeit, im nächsten Moment unterbrochen zu werden. Wer sich schon minutenlang mit Aufgabe A beschäftigt hat, fragt sich bald, ob er sich jetzt nicht so langsam mal um B und C kümmern sollte.

Und meistens sollte er: Die von Gloria Mark untersuchten Angestellten waren für durchschnittlich 11,7 Aufgaben zuständig. Je weniger einer, – aus den genannten Gründen – in jeder einzelnen vorankommt, desto hektischer jongliert er die Dringlichkeiten. Die Arbeit kommt ihm immer anstrengender vor, sein Einsatz immer größer, während er immer schneller auf der Stelle tritt. Wenn der Held der Arbeit dann abends nach Hause kommt, unterbricht er sich weiter: beim Zappen durch die Fernsehkanäle. Auch Dudelradio und Kurzschnittfilme sind auf seine Bedürfnisse zugeschnitten. Das Hirn unseres Helden ist längst darauf konditioniert, sich nur vorläufig auf

Fortsetzung *auf Seite 74*

LEBENSZEICHEN

Germanizismen

Harald Martenstein über Deutsch als Exportgut

Was ich an Deutschland nicht gut finde, ist die Tatsache, dass in zahlreichen Kolumnen die Einwanderung englischer Wörter ins Deutsche angeprangert wird, während die Englischredenden – um, dies als Zugeständnis an die Fremdworthasser, deren Ansichten ich nicht teile, wohl aber, als Erzliberaler, respektiere, das Fremdwort anglophon zu vermeiden – sich meines Wissens relativ, oh, das ist schon wieder ein Fremdwort, widerspruchslos mit der Einwanderung deutscher Wörter abfinden, wogegen ich es an Deutschland, ich spreche jetzt von Deutschland als Sprachraum, gut finde, dass man im Deutschen, auch und gerade im Schweizerdeutschen, extrem verschachtelte, auf den ersten Blick ausweglose Sätze bauen kann, wogegen keiner Kolumnen schreibt, wobei Schachtelsätze trotzdem halbwegs verständlich sein können, zumindest von der Richtung her, oder sogar sympathisch, denn lange Sätze haben was angenehm Unmäßiges, Obszönes, lange Sätze sind die Orgien der Sprache.

Das Folgende sind echte englische Sätze, die so oder so ähnlich in Zeitungen gestanden haben könnten. Party, party uber alles. Federweisser is zeitgeist, but he was schlepping hefeweizen like crazy. Oh, brother, look, this girl is a real laemmergeier. Verboten words, verboten things. Too much realpolitik is a strafe for the lumpenproletariat. The superheiss German model is fressing like a swine, and that's why I will seil me ab from this party. Only doppelgangers and dummkopfs hanging around here, therefore I have no entscheidungsproblem. Haende hoch, hausfrau!

Deswegen dachte ich in der Unterschichtdebatte, dass die Unterschicht eigentlich ein idealer Exportartikel für das Englische wäre. I feel so unterschicht today. Don't unterschicht me, my friend. These fuckin' ole German politics are schichting me unter, buddy.

Eine Schicht, die ich sympathisch finde, ist der heruntergekommene Adel. Gegen den Adel als solchen hege ich soziale Reserven, weil man in den vergangenen Jahrhunderten zum Beispiel dafür geadelt wurde, dass man dem König das königliche Nachtgeschirr entsorgte. Nichts, dessen man sich schämen müsste, aber noch 800 Jahre später ausdrücklich darauf hinzuweisen, finde ich unappetitlich. Wenn aber erst einmal das letzte Schloss unter den Hammer gekommen ist und das letzte Bargeld in Monte Carlo verspielt, sind Adelige fast immer klasse Typen. Einmal habe ich bei einer Party einen ehemaligen *Bild*-Chefredakteur gesehen, der jetzt Pferdeschwanz trug und in einer Rockband spielte, der war auch nett. Sozialer Abstieg macht die Leute fast immer netter und interessanter. Nur beim Abstieg von der Mittel- in die Unterschicht funktioniert es nicht. Wenn aber die Oberschicht direkt in die Unterschicht absteigen würde, dann hätten wir in Deutschland auf einen Schlag 10 000 nette, interessante Menschen mehr. Beweis: der heruntergekommene Adel.

Aus folgendem Grund pflege ich mich zu den großen deutschen Debatten immer erst dann zu äußern, wenn diese bereits beinahe vorüber sind: *I am built for comfort. I'm not built for speed.*

Audio www.zeit.de/audio

Vor Luthers Pforte

Ein Pfarrer verbrennt sich aus Angst vor dem Islam – wie seine Tat zu werten ist

Seite 75

Foto: Edgar Rodtmann für DIE ZEIT

ZUR FINANZLAGE DER NATION

Jedermanns Goldreserven

Der kleine Laden hat schon wieder einen neuen Pächter. Niemand hält sich besonders lang an dieser Berliner Straße, die – wie jede deutsche Einkaufsstraße – in ihren Schaufenstern auch den Blick freigibt auf die Finanz- und Seelenlage der Nation. Zuletzt hatte sich hinter der Scheibe eine Frau mit Second Hand versucht, nun sitzt da ein Edelmetallhändler an einem leeren Schreibtisch, draußen auf dem novembernassen Gehsteig sein Aufsteller mit dem Ausruf: »Zahngold ist Bargeld!«
Irritierend forsch klingt das, Körper wird Kapital. Ein wenig geschichtsvergessen ist er noch dazu, dieser gewollte Zugriff auf, nein: *in* die Privatsphäre der Passanten.
Nun ist bei Gebissrenovierungen schon immer Gold geschürft worden, im Internet drängen sich die Ankäufer von jedermanns Goldreserven. Früher, erzählt einer von ihnen, schickten meist Zahnärzte die Füllungen ein, jetzt tun das die Menschen immer öfter selber. Rund zehn Euro bringe ein Gramm der üblichen Legierung, und es gebe »Münder mit 50 Gramm«, sagt er noch. Macht 500 Euro. Wer wollte das nicht für sich behalten? Zahngold ist Bargeld! Einerseits. Andererseits: Als Verlockung am Straßenrand bedrückt es, wird zum kalten Spiel mit einer Armut, die manchem langsam an die Substanz geht. Das Tafelsilber ist ja schon verkauft. **HENNING SUSSEBACH**

NEUE AMPELN IN HAMBURG

Lernen von Shanghai

Dieser Artikel ist genau 30 Zeilen lang. Jetzt sind es nur noch 29. Kommen wir lieber gleich zur Sache: In Hamburg steht neuerdings an einer Kreuzung nahe der Alster eine Countdown-Ampel für Autofahrer. Rote Digitalziffern zählen die Sekunden runter, bis Grün kommt. Vor einem Jahr wurde hier die erste Fußgängerampel dieser Art errichtet. Weitere sind geplant. Die Idee kam Hamburgs Bausenator Michael Freytag (CDU) bei einem Besuch in Shanghai. In Asien sind Zähl-Ampeln schon lange in Gebrauch. Hamburger Forscher beobachten jetzt, ob sich die Erwartungen erfüllen. Kommen Autofahrer bei Grün zügiger in die Gänge? Laufen Fußgänger bei Rot nicht mehr rüber? Der ADAC warnt, der Countdown verführe zum »Rallye-Verhalten«, wie beim Formel-1-Start.
Die Menschen haben keine Geduld mehr. Leuchttafeln verkünden minutengenau, wann der Bus kommt. Im Fernsehen werden bei Werbeblocks die Sekunden eingeblendet. Vor der Fußball-WM zeigten Zeitmesser auf den Marktplätzen: noch 43 Tage bis zum Start. Und dieser Artikel ist in drei Zeilen zu Ende, nun sind es noch zwei, schon kommt die letzte Zeile – vorbei. **MARCUS KRÄMER**

Kampf gegen Rechtsaußen

Wie DFB-Präsident THEO ZWANZIGER auf den Rechtsextremismus in Fußballstadien reagieren will

Nach den Ausschreitungen in Fußballstadien hat der DFB reagiert. In den kommenden Wochen soll eine Task-Force bis in die unteren Ligen hinein früher über vermeintliche Problemspiele informieren.

DIE ZEIT: Herr Zwanziger, musste es erst zu den Übergriffen kommen, um den DFB zum Handeln zu bewegen?
Theo Zwanziger: Wir sind seit Jahren in engem Kontakt mit den Vereinen über alle Ligen hinweg. Durch Fan-Projekte, Fan-Beauftrage und viele andere Maßnahmen ist es uns über viele Jahre gelungen, die Gewalt in den Stadien wirkungsvoll zu bekämpfen.
ZEIT: Das Einsetzen Ihrer Task-Force, die Berufung eines Sicherheits- und einer Integrationsbeauftragten wären ohne die Ereignisse der vergangenen Wochen nicht zustande gekommen.
Zwanziger: Es hat dieser schlimmen Vorfälle nicht bedurft, um uns zum Handeln zu bewegen. Die Ereignisse haben jedoch dazu geführt, dass wir schneller und entschiedener zu Werke gehen – auch um nicht noch einmal von einer solchen Serie von Gewalttaten an einem Wochenende überrascht zu werden.
ZEIT: Sowohl in der Prävention als auch bei möglicher Bestrafung vor allem rechtsextrem motivierter Gewalt verweisen Sie auf den »pädagogischen Aspekt«. Können sich die potenziellen Randalierer auf eine Art Grundkurs in politischer Bildung einstellen?
Zwanziger: Über allem steht die Würde des Menschen. Hier müssen wir, so traurig das ist, offenbar noch Überzeugungsarbeit leisten: Wo beginnt die Würde, und wo endet sie?
ZEIT: Sie glauben, Sie können den Fans die Geschichte des Nationalsozialismus näher bringen?
Zwanziger: Wer hinter Hakenkreuz-Flaggen herläuft oder judenfeindliche Parolen verwendet, der sollte wissen, für welch unfassbares Unheil und welche Menschenverachtung diese Symbole stehen. Ich fürchte, dass das vielen, die sie verwenden, nicht wirklich klar ist. Da für Aufklärung zu sorgen und damit auf die besondere Verantwortung, die wir Deutsche haben, engagiert hinzuweisen – das sehe ich in der Tat auch als unsere Aufgabe.
ZEIT: Gibt es Anzeichen dafür, dass rechtsextreme Gruppierungen oder Parteien gezielt versuchen, über die Fans ihr Gedankengut in die Öffentlichkeit zu schleusen?
Zwanziger: Diese Hinweise gibt es. Ja, leider.
ZEIT: Wie begegnen Sie diesen?
Zwanziger: Ich kann Ihnen versichern, dass wir sowohl auf Bundesebene, als auch auf der Ebene der Länder mit den Sicherheitsdiensten und der Polizei eng zusammenarbeiten.
ZEIT: Gibt es, gerade bei diesem Thema, einen Schwerpunkt im Osten des Landes, zum Beispiel in Mecklenburg-Vorpommern, wo die NPD gerade in den Landtag eingezogen ist?
Zwanziger: Das kann sich ja jeder mit den Fingern einer Hand ausrechnen. Doch auch hier lege ich Wert auf die Feststellung: Das Aufkommen von rechtsradikalen Tendenzen kann man nicht allein dem Fußball in seine Schuhe schieben. Die Hauptverantwortung für soziale und gesellschaftliche Schieflagen können und werden wir nicht übernehmen.
ZEIT: Sind Vertreter ausländischer Minderheiten in Ehrenämtern und anderen Funktionen innerhalb des Verbandes und der Vereine ausreichend vertreten, um ihre Interessen zu artikulieren?
Zwanziger: Hier gibt es noch viel Arbeit zu leisten. Wir sehen in der Tat, dass bei uns in allen Instanzen und Institutionen noch Nachholbedarf besteht.
ZEIT: Wie wollen Sie das konkret befördern?
Zwanziger: Dies ist eine der zentralen Aufgaben für die nächste Zeit. Wir sind im Gespräch mit Verbänden und Organisationen, um sie zu bitten, uns Menschen zu nennen, auf die wir zugehen können, um sie zur Mitarbeit zu bewegen.
ZEIT: Könnte es sein, dass ausländische Mitarbeiter nicht allen deutschen Funktionären so willkommen sind wie Ihnen?
Zwanziger: Das glaube ich nicht – und wenn es so wäre, ist das nicht mein Bild des Deutschen Fußball-Bundes.
ZEIT: Wäre es nicht sinnvoll, eine Quote einzuführen?
Zwanziger: Darüber nachzudenken gehört zu den Aufgaben der Integrationsbeauftragten.
ZEIT: Würde der DFB-Präsident die Integrationsbeauftragte bei der Einrichtung einer Quote unterstützen?
Zwanziger: Er würde sie gewiss nicht bremsen.

DAS GESPRÄCH FÜHRTE **MORITZ MÜLLER-WIRTH**

ÄRGER UM GRASS' HAUS IN DÄNEMARK

Warum deutsche Literaten Skandinavien so lieben

Günter Grass hat ein Haus in Dänemark, und als ob es nicht schon genug Ärger gäbe in diesem Herbst der alten Männer, die sich um das geistige Erbe der untergegangenen BRD streiten, muss sich der Nobelpreisträger nun auch noch mit den Behörden in Dänemark herumschlagen. Es gibt bestimmte Auflagen, unter denen Ausländer dort Ferienhäuser besitzen dürfen; bei Grass gibt es, so scheint es, noch ein paar Unklarheiten. Schon Siegfried Lenz hatte ein dänisches Immobilienproblem. Ihm wurde in den Neunzigern der Kauf eines Hauses verweigert.
Einst strahlte der Norden als geistiger Zustand kräftig in dieses Land hinein. Der Himmel dort war weiter, die Landschaft karger, die Vision klarer. Es waren die sechziger und siebziger Jahre, als im Norden die Möbel moderner und die Formen strenger waren als im Rest von Europa, als die Demokratie menschlicher war und die Freiheit, die viele mit Dänemark, Finnland oder Schweden verbanden, besonders für linke Intellektuelle etwas Idealisiertes und fast schon Utopisches hatte. Ein paar Jahre zuvor hatten die Deutschen noch ihr Glück im Süden vermutet. Die Italien-Sehnsucht der fünfziger Jahre hatte dabei etwas dezidiert Unpolitisches, etwas Fluchthaftes, etwas Frivoles, getrieben von der Sehnsucht nach einem heiteren Rausch des Vergessens. Der Weltkrieg und seine Verbrechen waren auf einmal sehr weit weg. Jetzt wandten sich die Dichter und Denker wieder nach Norden – und dieser Richtungswechsel war bei ihnen meistens auch mit einer politischen Perspektive verbunden.
Der Norden, das war ja nicht nur ein Design- und Demokratieparadies; der Norden, das bedeutete auch Brecht, Peter Weiss, Ernst Cassirer und Brandt im Exil, das bedeutete die Erinnerung an eine Fluchtbewegung, die über einige Umwege wieder direkt ins Herz jener BRD geführt hatte, die versuchen wollte, so heiter, so offen zu sein wie die Nachbarn dort oben. Ein Haus in Dänemark bedeutete mehr als Sand und Meer. Ein Haus in Dänemark war das lebensweltliche Pendant zu Brandts »Mehr Demokratie wagen«. Wie die Jacobsen-Stühle. Wie die Poulsen-Lampen.
So wollte die Demokratie damals wohnen, so wollte sie leben. So, mit Jacobsen-Stühlen und Poulsen-Lampen, will sie übrigens heute wieder wohnen und leben, in den Lofts von Berlin oder in den Altbauwohnungen von München und Hamburg. Es sind die Enkel von Grass, die sich diese Lampen, diese Erinnerungen kaufen. Grass und sein Haus in Dänemark wirken dabei wie ein politisches Echo im BRD-vergessenen Deutschland. Ein schöner Stuhl war damals mehr als nur ein Möbel, ein Haus mehr als Haus. Es war ein Stück Weltanschauung. **GEORG DIEZ**

GESCHICHTEN, DIE DAS LEBEN SCHRIEB

»Auszeit vom Bewerbungswahnsinn«

Sie engagieren Fotografen und Visagisten, besuchen Kurse und bezahlen Ghostwriter. Im Juli *(ZEIT* Nr. 31/06) beschrieb Matthias Stolz die Bewerbungsgesellschaft: Junge Akademiker, die sich um rare Stellen bemühen und beim Feilen an der perfekten Bewerbung verzweifeln. Sechs Bewerber ließen sich für den Beitrag mit ihren Bewerbungsfotos fotografieren. Zwei von ihnen haben nach unserem Artikel einen Job gefunden. Ralph Wagner, der Kommunikationswirt, macht nun Öffentlichkeitsarbeit für einen sozialen Träger in Berlin, und Helen Rottmann geht im Januar als Entwicklungshelferin nach Kolumbien. Alexander Linden, der Journalist, hat sich hingegen zu einer Promotion in Linguistik entschlossen: »Für mich ist das eine Auszeit vom Bewerbungswahnsinn.«

TERRORISMUS UND GOOGLE EARTH

Ein Balken über dem Weißen Haus

Als Nordkorea kürzlich eine Atombombe zündete, konnte CNN keine Bilder aus dem Land senden. Stattdessen surften die Moderatoren während der Sendung mit Google Earth zum Ort des Geschehens. Google Earth zeigt im Internet Satellitenaufnahmen der Erde. Selbst kleine Seitenstraßen lassen sich heranzoomen, seit es Google Earth gibt, kann jeder von München aus in die Straßen von Bangkok blicken. Die Aufnahmen sind frei zugänglich, deshalb warnen neuerdings Sicherheitsexperten, dass Terroristen leicht an Informationen über potenzielle Anschlagsziele gelangen könnten. Im September sollen Attentäter einen Bombenanschlag auf eine Ölraffinerie in Jemen mittels Google Earth geplant haben. Einige Länder zensieren deshalb die Bilder. In den USA verdeckte zeitweise ein Balken das Weiße Haus. Das Atomkraftwerk von Cleveland präsentiert sich verwischt, auch der schwedische Geheimdienst. Dasselbe in Pullach, wo die Zentrale des BND unscharf erscheint, während man in einer benachbarten Schule die Kinder auf dem Sportplatz zählen kann. Privatsphäre für die Agenten und eine unangenehme Gewissheit für den herangezoomten Normalbürger: Er wird gesehen. **JUSTUS BENDER**

Fotos: Diavoletta; Martin Hoffmann/imago; Achim Multhaupt / Bilderberg; Google Earth

Der Fluch der Unterbrechung

Fortsetzung von Seite 73

die Dinge einzulassen, größere Gedankenbögen gar nicht erst zu versuchen – und das Speichern so weit wie möglich dem Computer zu überlassen.

Während die einen noch klagen, vor lauter Unterbrechungen nicht zum Arbeiten zu kommen, betrachten andere das Reagieren auf Unterbrechungen bereits als ihre eigentliche Arbeit. In einer Untersuchung aus dem Jahr 2002 gab ein Manager zu Protokoll: »Ich bin abhängig von Unterbrechungen. Wenn ich nicht unterbrochen werde, weiß ich nicht, was ich als Nächstes machen soll.« Ein anderer beschrieb seine absolute Unfähigkeit, eine E-Mail oder einen Anruf nicht sofort entgegenzunehmen: »Es ist wie mit Schokolade oder Kartoffelchips. Ich weiß, ich sollte meine Hand nicht nach ihnen ausstrecken, aber mir fehlt die Willenskraft.«

Zerstreute Leute hat es schon immer gegeben, aber noch nie betrieben so starke Mächte die Erziehung der Menschheit zum Kurzdenken. Das zersplitterte Bewusstsein der Unterbrochenen ist inzwischen die herrschende Geisteshaltung unserer Zivilisation. Aufmerksamkeitsschwächen hätten sich »epidemisch verbreitet«, sagt der Psychiater Edward Hallowell. Er sieht darin »eine direkte Folge der modernen Arbeitswelt«. Zur Unterscheidung von der genetisch bedingten Attention Deficit Disorder (ADD) diagnostiziert er massenhaft ein Attention Deficit Trait (ADT), also Zerstreutheit als »Eigenschaft«. Im Urlaub verschwindet sie – vorübergehend. ADT-Befallene sind, Hallowell zufolge, »abgelenkt, reizbar, impulsiv, ruhelos«. Beim Multitasking gerieten zwar viele von ihnen in eine Art Adrenalinrausch, jedoch senke ADT die Leistungsfähigkeit dramatisch. Es sei daher im Interesse der Firmen, ihre Angestellten zu schützen. »Wenn man ADT erst mal identifiziert hat«, sagt er, »ist es nicht so schwer, etwas dagegen zu tun. Man muss Grenzen ziehen und den Leuten Zeit zum Nachdenken geben.« Tja, das wäre schön. Aber wie soll das gehen? Ein Börsenmakler kann nicht einfach seine Telefone ausschalten, eine Kanzlerin nicht so ohne Weiteres ihr Handy stumm stellen. Die meisten Berufe sind ohne E-Mail kaum noch vorstellbar, eine Rückkehr zur Postkarte ist unwahrscheinlich.

Natürlich, der Computer, der uns das alles eingebrockt hat, soll es richten. Nachdem die Programmierer in den letzten dreißig Jahren daran gearbeitet haben, alle mit allen zu vernetzen, suchen sie jetzt nach Möglichkeiten der Entnetzung. Die Utopie: eine Software, die nur die Informationen durchlässt, die man braucht – und zwar dann, wenn sie nicht stören. Eine Vorstufe sind die gängigen Filterprogramme, die Spam aussieben. Wer allerdings schon mal mit einer wichtigen Mail an einer Spam-Mauer zerschellt ist, ahnt, dass schon dieses Verfahren nicht ganz unproblematisch ist.

In der Forschungsabteilung von Microsoft wird seit Jahren an höchst komplexen Verfahren gearbeitet, die die Ansprechbarkeit des Bürohelden erkennen sollen. Etwa mittels einer kleinen Kamera, die feststellt, ob er sitzt, steht, liest, telefoniert. Auch seine Tastaturbefehle lassen sich deuten: Sie haben zum Zwischenspeichern gerade Strg-S gedrückt? Hier sind die fünf neuen E-Mails, die Ihrem bisherigen E-Mail-Verhalten zufolge für Sie relevant sein müssten. Angekündigt werden derlei Durchbrüche von Microsoft allerdings schon seit Jahren. Die Hoffnungen, dass das neue Betriebssystem Vista, das demnächst auf den Markt kommt, den allgemeinen Bürofrieden bescheren wird, sind daher recht gedämpft.

Andere Software-Designer halten Microsofts Ansatz für verkehrt. In der Automatisierung der Filter sehen sie einen Verlust menschlicher Autonomie. Nicht der Computer solle entscheiden, wann er unterbrechen darf, sondern der Mensch dem Computer mitteilen, wann er unterbrochen werden möchte. Die einfachste Lösung wären drei große Knöpfe auf der Tastatur: grün, gelb, rot, je nach Ansprechbarkeit. Das würde allerdings voraussetzen, dass jeder gewissenhaft seinen aktuellen Störbarkeitsstatus eingibt. Bisherige Versuche in dieser Richtung zeigen leider, dass das kaum jemand tut, früher oder später stehen dann alle Ampeln dauerhaft auf Rot, und das System ist da, wo es angefangen hat. Muss sich die Menschheit eines Tages doch der künstlichen Intelligenz des allwissenden Microsoft-Filters anvertrauen?

Von ruhigen Computern und langsamen E-Mails

Entspanntere Entwürfe zur Befriedung der Arbeitswelt berufen sich auf das Konzept des »Calm Computing«. Schon dieser Begriff lässt den gehetzten Helden tief durchatmen: ruhiges Computern … Leider ist der Begriff schon fast so alt wie das World Wide Web, in Fachkreisen wurde er jahrelang heiß diskutiert, mit den bekannten Resultaten. In einem grundlegenden Essay, den die Computer-Visionäre Mark Weiser und John Seely Brown vor elf Jahren ins Internet stellten, wird bereits die Entspannung der Offline-Welt beschworen: »Manche Techniken führen echte Ruhe und Geborgenheit herbei. Bequeme Schuhe, ein eleganter Füllfederhalter, die *New York Times* am Sonntagmorgen haben mit ebenso viel technischem Aufwand zu tun wie der PC. Warum macht einen dieser so oft so wütend, während jene anderen Dinge so beruhigend wirken?« Der Unterschied liegt darin, so Weiser und Brown, dass beruhigende Gegenstände einen festen Ort haben, ein erkennbares Zentrum und eine Peripherie. Das Brummen eines Automotors nehme man nach stundenlanger Fahrt erst dann wahr, wenn es sich mit Aussetzern bemerkbar macht. Im Computer drängt sich immer alles nach vorn. Es gibt kein Zentrum. Es ist immer alles verfügbar. Es macht einen verrückt.

Manche Experten empfehlen daher die Verwendung eines möglichst großen Bildschirms: Er hat eine Peripherie, in der Nebensächlichkeiten vor sich hin glimmen können. Er bietet natürlich auch aufmerksamkeitsheischenden Programmen mehr Platz.

Brauchen wir mehr Fortschritt oder vielleicht mehr Rückschritt? Upgrading oder Downgrading?

Gegen die Zumutungen der digitalen Welt wehren sich selbst passionierte Computernutzer auffallend oft mit Low-Tech-Lösungen. Als Rettungsringe in der Informationsflut dienen gelbe Heftzettel, an den Rand des Monitors geklebt. Die gibt es zwar auch in digitaler Form, aber als gelbe Pixel sind sie ein Teil des Problems. Immer beliebter wird bei Update-gesättigten PC-Veteranen ein 200-Dollar-Gerät namens AlphaSmart Neo, das vor allem in amerikanischen Grundschulen eingesetzt wird: eine Tastatur mit eingebautem Kleinstbildschirm, für nichts zu gebrauchen außer zum Schreiben. Und zum Nachdenken.

Große Firmen, die nicht im Unterbrechungsstrudel untergehen wollen, werden sich mehr einfallen lassen müssen als die Verwendung von gelben Heftzetteln und Kinderkeyboards. Manche Firmen schicken ihre Leute einmal die Woche zum Arbeiten nach Hause. Die Software-Firma Veritas führte voriges Jahr »E-Mail-freie Freitage« ein (wurde allerdings auch kurz darauf vom Konkurrenten Symantec geschluckt). Dan Russell, ein Forschungsmanager bei IBM, der sich vor fünf Jahren auf dem besten Wege wähnte, »ein Sklave der E-Mail« zu werden, hat sich seither emanzipiert. Seine E-Mails schließen mit den Sätzen: »Schließe dich der Slow-E-Mail-Bewegung an! Lies E-Mails nur noch zweimal am Tag! Hol dir deine Lebenszeit zurück und lerne wieder zu träumen!«

Ein Siegeszug war die Slow-E-Mail-Bewegung bisher nicht, aber der Ansatz ist gut. Ob zweimal am Tag, alle zwei Stunden oder alle zwei Tage: Wir brauchen alle einen – anderen – Rhythmus.

Mehr zum Thema Unterbrechungen unter:
www.zeit.de/2006/46/Unterbrechungen

Vor Luthers Pforte

In Erfurt verbrennt sich ein Pfarrer aus Angst vor dem Islam. So erschütternd die Tat ist, zum Mythos taugt sie kaum **VON ROBERT LEICHT**

Illustration: Julia Pfaller für DIE ZEIT

Am Reformationstag vor der **AUGUSTINERKIRCHE** übergoss sich Pfarrer Roland Weißelberg mit Benzin und steckte sich in Brand

Eigentlich hätte der Mittwoch der vergangenen Woche ein fröhlicher Tag werden können. Der erste protestantische Erfurter Universitätsprediger sollte am Nachmittag feierlich in sein Amt eingeführt werden. Doch als Bischof Axel Noack und Elfriede Begrich, die Pröpstin der thüringischen Landeshauptstadt, in der Michaeliskirche eintrafen, stand ihnen die Beklemmung ins Gesicht geschrieben.

Eben hatten sie eine Pressekonferenz hinter sich gebracht, in der sie über ein entsetzliches Geschehnis berichten mussten. Tags zuvor, ausgerechnet während des Festgottesdienstes zum Reformationstag im Augustinerkloster, hatte sich der pensionierte, im 73. Lebensjahr stehende Pfarrer Roland Weißelberg in einer Baugrube unmittelbar vor Martin Luthers früherem Kloster mit Benzin übergossen und in Brand gesteckt.

Am Mittwoch um 14 Uhr, wenige Stunden vor der Investitur des Universitätspredigers, waren in der Hallenser Klinik die Geräte abgeschaltet worden, die den tödlich Verletzten noch am Leben hielten.

In seiner kurzen Investitur-Ansprache setzte der Magdeburger Bischof noch an, wie er es wohl auch getan hätte, wenn sonst nichts Besonderes gewesen wäre. Die Augenblicke vor dem Vespergeläute seien eine gute Zeit der Besinnung – das Tagewerk sei im Wesentlichen verrichtet, aber es könne noch viel geschehen.

Axel Noack, der in seiner ansteckenden Spiritualität schon so oft Menschen, die niedergeschlagen oder zornig waren, mit seinem herrlichen Satz besänftigt hatte: »Was hast du, die Welt ist doch schon gerettet«, musste nun bedrückt hinzufügen: »Aber es kann noch viel geschehen!«

Anschließend wurde ein kleiner Empfang im Kloster ausgerichtet, zu dem die Gäste unmittelbar an jener Tür der Augustinerkirche vorbeigehen mussten – die Baugrube lag inzwischen im Finsteren –, an der sich Weißelberg hatte Zugang zum Reformationsgottesdienst verschaffen wollen.

Am Dienstag war sie verschlossen gewesen, also ging er zur Seitentür, in der überfüllten Kirche waren nur ganz vorn noch einige Plätze frei. So wandte er sich ein letztes Mal ab. Nicht auszudenken: Wenn er seine Verzweiflungstat mitten in der Kirche, vor allen Gottesdienstbesuchern verrichtet hätte …

Untätigkeit hatte er seiner Kirche immer wieder vorgeworfen

Doch auch so fällt es schwer genug, die Tat zu begreifen und die Gründe zu deuten, die den Pfarrer bewogen haben mochten. Er hat sich vor der Ausbreitung des Islams gefürchtet und seiner Kirche immer wieder vorgeworfen, sie unternehme nicht genügend dagegen.

»Jesus« und »Oskar«, diese beiden Namen habe er ausgerufen, bevor er das Benzin entzündete. Aber wie sollen diese drei Elemente sich zu einem Sinn und einer Tat verbinden, die ja eher am Ende allen Sinnes und Sinnverlustes stehen dürfte?

Der Suizid als Fanal – er hat es ja gerade an sich, dass er jedes Gespräch abschneidet, Rückfragen an das Motiv unterbindet und deswegen auch zu Mythen einlädt, sie vielleicht sogar bewusst oder unbewusst erzeugen möchte.

So bleibt den Zurückgelassenen und den Zeitgenossen, wenn sie ihre Ratlosigkeit nicht in psychologisierenden Spekulationen ausleben oder das Geschehen in eine primitive Pathologie abdrängen wollen, nur die Möglichkeit, die einzelnen Motivelemente möglichst objektiv, sozusagen ohne Ansehen der Person, zu untersuchen – vor allem zu dem Zweck, der Mythenbildung und damit auch der Nachahmungsgefahr entgegenzutreten.

»Oskar« – diese Namensanrufung erinnert zwangsläufig an den 18. August 1976, an jenen Tag, an dem sich der Pfarrer Oskar Brüsewitz vor der Michaeliskirche in Zeitz auf ähnliche Weise in Brand gesetzt hatte. Vor wenigen Wochen war des 30. Jahrestages dieser Tat gedacht worden, und sie sitzt auch den heute leitenden Kirchenleuten noch in den Knochen, war ihren Vorgängern seinerzeit doch vorgehalten worden, sie hätten sich nicht ausreichend um den oppositionellen Pfarrer gekümmert und stattdessen lieber ihren faulen Frieden mit dem SED-Regime gesucht.

Dieser Vorwurf ist zwar inzwischen, gerade was Brüsewitz angeht, zeitgeschichtlich hinreichend genau widerlegt, aber solche Dinge halten sich lange.

Ein Martyrium kann der Mensch nicht selbst herbeiführen

Erst Brüsewitz, nun Weißelberg – man hört die Furcht vor einem neuen Mythos zwischen den Worten und Zeilen nur zu deutlich heraus. Doch das objektive Kriterium sieht so aus: Obgleich sich diese beiden Suizide äußerlich zu gleichen scheinen, sind sie schlechterdings nicht gleichzusetzen.

Brüsewitz handelte unter dem Druck eines ihn unmittelbar bedrängenden Unrechtsstaates, der ihm das freie Wort (auch *sein* Wort Gottes) verwehrte. Weißelberg jedoch handelte in einer offenen Gesellschaft, in der er freiheraus sagen konnte, was er wollte – und er hatte von dieser Freiheit in den vergangenen Jahren und in den letzten Wochen oft genug Gebrauch gemacht, auch in Formen, die seine Zuhörer irritierten und strapazierten.

Was Menschen in ihrer größten Verzweiflung sich antun, darüber haben Menschen gewiss nicht zu richten. Aber sie haben das Recht, ja sogar die Pflicht, den Zurückbleibenden klarzumachen, welche Motive sie sich nicht zu Eigen machen dürfen – was sie also aus der Tat nicht lernen dürfen. Wie gesagt, mit Oskar Brüsewitz kann es hier keine Gleichsetzung geben.

Und Jesus, wie käme der ins Spiel? Gewiss nicht in irgendeiner Gleichsetzung, das liegt auf der Hand! Aber auch nicht so, dass dieser Suizid als ein Martyrium gedeutet werden dürfte. Es ist, für die Zurückbleibenden, streng zu unterscheiden zwischen einer Situation, in der ich meinem Glauben nur treu bleiben kann, wenn ich es hinnehme und erleide, dass andere mir nach dem Leben trachten – und jener ganz entgegengesetzten Situation, in der die anderen mir zwar meine Überzeugung durchaus lassen, aber sie einfach nicht teilen wollen.

Auch aus der höchsten inneren Not kann es Christen nicht zustehen, ihre Mitmenschen zu nötigen. (Hätte das Kirche in ihrer Geschichte nur oft genug bedacht!) Das machte ja auch die Gespräche nach der Selbstverbrennung Brüsewitz' so schwierig: Das Martyrium kann letztlich nicht etwas sein, über dessen Eintritt man selbst aktiv entscheidet.

Das übrigens unterscheidet diese beiden Fälle wiederum vom Freitod des evangelischen Schriftstellers und Liederdichters Jochen Klepper im Jahre 1942, der keinen Weg mehr erkennen konnte, wie er seine jüdische Frau und seine Tochter vor dem mörderischen Zugriff der Nazis hätte retten können.

Bleibt das Stichwort »Islam« – und es steckt voller aberwitziger Paradoxien. Weißelberg fand mit seinen Warnungen auch deshalb wenig Gehör, weil man in Erfurt und Umgebung kaum Muslimen über den Weg laufen kann. Es handelt sich, wenn überhaupt, für die Menschen in Thüringen allenfalls um ein abstraktes, nicht um ein konkretes Problem.

Die Leute dort werden von viel handfesteren Fragen umgetrieben. Und auch die Kirchenleute würden wohl ziemlich verwundert angesehen, wollten sie an Ort und Stelle dem Kampf gegen den Islam Vorrang vor dem Kampf gegen die Arbeitslosigkeit, gegen die Entvölkerung, auch gegen den Rechtsextremismus einräumen.

Wer weiß, ob Pfarrer Weißelberg je einem Muslim begegnet ist – außer in seinen letzten Stunden jenem muslimischen Arzt, der ihn nicht nur medizinisch, sondern auch menschlich begleitet hat. (Diese fürsorgliche Betreuung habe der Witwe des Verstorbenen, so berichtet Pröpstin Elfriede Begrich, eine Entschuldigung gegenüber dem Arzt abgenötigt.) Wenn aber die Angst des Pfarrers vor dem Islam dennoch so überwältigend sein konnte (und abstrakte Ängste können erfahrungsgemäß besondere Gewalt – und Anziehungskraft! – ausüben), weshalb dann eine Tat nach jenem Muster, das die Angst vor dem Islamismus gegenwärtig so befördert: ein Selbstmord zur Durchsetzung einer Mission?

Lauter Fragen an einen Toten? Nicht nur, denn auch der verzweifelte Mensch bezieht seine Ängste und Motive schließlich aus der Epoche, nur eben auf besonders verzweifelte und am Ende grenzenlose Weise. Da gibt es keine Einbahnstraßen, keine direkten Ableitungen und Schuldzuweisungen – so wenig, wie man sagen dürfte, unter anderen Umständen hätte ein Verzweifelter nur andere Gründe für die gleiche Tat gefunden.

Wohl in seiner Tat, aber nicht in seiner Furcht vor dem Islam war Roland Weißelberg allein. Das macht noch niemanden zum Mittäter. Aber jeder muss sich fragen, wie er künftig sorgfältiger unterscheiden kann, auch zwischen neugieriger Kritik am Fremden und panischer Furcht vor den Fremden überhaupt.

Es hat sich was gedreht

Viele Töchter und Söhne aus dem Osten unterstützen ihre Eltern, die ihren Platz im neuen Deutschland noch nicht gefunden haben. Drei Familienbesuche

VON MAXIM LEO

ROBBY ENGELHARDT verdient gut. Er half, als sein Vater CHRISTIAN pleite war

Fotos: Edgar Rodtmann für die ZEIT

Die VERDRÄNGER

Christian Engelhardt steigt in seinen Škoda und fährt los. Es ist Montag, 16 Uhr. Er hat alles dabei, die Transparente, die Flugblätter, die Verstärkeranlage, die Lautsprecher. Die schmale Straße schlängelt sich durch die Wälder und Wiesen Thüringens, die Sonne scheint. Christian Engelhardt spricht von Sozialabbau, von Turbokapitalismus, von Politikern, die den Menschen ihre Würde nähmen.

Engelhardt ist ein stämmiger Mann mit schweren Händen. Er sagt, dass er seit dem Ende der DDR nicht mehr in den Urlaub gefahren sei. Bis vor ein paar Jahren hat er als Monteur bei einem Schlüsseldienst gearbeitet. Jetzt ist er Rentner. Das Geld reicht gerade.

Auf dem Holzmarkt von Jena stehen schon die anderen. Engelhardt stellt den Verstärker und die Lautsprecher auf und macht das Plakat »Gegen Sozialabbau« an einem Baum fest. Er verteilt die Flugblätter zur sofortigen Einführung eines gesetzlichen Mindestlohnes. Ein paar Dutzend Menschen sind auf dem Platz. Es ist die neunzigste Montags-Demonstration in Jena. Aus den Lautsprechern dröhnt die Musik der Toten Hosen. Engelhardt wippt mit dem Fuß. Er mag diese Montage, sie geben seinem Leben einen Rhythmus.

Robby Engelhardt sitzt auf der Terrasse seines französischen Lieblingsrestaurants in Leipzig. Er verschränkt die Arme hinter dem Kopf und denkt nach. Dann sagt er, dass er wirklich nicht versteht, warum sein Vater das alles macht. Warum er jeden Montag auf dem Holzmarkt in Jena steht und gegen Hartz IV protestiert. Warum er NPD-Demonstrationen blockiert, nachts Wahlplakate für die PDS klebt und Unterschriften gegen ein neues Kita-Gesetz sammelt. Robby schüttelt den Kopf. Das ist so weit weg von seinem Leben. Er ist 37, leitet eine Software-Firma in Leipzig, hat zwei kleine Kinder und eine Frau aus dem Westen, Abteilungsleiterin einer Großbank. Er hat gerade ein Grundstück gekauft und will ein Haus bauen. Ihm geht es gut. Wogegen sollte er kämpfen?

Christian Engelhardt sagt, dass sein Sohn ihm früher vorgeworfen habt, zu angepasst zu sein. »Heute ist mein Sohn stinknormal, und ich führe ein Revoluzzer-Leben. So kehren sich die Dinge um.« – »Früher« nennt Christian Engelhardt die Zeit, als er der mächtige Instrukteur für Kulturpolitik in der SED-Kreisleitung war. Einer, der auch zu Hause politische Vorträge hielt und den Kindern das Westfernsehen verbot. Der Vater hat lange gebraucht, das Ende der DDR zu akzeptieren. Der Sohn hat sofort die Riesenchance gespürt. Seit die Mauer fiel, laufen ihre Leben auseinander.

Soziologen und Historiker der Universität Jena haben in einer Studie mehrere Jahre lang ostdeutsche Familien zu ihrem Leben nach der Wende befragt. Die Wissenschaftler sprechen von einem »Umkehrschub«, der Eltern und Kinder nach der Wiedervereinigung in verschiedene Richtungen getrieben hat. Robby war 20, als die Mauer fiel. Er war alt genug, sein eigenes Leben zu beginnen. Und er war jung genug, sich ohne große Mühe von der DDR-Vergangenheit zu befreien. Er gehört zur Generation der »Durchstarter«, die »schnell und ohne Abschiedsschmerz ihre ostdeutschen Herkunftsmilieus verließen und in die neue Welt der unbegrenzten Möglichkeiten eintauchten«. Die Forscher beschreiben sie als »äußerst anpassungsfähig, ehrgeizig und karrierebewusst«.

Christian Engelhardt war zur Wende 49 Jahre alt. Er gehört der DDR-Generation an, die es am schwersten hatte. Zu alt, um noch einmal ganz neu anzufangen, und zu jung, um in Rente zu gehen. Die Forscher sprechen von einer »verhinderten Generation«, deren Lebenserfahrung und Leistung nach der Wende entwertet wurde. Es ist eine Generation, die den Umbruch nur langsam oder gar nicht verarbeiten kann, überfordert von der neuen Zeit. Es gab keine Gewöhnung, keinen Übergang. In der Stunde null der Wiedervereinigung standen Eltern und Kinder an der Startlinie zu einem neuen Leben. Viele Eltern sind auf der Strecke geblieben, wurden innerhalb weniger Jahre von der Geschichte überrollt. Die Kinder mussten sich selbst helfen, wurden zu Überläufern, zu den ersten Westlern im Osten.

So kehrt sich das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern um. Auf einmal sind die Jungen diejenigen, die den gescheiterten Alten den Weg zeigen, sie finanziell unterstützen und vor dem sozialen Absturz bewahren. Diese Führungsrolle macht die Kinder selbstbewusst. Sie schulden niemandem etwas. Alles, was sie erreichen, haben sie sich selbst zu verdanken.

Jede Familie hat ihre Art, damit umzugehen. Die Engelhardts haben lange verdrängt, was ihnen widerfahren ist. Die Schauspieler Michael und Matthias Schweighöfer, von denen später die Rede sein wird, haben das neue Leben zu einem Zweikampf gemacht, der erst endete, als der Vater nicht mehr kämpfen konnte. Jutta Kissimov und Judith Mateffy, Mutter und Tochter aus Berlin, haben sich zusammengetan. Die Tochter wurde die Chefin der Mutter, was beiden genutzt hat. Auch davon wird noch zu erzählen sein. Was geschieht mit einer Familie, der das lange Eingeübte, das Selbstverständliche abhanden kommt? Wie ist es, wenn die Kinder auf einmal Westler werden?

Christian Engelhardt wird 1940 geboren. Sein Vater stirbt an der Ostfront. Er wächst bei der Mutter in Jena auf, geht in die FDJ, weil es dort Werkstätten für junge Bastler gibt. Er fährt in die Sommerlager der Gesellschaft für Sport und Technik, Dreher lernt er bei Zeiss. Irgendwann fragt ihn ein Genosse, ob er nicht in die Partei eintreten will. Der Staat braucht junge Menschen, die Verantwortung übernehmen. Engelhardt ist bereit. Er wird SED-Mitglied, Jungbrigadier und bekommt einen Pädagogik-Studienplatz. Ein Arbeitersohn steigt auf. Engelhardt spürt, dass er zu diesem Staat passt, und der Staat scheint das auch zu spüren. Er wird Leiter der Lehrausbildung bei Zeiss und Instrukteur in der Abteilung Agitation und Propaganda der SED-Kreisleitung. Er bricht den Kontakt zu den Westverwandten ab. Er will eine bessere Gesellschaft.

Manchmal zweifelt er. Als die sowjetische Armee in Prag einmarschiert. Als der Bruder seiner Frau verhaftet wird, weil er Unterschriften gegen die Ausbürgerung von Wolf Biermann gesammelt hat. Aber der Glaube an die gute Sache ist stärker. Sogar da noch, als er ein Parteiverfahren bekommt, weil seine Tochter auf einer Party zu Hause einen Song von Udo Lindenberg spielte. Eine Freundin der Tochter hat das ihrem Stasi-Vater erzählt. Engelhardt wird gerügt, fliegt aus der Kreisleitung. Verletzt ist er, aber die Sache zählt mehr als der Einzelne. Sein Leben und dieser Staat hängen zusammen. Er darf bei Zeiss in der Gewerkschaftsleitung weitermachen. Alle wissen ja, dass er eigentlich ein Guter ist.

Robby Engelhardt erfährt nichts von den Zweifeln des Vaters. Je unübersichtlicher die Welt da draußen wird, desto klarer ist die Linie zu Hause. Die Kinder sollen »sozialistische Persönlichkeiten« werden. Robby macht ein Praktikum bei der Reichsbahn. Er sieht, dass die Arbeiter herumsitzen, weil es an Material fehlt. Die sozialistische Produktion steht still. Er hat eine Freundin in der Jungen Gemeinde. Sie erzählt von gefälschten Wahlen, von Leuten, die im Gefängnis sitzen, weil sie das Land verlassen wollten. Robby ist verwirrt. Er versucht, mit seinem Vater darüber zu reden. Die Gespräche enden im Monolog. Später, als alles vorbei ist, fragt er sich, was von seinem Vater übrig bleiben wird.

Den Fall der Mauer erlebt Christian Engelhardt in einem Kurheim der Gewerkschaft an der Ostsee. Im Fernsehen sieht er Bilder fröhlich tanzender Menschen. Der Speisesaal des Gewerkschaftsheimes wird jeden Tag leerer. Engelhardt ist wie gelähmt. Er bleibt an der Ostsee. Um ihn herum löst sich das Land auf. Er geht am Strand spazieren. Es sind seine letzten Tage in der alten Zeit.

Robby ist da längst in Westberlin. Er besucht den Bruder seiner Mutter. Den Mann, der wegen der Unterschriften für Biermann im Gefängnis saß und später in den Westen abgeschoben wurde. Den Mann, über den zu Hause nicht geredet werden durfte. Robby ist 19, und er spürt, dass gerade etwas Großartiges, Spannendes beginnt. Sein Onkel kauft ihm einen Walkman und ein paar Kassetten von den Stones. Er fährt mit dem Zug zurück in sein Dresdener Studenteninternat. Draußen zieht das graue November-Land vorbei, Mick Jagger singt *Satisfaction,* und sein Bauch kribbelt.

Im Sommer 1990 hat Christian Engelhardt sein erstes Personalgespräch. Er fährt nach Frankfurt am Main, zum Hauptsitz der hessischen IG-Metall, die einen Landesverband Thüringen aufbauen will. Der Personalchef sagt ihm, dass er Bildungsbeauftragter in Thüringen werden könne. Zuvor müssten allerdings ein paar Dinge geklärt werden. Es geht um das Parteiverfahren, um Udo Lindenberg und die Rüge. Der Personalchef will wissen, warum er damals nicht sofort aus der Partei ausgetreten ist, da er doch praktisch schon mit einem Bein im Widerstand war.

Engelhardt sagt, dass er nie im Widerstand war, dass er nie daran dachte, die Partei zu verlassen. Er bekommt den Posten nicht. Engelhardt sagt, dass es wahrscheinlich ziemlich leicht gewesen wäre, sich den Westlern als Märtyrer zu zeigen. Es hätte sein Leben einfacher gemacht. Aber er konnte seinen Staat nicht verraten. Er hätte sich selbst verloren.

Robby macht zum Ende seines Informatikstudiums ein Praktikum bei Siemens-Nixdorf in München. Er wird sofort übernommen und für ein Jahr als Internet-Programmierer nach Stuttgart geschickt. Er merkt, dass die im Westen gar nicht so toll sind, wie er immer gedacht hat. Wohin er blickt – ganz normale Menschen. Die Aufregung vom Anfang, dieses Gefühl, etwas aufholen zu müssen, schwindet. Er ist nicht anders, er gehört einfach dazu. Er sagt: »Ich hatte die glückliche Kindheit und die gute Ausbildung im Osten und die berufliche Zukunft im Westen. Besser hätte man das gar nicht planen können.« Eine Internet-Firma aus Nürnberg bietet ihm an, in Leipzig eine Niederlassung aufzubauen. So kommt er wieder in den Osten zurück, in das Land seines Vaters.

Christian Engelhardt verlässt die Gewerkschaft. Er gilt jetzt als rote Socke. Weil das Geld knapp wird, geben sie ihre Wohnung in Jena auf und ziehen in das Wochenendhaus auf dem Berg. Ein Bekannter, der einen Schlüsseldienst hat, erinnert sich daran, dass Engelhardt gelernter Dreher ist, und bietet ihm einen Job an. Monteur, 24 Stunden Rufbereitschaft, auch am Wochenende. Der Arbeitersohn ist wieder da angelangt, wo er einmal angefangen hat. Nachts öffnet er Betrunkenen die Tür, am Tag hilft er bei Zwangsräumungen. Er sieht Familien, die wegen Mietschulden aus ihren Wohnungen müssen, bankrotte Firmenchefs, die an ihrem letzten Arbeitstag weinen. Einmal öffnet er eine Wohnung und findet einen Mann, der sich erhängt hat. Das Elend der Nachwendezeit stürzt auf ihn ein. Überall trifft er Menschen, die überfordert sind von ihrem neuen Leben.

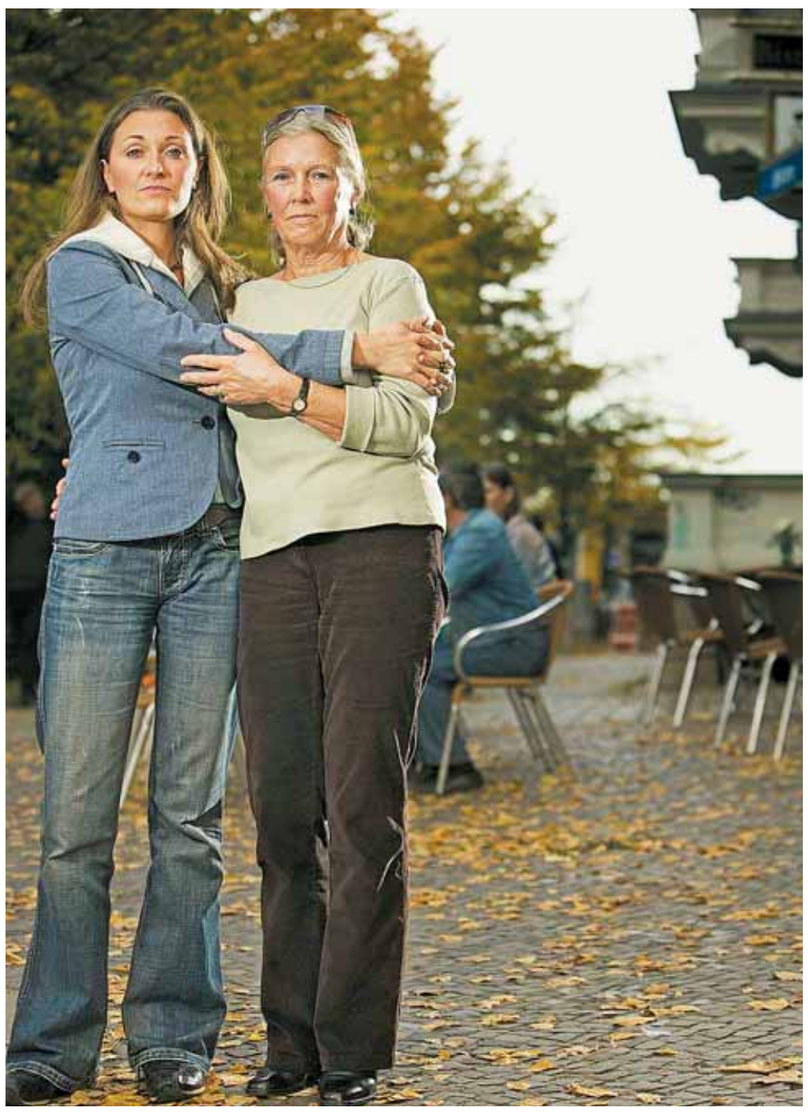
Robby heiratet eine Bankerin aus Offenbach. Sie geht mit den Kindern in die Kirche. Beim ersten Treffen mit den Schwiegereltern kommt es zu einer politischen Diskussion. Christian Engelhardt sagt, dass man Spitzenverdiener stärker besteuern müsste. Die Schwiegertochter sagt, dass sie als Spitzenverdienerin damit Probleme hätte. Robby Engelhardt sagt, dass es schwer ist, gute Leute für seine Firma zu finden. Christian Engelhardt sagt, dass es noch schwerer ist, einen Job zu finden. Weiter gehen die Gespräche nicht. Man will sich nicht streiten.

Der Vater merkt, dass der Sohn ihm fremd wird. Er sieht, wie leicht der Junge durchs Leben findet. Er spürt, wie es ihm selbst immer schwerer wird. Der Vater spricht nicht von seinen Sorgen. Er sagt nicht, wie schwierig es ist, wieder ein kleiner Handwerker zu sein. Wie unangenehm es ist, wenn immer der Sohn im Restaurant bezahlt. Wie gern er selbst mal zu Weihnachten ein großes Geschenk machen würde, statt von seinem Sohn großzügig bedacht zu werden. Christian Engelhardt sagt, dass er seinen Sohn nicht belasten wolle. Robby Engelhardt sagt, dass er die Probleme des Vaters nicht gesehen hat. Gemeinsam schweigen sie noch eine Weile. Bis es nicht mehr geht.

Eines Tages baut Christian Engelhardt in einer Verpackungsfirma neue Schlösser ein. Er kommt mit dem Eigentümer ins Gespräch, und der bietet ihm an, als Partner in die Firma einzusteigen. Engelhardt denkt, dass man es im Kapitalismus vielleicht auch mal als Kapitalist versuchen sollte. Er steckt seine Ersparnisse in die Firma und arbeitet bis zum Umfallen. Er weiß, dass es sein letzter Versuch ist. Dann zahlt ein Großkunde seine Rechnung nicht. Sie müssen Insolvenz anmelden. Davon erfährt die Bank, bei der Christian Engelhardt einen Kredit aufgenommen hatte, um den Anbau für sein kleines Haus auf dem Berg zu finanzieren. Die Bank pfändet seine Lebensversicherung und droht mit dem Gerichtsvollzieher, wenn nicht sofort der gesamte Kredit zurückgezahlt wird. Engelhardt ist am Ende.

Jetzt muss er mit dem Sohn sprechen. Er ist der Einzige, der noch helfen kann. Robby erfährt, wie

MATTHIAS SCHWEIGHÖFER spielt die Rollen, die Vater **MICHAEL** sich erträumte



JUDITH MATEFFY ist neuerdings die Chefin ihrer Mutter **JUTTA KISSIMOV**

es um den Vater steht. Er erschrickt. Das ganze Rollenspiel bricht zusammen. Die Schwiegertochter regelt die Probleme mit der Bank. Geld fließt. Christian Engelhardt sagt, dass es nicht schön sei, sich von den Kindern helfen zu lassen. Robby sagt, dass es nicht schlimm ist, solange es nur um Geld geht. Große Gespräche gibt es auch jetzt nicht. Dafür sind sie beide nicht gemacht. Aber die Beziehung verändert sich. Robby sagt, dass er sich auf einmal für seine Eltern verantwortlich fühlt. Er weiß nicht, wie er damit umgehen soll.

Die Familie ist kein sicherer Ort mehr, kein Raum, in dem er sich fallen lassen könnte. Sie ist eher eine Notgemeinschaft geworden, die stillschweigend ausgleicht, was die Gesellschaft verschoben hat. Seine Kindheit ist mit der Mauer verschwunden.

Vielleicht ist das der Preis, den die »Durchstarter« zahlen. Von Anfang an mussten sie ihren Weg allein finden. Sie haben gelernt, sich an die neue Welt anzupassen, zu vergessen, was vorher war. Die Soziologen sagen, dass die ostdeutsche Wendejugend heute kaum noch von ihren westlichen Altersgefährten zu unterscheiden ist. Sie sind in eine neue Rolle geschlüpft. Dabei haben manche ihre Eltern verloren, manche sich selbst. Es kann sein, dass alles viel zu schnell gegangen ist. Dass die neuen Westler aus dem Osten gar nicht so stark sind, wie sie jetzt immer sein müssen.

KONKURRENTEN

Als Kind hatte Matthias Schweighöfer ein Poster seines Vaters über dem Bett hängen. Ein Theaterheld in Schwarzweiß. Stundenlang starrte er auf das Poster, wenn er allein zu Hause war. Wenn die Eltern Vorstellung hatten oder Proben oder Partys oder sonst was. Er weiß noch, wie er am Fenster heulte, wenn die Eltern unten in die Straßenbahn stiegen und wegfuhren. Wie es war, wenn der Vater bei einer anderen Frau war und die Mutter schrie, dass sie jetzt trotzdem ins Theater muss. »Irgendwann hörst du auf zu heulen, du hörst auf zu warten, du machst alles mit dir aus.« Matthias sagt, dass er früh erwachsen geworden ist.

Der Vater verlässt die Familie, geht nach Berlin. Matthias bleibt bei der Mutter in Frankfurt (Oder), Neubauwohnung, achter Stock. Er sieht den Vater manchmal an den Wochenenden oder in den Ferien. Es sind seine schönsten Momente. Sonntags essen sie zum Frühstück Hackepeter-Brötchen und trinken Kakao. Abends darf Matthias mit ins Theater. Er sieht den Vater auf der Bühne, hört seine warme Stimme, spürt, dass es für ihn nichts Wichtigeres gibt als diese Abende im Rampenlicht.

Der Vater ist nie da, wenn er ihn braucht. Die Wochenend-Besuche werden seltener. Der Vater hat zu tun. Matthias Schweighöfer sagt, dass es damals losgegangen ist. Dieses Ringen um Aufmerksamkeit und Anerkennung. Er beschließt, ein größerer Schauspieler zu werden als der Mann auf dem Poster. Wenn Matthias von seiner Kindheit erzählt, bekommt seine Stimme einen harten Klang. Als ob er jetzt alles im Griff hätte.

Michael Schweighöfer schlurft den langen Klinikgang entlang. Sein Gesicht ist grau. Er kann nicht lange sprechen, weil sonst die Schmerzen wiederkommen. Vor zwei Jahren ist es passiert. Im *Käthchen von Heilbronn.* Er hat eine Szene auf der Vorderbühne, tritt auf eine lockere Bodenplatte, stürzt in die Tiefe. Mehrere Rippen gebrochen, das Becken geprellt. Nach einigen Monaten gilt er als geheilt, aber die Schmerzen! Er spürt sie bei jedem Luftzug, jeder Bewegung. Die Ärzte sagen, das Problem sei bei ihm im Kopf. Er müsste nicht mehr daran denken. Alles sei okay.

Er hat Atemnot, Panikattacken. Die Medikamente machen ihn müde. Statt mit Chirurgen hat er mit Psychiatern zu tun. Weil das Problem ja jetzt bei ihm im Kopf ist. Er weiß nicht, wer Recht hat. Ob es wirklich an ihm liegt oder ob die Ärzte sich irren.

Seit zwei Jahren hat er nicht mehr gespielt. Das Deutsche Theater, zwei Jahrzehnte lang seine Bühne, liegt nur ein paar hundert Meter von der Klinik entfernt. Michael Schweighöfer ist 54 Jahre alt. er weiß nicht, ob er irgendwann sein altes Leben wiederbekommt.

Matthias Schweighöfer besucht seinen Vater selten. Er will ihn so nicht sehen. Er sagt, dass der Vater ihm leid tut, wenn er heulend vor ihm steht. Er lässt die Gefühle nicht an sich heran, er hält Abstand. Die Stiefmutter wirft ihm vor, den Vater allein zu lassen. Matthias sagt, dass der Vater ihn auch allein gelassen hat.

Ein Held ist er ihm schon lange nicht mehr. Es gab diesen stillen Kampf, den der Vater irgendwann verloren hat.

Es begann mit einem Film, 1996. Der Regisseur Andreas Dresen sucht einen Jugendlichen für eine Rolle in *Raus aus der Haut.* Matthias schickt ihm Fotos, spielt vor und bekommt seinen ersten Vertrag. Er ist gerade 16. Er fällt auf, weil er so intensiv und natürlich ist. Er spielt, als hätte er nie etwas anderes getan. Er macht Fernsehfilme, wird von Dominik Graf entdeckt, der ihm eine Hauptrolle gibt. Ein Jahr später dreht er *Soloalbum*, die Geschichte des coolen Ben, der sich in seine Freundin verliebt, nachdem sie ihn verlassen hat. Er gewinnt den Deutschen Fernsehpreis, die Goldene Kamera, den Grimme-Preis, wird Schauspieler des Jahres. Er sagt, dass der Erfolg wie eine Spirale ist, die sich immer schneller dreht.

Manchmal versucht er, sich aus dem Rausch zu lösen, Halt zu finden. Es geht alles so schnell. Auf einmal steht er in New York mit Natascha McElhone und Stephen Rea vor der Kamera, auf einmal dreht er mit Peter Greenaway. Es wird zu viel, er muss Rollen ablehnen, Entscheidungen treffen. Matthias sagt, dass es schwer ist, den Erfolg zu beherrschen. Man muss das richtige Maß finden. Gerade ist er in die neue Wohnung gezogen, ein Loft mit Terrasse in Friedrichshain, dem Berliner Studentenviertel. Seine alte Wohnung passte nicht mehr, aber er wollte in der Gegend bleiben. Jetzt sitzt er, gerade 25, in diesem Loft, der eigentlich viel zu groß ist.

Wenn Michael Schweighöfer den Aufstieg seines Sohnes betrachtet, dann ist es, als ziehe seine eigene Jugend an ihm vorbei. Er weiß, wie es ist, in diesem Strom zu schwimmen, alles, was man hat und ist, in die Rollen zu stecken. Ihm ist diese Begeisterung abhanden gekommen. Michael Schweighöfer sagt, dass es seit dem Mauerfall kein richtiges Theater mehr gebe, nur noch bürgerliche Unterhaltung. In der DDR war das Theater ein Sprachraum der sprachlosen Gesellschaft. Es wurden Sachen gesagt, die man sonst nicht sagen durfte. Geheime Botschaften, gefährliche Gedanken, all das gab es auf der Bühne. Schweighöfer erzählt von den Achtzigern, von »diesen fantastischen, wilden Jahren«. Er war in 13 Stücken besetzt, hatte Soloabende. Es gab *Paris, Paris,* die berühmte Inszenierung von Frank Castorf, in der mit Wasser gespritzt wurde und die Schauspieler ihre vornehme Bühnensprache vergaßen.

Nach dem Mauerfall bleibt das Theater leer. Das Leben auf der Straße ist spannender. Alles darf jetzt überall gesagt werden. Man braucht keinen Platz mehr für subtil Subversives. Stücke werden abgesetzt, Kollegen aus dem Westen kommen und ein neuer Intendant. Matthias beobachtet den Vater. Er merkt, dass er Hänger hat, nicht mehr auf den Punkt spielt. Der Vater sagt, dass er nichts mehr zu erzählen habe, ihn auch das Publikum nicht mehr interessiere. Matthias macht das wütend. Er sieht den Vater faul und dick werden. Matthias sagt, dass sei dieses Ostige. Immer am selben Haus spielen, immer derselbe Stil, alles Neue blöd finden.

Es ist so, als rede Matthias von einem Mann, der irgendwo in einem fernen Land lebt, mit einer fremden Kultur, seltsamen Bräuchen. Es könnte sein, dass dieses Westler-Sein, diese gepflegte Identität der »Durchstarter« auch ein Mittel ist, sich von den Eltern abzugrenzen. Genau wie der Vater den Ostler hervorkehrt, um sich vor dem Neuen zu schützen. Dieses Ost-West-Gerede ist eine großartige Projektionsfläche, eine Erklärung für alles.

Matthias provoziert den Vater, sagt, dass er jetzt besser spielt als er. Dass er keinen Respekt hat vor Kollegen, die sich einfach gehen lassen. Ein paar Monate später spielt er im Hebbel-Theater *Eins, zwei, drei,* sein erstes Theaterstück. Der Vater kommt in die Vorstellung. »Und dann«, sagt Matthias, »gab's richtig auf die Fresse.« Der Vater sagt, dass die Körperspannung fehlte, dass es totale Scheiße war. Matthias weiß, dass der Vater Recht hat. Aber er weiß auch, dass es längst nicht mehr darum geht, was auf der Bühne geschieht. Es geht um zwei Männer, die sich etwas beweisen wollen.

Die beiden planen, etwas zusammen zu machen. Es soll eine Lesung geben, aber Matthias sagt ab, aus Angst, von seinem Vater an die Wand gespielt zu werden. Es gibt ein zweites Projekt. *Hamlet* am Deutschen Theater. Sie beginnen mit den Proben. Kurz danach hat der Vater den Unfall.

Matthias bekommt Hauptrollen in internationalen Produktionen, ein Engagement an der Berliner Volksbühne, dem Haus, an dem sein Vater immer spielen wollte. Aber Matthias erzählt nicht mehr von seinen Erfolgen. Er weiß, dass der Vater nicht einfach nur stolz auf ihn sein kann. Dass er ihn immer auf sein eigenes Schicksal stößt. Vor kurzem hat der Vater ihm zum ersten Mal gesagt, dass er manchmal neidisch auf ihn ist.

Michael Schweighöfer sitzt auf einem weißen Stuhl im langen Klinikgang. Seine Stimme wird schwächer, gleich muss er sich ausruhen. Er sagt noch, dass Matthias früher immer gefragt wurde, ob er sein Sohn ist. »Heute blicken mich die Leute anerkennend an, wenn sie erfahren, dass ich der Vater von Matthias Schweighöfer bin.«

Der Vater gibt keinen richtigen Verlierer ab. Matthias muss ihn schonen. So wie viele »Durchstarter« ihre Eltern schonen müssen. Die Soziologen sagen, das ist für viele Wendekinder das größte Problem. Immer Rücksicht zu nehmen, keine bösen Fragen zu stellen. Weil die Eltern es ja ohnehin schon schwer genug haben. Die Ängste, das Mitleid, die Wut werden verdrängt. Die Eltern wollen ihre Schwäche nicht zeigen, die Kinder ihre Stärke verbergen. Es ist schwer, da auszubrechen.

DAS TEAM

Judith sagt, dass es nicht einfach ist, die Chefin der eigenen Mutter zu sein. Jutta habe diese DDR-Mentalität, dieses Schroffe. Sie wolle sich nicht um die Gäste bemühen, die sollen kommen oder eben nicht. »Ich versuche, ihr diesen Service-Blick beizubringen. Dass sie merkt, wenn ein Tisch abgeräumt werden muss. Dass sie eine Tasse Kaffee nicht einfach wortlos über die Theke schiebt.« Immer wieder sagt die Mutter, dass es ihr peinlich ist, sich anzubiedern. Seit neun Jahren hat Judith das Bistro Estelio in der Wollankstraße in Berlin-Pankow. Seit neun Jahren versucht sie, der Mutter das neue Denken beizubringen. Diese Westkultur, wie ihre Mutter sagen würde. Judith weiß mittlerweile, dass sich bestimmte Dinge nicht mehr ändern werden.

Judith sitzt auf der Terrasse ihres Bistros. Sie registriert jeden Handgriff, jedes Stolpern, jede Vergesslichkeit ihrer Kellnerinnen. Sie sagt, dass man streng sein muss, auch mit sich selbst. Ihre Mutter steht in der Küche und macht Tapas-Teller, obwohl sie das nicht mag. Tapas-Teller sind anstrengend.

Vor neun Jahren war Jutta schon ziemlich lange arbeitslos. Sie hatte kein Geld mehr und wusste nicht, wie es weitergehen soll. Judith hatte ein abgebrochenes Spanischstudium, ein kleines Kind und jobbte als Kellnerin. Beide spürten, dass bald etwas passieren musste, weil sonst gar nichts mehr passiert. Judith hatte dann die Idee mit dem Bistro. Sie sah den leeren Laden und stellte sich vor, wie es sein könnte. Spanische Gerichte, Terrakotta-Boden, blau-weiße Fliesen an den Wänden, Stühle auf der Straße. Jutta belieh ihr Häuschen in Wandlitz und verschaffte der Tochter so das nötige Startkapital. Dafür bekam sie eine Anstellung im Bistro, seitdem leben Mutter und Tochter in einer Schicksalsgemeinschaft. Sie würden gemeinsam gewinnen oder zusammen untergehen.

Manchmal sagt Jutta, dass ihre Tochter eine richtige Westlerin geworden ist. Judith kann mit diesem Begriff nicht viel anfangen. Sie ist 37 Jahre alt, hat die Hälfte ihres Lebens in der DDR gelebt, war in den Westen geflohen, jetzt ist sie wieder hier. Sie hat keine Ahnung, ob die Wollankstraße heute noch Osten oder schon Westen ist.

Jutta ist 65, sie war immer in der Wollankstraße gewesen, schon bevor die Mauer eine Sackgasse aus ihr machte. Die Schwester hat jetzt ein paar Häuser weiter ein Parkettgeschäft. Gleich gegenüber von Juttas altem Holzladen, der für die Familie so viele Jahre der Mittelpunkt war.

Judith sagt, dass man früher in der Wollankstraße Rollschuh laufen konnte. An der Mauer war es still, so, als ob dahinter die Welt zu Ende wäre. Heute fließt hier wieder der Verkehr. Auf der anderen Seite liegt der Wedding, der ehemalige Arbeiterbezirk, in dem viele keine Arbeit haben. Pankow war immer bürgerlich, auch wenn das Bürgertum eine Zeit lang abgeschafft war. Es gibt große Bäume und breite Fußwege. Judith sagt, es sei wie auf dem Dorf.

Juttas Vater kauft den Holzladen Anfang der dreißiger Jahre. Mit zwölf hilft Jutta im Laden. Als sie 19 ist, stirbt der Vater, sie übernimmt. Abends kommen die Holztransporte aus Thüringen. In der Nacht müssen 15 Tonnen entladen werden. Sie schleppt mit zwei Angestellten die nassen, schweren Bretter. Am Tag steht sie im Laden. Sie muss stark sein, es geht nicht anders.

Für Männer ist wenig Zeit. Jutta heiratet einen, der gerade da ist. So entsteht Judiths Schwester. Im Urlaub in Ungarn trifft sie einen anderen, der nett zu ihr ist. So entsteht Judith. Es kommen noch mehr Männer, aber keiner gehört zur Familie. Die drei Frauen sind die Familie, sie bleiben sich treu.

Holz ist knapp in der DDR. Manchmal verkauft Jutta eine ganze Lkw-Ladung an einem Tag. Jutta zieht mit den Kindern in eine große Wohnung in der Wollankstraße 118. Sie hat Parkett, große Flügeltüren, ein Erkerzimmer. Die Kinder gehen schräg gegenüber zur Schule. Am Nachmittag sind sie im Laden. Judith mag den Geruch von frisch geschnittenem Holz. Am Wochenende fahren sie nach Wandlitz in ihren Garten. Judith sagt, dass sie eine schöne Kindheit gehabt habe.

Die Mutter ist ihr Vorbild, so stark und unabhängig. Jutta lässt den Kindern viel Freiheit. Im Sommer 1989 flüchtet die Schwester über Ungarn in den Westen. Die Mutter rät auch Judith zu gehen. Zum ersten Mal sprechen sie über Politik, den kläglichen Staat, die Lügen, das Unrecht.

Judith fühlt sich am Anfang ziemlich verloren im Westen. Zwei Monate später fällt die Mauer. Trabant-Fahrer jubeln am Kurfürstendamm, sie ist sauer. Die ganze Flucht unnötig. Aus Trotz bleibt sie drei Jahre lang in Charlottenburg, macht ihr Abitur an der Volkshochschule. In die Wollankstraße fährt sie nur selten, sie will erwachsen werden.

Holz ist nicht mehr knapp, das ist jetzt Juttas größtes Problem. Auf einmal gibt es diese Baumärkte, die Kunden bleiben weg, die Miete steigt. Nachts liegt sie wach und überlegt, was sie machen soll. Ostern 1991 gibt sie die Wohnung auf, das Erkerzimmer, das Parkett, die Flügeltüren. Sie zieht nach Wandlitz in ihr Wochenendhäuschen. Sechs Monate später verkauft sie den Laden. Sie geht raus und dreht sich nicht mehr um.

Selbstständige bekommen kein Arbeitslosengeld. Jutta lernt einen Kolumbianer kennen, zum ersten Mal ist sie abhängig von einem Mann. Sie reisen, machen Pläne, eine schöne Zeit. Jutta geht mit nach Bogotá, aber in Kolumbien verschwindet die Liebe. Sie weiß nicht, wie es weitergehen soll.

Dann kommt Judith, das Bistro. Die Mutter merkt, wie stark und selbstbewusst die Tochter geworden ist. Zum ersten Mal kann sie loslassen, in die zweite Reihe treten. Die ersten Jahre sind hart. Es gibt kaum Gäste. Nachts steht Jutta in Wandlitz in der Küche und kocht. Manchmal ist sie so fertig, dass sie nur noch heult. Es muss klappen, sonst ist das Haus weg, sie haben nur diese Chance.

Sie lernen schnell. Judith ist eine geschickte Geschäftsfrau. Es spricht sich herum im Viertel, dass da zwei Frauen sind, die etwas Besonderes machen. Seit einem Jahr arbeitet Jutta nur noch zehn Stunden die Woche. Sie bekommt jetzt eine kleine Rente. Judith überlegt, ein Grundstück in Wandlitz zu kaufen, ganz in der Nähe der Mutter.

Ich über mich

Nicht nur Gerhard Schröder zeigt wenig Fantasie bei der Frage: Wie nenne ich meine Autobiografie?

VON MATTHIAS STOLZ

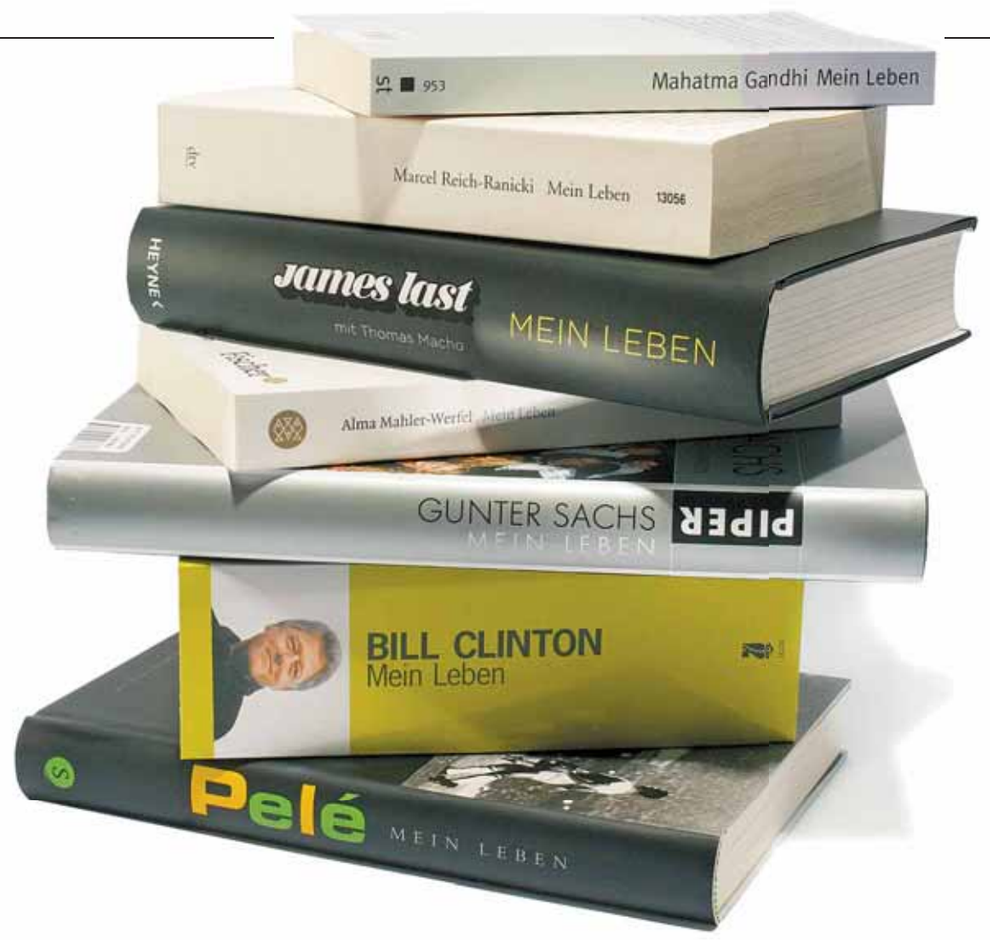


Foto: Ragnar Schmuck für DIE ZEIT

Man darf der Autobiografie Gerhard Schröders vieles vorwerfen, keinesfalls jedoch, dass sie einen außergewöhnlich schlechten Titel trüge. Sie heißt nämlich *Entscheidungen* und steht damit in einer guten deutschen Tradition: der Tradition, dass Autobiografien die literarische Form sind, die mit den bescheidensten Titeln auskommen muss. Sie heißen meistens *Mein Leben, Erinnerungen* oder *Ich und* irgendetwas – nach dieser Titelfindungsweise würden Romane »Eine fiktive Geschichte« oder »Das habe ich mir ausgedacht« heißen. Die Überzeugung, dass ein Titel auch eine Verheißung sein könnte, ist ungefähr so stark entwickelt wie die Fähigkeit des Altkanzlers, sich mit seinen Erkenntnissen ein wenig zurückzuhalten.

Die Titel der deutschen Biografien sind bis auf ganz wenige Ausnahmen *(Der geschenkte Gaul,* Hildegard Knef) eine Geschichte des Mangels an Selbstironie und Subtilität. Politiker suchen sich fast immer einen faden Titel aus *(Widersprüche,* Günter Gaus), offenbar aus Angst, nicht seriös genug zu erscheinen, Sportler, die ihr ganzes Arbeitsleben von Sportmetaphern umgeben waren, wählen gern eine Sportmetapher *(Aufgetaucht,* Franziska van Almsick), Menschen aus dem Showgeschäft unterstreichen ihre Showgeschäftigkeit mit Titeln, die ein bisschen esoterisch oder durchgeknallt klingen *(Ich wusste doch, dass ich fliegen kann,* Senta Berger), Wirtschaftsgrößen nehmen Titel, die ihrer Größe schmeicheln (zum Beispiel: *Ich habe Finanzgeschichte geschrieben,* Reinfried Pohl), und prominente Menschen aller Fachrichtungen sind seit Jahrzehnten dauerverliebt in den Titel *Mein Leben.* Schließlich ist er der selbstbewussteste von allen. Mein Leben, sagt dieser Titel, ist von so allgemeinem Interesse, dass es keinesfalls vonnöten ist, es näher zu spezifizieren.

Die Biografie von Gunter Sachs, vor einem Jahr erschienen, hieß auch so. Bei seinem Verlag erfährt man, dass es dort Menschen gab, die sich über den Titel *Ein Bild von mir* gefreut hätten, schließlich sind in dem Buch auch Fotografien von ihm zu finden. Aber Sachs ließ sich nicht überzeugen: Es musste *Mein Leben* bleiben, klein gedruckt unter seinem etwas größer gedruckten Namen.

Einen selten Einblick in die Titelfindung gewährt einem der Verlag Econ: Peter Glotz, der im vergangenen Jahr verstorbene Politiker, kam mit mehreren eigenen Vorschlägen in drei Gruppen (a) »Der Flüchtling«; »Flüchtig«; »Die Flucht von Heimat zu Heimat«; b) »Wer redet, ist nicht tot«; »Der böhmische Kampfhund«; c) »Der Grenzgänger«; »Grenzgängerei«; »Erinnerungen eines Grenzgängers«). Schließlich hieß sein Buch *Von Heimat zu Heimat*. Jürgen Diessl, der Verlagsleiter bei Econ, sagt: »Wenigstens versteht man den Titel, wenn man sein Leben kennt.«

Bei keinem anderen Genre, das ist das strukturelle Problem der Titel, ist es so schwierig, den Autor von seinem eigenen Vorschlag abzubringen – es mangelt ihm selten an Selbstvertrauen, und das bei gleichzeitiger literarischer Unerfahrenheit. Der Autor hat immer das Argument auf der Seite, es ginge schließlich um *sein* Leben – »und das wollen die meisten in ihrem eigenen Licht sehen«, wie Jürgen Diessl es sagt.

Das hat einen Vorteil für die zunehmend zur Autobiografie neigende prominente Schicht: Viele wirklich interessante Titel wie »Ich bereue alles!«, »Ich Depp!«, »Meine Nichtigkeit« oder »Mein verkorkstes Leben« sind noch frei.

ALLE LIEBEN »MEIN LEBEN«

Einige Menschen, deren Autobiografie in Deutschland »Mein Leben« heißt

David Beckham
Giacomo Casanova
Bill Clinton
Mahatma Gandhi
Heinrich Harrer
Michail Kalaschnikow
James Last
Alma Mahler-Werfel
Pelé
Marcel Reich-Ranicki
Gunter Sachs
Lotte Ulbricht

»FREIHEIT« ÜBERALL

Autobiografien mit dem Wörtchen »Freiheit«:

Heinz Hoenig:
MEINE FREIHEIT NEHM ICH MIR

Ayaan Hirsi Ali:
MEIN LEBEN, MEINE FREIHEIT

Hans-Olaf Henkel:
DIE MACHT DER FREIHEIT

Beate Uhse:
ICH WILL FREIHEIT FÜR DIE LIEBE

Reinhold Messner: DIE FREIHEIT, AUFZUBRECHEN, WOHIN ICH WILL

Hans Küng: ERKÄMPFTE FREIHEIT

Hildegard Hamm-Brücher:
FREIHEIT IST MEHR ALS EIN WORT

SPORTLERAUTOBIOGRAFIEN

Birgit Fischer: MEIN WEG ZUM GOLD
Oliver Kahn: NUMMER EINS
Hans Zach: ICH, DER ALPENVULKAN
Urs Meier: ZWISCHEN DEN FRONTEN
Henry Maske: NUR WER AUFGIBT, HAT VERLOREN
Heike Drechsler: ABSPRUNG
Boris Becker: AUGENBLICK, VERWEILE DOCH ...
Franz Beckenbauer: ICH: WIE ES WIRKLICH WAR
Dieter Baumann: LEBENSLAUF

POLITIKERAUTOBIOGRAFIEN

Hans-Dietrich Genscher: ERINNERUNGEN
Franz Josef Strauß: DIE ERINNERUNGEN
Willy Brandt: LINKS UND FREI
Helmut Kohl: ERINNERUNGEN
Richard von Weizsäcker: VIER ZEITEN
Hans-Jochen Vogel: NACHSICHTEN
Walter Riester: MUT ZUR WIRKLICHKEIT
Friedrich Zimmermann: KABINETTSTÜCKE
Oskar Lafontaine: DAS HERZ SCHLÄGT LINKS
Günter Gaus: WIDERSPRÜCHE

SCHAUSPIELER- UND SÄNGERAUTOBIOGRAFIEN

Marika Rökk: HERZ MIT PAPRIKA
Christel Peters:
JETZT WIRD ABER DAMPF GEMACHT!
Martin Semmelrogge:
DAS LEBEN IST EINE ACHTERBAHN
Caterina Valente:
BONJOUR, KATRIN! SINGEN, TANZEN, LEBEN ...
Heiner Lauterbach:
NICHTS AUSGELASSEN
Marie-Luise Marjan:
»DENK JETZT NICHT, DU KANNST SCHON ALLES ...«
Udo Jürgens:
... UNTERM SMOKING GÄNSEHAUT

Schöner lügen

In »Gottes eigenem Land«, in den USA, gedeiht die Scheinheiligkeit **VON PETER SCHNEIDER**

Das eher sperrige Wort *hypocrisy,* Scheinheiligkeit, ist in Amerika erstaunlich populär. Wer es bei einer Abendgesellschaft in die Runde wirft, bekommt die jüngsten Fallgeschichten aufgetischt. Als drastisches Beispiel taugt der ehemalige New Yorker Polizeichef Bernie Keric, George W. Bushs Wunschkandidat für das neu geschaffene Amt eines Ministers der Homeland Security. Die *New York Post,* das einschlägige Klatschblatt der Stadt, deckte auf, dass Keric, Familienvater, drei Kinder, eine Liebesgeschichte mit einer sehr viel jüngeren Harvard-Abgängerin unterhielt, die seine Biografie verlegt hatte. Die Verlegerin wiederum fand heraus, dass Keric neben ihr noch eine weitere Geliebte beglückte, während seine Gattin mit ihrem vierten Kind schwanger war. Als dann noch herauskam, dass Keric sich ausgerechnet in einer gemieteten Baracke auf dem durch Leichenpartikel kontaminierten und geheiligten Boden von Ground Zero vergnügte, war es um Bushs *good man* geschehen.

Oder der Fall des republikanischen Abgeordneten Marc Foley. Jahrelang hatte er explizit sexuelle E-Mails an minderjährige Praktikanten im Kapitol verschickt. Um seine Homosexualität zu verheimlichen, zeigte er sich gern in weiblicher Begleitung. Als Journalisten herausfanden, dass ausgerechnet Foley ein Komitee zum Schutz von Minderjährigen gegen sexuellen Missbrauch geleitet hatte, war kein Halten mehr. Der Fall beherrschte tagelang die ersten Seiten der Presse, das Wort *hypocrisy* war in aller Munde, Foley musste gehen.

Die Demokraten, die den Fall nach Kräften hochspielten, wurden von den Republikanern ihrerseits der *hypocrisy* geziehen. Hatte nicht auch ein demokratischer Abgeordneter vor Jahren anzügliche Post an einen Praktikanten geschrieben – und dennoch die Wahl gewonnen? Aber die Retourkutsche half nicht: Auf die republikanische Partei, die ihren Wahlkampf traditionell auf die Verteidigung von *family values* abstellt und die Hilfe der religiösen Rechten braucht – erst 2004 hatte G. W. Bush durch eine Kampagne gegen die homosexuelle Ehe die Wahl in Ohio (und damit in den USA) für sich entschieden –, fiel ein langer Schatten.

Heuchelei ist höflich. Warum immer die harte Wahrheit sagen?

Nur ein Hypokrit wird behaupten, dass es sich bei der *hypocrisy* um ein spezifisch amerikanisches Laster handele. Unstreitig haben wir es mit einer universalen Neigung zu tun, die übrigens immer und überall auf der Welt dem oder den jeweils anderen zugeordnet wird: dem Nachbarn, der anderen Partei, der anderen Nation – auch dies selbstverständlich ein Fall von *hypocrisy.* Deswegen ist die Aufdeckung einer Heuchelei und die zur Schau gestellte Empörung über sie in aller Regel ihrerseits nicht frei von Heuchelei. Ebenso unstreitig sind jedoch die nationalen Unterschiede in der Ausprägung dieser Eigenschaft. Man könnte durchaus eine Ethnologie der *hypocrisy* entwerfen: Da wäre der italienische Dieb, der mit der gestohlenen Tasche in der Hand beim Leben seiner Mutter auf seine Unschuld schwört; der deutsche Pazifist, der sich mit seiner grundsätzlichen Ablehnung militärischer Mittel ausgerechnet auf die Lehren der »deutschen Vergangenheit« beruft; der »lupenreine Demokrat« Putin , der einen politischen Gegner wegen Steuerhinterziehung hinter Gitter bringt. Das Thema zwingt eigentlich zur Serie.

Bleiben wir bei der amerikanischen *hypocrisy.* Die Scheinheiligkeit kann dort besondere Blüten treiben, wo sie auf dem Boden eines religiös fundierten Optimismus gedeiht – in *God's own country.* In den USA gehören Lebensmut, gute Laune und die gegenseitige Ermutigung zu den ersten Bürgerpflichten – eine Forderung, die ohne Heuchelei nicht zu bewältigen ist. Einmal besichtigte ich mit zwei Washingtoner Freunden eine neu eingerichtete Wohnung von Bekannten in Georgetown. Wir gingen mit vielen *»how wonderful!«*– und *»just amazing!«*-Rufen durch dieses Schmuckstück und beendeten den Rundgang in der Küche. Es war eine ziemlich teure Küche von ausgesuchter Scheußlichkeit. Nichts ging zusammen: Der Marmorboden passte nicht zur rosafarbenen Tapete, die ver goldeten Handgriffe nicht zum Olivenholz der Küchenschränke, der ovale Glastisch nicht zu den massiven Stühlen. Meine Freunde überboten sich derart mit Komplimenten, dass ich begann, an ihrem Geschmack zu zweifeln. Kaum aber hatten wir die Wohnung verlassen und die nächste Straßenecke erreicht, brachen die beiden Lobredner in dröhnendes Gelächter aus. Noch nie in ihrem Leben, riefen sie, hätten sie eine so absurde und verkorkste Küche gesehen!

Hier haben wir es mit einer eher liebenswürdigen Variante der amerikanischen *hypocrisy* zu tun. Nennen wir sie die Heuchelei aus Höflichkeit. Offensichtlich gab es zwischen mir und meinen Freunden keinerlei Differenz im Urteil: Die teure neue Küche war ein Desaster. Nur gingen sie entschieden anders mit diesem Urteil um. Während ich herumdruckste und, um die Wahrheit nicht sagen zu müssen, ein vieldeutiges Dauerlächeln aufsetzte, logen sie beherzt drauflos, um den stolzen Wohnungsbesitzern eine Freude zu bereiten.

Der deutsche Leitsatz, dass man gerade Freunden die Wahrheit sagen müsse, stößt in Amerika auf Befremden. Eine beherzte Lüge aus Höflichkeit gilt als eine lässliche Sünde und steht in der Hierarchie der Verhaltensnormen höher als eine verletzende Wahrheit. Jeder hat die Pflicht, zum allgemeinen Wohlbefinden beizutragen, und sei es um den Preis der Verstellung. Wenn man mich fragt, was ich am Ende vorziehe – eine geheuchelte amerikanische Freundlichkeit oder eine ehrliche deutsche Rüpelei – dann optiere ich eher für das amerikanische Angebot.

Allerdings fordert auch die Heuchelei aus Höflichkeit ihren Preis. Ein amerikanischer Redakteur wird einem Autor niemals ernstlich sagen, was er von seinem Text hält. Es wäre ihm physisch unmöglich, dem Autor auch nur anzudeuten, dass er das eingeschickte Manuskript für undruckbar, ja, für grottenschlecht hält. Das schlimmste Urteil, das ihm entfahren wird, lautet *»really interesting«* – was einem Todesurteil gleichkommt. Danach wird der freundliche Redakteur jeden Kontakt abbrechen, sich am Telefon verleugnen lassen, E-Mails nicht beantworten und die Straßenseite oder das Restaurant wechseln, wenn er seinen hoffnungsvollen Autor aus Versehen trifft.

Wehe dem Trottel, der die amerikanische Frage: *»How are you today?«* statt mit dem rituellen *»just fine«* oder *»great«* ausnahmsweise mit *»just terrible«* beantwortet. Er wird stehen gelassen, als hätte er die Vogelgrippe.

Den verblüffendsten Ausdruck findet diese Umgangsform in den amerikanischen Action-Filmen. Der Held sieht, wie sein bester Freund von einer Granate getroffen wird, er sieht ihn straucheln, sieht ihn fallen, und selbstverständlich eilt er ihm zu Hilfe. Aber seine erste Frage an den Freund wird sein: *»Are you okay?«* Und der Freund, der eben ein Bein oder einen Arm verloren hat, wird ohne Zögern, wenn auch röchelnd antworten: *»Don't worry. I'm fine.«*

Betrachten wir jetzt einen bedenklicheren Fall von amerikanischer *hypocrisy.* Im Frühjahr 2006 kommen neue, noch schrecklichere Folter-Bilder aus Abu Ghraib ans Licht der Öffentlichkeit. Und George W. Bush, der Präsident und oberste Feldherr der USA, stellt sich vor die Kameras der Welt und erklärt mit jenem charakteristischen Hüsteln, das sowohl Unschuld wie Empörung signalisiert: »Wir foltern nicht, die Vereinigten Staaten foltern nicht!« Und legt anschließend ein Bekenntnis zu den amerikanischen Idealen ab. Der erstaunte Rest der Welt fragt sich: Gut, wenn die Vereinigten Staaten nicht foltern, nicht gefoltert haben, wer war es dann? Hatten die Amerikaner nicht die Aufsicht über das Gefängnis in Abu Ghraib?

Aber haben wir es wirklich mit einer bewussten, kaltschnäuzigen Lüge zu tun? Das Verblüffende ist doch, dass Bush den Widerspruch zwischen seiner Behauptung und den Tatsachen gar nicht zu bemerken scheint.

Es versteht sich, dass jemand, der ständig gegen die von ihm verkündeten Ideale verstößt, ein schweres Leben hat. Er lebt in der permanenten Furcht, bei einem Widerspruch ertappt zu werden. Jüngstes Beispiel ist der Evangelist Ted Haggert, der gegen Homosexuelle und die Homosexuellenehe wütete, aber sich regelmäßig von einem schwulen Freund bedienen ließ. Der erfolgreiche Hypokrit kann sich nicht damit zufrieden geben, seinen Anhängern ein X für ein U vorzumachen, er muss an seine Täuschung glauben. Er muss über die Fähigkeit verfügen, sich im Recht zu fühlen, auch wenn er noch so sehr im Unrecht ist. Das kann ihm nur gelingen, wenn er sich eine Wahrnehmungssperre auferlegt: wenn er den Teil der Realität, der seinen Behauptungen ins Gesicht schlägt, für inexistent erklärt. Es war schon eine Spitzenleistung der *hypocrisy,* dass George W. Bush und sein Wahlkampfmanager Karl Rove den hoch dekorierten Vietnam-Helden und Gegenkandidaten John Kerry als Drückeberger, Feigling und *flipflopper* hinstellten, während sich Bush, der sich dank der guten Beziehungen seines Vaters um den Einsatz herumgemogelt hatte, als geradliniger, kampfentschlossener Feldherr präsentierte. Und womöglich hat John Kerry den Wahlkampf verloren, weil er sich zu fein war, diese *hypocrisy* bloßzustellen.

Passt die Wahrheit nicht, wird sie passend gemacht

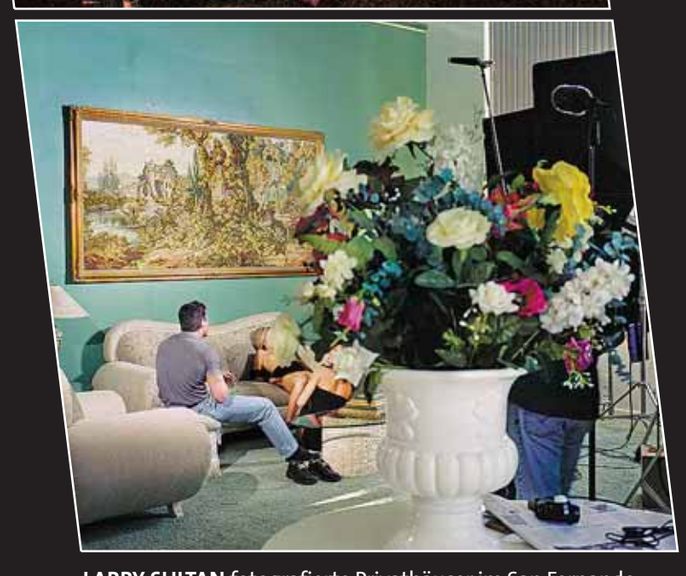
Die Kosten einer erfolgreichen Hypokrisie werden meist erst nach dem Abtritt eines Star-Darstellers deutlich. Wer über Macht verfügt, kann Tatsachen und Berichte, die seinen Verdrehungen widersprechen, diskreditieren oder schlicht unterdrücken. Wenn er gar Präsident ist, kann er sogar, um seine Ursprungslüge zu bewahrheiten, nachträglich die Wirklichkeit herstellen, die er anfangs nur behauptet hat. Hatte George W. Bush nicht behauptet, der Irak sei ein Tummelplatz des internationalen Terrorismus? Voilà, nach dem Einmarsch ist er es jetzt.

Die Fähigkeit zum Wegsehen und zur ungleichen Verteilung der proklamierten Freiheitsrechte hat die amerikanische Geschichte von Anfang an begleitet. In diesem Frühling ist eine aufsehenerregende Studie des britischen Historikers Simon Schama *(Rough Crossings)* erschienen. Sie zeigt, dass an die hunderttausend amerikanische Sklaven, die sich zunächst für die Versprechen des amerikanischen Unabhängigkeitskriegs begeisterten, zur britischen Krone überliefen, weil sie von ihr – »durchaus zu Recht«, meint Schama – eine bessere Behandlung erwarten konnten als von den amerikanischen Revolutionären.

Emma Goldman hat in den zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts in einem furiosen Essay den aus England eingeschleppten Puritanismus der Pioniere als Hauptquelle der amerikanischen *hypocrisy* ausgemacht. Der Puritanismus, schreibt sie, habe den »Teufel« nur tiefer in »das menschliche System« hineingetrieben. »Nirgendwo sonst trifft man so viele Betrunkene wie in unseren Prohibitions-Städten. Aber solange man mit parfümierten Süßigkeiten den stinkenden Atem der *hypocrisy* betäuben kann, wird der Puritanismus triumphieren.« Man würde gern lesen, was sie zum Rauchverbot unter freiem Himmel in einigen kalifornischen Gemeinden zu sagen hätte.

Der spezifische Beitrag des Puritanismus zur amerikanischen *hypocrisy* besteht wohl darin, dass er Sünden nicht vergeben kann. Eine Beichte samt Ablass ist nicht vorgesehen. Dem vom Ideal des Auserwähltseins und gleichzeitig von Verboten umstellten Sünder bleibt, wenn er seinen egoistischen Interessen und seinen Lastern nachgeht, kaum ein anderer Ausweg als der Selbstbetrug: Was er für sich tut, tut er für den Rest der Welt. Deswegen ist der amerikanische Hypokrit versucht, seinen Sünden eine Rechtsform zu verleihen. Ob es um die amerikanischen Umweltsünden, die Umgehung der Genfer Konvention oder die irrtümliche Entführung und Folterung eines vermeintlichen Terroristen geht – er wird bekunden, dass er sich nach den Regeln des Rechts verhalten hat.

Der amerikanische Sheriff hat wirklich einen gefährlichen Beruf, und er hat oft Recht. Aber die erotische Zärtlichkeit, mit der er den Labiallaut des Wortes *law* gegenüber dem Verkehrssünder zelebriert, hat etwas Beunruhigendes. Argumente gegen eine vielleicht ungerechtfertigte Bestrafung verschlimmern nur die Lage. Die Gunst des Sheriffs kann der Sünder allenfalls gewinnen, indem er sich rückhaltlos schuldig bekennt, dem Sheriff für die Bestrafung dankt und ihm Komplimente zur Ausübung seines schweren Berufs macht.



LARRY SULTAN fotografierte Privathäuser im San Fernando Valley, die von ihren Eigentümern teuer vermietet werden – an die Pornofilmindustrie

Fotos: Larry Sultan, Courtesy Galerie Thomas Zander

GENERATIONENFRAGEN: DIE 50-JÄHRIGEN (7. FOLGE)

»Ich genieße, was ich ihm jetzt alles geben kann«

Die Psychotherapeutin Wilhelmine Rauscher-Gföhler aus Wien über die Vorzüge der späten Mutterschaft

DIE ZEIT: Hat Ihnen Ihr Sohn im März etwas zum 50. Geburtstag geschenkt?

Rauscher-Gföhler : Ja – er hat gesagt: Mama, du bist sooo lieb. Und im Kindergarten hat er einen Schlüsselanhänger gebastelt, denselben wie für seinen Papa zum 61.

ZEIT: Max ist jetzt vier Jahre alt. Warum haben Sie erst so spät, mit Ende 45, ein Kind gekriegt?

Rauscher-Gföhler: Der Wunsch nach einem Kind war schon länger da, aber eine Zeit lang hat mich die Arbeit ganz und gar beansprucht. Ich bin die Älteste von sechs Kindern, aufgewachsen in einem kleinen Dorf, umringt von 20 kleinen Cousinen, Cousins. Als ich 20 war und mir in Wien eine eigene Wohnung nahm, ist einer nach dem anderen zum Studium nachgekommen. Mit 27 hatte ich dann wirklich genug, dauernd für andere zu sorgen. Das war ein Overloading, und ich hab mir gedacht, na, na, jetzt kein Kind, erst mal in die Freiheit! Später hab ich mich selbstständig gemacht – was sich rasant entwickelte, allerdings hab ich sechs Tage die Woche gearbeitet, und zwar je 10 bis 14 Stunden. Die Zeit verflog ganz einfach.

ZEIT: Wann wollten Sie doch ein Kind?

Rauscher-Gföhler: So mit 36, 37 – da dachte ich mir: Na Wahnsinn! –, als meine Mutter so alt war, erschien sie mir als alte Frau. Da war ich selbst 12, 13. Und plötzlich war bei mir da dieses Erkennen, man geht auf die Mitte des Lebens zu. Und da ist mir klar geworden, ich möchte unbedingt ein Kind. Es hat dann noch ein paar Jahre gedauert, bis ich schwanger wurde.

ZEIT: Wofür steht Ihrer Meinung nach Ihre Generation, Frau Rauscher-Gföhler?

Rauscher-Gföhler: Wir sind die, die das Alter im traditionellen Sinn erstmals aufheben wollten. Zum Teil ist es uns auch gelungen, vor allem geistig sind wir jung geblieben. Wir sind auch später erwachsen geworden und haben die Lebensphasen verlängert.

ZEIT: Was würden Sie sagen: Hatte das Geburtsalter von bald 46 auch was Gutes?

Rauscher-Gföhler: Ja. Ich kann mehr zurückstehen, bin eine reife Frau, das Kind muss nichts für mich leisten. Ich hab mir auch erlauben können, eine Kinderfrau, Babysitterin, Sekretärin zu beschäftigen. Mein Mann und ich können so also auch noch weggehen, wenn wir wollen.

WILHELMINE RAUSCHER-GFÖHLER wurde mit 45 Jahren Mutter

Foto: privat

ZEIT: Wenn Sie sich das Kind so sehr gewünscht haben – warum sind Sie dann nicht mehr mit ihm zusammen?

Rauscher-Gföhler: Es ist nun mal eine Realität, dass dieses Kind Eltern hat, die erwerbstätig sind. Was wir dadurch erwirtschaften, wird ihm später auch viel Freiheiten geben in seinem Leben. Ich genieße auch, was ich ihm jetzt alles geben kann. Sehen Sie, mit 20 hätte ich sehr sparen müssen, jetzt kann ich ihm geben, was er möchte: dieses Spielzeug, jenes Buch, später mal jenen Sprachkurs, diese Reise – was halt Sinn ergibt.

ZEIT: Sie kennen die Rechnung: Wenn Max 14 ist, sind Sie 60, und Ihr Mann …

Rauscher-Gföhler: … ist 71. Mein Mann sagt immer, wenn der Max pubertiert, werd ich grad gaga, da verkalke ich und werde es nimmer merken. Aber im Ernst: Ich will noch so viel im Leben – ich glaube, wenn dieses Kind 15 oder 17 ist, beginne ich noch mal was ganz Neues mit meinem Leben.

Das Gespräch führte Norbert Joa

Aus einer anderen Welt

Lisa Randall ist die erste Professorin für Theoretische Physik in 370 Jahren Harvard. Sie glaubt an bisher unbekannte Paralleluniversen. Eine Begegnung in Berlin **VON JAN PFAFF**

Könnte in der Parallelwelt jetzt die Sonne scheinen – anders als gerade in Berlin? Die zierliche, blonde Frau lacht. »Viele Menschen stellen sich Parallelwelten immer als eine bessere Version unserer Welt vor«, sagt Lisa Randall. »Da würde ich dann auch mit Journalisten in einem Hotelsaal sitzen, aber meine Theorie viel verständlicher erklären können als hier.«

Die Parallelwelten dieser Physikerin sind nicht einfache Variationen unserer Welt. Sie sind anders. So anders, dass wir sie uns kaum vorstellen können, sagt sie. »Vielleicht gibt es zehn Zentimeter entfernt von uns eine eigene Welt mit völlig eigenen Gesetzen, ohne dass wir sie wahrnehmen.«

Mancher Laie schüttelt da den Kopf. Vielen Physikern ist die Idee anderer Welten hingegen längst vertraut. Einige komplexe Gleichungen gehen nur auf, wenn man den bekannten drei Dimensionen des Raumes mathematisch weitere, nicht wahrnehmbare Dimensionen hinzufügt. Solche Berechnungen führten zur String-Theorie. Lisa Randall hat mit ihrem Mitarbeiter Raman Sundram 1999 einen wichtigen Ansatz innerhalb dieser Theorie vorgestellt: das Randall-Sundrum-Modell. Nun erscheint ein Buch von ihr auf Deutsch, *Verborgene Universen*, in dem sie über unbekannte Dimensionen nachdenkt und das sie in Berlin vorstellt.

Im Gespräch ist ihr Spaß ein wichtiges Wort. Bereits als junges Mädchen lässt sie sich von Gleichungen faszinieren, gewinnt für ihre New Yorker High School landesweite Schülerwettbewerbe. »Was mich an der Mathematik anzog, waren die eindeutigen Antworten«, erzählt sie. »Heute ist es mit eindeutigen Antworten nicht mehr so einfach.«

Mit 29 wird sie Assistenz-Professorin in Harvard, mit 34 erhält sie eine Professur am berühmten Massachusetts Institute of Technology (MIT). 2001 kam dann der Ruf nach Harvard – ein Leben auf der akademischen Überholspur.

Nun ist sie also die erste Professorin für Theoretische Physik in 370 Jahren Harvard. Dabei wirkt sie, als käme sie direkt aus einem Szene-Café in Berlin-Mitte. Bluse, Rock, hohe Stiefel. An ihrem Handgelenk glänzt ein goldener Reif.

Amerikas Medien sehen in ihr die Jodie Foster der Physik. Den Vergleich mag sie nicht. Sie weiß, dass nicht nur ihre Arbeit, sondern auch ihr Aussehen Aufsehen erregt. Immerhin, es hilft ihr, eine große Öffentlichkeit zu erreichen: »Ich versuche, Wissenschaft zu popularisieren, ohne sie zu trivialisieren.«

Ihr Buch mutet dem Leser auf 550 Seiten einiges zu: String-Theorie und Supersymmetrie,

Foto: Nora Erdmann für DIE ZEIT

LISA RANDALL zählt zu den am häufigsten zitierten Forschern in einer von Männern beherrschten Disziplin

ein Rückblick auf Einsteins Relativitätstheorie und die Grundlagen der Quantenmechanik. »Es ist mir wichtig, als Wissenschaftlerin ernst genommen zu werden«, sagt sie.

Warum soll es eigentlich zusätzliche Dimensionen und verborgene Welten geben? »Weil wir viele Dinge sonst nicht erklären können«, antwortet sie knapp.

Zum Beispiel das Problem der Gravitation. Ein kleiner Magnet kann eine Büroklammer hochheben, obwohl die Erdmasse mit ihrer Gravitation sie in die andere Richtung zieht. Diese Schwäche der Schwerkraft ist nur ein Phänomen, das die herkömmliche Physik nicht erklären kann. Mit Zusatzdimensionen sei das Rätsel lösbar, sagt Lisa Randall.

Der Gedanke an zusätzliche Dimensionen ist ihr nicht nur aus der theoretischen Beschäftigung vertraut. Er ist ihr eine alltägliche Erfahrung. Weil sie auf einem Auge kurzsichtig ist, auf dem anderen weitsichtig, kann sie nicht räumlich sehen. Eine Brille oder Kontaktlinsen will sie nicht. Sie hat gelernt, sich trotzdem zu orientieren. Sie denkt sich einfach eine Dimension hinzu.

Allen Ableitungen und Formeln zum Trotz hat ihre Theorie etwas Metaphysisches. Sie behauptet nicht, dass es zusätzliche Dimensionen und Parallelwelten im Kosmos sicher gebe. Sie sagt: »Ich glaube, dass es sie gibt.«

Den Moment, an dem sie sich dies eingesteht, beschreibt sie als ein beinah religiöses Erweckungserlebnis. Auf der Brücke eines Flusses, geblendet vom Sonnenlicht, das sich im Wasser spiegelt, wird ihr auf einmal bewusst, dass es mehr als nur die bekannten Dimensionen geben müsse.

Haben die Parallelwelten ihr ganz persönliches Leben verändert? »Eigentlich gar nicht«, sagt sie ruhig. »Dass wir im Universum ein winziger, ziemlich unbedeutender Teil sind, wussten wir doch schon vorher.«

Science-Fiction-Träume vom großen Sprung in eine Parallelwelt zerstört sie sofort. Reisen zwischen den Dimensionen seien Menschen nicht möglich, schon rein theoretisch. »Wenn wir Glück haben, entdecken wir winzige Teilchen, die zwischen den Welten hin- und herwechseln können.«

Im kommenden Jahr soll in Genf der gewaltige Teilchenbeschleuniger LHC (Large Hadron Collider) einsatzfähig sein. In einer 27 Kilometer langen kreisförmigen Röhre wollen Physiker winzige Teilchen, Hadronen, mit nie zuvor erreichter Geschwindigkeit aufeinander krachen lassen. In dem Splitterhagel könnten auch Teilchen aus einer anderen Welt gefunden werden – wenn Lisa Randall Recht hat.

Sie legt Wert darauf, dass – anders als bei manchem ihrer String-Theorie-Kollegen – ihre Ideen überprüfbar seien. »Das macht meine Spekulationen zur Wissenschaft. Wir werden bald sehen, ob es wirklich diese Parallelwelten gibt.«

Als theoretische Physikerin ist ihre Kompetenz heute unumstritten. Bei einem Konferenzbankett ließ Stephen Hawking den Stuhl neben sich für sie freihalten. Und sie zählt zu den am häufigsten zitierten Forschern in einem von Männern dominierten Fachbereich.

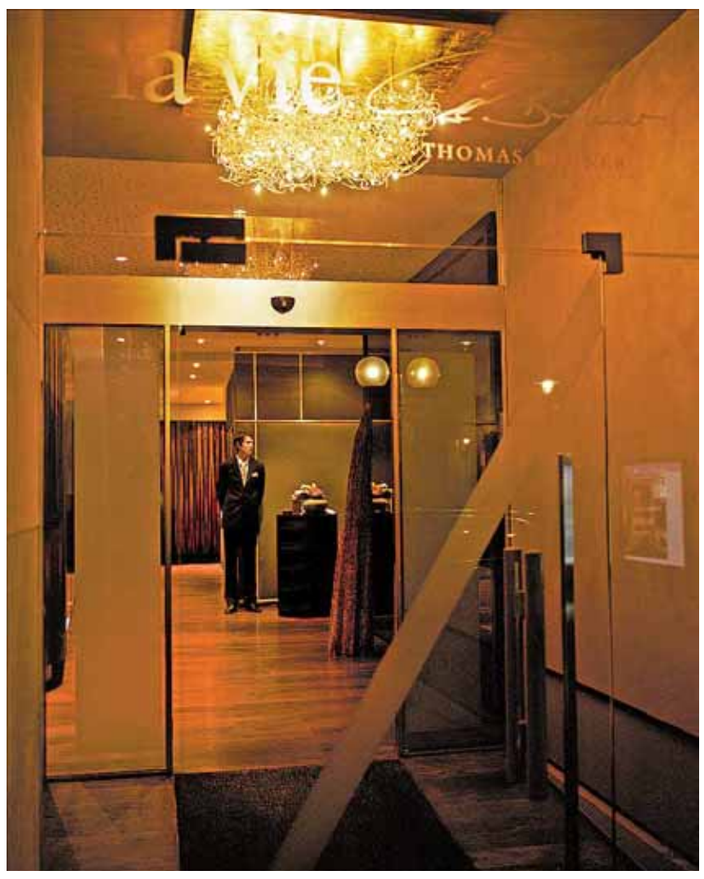
Um diese Anerkennung musste sie hart kämpfen. »Es gab Physik-Professoren, die mich nicht beachtet haben, einfach weil ich eine Frau bin.« Erst vor kurzem hatte sie wieder so ein Erlebnis. In Amsterdam holte sie ein Fahrer vom Flughafen ab, der ihr von einer Diskussion mit seinem Chef erzählte. Der Fahrer wollte den Namen Lisa Randall auf sein Schild schreiben, aber der Chef widersprach. Ein Physik-Professor aus Harvard, das könne doch keine Frau sein.

»An solchen Tagen merke ich wieder, dass es immer noch ein Thema ist«, sagt Lisa Randall. Dann wünscht sie sich manchmal doch, in eine Parallelwelt springen zu können. So eine wie unsere Welt, nur ein bisschen besser.

Foto: Siggi Hengstenberg

WOLFRAM SIEBECK
testet wieder Restaurants. Dabei stellt er fest: Ein Freund übertriebener Schaumspeisen ist er nicht

Essen heißt auch beißen



Von der Straße hinein ins **LA VIE ...**

Fotos: Marc Beckmann für DIE ZEIT

... AN DEN GEDECKTEN TISCH. In der Küche arbeitet Thomas Bühner, der Koch des Jahres

Als Erstes bringen sie einem ein Holzbrett an den Tisch, geformt wie ein Blatt. Ein Lindenblatt, denn der Laden heißt so ähnlich. Auf dem Brett befinden sich ein Buttertöpfchen, ein scharfes Messer und ein ganzes, frisch gebackenes Brot so groß wie eine Männerfaust und von überwältigender Köstlichkeit. Das fängt ja gut an, denke ich und versuche zu ergründen, was außer Koriander und Anis noch drin sein könnte.

Da kommt Stefan Brandtner an den Tisch, er ist der Kompagnon von Gerhard Brugger, bringt die Speisekarten und redet ganz schnell und ganz viel über die Sachen, die nicht auf der Karte stehen und die ich ebenfalls essen könne. Es ist Abend, eine Tageszeit, in der mein Hunger sich bereits zur Ruhe begeben hat. Das Lokal ist ausgebucht, das Licht nicht übermäßig hell; aber die gemalten Mozartporträts an den Wänden sind noch zu erkennen, ebenso wie die Blattpflanzen in den Ecken und auf den Fensterbänken. Tagsüber, denke ich, muss man hier einen fantastischen Blick auf Salzburg haben; die beleuchtete Festung ist auch jetzt in der Ferne gut zu erkennen. Der Witz ist, dass dieses Lokal unterhalb der Kirche Maria Plain zu Bergheim gehört und nicht zu Salzburg, weshalb der auf Salzburg fixierte Reisende es in den Restaurantführern vergeblich sucht. Später fährt ihn der Taxifahrer vom Hotel in der Stadt für knapp zehn Euro zur Plainlinde hinauf. Selten war ein Fahrpreis derart gut angelegt.

Denn was Brugger und seine Leute in der Küche zuwege bringen, ist schlicht sensationell. Da kocht einer, der begriffen hat, wie man eine moderne Küche praktiziert, sodass sie jedem Gast schmeckt. Der Begriff »modern« bezieht sich weniger auf einen Stil als auf jene Empfindung, die ein gelungenes Essen auch bei verwöhnten Essern auslösen sollte, welche nicht analysieren wollen, ob es sich hier nun um klassisch-französische oder mediterrane Einflüsse handelt, ob Ferran Adrià grüßen lässt oder die Wasabi-Curry-Koalition am Ergebnis beteiligt ist – um Esser also, denen der Wohlgeschmack einer Speise wichtiger ist als deren DNA. Vor allem fühlen sich in der Plainlinde jene Genießer am richtigen Ort, die sich bei den Superköchen Europas nicht selten auch langweilen. Denn jeder Gang, den der Herr Brandtner an den Tisch bringt, steigert die Begeisterung des Essers. Er staunt über das Raffinement, mit dem hier gewürzt wird, und findet in diesem eher schlichten Restaurant ein unerwartetes, kulinarisches Glück. Mit einem Wort, er erlebt eine Sternstunde moderner Kochkunst.

Die Benennung der einzelnen Gerichte, die meinen Jubel auslösten, besagt nichts. Da war eine Terrine vom Kalbskopf auf Blätterteig mit einer Jakobsmuschel, eine andere Terrine mit Gemüse und Ziegenkäse, sodann ein pochiertes Filet vom Waller, ein Fleischgericht (Kalbsleber), ein Apfelküchlein. Also das Übliche, ist man versucht zu sagen. Aber nichts war üblich. Bei jedem Gericht hatte ich das Gefühl, es noch nie gegessen zu haben. (Und bei jedem neuen Teller fürchtete ich, die Glückssträhne könne abreißen. Aber sie hielt bis zum Schluss.)

Von Salzburg in eine Stadt ohne kulinarischen Kredit: Osnabrück

In der Plainlinde erlebt der Gast, was er der österreichischen Gastronomie schon immer zugetraut hatte, nämlich die Vermählung von landestypischen Spezialitäten mit den Formen der modernen Küche, wobei die traditionellen Deftigkeiten derart verfeinert sind, dass sich eine glückliche Koalition ergibt, in der keine L'art-pour-l'art-Experimente die Harmonie stören und urige Rückstände nicht zugelassen sind. Wir haben es bei den hier aufgetischten Speisen mit der kulinarischen Ideallinie zu tun, die Gerhard Brugger nie um nur einen Zentimeter verfehlt. Sein Tempo und sein Stil zeugen von meisterhafter Beherrschung des Metiers. Da gibt es kein affektiertes Tänzeln, aber auch keinen Marschschritt, keine selbstverliebten Pirouetten und kein Stolpern in volkstümliche Deftigkeit. In der Plainlinde siegt die Lust am Essen über die modischen Verrenkungen der kochenden Schamanen.

Es versteht sich von selbst, dass die aus zwei schweren Büchern bestehende Weinkarte des Restaurants alles enthält, was Österreichs Winzer in Flaschen füllen. Der Fremde fühlt sich von den vielen Namen überfordert; aber Herr Brandtner ist sofort mit sachverständigem Rat zur Stelle und öffnet auch gerne eine Flasche, wenn man nur ein Probeglas trinken möchte. Zum Ruhm der Plainlinde tragen auch die Preise bei sowie eine Terrasse, auf der bei schönem Wetter unter alten Bäumen serviert wird. Mittags gibt es allerdings nur eine kleine Karte.

Es existieren nicht nur versteckte Adressen, es gibt auch versteckte Städte, denen der Wanderer keinen kulinarischen Kredit geben würde. Osnabrück ist so eine Stadt. Verzeihung, sie war es. Wenn über die Belebung der deutschen Provinz durch neue Restaurants und junge Köche geredet wird, darf man das La Vie in Osnabrück nicht aussparen. (Die Altstadt mir ihren zauberhaften Giebelhäusern ist eine andere Attraktion. Aus dem Zimmer Nr. 525 des Steigenberger Hotel Remarque (der Romancier wurde in Osnabrück geboren) hat man einen fabelhaften Rundblick über die Stadt und den Himmel Ostwestfalens.)

Erst seit einem halben Jahr kocht hier Thomas Bühner, der zuvor in der Dortmunder Hohensyburg Aufsehen erregte. Er ist mit seiner gesamten Brigade in das alte Haus mit dem modernen Ambiente umgezogen, wo seine charmante Partnerin Kanagaratnam den tadellosen Service leitet. Vom *Feinschmecker* wurde er soeben zum Koch des Jahres gekürt. Und – dies war mein Eindruck bei meinem ersten Besuch in Osnabrück – wahrscheinlich wird Thomas Bühner früher oder später in die Riege der Drei-Sterne-Köche aufsteigen.

Thomas Bühner gehört zu den wenigen Künstlern der Kochwelt

Nicht dass unser Abendessen in dem alten Handelshaus fehlerlos gewesen wäre. Die geräucherte Jakobsmuschel hatte zu viel Raucharoma abgekriegt, was ihr, die ja sonst keinen Eigengeschmack besitzt, nicht gerade zur Aufnahme in den Klub der Edeldelikatessen verhilft. Und die sechs Variationen von der Gänsestopfleber waren in den siebziger Jahren ein Paradestück der Luxusköche. Auf diese Schaumpralinen aus Gänseleber mag der Patissier stolz sein, der sie ausgetüftelt hat. Der Feinschmecker zieht eine solide Scheibe von der Terrine vor. Vor allem wenn, wie im La Vie, das Schaum-Motiv überstrapaziert wird. Ich gebe ja zu, dass all die verschiedenen Schäume (Ferran Adrià lässt grüßen) raffiniert gewürzt waren. Aber essen heißt auch: beißen.
Trotzdem soll Thomas Bühner ein Anwärter auf den höchsten Ruhm sein? Gewiss; denn stilistische Mängel überwindet einer wie er im Handumdrehen. Seine Stärke liegt ganz offensichtlich in der raren Begabung, die Unnatürlichkeit eines Kunstwerks natürlich und logisch erscheinen zu lassen. Das Kriterium der großen Küche ist nun mal die Verwandlung eines Rohproduktes in ein Konstrukt von höchster Verfeinerung, dem man die kreative Arbeit möglichst nicht anmerkt. Derartige Kunstwerke findet der Gourmet nur bei dem genialen Dutzend der heutigen Kochkünstler. Thomas Bühner gehört dazu.

Eine ganz persönliche Freude machte mir die Liste eines amerikanischen Kollegen *(New York Times),* der für jedes Land sein Lieblingsrestaurant benannte. Für Frankreich war es die Auberge du Cep in Fleurie (Beaujolais). Das bescheidene Restaurant gehört auch zu meinen bevorzugten Adressen. Ich habe in der *ZEIT* mehrmals auf seine schlichten, aber exzellenten Qualitäten hingewiesen. Sie existieren noch heute. Deshalb empfehle ich es hier nochmals.

ZUR PLAINLINDE
Plainbergweg 30, A-5101 Bergheim
Telefon 0043-662/45 85 57
Montags und dienstags sowie im Juni und September je eine Woche geschlossen

LA VIE
Krahnstr. 1–2, 49074 Osnabrück
Telefon 0541/33 11 50
Nur Abendessen, sonntags/montags zu

AUBERGE DU CEP
Fleurie (Beaujolais)
Telefon 0033/474 04 10 77
Von Sonntag bis Dienstagmittag zu

AUS SIEBECKS KÜCHENSCHRANK

Einhandmühle

Als die Designer kess geworden waren, Simsalabim, vergaben sie Designerorden, Simsalabim, an einen Irren ihrer Gruppe. Der pfefferte die Suppe, Simsalabim, mit nur einer Hand. Was ein Fernsehkoch ganz irre fand. Die hier abgebildete Einhandpfeffermühle ist gleichzeitig auch eine Einhandsalzmühle. Um vom Salzen zum Pfeffern umzuschalten, braucht man allerdings beide Hände. Diese Erfindung nimmt im Absurditätenkabinett den Spitzenplatz ein. Dass ein Koch mit Namen Mälzer sie empfiehlt, muss einen Grund haben. Aber welchen?

* Einhändig bedienbare, umschaltbare Gewürzmühle »Metall LAB 921« für zwei verschiedene Gewürze von Lurch, 32,95 Euro

Foto: Ragnar Schmuck für DIE ZEIT

BERND ULRICH,
STELLV. CHEFREDAKTEUR,
IM MERCEDES SL 500

Die Ambulanz

Fußkranke steigen ein und erfahren ungekannte Euphorie

Foto: Andreas Mühe für DIE ZEIT

Die folgende kleine Geschichte ist im Großen und Ganzen erfunden. Das heißt, das unglaubliche Auto, um das es hier gehen soll, das gibt es natürlich, aber der Rest ist echt nur ausgedacht. Und zwar deswegen, weil ich mich, wenn das wirklich alles so passiert wäre, ein wenig strafbar gemacht, gegen die StVO verstoßen und versicherungsrechtlich einen schweren Fehler begangen hätte, was ein *ZEIT*-Redakteur natürlich niemals tut.

Kurz nach der WM spielte ich mit ein paar Freunden zusammen Fußball. Mit einem kleinen Ball. Auf dem Bürgersteig. Im Dunkeln. Und als ich gerade zu einer Lokomotive ansetzte (das ist einer dieser Ronaldinho/Ronaldo-Tricks), da trat ich unglücklich auf den Ball, zerrte mir alle Bänder und holte mir eine ordentliche, kleine Fraktur im rechten Fuß.

Am nächsten Tag hüpfte ich unter doch recht erheblichen Schmerzen zum Orthopäden, der mir nach nur fünf Stunden Wartezeit (ich bin gesetzlich versichert) eine ultra-modern aussehende, klettverschlossene Plastikschiene anlegte und mir ein paar Krücken gab (mit Eigenbeteiligung selbstverständlich). Als ich ihn fragte, wie lange ich nicht auftreten dürfe, sagte der Arzt: sechs bis acht. Entsetzt fragte ich nach: Acht Tage, das kann doch nicht wahr sein!? Nein, erwiderte er sachlich, ist es auch nicht: acht Wochen!

Verdammt lang, besonders wenn der Sommer so fantastisch ist wie dieser und wenn man eine Woche später einen 388 PS starken Mercedes SL mit Faltdach bekommen soll. Ich traute mich nicht, meinem Orthopäden die alles entscheidende Frage zu stellen, wartete also, bis er hinausging und wandte mich an die Arzthelferin: Sagen Sie mal, ist es erlaubt, mit angebrochenem rechten Fuß und überdehnten Bändern Auto zu fahren?

Natürlich nicht, antwortete sie mitleidlos, und wenn Sie damit einen Unfall bauen, sind Sie immer schuld. Aber, die junge Frau zog mich beim Blick in meine traurigen Augen etwas näher heran, Sie müssen bei einem Unfall einfach nur die Schiene vom Fuß reißen, bevor die Polizei kommt. Ich dachte: Wenn ich dann noch kann …

Plötzlich stand der Wagen vor der Tür. Dunkelrot, überall Kühlungsschlitze, breite Reifen lächelten mich an. Ich überlegte, ob es richtig wäre, mich nun gegen alle versicherungsrechtlichen Bedenken in dieses Geschoss zu setzen. Nach ein oder zwei Sekunden gründlicher Gewissensprüfung war die Entscheidung gefallen: Jaah!

Rasch humpelte ich auf das Auto zu und wollte einsteigen. Nur, wohin mit den Krücken? Hinter die Sitze konnte ich sie nicht stecken, da lugten sie heraus, und dann würde mir im Ernstfall alles Schieneherunterreißen nichts helfen. Also in den Kofferraum. Der ist beim SL für Sportwagenverhältnisse recht geräumig, drei Hutschachteln passen locker rein, zwei Krücken jedoch nicht so leicht, wegen der Länge.

Erst nach einigem Gestopfe ging es. Ich schloss den Kofferraum, humpelte auf einem Bein möglichst unauffällig nach vorn, hievte mich auf den Sitz und wollte losfahren. Das ging aber nicht, die Zündung blieb stumm. Sollte dieses Auto eine versicherungsrechtlich intelligente Wegfahrsperre haben? Das Display zeigte warnend an: Kofferraumklappe. Da fiel mir ein, dass da noch eine zweite Klappe war mit so billigen Plastikstegen, die irgendwo eingehängt werden können oder müssen, wie mich die Gebrauchsanweisung aufklärte. Das machen die, damit sich keine Gegenstände (wie zum Beispiel Krücken) im Faltdach verhaken, das ebenfalls im Kofferraum versenkt wird. Nach nochmaligem Ruckeln und Biegen an Krücken und Klappe war mir klar: Dieses Auto ist nicht für Behinderte gedacht. Oder doch?

Immerhin, jetzt fuhr das Ding. Nach den ersten Metern merkte ich, dass ein kaputter Fuß in so einem Auto nicht bremst, butterweich ließ sich das Gaspedal drücken, es tat kaum weh. Beim Blick in den Rückspiegel bekam ich Angst. Die Polizei war hinter mir her. Sofort duckte ich mich und riss mir die Schiene vom Fuß, wobei ich gefährlich nah an die Leitplanke kam. Die Polizisten hatten nichts gemerkt. Fünf Minuten später war ich allein auf der Autobahn. Ich biss die Zähne zusammen und trat bei Tempo 100 das Gaspedal mal so richtig durch. Dann geschah etwas, das ich trotz einiger Sportwagenerfahrung so noch nie erlebt hatte. Der SL beschleunigte nicht bloß einfach, es war eher so, als würde ein zweiter Motor zugeschaltet. Oder eine Düse.

Ein gesunder Mensch kann sich den psychologischen Effekt dieser Beschleunigung wahrscheinlich gar nicht vorstellen. Aber wenn man den ganzen Tag nur humpelt, wenn man nach einem Kilometer vom Laufen auf Krücken durchgeschwitzt ist und dann in so ein Auto steigt und in null Komma nix auf 200 Stundenkilometer kommt: herrlich! Von der lahmen Ente zum kühnen Adler in 20 Sekunden!

Das Gefühl, gebrechlich geworden zu sein, das sich in der ersten Woche eingestellt hatte und das ohne jeden Zweifel die Heilung verzögerte – in der SL-Woche danach wich es einer regelrechten Euphorie, mit der ich glatt rückwirkend das Halbfinale hätte gewinnen können. Und der Fuß wurde rasch immer besser. Nicht zuletzt ist man in einem Mercedes SL weitaus sicherer als auf Krücken in der eigenen Wohnung. Mit anderen Worten: Den Wagen müsste es als Stimmungsaufheller eigentlich auf Rezept geben (mit Eigenbeteiligung selbstverständlich).

So weit mein kleines Sommermärchen. Übrigens spiele ich mittlerweile sogar schon wieder Fußball.

UNTER DER HAUBE

MOTORBAUART/ZYLINDERZAHL: Benzinmotor, 8 Zylinder, 5461 ccm Hubraum

LEISTUNG: 285 kW (388 PS)

7-GANG-AUTOMATIK-SCHALTGETRIEBE, HECKANTRIEB

BESCHLEUNIGUNG (0–100 KM/H): 5,4 Sekunden

HÖCHSTGESCHWINDIGKEIT: 250 km/h (abgeregelt)

DURCHSCHNITTSVERBRAUCH: 12,2 Liter auf 100 km (Super Benzin)

KOSTEN (PRO JAHR): Vollkaskoversicherung: Typklasse N29,

STEUER: 371 Euro (Schadstoffklasse Euro 4)

BASISPREIS: 103 240 Euro

LEBENSGESCHICHTE

Im Kreis der Lieben

Er war ein Familienmensch, im Beruf wie privat. Einer, der seine Seelengefährten sorgsam wählte, um sie dann in seiner Nähe zu behalten. So führte er 47 Jahre lang eine harmonische Ehe, bis zu seinem Tod. Und auch beruflich blieb er treu. Rief in mal kurzen, mal langen Abständen seine Wahlverwandten zu sich, um dann mit ihnen einen seiner Filme zu drehen, deren Handschrift mit den Jahren immer unverwechselbarer wurde.

Das lag an der zunehmend kammerspielartigen Form und auch an seinem Grundthema, das er variierte. »Ich will von Gefühlen erzählen, die man ausdrücken, aber nicht erklären kann«, sagte er. Also zeigte er in ausgefeilten, dabei oft fast beiläufigen Szenen, wie Männer und Frauen aufeinander zu- und voneinander weggehen. Vor allem: wie sie einander verpassen, häufig, ohne es zu wollen. Nur ein paar Blicke, Worte, Gesten – sie genügten ihm, um einen ganzen Kosmos von Lebensgeschichten in einer einzigen Szene aufblitzen zu lassen.

Am Ende waren so gerade mal dreizehn Filme entstanden, eher wenig für gut vierzig Jahre. Aber er ließ sich eben Zeit, überstürzte nichts. Das merkt man den Resultaten bis heute an: Sie wirken stimmig in jedem Detail, ihren dem Alltag abgelauschten Dialogen, der Atmosphäre, der Musik – er hatte früher Jazzkritiken geschrieben – und der Zeichnung der Figuren.

»Endlich mal kein Tyrann« – so charakterisierte ihn seine Lieblingsschauspielerin, mit der er in zehn Jahren fünfmal drehte. Es war seine produktivste Phase, und beide profitierten davon: Ihm glückte mit ihr ein Erfolg nach dem anderen, darunter zwei Klassiker; sie reifte dank ihm zur Charakterdarstellerin, die sich ihre Hauptrollen aussuchen konnte. Doch kein anderer setzte sie so stark und zugleich verletzlich in Szene wie er, so sinnlich und hinreißend. »Sie verträgt keine Mittelmäßigkeit und nicht das Versiechen der Gefühle«, sagte er über sie und dass ihr Gesicht mit den Jahren immer schöner werde.

Als sie starb, brauchte er eine Pause. Es dauerte Jahre bis zu seinem nächsten Film; Jahre, bis er eine, dann eine zweite Schauspielerin fand, mit denen er wieder so intensiv arbeiten konnte wie mit ihr. Vermutlich hatte die zwei eine Art Vater-Tochter-Beziehung verbunden und nicht, wie man munkelte, ein Liebesverhältnis. Jedenfalls sagte er nach ihrem Tod, dass sie oft wie ein kleines Kind gewesen sei: »Damit sie sich sicher fühlen konnte, brauchte sie eine Menge Liebesbeweise.«

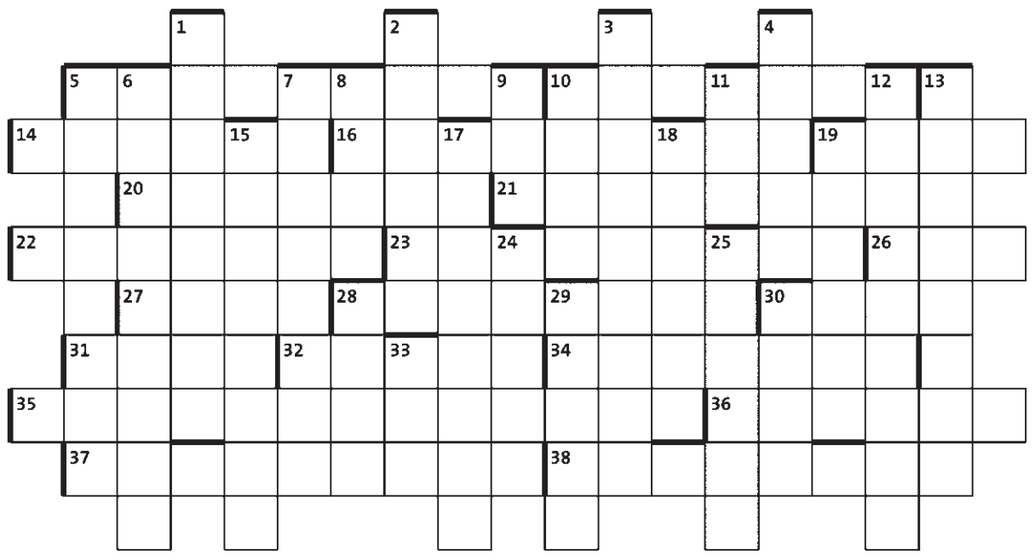
Doch auch bei der Auswahl der männlichen Darsteller wählte er Kontinuität. Jeder der drei, die er bevorzugte, galt eine Zeit lang als sein Alter Ego. Erneut zeigte sich hier sein Faible für Wahl- und Seelenverwandtschaften. Und für bestimmte, ihm und bald auch dem Publikum vertraute Gesichter und Charaktere.

Es war verblüffend: Verließ man das Kino am Ende seines Films, kam es einem irgendwie so vor, als ob man eine Runde lieb gewonnener Freunde zurückließ, mit denen man einige Tage verbracht hatte – und die man hoffte, bald wieder zu besuchen. Auf die Frage, wie er, der Industriellensohn, zum Kino gefunden habe, antwortete er: »Weil es sich aus den Zufällen des Lebens so ergeben hat, dass Filmemachen für mich das einzige Mittel wurde, mit den anderen zu kommunizieren.« Ein Zufall mag gewesen sein, dass er in einer Nation lebte, die das Cinema liebt. Doch dass er der landestypischste aller Regisseure geworden war, wie es hieß – das verdankte er seiner leisen, prägnanten Kunst.

Wer war's? **FRAUKE DÖHRING**

AUFLÖSUNG AUS NR. 45:

Konstantin I. (275/280–337) wurde erst Cäsar, dann als Augustus Tetrarch des Römischen Reichs. Er starb vor dem Feldzug gegen die Perser. Die zitierten negativen Urteile stammen von Mommsen, Voltaire und Burckhardt, die positiven von seinen Hagiografen



UM DIE ECKE GEDACHT NR. 1832

Waagerecht: 5 Nicht gerade ein Nasenwärmer für den herbst- bis winterlichen Radfahrer **10** Konsequenz von Komplettabsenz von Distanz **14** Von der Sonne hervorgelockt – oder: kann nicht lange den Scheinschein wahren **16** Es gibt keine Klassen im Leben für …, es ist immer gleich das Schwierigste, was von einem verlangt wird (Rilke) **19** Führende Figur bei dem, der bei der Sache mit Jim und Jane nur schuld war **20** Ein Spatzenadler, wie sein alter Name sagt **21** Informationenabhebestätte **22** Die und das Meer: Freddy-Thema nicht nur im Film **23** Man muss die … kennen, bevor man sie verdrehen kann (Mark Twain) **26** Griff zum 25 senkrecht, Lortzing hatte Töne dafür **27** Auch in Indienliteraturamateurkreisen präsent: sagenhafter Zeiten König **28** Gab's schon als Kaiserhaus und Forumszubehör, ehe sie Christentreffpunkt wurde **30** Klopstockscher bot Grund für Poetenbundesgründung **31** Umschlingt Millionen, asiatische insbesondere **32** Dufte, wenn man bei ihr noch den Braten riecht! **34** Mit all ihren Hahnenfüßchen fest verwurzelt in der Frühlingslyrik **35** Rat von Goethe: Eigenheiten, die werden schon haften; kultiviere deine …! **36** Ein Fast-schon-Wollen, ein Bald-vielleicht-Lieben **37** Reisen gibt's kaum ohne irgendwelche, und ein solcher erfreut dabei **38** Nennt jemand seine Schätze Kram, ist er dem zuweilen gram

Senkrecht: 1 Leben recht steuervorteilhaft, wenn nur aufgabenteilbereit **2** Französisches Getränk mit griechischem Vokal: ging zu Meeresgrunde vor sagenhaft langer Zeit **3** Erst bepackt, dann huckepack genommen **4** Die Wahrheit hat nur eine …, die Lüge hat vielerlei (Sprichwort) **5** So darf man jenes Lieschen wohl nennen, denn eine 14 waagerecht kommt niemals allein **6** Schritte unternehmen vielleicht wegen einer Zeitung, etwa wegen eines Streits **7** Plattform für Sonnenfrühstück, Freiluftmittagspause, Grillabend **8** Heimbauelement im Fleißarbeiterinnenstaat **9** Im britischen Landadel, und nicht nur dort, eine Anrede abkömmlingsseits **10** Begrünen die Fauna in Kiwis Areal **11** Was gilt der King im Black Jack in Las Vegas? **12** Mit ihm gelingt die Quaderatur von Feinstmineral **13** Brandenburgherren vordem, Anhaltregenten längere Zeit **15** Betreten in der Übergangsphase von Land- zu Luftreise **17** Bacchus' Gruß von den Albaner Bergen **18** Die kriegen's nicht recht hin mit der Eleganzbalance **19** Uraltfall von Regieeinfall: Hinfall nach Fall von Abfall von ihr **24** Welche Trauer, als die den Mutigsten aus zagendem Chor nicht mehr hergab? **25** Sprichwörtlich: Nicht der … schmiedet das Eisen, sondern der Schmied **28** Passt zu Amor wie die Stadt zum Michel **29** Baumarktgängige Vokabel aus Bestellung an Cappuccinobar **30** Kopfbedeckname aus Umverteilungspraktikerkreis **33** Grund, von Zeit zu Zeit den Blick gen Wand oder Turm oder Gelenk zu lenken

AUFLÖSUNG AUS NR. 45:

Waagerecht: 7 KAISERKRONE **11** KEGEL **14** MISSTRAUEN **17** TREIBHAUS-effekt **19** REPORTER **20** GROSS **21** LEU in Mitte-leu-ropa **22** »Es fährt ein Zug nach NIRGENDWO« **25** STENGE **26** SCHNEE **27** ESKAPADEN **9** BERG-leute **30** HENGST bei Karl May **32** TELE(-objektiv) **33** BARDEN **35** VERRAT **36** norweg. OERE **37** NOTIERUNG **38** ZAREN **39** ANSTRENGUNG

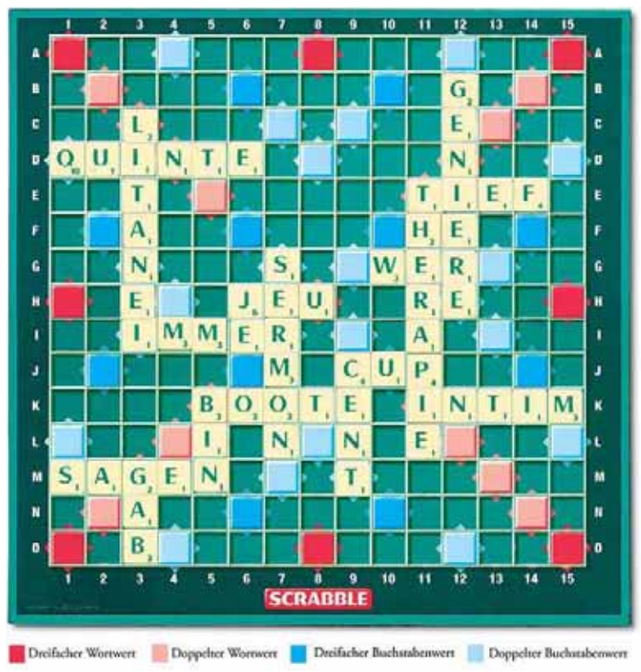
Senkrecht: 1 HASENHERZ **2** HERR in Sprec-herr-iten **3** GONG **4** VERONA **5** MEISTERIN **6** GEHEN **7** KIRSCHEN **8** STORE = Geschäft, Lager (engl.) **9** RATE **10** KUENSTE **11** KESS **12** LAUGEnbrezel **13** BUMERANG **15** SPINNRAD (Goethe, »Faust«) **16** ERDKERN **17** TROPEN **18** Kamera-BLENDE **23** GESTEN **24** New South WALES **27** ETON **28** DATE **29** BERUF (Gus Backus, »Da sprach der alte Häuptling der Indianer«) **31** GAR **33** Bücher-, Schiffs-BORD **34** NUN

SCRABBLE

Seit dem letzten Wochenende hat Scrabble-Deutschland einen neuen Champion – vorausgesetzt, die Vorjahressiegerin Blanca Gröbli-Canonica hat ihren Titel nicht verteidigen können (was bei Redaktionsschluss noch nicht feststand). Bevor wir in der kommenden Woche mit der Aufarbeitung des *ZEIT*-Scrabbleturniers beginnen, möchten wir heute erneut auf den nächsten Event hinweisen: Die »Braunschweig Open« finden, wie bisher, am zweiten Februarwochenende statt, Organisator vor Ort bleibt Martin Gahlow.

Gespielt wird voraussichtlich im Sport- und Tagungshotel Play off, einige Plätze sind noch frei (Anmeldungen bitte per Mail an info@scrabble-deutschland.de).

In der heutigen Spielsituation lässt sich ein Wert in den unteren 80ern erzielen. Wie? **SEBASTIAN HERZOG**



Scrabble® is a registered trademark of J.W.Spear & Sons. Scrabble® tiles by permission of J.W.Spear Sons PLC

AUFLÖSUNG AUS NR. 45:

69 Punkte brachte das RETUSCHIERENDE auf 8B–8O. Zu den 19 Rohpunkten für dieses Wort kam die Bonusprämie in Höhe von 50 Punkten hinzu. – Es gelten nur Wörter, die im Duden, »Die deutsche Rechtschreibung«, 23. oder 24. Auflage, verzeichnet sind, sowie deren Beugungsformen. Scrabble-Regeln unter www.scrabble.de

LOGELEI

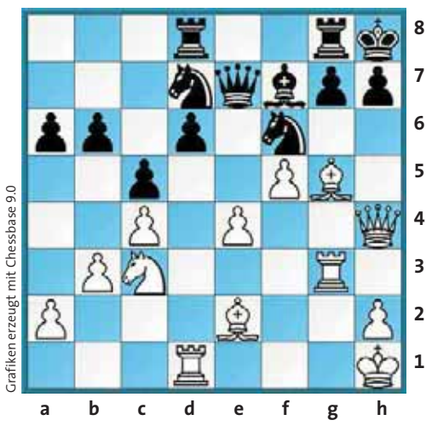
Kürzlich wurde in der Nähe von Amiens in Frankreich ein Fund mit vier Zeilen norddekadisch-germanischer Runen ausgegraben:

Eine Expertenkommission hat die Aufgabe übernommen, diese zu deuten. Professor Fäustel: »Die nicht vorhandenen Rundungen an den Strichübergängen deuten darauf hin, dass es sich um mathematische Gleichungen handelt: eine pro Zeile. Eines der Symbole muss also ein Gleichheitszeichen sein.« Runsel runzelt die Stirn: »Rechneten denn die Norddekaden schon mit dem Dezimalsystem?« – »Aber sicher!«, wirft Professor Ziffel, Spezialist für dekadisch-germanische Mathematik, ein. »Im Gegensatz zu den Süddekaden kannten die Norddekaden das Dezimalsystem. Sie verwendeten genau wie wir heutzutage für jede der Ziffern von 0 bis 9 genau ein Symbol. Außerdem kannten sie schon die Addition und die Subtraktion, die sie mit je einem eigenen Symbol für plus und minus schrieben. Leider ist nicht mehr bekannt, welche Symbole das waren.« Was bedeuten die Runen? **ZWEISTEIN**

AUFLÖSUNG AUS NR. 45:

Linke Hand: Daumen: grün, Zeigefinger: pink, Mittelfinger: orange, Ringfinger: hellblau, kleiner Finger: gold; rechte Hand: Daumen: pink, Zeigefinger: hellblau, Mittelfinger: grün, Ringfinger: gold, kleiner Finger: orange

SCHACH



In diesem Jahr feiert die Schweizer Bank Credit Suisse ihren 150. Geburtstag. Nachdem sie in der Vergangenheit viele große Schachereignisse veranstaltet und unterstützt hat, wollte man diese Zeit noch einmal lebendig werden lassen und lud vier »lebende Schachlegenden« zu einem Blitzturnier am Paradeplatz mitten in Zürich ein. Natürlich war der 75-jährige, aber noch unermüdliche »Lokalheld« Wiktor Kortschnoj der Älteste in diesem Reigen, ihm am nächsten kam Anatolij Karpow (55), dem er im Kampf um die WM dreimal knapp unterlegen war, weiterhin dessen Nachfolger als Weltmeister, Garri Kasparow (43), und schließlich als weitaus Jüngste und Schönste in diesem bunten Reigen die mit Abstand weltbeste Frau, Judit Polgar (30), die zur Verstärkung ihr gerade geborenes zweites Baby mitgebracht hatte.

Verständlicherweise wurde die Gemeinsamkeit zwischen Bank- und Schachstrategie beschworen, wer böte sich da besser an als Kasparow, der Wirtschaftskolumnist (!) des *Wall Street Journal:* »In puncto Logik und Strategie können Manager durchaus vom Schach lernen. Neben der reinen Befriedigung, sei es aufgrund des Wettstreits oder der inhärenten Schönheit, lehrt uns Schach die Kraft der Planung und des disziplinierten Denkens, verbunden mit Kreativität.«

Letzteres unterstrich nicht zuletzt Kortschnoj beim anschließenden Simultanspiel, als die Meister gegen je 20 Amateure antraten. Mit Opfermut (diese Eigenschaft wird allerdings Bankmanagern eher weniger zugeschrieben) erreichte er als Weißer siegbringenden Vorteil. Wie? **HELMUT PFLEGER**

AUFLÖSUNG AUS NR. 45:

Welcher weiße Schlag ließ Schwarz sofort aufgeben? Nach dem Turmopfer **1.Txe6+!** war es aus. **1...Kf8 2.Txe8+** verlöre die Dame oder führte nach **2.Df6!** sogar ebenso zum Matt (2...Dxe6 3.Dxh8+ Ke7 4.Dd8 matt) wie die Opferannahme **1...fxe6** oder **1...Kxe6** durch **2.Df6**

SUDOKU

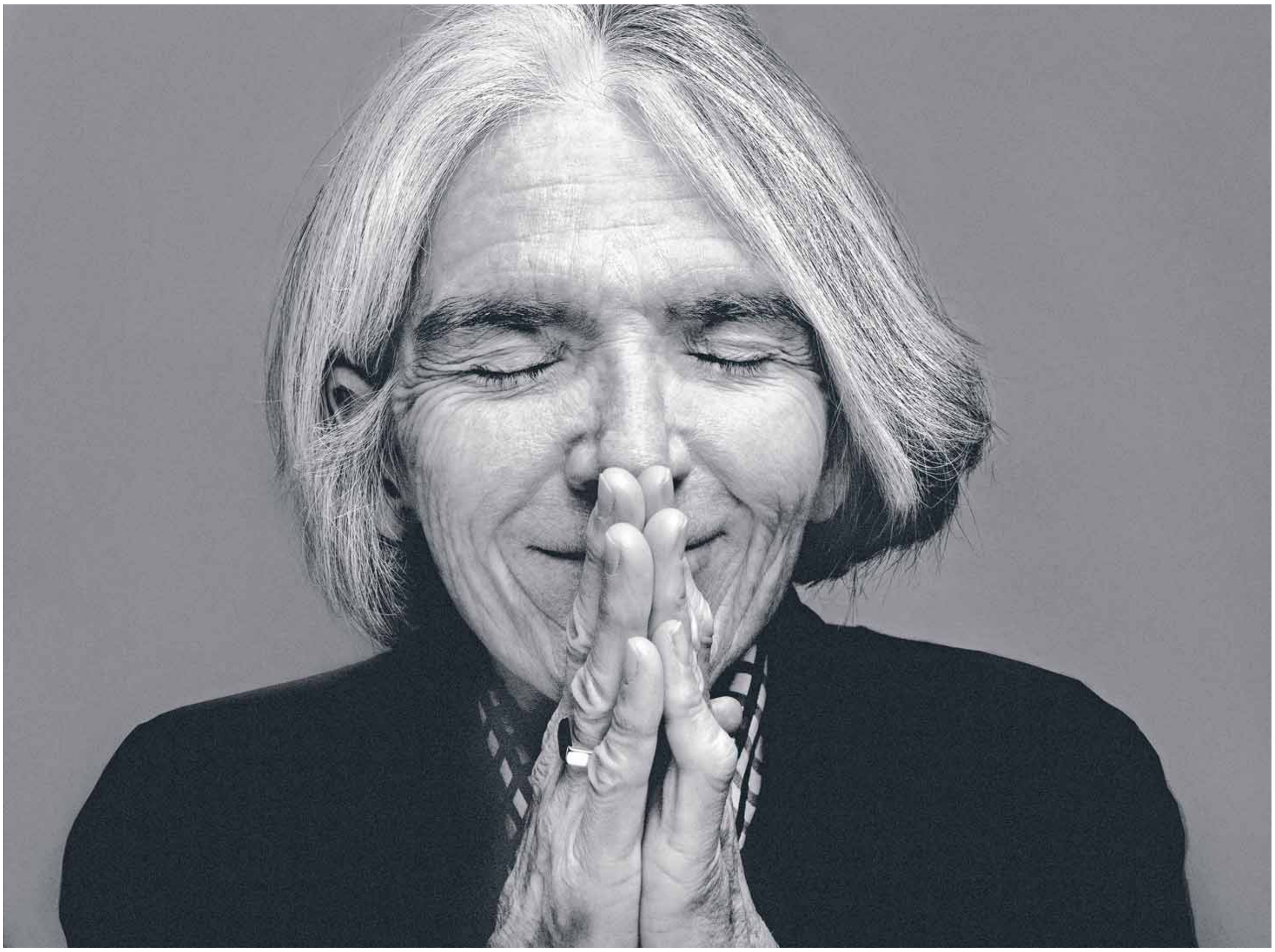
	9						5	
5			8	4	9			7
			6		3			
	8	1				4	7	
	5			9			3	
	3	2				5	8	
			4		1			
8			5	7	2			3
	7						1	

Füllen Sie die leeren Felder so aus, dass in jeder Zeile, in jeder Spalte und in jedem 3x3-Kasten alle Zahlen von 1 bis 9 stehen. Mehr solcher Rätsel im Internet unter www.zeit.de/sudoku

AUFLÖSUNG AUS NR. 45:

7	8	5	9	6	2	4	3	1
1	9	6	3	4	5	2	7	8
4	2	3	1	8	7	6	9	5
6	7	4	5	2	1	3	8	9
3	5	9	8	7	6	1	2	4
2	1	8	4	9	3	5	6	7
9	4	2	6	5	8	7	1	3
8	3	7	2	1	4	9	5	6
5	6	1	7	3	9	8	4	2

DAS GEHEIMNIS DER EULEN ODER: EULEN UND DEREN DARSTELLUNG IM BOULEVARD-TV
AUF DEM PILZ LANDE ICH JETZT GLEICH.
LIEBÄUGEL MIT LANDEPLATZ
JEDOCH:
KRACKS
FÜR DEN PILZ IST ES JA NICHT SCHLIMM, DASS ER ZUSAMMENGEBROCHEN IST, ABER DIE EULE HAT SICH WÄHREND IHRES LANDEMANÖVERS WAHRSCHEINLICH MEHR ALS EIN BEIN GEBROCHEN.
VIELLEICHT HILFT IHR EINE ZUSCHAUERIN DES TV-MAGAZINS "EXPLOSIV" – DIE BERICHTEN GERN ÜBER FRAUEN, DIE UMGEFALLENE EULEN PFLEGEN.
SCHON! ABER NICHT ÜBER FRAUEN, DIE VON PILZEN GEFALLENE EULEN PFLEGEN.
STIMMT LEIDER:
SCHWEIG
MÖGLICH IST AUCH, DASS DIE EULE VON EINEM PILZ ZUM ANDEREN HÜPFT. ABER DARÜBER WIRD AUCH NICHT BERICHTET.
HIER DAHER DAS SELTEN GEZEIGTE GEHEIMNIS DER EULEN:
WUMP
WUMP
WWW.KATZUNDGOLDT.DE



DONNA LEON

Mein Traum beginnt mit einem Telefonanruf, ziemlich spät abends. Gerade habe ich es mir gemütlich gemacht auf meinem Sofa. Ich will noch ein bisschen lesen, Homer. Draußen auf dem *campo* ist es endlich ruhig: Die armen Teufel aus dem psychiatrischen Zentrum hat man nach Hause gebracht. Meine taube Nachbarin hat ihr plärrendes Fernsehgerät abgestellt. Eine Wohltat! Da klingelt das Telefon.

Ich erkenne die Stimme sofort. »Signora«, sagt Alan, »die Maschine steht bereit. In einer halben Stunde bin ich bei Ihnen. Überlegen Sie schon mal, was Sie mitnehmen wollen!«

Alan! Wie jeder hier in Italien ist er davon überzeugt, dass jedes seiner Telefonate abgehört wird. Und niemand darf von unserer Reise erfahren. Deshalb siezt er mich.

Alan Curtis ist Dirigent, Cembalo-Virtuose, ein großer Fachmann für Barockmusik. Er kommt aus Amerika, wie ich, aber er lebt in der Toskana. Für mich ist er ein Glücksfall: Erst seit ich ihn kenne, habe ich jemanden, mit dem ich stundenlang über meine Obsession reden kann. Den ich ausquetschen kann in meiner Neugier, der mir jede Frage beantwortet und fantastische Geschichten erzählt.

Auch wenn wir manchmal, vor allem in diesem so genannten Mozartjahr, das Gefühl haben, wir müssten uns heimlich treffen wie Guido Brunetti seine Informanten: wie zufällig in einer Bar neben einander Platz nehmen, einen *caffè* bestellen oder einen *spritz,* eine Zeit lang im *Gazzettino* blättern und dann wie beiläufig murmeln, hinter vorgehaltener Hand, sodass es im Gläsergeklapper und im Geplapper der anderen Gäste untergeht: »Und Händel war doch der Größte!« – »Du sagst es. Der Allergrößte!« Dann zahlt der eine und geht, und fünf Minuten später der andere. Zahlt und geht in eine andere Richtung.

Wir sind Händel-Junkies, mein Freund Alan und ich. Um eine Händel-Oper zu sehen, nehmen wir jede Strapaze auf uns, fliegen nach München, nach Hamburg, nach New York (wenn es sein muss) oder nach London.

Einmal, vor Jahren in Basel, lange bevor ich Alan kannte, hätte ich mich beinahe geprügelt. Nach einer *Alcina* hatte ich den Regisseur ausgebuht, weil er Händel Gewalt angetan hatte: einfach ein paar Arien weggelassen und andere eingefügt. »Buuh!«, schrie ich, so laut ich konnte, als der Regisseur auf die Bühne kam (seinen Namen habe ich längst verdrängt). Da drehte sich mein Sitznachbar um und sah mich entgeistert an: »Was tun Sie da?« – »Ich buhe.« – »Aber das dürfen Sie nicht!« – »Doch«, sagte ich, »das darf ich. Ich bin Händelianerin.«

Wir Händelianer sind eine eingeschworene Gemeinschaft. Eine Mafia. Wir kennen uns meist nicht beim Namen, und das ist wahrscheinlich besser so. Aber wir erkennen uns wieder und nicken uns unauffällig zu, wenn wir uns in der Met treffen oder an der Scala, in der Wiener Staatsoper oder im Liceu.

Die Reise aber, von der ich träume, machen nur Alan und ich. Wir werden nicht nur 1100 Kilometer hinter uns lassen, sondern auch fast 300 Jahre. Alan hat, woher auch immer, eine Zeitmaschine aufgetrieben. Sie wird uns nach London bringen. Vom Venedig des Jahres 2006 in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts, als Händel im Haymarket-Theater und am Covent Garden seine großen Triumphe feierte.

Und weil das 18. Jahrhundert mein Fachgebiet als Literaturprofessorin war, weiß ich, dass ich mir sehr gut überlegen muss, was in meinen Koffer kommt: der Haarföhn. Die Brille. Ein Zahnarzt aus dem 21. Jahrhundert. Eine Packung Aspirin. (Ich habe seit fünf Jahren kein einziges Aspirin genommen, aber man weiß ja nie!) Und ein Batzen Geld. Viel Geld, denn ich möchte komfortabel wohnen.

Dann steht Alan plötzlich in meinem Salon. Er nimmt mich bei der Hand, es rauscht und donnert, und als ich zu mir komme, kriege ich schwer Luft.

Wie praktisch, dass uns die Zeitmaschine gleich in die passenden Klamotten gesteckt hat! Ich weiß nicht, ob ich mit den Haken und Schnüren an dem Korsett zurechtgekommen wäre. Und dieser Reifrock … Aber wie sehen wir großartig aus! Alan gleicht einem wunderschönen Pfau mit seiner Weste aus gelbem Brokat, dem bestickten Samtrock darüber, dem Halstuch, der Kniebundhose, den Kniestrümpfen, den Schnallenschuhen. Unter meiner Perücke beginnt es zu jucken, aber ich weiß, wie ich mich zu benehmen habe. Nicht kratzen! Und weil das ein Traum ist, müssen wir nicht erst mühsam lernen, uns in diesen Kleidern richtig zu bewegen, richtig zu schreiten, richtig zu sitzen, richtig zu sprechen, das Richtige zu tun.

»Dann tritt Julius Cäsar auf, beginnt zu singen – und wieder rinnt mir ein Schauder über den Rücken: Das ist Senesino, der große Altkastrat! Ob ich das je irgendjemandem erzählen darf, dass ich die Engelsstimme eines Kastraten gehört habe?«

Ein Fegerjunge macht mit seinem Reisigbesen einen Weg für uns frei, quer über den Haymarket. Er fegt den Morast zur Seite, die Exkremente von Tieren und Menschen. Wir werfen ihm ein paar Pennies zu, ich raffe meinen Rock hoch, und während wir hinüber gehen zum King's Theatre, wird mir erst bewusst, wie unglaublich es hier stinkt. Ich hätte mein Eau de Toilette mitbringen sollen. Oder noch besser Mottenkugeln.

Im Theater ist die Luft kaum besser. 960 Zuschauer fasst es, und weil heute zum ersten Mal *Giulio Cesare* gegeben wird, die neue Oper von »George Frideric Handel«, dem Superstar, ist das Theater bis zum letzten Platz besetzt. Von uns beiden und von 958 Menschen, die sich noch nie gebadet haben.

Der zweite Akt hat begonnen. Händel ist noch dicker, als ich ihn mir immer vorgestellt habe. Er sitzt am Cembalo und gibt die Einsätze. Auf der Bühne wartet Cleopatra auf ihren Geliebten. Und singt. *»V'adoro pupille …«* Francesca Cuzzoni, *die* Cuzzoni, jene Cuzzoni, der Händel noch vor einem Jahr handgreiflich gedroht hatte, sie aus dem Fenster zu werfen, weil sie eine Arie in *Ottone* nicht singen wollte. Dafür hat er ihr jetzt ein kleines Orchester zur Begleitung auf der Bühne platziert, mit gedämpften Streichern, Theorbe, einer Harfe und einer konzertierenden Bratsche. Eine unglaubliche Idee, ein typisch händelianisches Show-Element!

Das Publikum ist begeistert. Und zeigt das auch: erst zustimmendes Gemurmel, dann Szenenapplaus, schließlich einzelne Rufe. Vom Parkett zu den Logen hinauf: »Hey, Jack, du auch da? Ist das nicht wieder eine tolle Oper?« In anderen Logen wird gegessen und getrunken, und ich möchte nicht wissen, was in jener Loge im zweiten Rang passiert, aus der man es immer wieder kichern hört.

Die Dame neben mir klappt ihren Fächer zusammen, und ich sehe ihre schlechten Zähne. Am Mundwinkel trägt sie einen schwarzsamtenen Schönheitsfleck, und mir fällt wieder ein, was die Damen damals mit diesen Flecken verbargen: ihre Syphilis-Pusteln. Natürlich: In dem hübschen Döschen, das die Dame vorher geöffnet hat, waren auch keine Bonbons, sondern Quecksilberpillen! Vielleicht hätte ich noch ein vernünftiges Antibiotikum mitbringen sollen.

Aber diese Stimme! Kein Mensch bei uns zu Hause, im 21. Jahrhundert, hat je die Cuzzoni singen hören. Historische Musikinstrumente, die ja. Aber die großen Sängerstars? Sogar Carusos Stimme kennen wir nur aus schlechten Konserven. Und jetzt höre ich Francesca Cuzzoni, und ihre Stimme klingt überirdisch, unbeschreiblich schön.

Dann tritt Julius Cäsar auf, beginnt zu singen – und wieder rinnt mir ein Schauder über den Rücken: Das ist Senesino, der große Altkastrat! Ob ich das je irgendjemanden erzählen darf, dass ich die Engelsstimme eines Kastraten gehört habe?

Und weil das ein Traum ist, erleben wir ein paar Tage (oder Jahre?) später die Uraufführungen von *Rodelinda,* von *Ariodante,* von *Alcina.* Und wir sind dabei, als Farinelli, der noch berühmtere Kastrat, der internationale Star jener Zeit, zum ersten und einzigen Mal ein paar Arien von Händel singt. Nicht in der Oper, da hat ihn Bononcini unter Vertrag, Händels großer Konkurrent, aber bei einer Privatvorstellung für den König. Wir sehen Farinelli mit seinen überlangen Armen und Beinen, wir hören seine himmlische Stimme, wir zerfließen vor Glück – aber wir halten uns im Hintergrund. Alan fällt schon genug auf mit seinen sechseinhalb Fuß unter all diesen kleingewachsenen Menschen. Das *telefonino* in meiner Tasche vibriert – verdammt, ich benutze doch nie ein Mobiltelefon! –, meine Freundin Roberta aus Venedig ist dran, aber ich widerstehe der Versuchung, das Telefon hochzuhalten und sie einfach mithören zu lassen.

Denn eines – das wissen wir genau – darf man auf keinen Fall, wenn man mit einer Zeitmaschine unterwegs ist: in den Lauf der Geschichte eingreifen. Und deshalb lasse ich auch meinen CD-Spieler und den Kopfhörer in der Herberge, als wir Händel eines Tages zu Hause in der Lower Brook Street besuchen.

Er spricht Englisch mit einem furchtbaren sächsischen Akzent, sein Italienisch ist wesentlich flüssiger, wir sprechen über Venedig, er kennt sich gut aus dort. Eigentlich wollte ich ihm vorspielen, wie Cecilia Bartoli in 270 Jahren die Cleopatra singt. Ich bin sicher, es hätte ihn interessiert. Aber vielleicht würde er danach manches anders machen.

Und wer weiß, ob wir unser 21. Jahrhundert dann noch wiedererkennen könnten, wenn wir zurückkommen.

AUFGEZEICHNET VON **WOLFGANG LECHNER**
FOTO VON **MARCO GROB**

Audio www.zeit.de/audio

DONNA LEON, 64, stammt aus New Jersey und hat in vielen Ländern als Reiseleiterin, Werbetexterin und Englischlehrerin gearbeitet, bis sie sich 1981 in Venedig niederließ. Seit 1992 hat sie in 14 Krimis von den Fällen des Commissario Guido Brunetti erzählt. Vor allem auf Deutsch waren ihre Bücher sehr erfolgreich; einige sind verfilmt worden. Donna Leon liebt die englische Literatur des 18. Jahrhunderts und die Musik von Georg Friedrich Händel. Sie träumt davon, mit Hilfe einer Zeitmaschine in das alte London zu reisen, in dem Händel seine großen Erfolge feierte

Foto: Travel Pix/gettyimages

Das **DINER 66** in Albuquerque, New Mexico: Die Sterns bestellen hier gern den Cheeseburger mit grünem Chilli und dazu einen fetten Milchshake

Das gehobene Burgertum

Der Reiseführer »Roadfood« ist das Lebenswerk von Jane und Michael Stern. Um herauszufinden, wo amerikanische Hausmannskost am besten schmeckt, haben sie fünf Millionen Kilometer zurückgelegt. Ein Besuch bei den berühmtesten Testessern der Vereinigten Staaten VON SUSANNE WEINGARTEN

Gräuliches Schummerlicht und ein vermutlich seit Jahrzehnten nicht ausgelüfteter Knoblauchduft umfängt uns, als wir die schäbige Gaststätte in East Boston betreten. Der Italo-Hüne hinter dem Tresen des Santarpio's könnte aus einem Gangsterfilm stammen. Wir schlucken, lassen uns einen Tisch zuweisen und studieren die Pizzaauswahl auf dem laminierten Blatt Papier, das hier als Speisekarte herhalten muss. Um in dieses raue Einwandererviertel zu fahren, muss man einen guten Grund haben. Wir haben einen: Hier gibt es die beste Pizza der Stadt.

Das behauptet jedenfalls der Fressreiseführer *Roadfood,* dem wir in diese Spelunke gefolgt sind. *Roadfood,* ein fanatisch verehrter Klassiker der amerikanischen Gastrokultur, ist vor kurzem in seiner sechsten Auflage erschienen mit fast 600 Restaurant-Empfehlungen für die ganzen Vereinigten Staaten. Dabei werden ausschließlich einfache, preisgünstige Gaststätten empfohlen, die typisch amerikanische Hausmannskost auftischen und in denen sich die Einheimischen seit Jahren oder Jahrzehnten zu einem Schwatz und einem leckeren Happen treffen. Dabei kann es sich um Hamburger handeln oder um Hot Dogs, um Pizza, Pfannkuchen oder Hummerbrötchen, Steaks oder Barbecue-Rippchen, Burritos, Tacos oder Bohnenchili, um Rühreier, frittierte Zwiebelringe oder Brathühnchen, Corned-Beef-Sandwiches, Frühstücksgrütze oder Kirschkuchen.

All das bezeichnen die Verfasser des Führers, das Ehepaar Jane und Michael Stern, als Road-Food. Denn man findet die Gaststätten, die eine solche Küche pflegen, vor allem entlang der Landstraßen, die von irgendwo, Arkansas, nach nirgendwo, Tennessee, führen, an den staubigen Kreuzungen verschlafener Hundert-Seelen-Örtchen und manchmal eben auch entlang unauffälliger Wohnstraßen wie hier in East Boston. Die Road-Food-Gaststätten mit ihren wunderbar altbackenen Namen wie Yankee Pot Roast, Otto's Sausage Kitchen oder Dog House Sandwich Shop bilden eine Gegenkultur zu den allgegenwärtigen Fast-Food-Ketten, aber auch zur überkandidelten neuen Feinschmeckerszene des Landes.

Dass Road-Food heute als Spielart amerikanischer Kochkunst ernst genommen wird, ist den beiden Sterns zu verdanken, zwei ebenso verfressenen wie begnadeten Restauranttestern mit starkem Hang zu den Wonnen der Gewöhnlichkeit. Erst sie haben das Schlaraffenhinterland ihrer Heimat ausgekundschaftet, und sie feiern seine Genüsse in ihrem 1978 erstmals erschienenen Restaurantführer so enthusiastisch, dass dem Leser sofort der Gaumen kribbelt. In *Roadfood* wird kein einziges Lokal empfohlen, in dem Jane und Michael Stern, beide 60, nicht selbst gegessen haben – und zwar im Regelfall so ziemlich alles, was auf der Karte steht. Zehntausende von Stern-Fans fahren weite Umwege, um ein von den beiden besungenes Steakhaus zu besuchen. Inzwischen gibt es auch eine Website, www.roadfood.com, auf der man vor einer Reise die besten Klausen der Hausmannskost auf seiner Route recherchieren kann.

Die Pizza in East Boston überzeugt mit ihrer knusprig-bissfesten Kruste und dem wohlproportionierten Zwiebel-, Pilz- und Mozzarella-Belag auch uns vom unfehlbaren Instinkt der Sterns. Darum beschließen wir, uns auf eine Road-Food-Pilgerfahrt zu den Sterns zu begeben, die zwischen ihren Recherchetouren in einem ländlichen Winkel von Connecticut leben.

»Kommen Sie gegen 13 Uhr. Wir könnten Pepe's Pizzeria Napoletana besuchen, dann den Hot-Dog-Laden Super Duper Weenie und für den Nachtisch eine kleines Eiscafé namens Timothy's«, hatte Michael Stern vorgeschlagen – lauter Stammlokale in der Umgebung, die das Testerpaar schon längst gewürdigt hat, aber immer wieder gern frequentiert. Mit diesem Programm kommen wir noch glimpflich davon. Wenn sie unterwegs sind, stehen die beiden Road-Foodies gewöhnlich um vier Uhr auf, um rechtzeitig zum Frühstück in einem jener Kleinstadtcafés zu sein, die um sechs Uhr ihre Stoßzeit haben. Besser gesagt: zum ersten Frühstück. Denn die Sterns frühstücken an einem Reisetag viermal. Danach essen sie viermal zu Mittag und viermal zu Abend.

Es ist ein strahlender neuenglischer Herbsttag, die Landstraße schlängelt sich durch buntscheckige Laubwälder, vorbei an weißen Kirchlein und Gehöften, die noch aus der Kolonialzeit stammen könnten. Die Sterns wohnen in der Nähe des Städtchens West Redding, fernab der Straße. Man muss in einen Feldweg einbiegen und dann den Abzweig zu einem Privathügel nehmen, um zu dem stattlichen Anwesen zu gelangen, auf dem die Sterns mit ihrer Bulldogge Elmer, ihrem Papagei Louis und ihren drei Pferden leben.

Das Paar, das seinen Besuch lächelnd an der Tür empfängt, könnte unterschiedlicher nicht aussehen. Michael ist groß, schlank und athletisch, mit Augen von strahlendstem Paul-Newman-Blau und lebhaften Gesten; in seinem Jeans-Outfit könnte er als Cowboy durchgehen. Jane ist klein, rund und etwas schwerfällig; sie trägt einen strengen Pferdeschwanz, eine Halskette mit schweren Steinen und wallende schwarze Hosen: eher Tarot-Kartenlegerin als Cowgirl. Aber sie fackelt nicht lange. »Ich habe Hunger«, sagt sie, und so machen wir uns gleich auf den Weg zum ersten Restaurant.

Pepe's entpuppt sich als flacher Backsteinbau im Gewerbebezirk der nächstgrößeren Stadt Fairfield, an einer anonymen Ausfallstraße mit Autowerkstätten, Maschendrahtzäunen und Lagerhallen gelegen. Drinnen erwartet uns eine offene Küche mit einem riesigen, raumhohen Steinofen, in den auf langen Stangen die Teigplatten geschoben werden. »Seht nur, wie die Pizzen darin dampfen«, sagt Jane begeistert, »der Ofen ist fabelhaft.« Im dahinter gelegenen, von Familien und Teenagercliquen bevölkerten Restaurant erwischen wir die letzte freie *booth*, einen Tisch zwischen gegenüberliegenden Kunstlederbänken, und ordern einen kühnen Querschnitt durch die Speisekarte, darunter Pepes berühmte Muschelpizza.

Mit dieser Pizza hat einst alles begonnen. Jane und Michael bestellten sie, damals noch Studenten in Yale, bei ihrem ersten Rendezvous, und während sie einander tief in die Augen schauten, entdeckten sie ihre gemeinsame Liebe zum Knoblauch. 1970 heirateten die beiden, ein Jahr und ungezählte Pizzen danach beendeten sie ihr Studium (sie als Kunstgeschichtlerin, er als Filmhistoriker) – und hatten keine Ahnung, was sie mit ihrem Leben anfangen sollten. Dann die Idee: Wir recherchieren ein Buch über Truck-Stop-Diner, jene Schnellgaststätten, in denen sich Lkw-Fahrer auf ihren Überlandfahrten stärken. »Damals hat kein Mensch diese Art von Restaurants ernst genommen«, sagt Jane, »aber sie hatten das Essen, das wir mochten – und das wir uns leisten konnten.«

Mit 2500 Dollar in der Tasche beugten sich die beiden Jungakademiker über eine Karte im großen Maßstab und fanden, allzu schwierig könne ihre Recherche nicht werden. Die USA waren schließlich nur knapp fünfzig Zentimeter breit und bestanden aus pastellfarbenen, wie Bauklötze aufeinander gestapelten Bundesstaaten. In einem altersschwachen grünen (»wie das Erbrochene von jemandem, der nur von Tiefkühlerbsen lebt«) Chevy Suburban gingen sie auf ihre erste große Fahrt. Sie dauerte zwei Jahre. Damals entwickelten die Sterns ihren ganz eigenen Reiserhythmus: »Fahren, fahren, fahren; essen, essen, essen; ein Stück weiterfahren; erneut essen; wieder essen. Einschlafen. Aufwachen. Essen. Fahren.« So steht es in ihrem kürzlich erschienenen Erinnerungsbuch *Two for the Road.*

Da müssen sich schon zwei finden, um das monatelang zusammen durchzuhalten. Jane und Michael behaupten zwar manchmal, es sei ein Wunder, dass sie einander nicht umgebracht haben. Aber in Wahrheit sind sie eines jener Paare, die völlig ineinander aufgehen. Beide müssen sich anstrengen, »ich« statt »wir« zu sagen, und man glaubt ihnen gleich, dass sie aneinander allen Halt gefunden haben – und die wonnige Gewissheit einer gemeinsamen Berufung.

Anfangs wurden die Road-Food-Forscher noch unruhig, wenn ein ganzes Restaurant in Schweigen verfiel, sobald sie, die Fremden, eintraten – schließlich war dies die Zeit kurz nach *Easy Rider*, und als Ostküsten-Hippies fürchteten sie ein wenig, von den Einheimischen geteert und gefedert zu werden. »Aber mit der Zeit haben wir begriffen«, sagt Michael, »dass die Leute einfach nicht daran gewöhnt waren, jemanden zu sehen, den sie nicht schon seit 20 Jahren kannten.« Und fast immer reagierten Kellnerinnen und Köche freundlich, wenn ihnen klar wurde, dass die beiden jungen Leute mit den von Speiseresten bekleckerten T-Shirts wahrhaftig wissen wollten, nach welchem Geheimrezept Jimmys fabelhaftes Barbecue-Fleisch denn nun gebeizt wurde.

In den Südstaaten wurden die Sterns bisweilen höflich gefragt, ob sie als Vertreter »in Sachen Textilien« unterwegs seien. Ein Freund musste ihnen erklären, was die Fragenden eigentlich wissen wollten: ob sie Juden seien. Die Formel hat sich eingebürgert,

Fortsetzung *auf Seite 88*

Foto (M): Andrea Artz für DIE ZEIT

JANE und **MICHAEL STERN** in ihrem liebsten Hot-Dog-Laden in Fairfield, Connecticut

Die besten Gaststätten fanden die Sterns durch Zufall, auch das **SUPER DUPER WEENIE**

Foto [M]: Andrea Artz für DIE ZEIT

Das gehobene Burgertum

Fortsetzung *von Seite 87*

weil viele Juden, die im 19. Jahrhundert in den Süden zogen, dort Kleidungsgeschäfte aufmachten. Beide Sterns sind in jüdischen Familien aufgewachsen, allerdings solchen, die auf Tradition wenig hielten, Michael in Chicago, Jane in New York. »Vielleicht liegt es gerade daran«, sagt Michael, »dass uns die Menschen in der Provinz faszinieren, die ganz und gar mit ihrer Heimat und ihren Traditionen verwachsen sind. Ich glaube, wir beneiden sie ein bisschen.«

Sie haben jedenfalls einen Weg gefunden, an diesen Traditionen teilzuhaben. »Es gibt kaum jemanden, der dieses Land so gut kennt wie wir«, sagt Michael. Denn die Road-Food-Lokale sind, bei aller Liebe zum Essen, für die beiden vor allem ein Entree in die völlig unterschiedlichen Alltagskulturen, die sich im Land entwickelt haben. Die Sterns haben schon in einem Hotel in Mendenhall, Mississippi, gesessen und beobachtet, wie die Einheimischen nach der Kirche in ihrem Sonntagsstaat in den Speisesaal strömten und an großen Gemeinschaftstischen Platz nahmen, auf denen eine mit Hühnchen, Saucen und Brötchen beladene Drehplatte stand. Jeder griff zu, wenn das Gewünschte bei ihm vorbeisegelte; und die Sterns lernten bald, nicht zu zögern.

Oder sie haben mitten in der flachen, von endlosen Feldern bedeckten Einöde North Dakotas ein Café aufgestöbert, das die 124 Bürger von Havana gemeinsam betrieben, weil es ihnen ohne einen Treffpunkt im Ort zu trostlos geworden war. Dort verbrachten die Sterns mehrere Tage, mästeten sich mit *flapjacks* (Pfannkuchen), hörten zu, wie die Farmer über ihren Frühjahrsweizen fachsimpelten und ließen sich von den Farmersfrauen die alten Familienrezepte erklären, die sie nun im Café für ihre Nachbarn kochten. Oder sie sind so lange durch Mary's County, Maryland, gegurkt, bis sie endlich den *stuffed ham* aufgetrieben hatten, einen mit Gemüse gefüllten Schinken, der nur hier und nur zwischen Thanksgiving und Ostern zubereitet wird.

Im Laufe der Jahre haben die beiden Hausmannskost-Eiferer fast fünf Millionen Kilometer durch die Vereinigten Staaten zurückgelegt und dabei 40 Autos verschlissen. Auch heute sind die Sterns noch fast die Hälfte ihrer Zeit auf Achse, aber inzwischen reisen sie auf Kosten der Zeitschrift *Gourmet,* für die sie eine regelmäßige Kolumne schreiben.

In Fairfield haben wir die Pizzen fast vertilgt und brechen auf zur nächsten Restaurantprobe des Tages. Der Hot-Dog-Laden Super Duper Weenie liegt nur ein paar Straßenzüge entfernt, eine bessere Imbissbude hinter einem voll besetzten Parkplatz. Sie wird beherrscht von einer chromblitzenden Theke im Fünfziger-Jahre-Stil. Dahinter werden die Würstchen gebraten, davor lümmeln sich die Esser auf einer langen Reihe von Barhockern. Die Sterns werden als Stammkunden freudig empfangen vom Eigentümer, der an der Kasse steht und es entrüstet ablehnt, Geld anzunehmen für die beiden von Michael bestellten Hot-Dog-Varianten: einen Chicagoan mit Gürkchen, Tomate und Salat sowie einen New Englander mit Sauerkraut, Schinken und rohen Zwiebeln. Wir hocken uns zu den anderen, beißen in den New Englander und sind angenehm überrascht von der säuerlich-würzigen Note des Hot Dogs. Mehr als eine Wurst, fast schon ein eigenes Gericht!

In den ersten Jahren haben die Sterns solche Kultstätten der Hausmannskost vor allem »durch Zufall« gefunden, sagt Michael. Sie sind einfach losgefahren, haben sich treiben lassen, fast schon zielstrebig verirrt – und ziemlich oft lausig gegessen. Erst im Lauf der Zeit entwickelten sie einen Road-Food-Radar, mit dem sie die vielversprechenden Klausen orteten. Ein paar Faustregeln gibt es: Wenn man in ein fremdes Kaff kommt, einfach die Wagenfenster herunterlassen, schnuppern und dem Duft von frischen Brötchen oder brutzelndem Fleisch hinterherfahren. Oder aber dort anhalten, wo Streifenwagen auf dem Parkplatz stehen – Polizisten wissen immer, wo es schmeckt. Unbesorgt kann man auch in einem Gasthof einkehren, dessen Dach eine überlebensgroße Tierskulptur ziert, vor allem dann, wenn das Tier vertraute Züge trägt. Ausgesprochen beeindruckt waren die Sterns von einem martialischen Tom-of-Finland-Hahn mit Armeestiefeln, der ihnen in Kansas unterkam, und einer Krabben-Dachskulptur an der Chesapeake Bay, die Joan Crawford verblüffend ähnlich sah.

Auf gutes Essen darf man sich auch dann freuen, wenn handfeste alte Damen mit Haarnetzen in der Küche werkeln, kein Alkohol ausgeschenkt wird, hausgemachte Kuchen unter Glasglocken auf der Theke stehen, Stammkunden ihre eigenen, mit Namen beschrifteten Becher hinter dem Tresen hängen haben, es keine gedruckten Speisekarten gibt und die Jukebox noch Hank-Williams-Songs spielt. Ach ja, und dann besteht noch ein direkter Zusammenhang zwischen der Qualität des Essens, gerade in Barbecue-Restaurants, und der Anzahl von Jesusbildchen an den Wänden. Die Sterns nennen das ihre »Schweine-plus-Jesus-Theorie«.

Wenn die Sterns heute auf die Jagd gehen, verlassen sie sich vor allem auf Tipps von Freunden und Fans. Übers Internet gehen täglich Anregungen aus allen Ecken des Landes bei ihnen ein, und obwohl sie gelegentlich alte Favoriten heimsuchen, durchkämmen die Sterns das Land vor allem nach Neueröffnungen oder Geheimtipps. Ein bisschen vermisst Jane das Sich-treiben-Lassen früherer Zeiten. Vor kurzem hat sie einen Vortrag vor lauter jungen Leuten gehalten und erzählt, wie sie sich früher hoffnungslos verfahren und dabei die herrlichsten Entdeckungen gemacht haben. »Sie haben mich nur groß angeschaut. Ich glaube, sie haben gar nicht mehr verstanden, wovon ich sprach.« Dank Internet, Handy und GPS-System ist es schließlich heute fast ausgeschlossen, so richtig vom Weg abzukommen. »Die Kunst des Sich-Verirrens«, sagt Jane, »die werden wir verlernen.«

Die Sterns empfehlen

ROAD FOOD

DIE GIGANTISCHEN HUMMERBRÖTCHEN in The Clam Shack (Route 9, Kennebunkport, Maine) sind beladen mit dem Fleisch eines pfundschweren, garantiert fangfrischen Lobsters und mehr als nur ein kleiner Snack

HOT DOGS, die ihren Namen noch verdienen, gibt es im Ritzy Lunch, einem wunderbar altmodischen Kleinstadtrestaurant (456 Pike Street, Clarksburg, West Virginia). Hier werden sie mit gelbem Senf und scharfer Hackfleischsoße serviert

DAS RAFFINIERT GEWÜRZTE BRUNSWICK STEW im Bunn's Bar-B-Q (127 N. King Street, Windsor, North Carolina) kommt mit peppigem, hausgemachtem Krautsalat und frisch gebackenem Maisbrot auf den Teller

DIE BESTEN TAMALES IN MISSISSIPPI gibt es in Joe Popes White Front Café (Route 1, Rosedale, Mississippi). Für diese mild gewürzten, in Bananenblättern gedünsteten Teigtaschen mit Rindfleischfüllung reisen die Leute aus dem 100 Meilen entfernten Memphis an

DIE BESTEN STEAKS DER WELT serviert das altehrwürdige Steakhouse Gene & Georgetti (500 N. Franklin Street, Chicago, Illinois): außen kross und innen rosa und zart. Imposant ist auch das Besteck: Messer, die scharf sind wie Säbel!

SUPERDÜNNE TORTILLA-FLADEN sind die Spezialität von El Torero (231 E. 26th Street, South Tucson, Arizona). Dem unscheinbaren Interieur des Restaurants begegnet der Koch mit gewagten Kreationen: Selbst ein Salat ist hier ein architektonisches Meisterwerk

DEN FRISCHEN APPLE PIE der Julian Pie Company (21976 Highway 79, Santa Ysabel, Kalifornien) riecht man gegen den Wind. Für Kuchenliebhaber ist diese Bäckerei ein absolutes Muss

DAS ZWÖLF-EIER-FRÜHSTÜCKSOMELETT in Beth's Café (7311 Aurora Avenue North, Seattle, Washington) ist so gigantisch, dass es auf einem Pizzablech angerichtet werden muss. Auch die anderen Gerichte hier sind nichts für schwache Esser

DIE KNUSPRIGEN BRATHÜHNCHEN werden im Maddox Drive-In (1900 S. Highway 89, Brigham City, Utah) noch wie in guten alten Zeiten ins Auto serviert

FRISCHE BURGER serviert Kroll's West (1990 S. Ridge Road, Green Bay, Wisconsin) bei gutem Wetter gern im angeschlossenen Biergarten. Das Besondere: Das Fleisch wird, bevor es zwischen das Brötchen kommt, in Butter geschwenkt und ist deshalb garantiert frisch

Quelle: Jane und Michael Stern: »Roadfood«; 6., aktualisierte Auflage; Broadway Books, New York 2005; 572 Seiten, 19,95 Dollar, www.roadfood.com

Strandlos glücklich

Der Pauschaltourismus erreicht die Kapverden. Aber nicht alle Inseln. Auf Santiago und Fogo trifft der Wanderer Weinbauern und dösende Eisvögel VON CLAUS-PETER LIECKFELD

Erst sind da nur ganz gewöhnliche Akazien, die mit ihrem durchscheinend grünen Blätterkleid an das nahe Afrika und seine Baumsavannen denken lassen. Dann – ein wenig Oktoberregen hat Wunder gewirkt – bewegt ein großer atlantischer Atem silbrige Graswogen beidseits des Basalt-Kopfsteinpflasters. Schließlich rücken schwarz und rot gerahmte Feuerstraßen von oben gegen die Passstraße vor: erkaltete Lavarinnen, diabolische Halfpipes mit krustigen Rändern aus Schlacke. Aber all das ist nur Anlauf. Vorgeplänkel. Prélude, bevor das große Thema hervortritt. Auf 1800 Metern, am Aussichtspunkt Monte Cruz, knickt die Straße scharf westwärts ab, und der Pico do Fogo, der 2829 Meter hohe Stratosphärenvulkan, mandelt sich gewaltig auf, absoluter Höhepunkt der Kapverden. Klassisch, gleichmäßig, dreieckig; ein grauschwarzer Zuckerhut, so archetypisch, wie Kinder Berge malen. Fogo, die Feuerinsel der Kapverden, erklärt sich selbst, sobald man ihr aufs Dach steigt.

1995 hatte es dem Pico gefallen, wieder mal Dampf abzulassen – nicht nur Dampf, sondern auch Lava, und das fatalerweise nicht durch den Hauptschlot, wie es sich für einen anständigen Vulkan gehört, sondern weiter unten, fast auf dem Niveau der Hochebene, von wo aus der Vulkankegel noch einmal tausend Meter aufragt. Der kochende Brei verschluckte und überkrustete große Teile des Hochplateaus, das im Westen von den senkrechten Wänden eines gigantischen Einsturzvulkans, einer Caldeira, begrenzt wird. Die 95er-Eruption begrub das alte Weinanbaugebiet der zwei Dörfer Portela und Bangaeira, Gott sei Dank ohne Menschenleben zu fordern. Die Lava war noch nicht erkaltet, als die Bewohner schon wieder neue Weinstöcke setzten.

Wem die Totale des Pico und der Caldeira nicht den Detailblick verstellt hat und wer einen ortskundigen Führer wie Alcindo, 23, zur Seite hat, wechselt nach einiger Zeit unwillkürlich mit dem Staunen von der Vertikale in die Horizontale. Die Cha, so der portugiesische Name für vulkanische Hochebene, birgt eine Vielzahl endemischer Pflanzen. Der lila blühende Kapverden-Schöterich, ein kniehoher Busch, braucht den Vulkanauswurf zu seiner Entfaltung wie verwöhnte Vorgartenpflanzen den Humus; Blüten und Blätter werden als eine Art Basismedikament genutzt, sagt Alcindo. Die gelbe Mato-Branco-Königskerze ist ebenfalls eine Cha-Spezialistin, überall, wo Lavafluss erstarrt, folgt sie filigran auf dem Wurzelfuß. Nähert man sich entlang schwarz gebrannter Lavazungen dem Doppeldorf Portela/Bangaeira, dann überwiegen immer mehr die Kulturpflanzen. In anthrazitfarbenen, schottergefüllten Trichtern kultivieren die Menschen der Caldeira schnellwüchsige Kongobohnen; Zwergmelonen spreizen ihre distelartigen Blätter über den Schotter; Feigen und Granatäpfelbäume häkeln kleine Schattendecken für Lorbeer und Rizinus.

Zum Abendbrot gibt es Cachupa, einen Eintopf aus Bohnen und Mais

Und natürlich und vor allem gedeiht wieder der Cha-Wein, seit Ende der Neunziger mit wachsendem Erfolg und fachlicher Beratung aus Italien.Der Cha-Wein ist mittlerweile auf allen Kapverdischen Inseln ein gastronomisches Gütezeichen; derzeitige Jahresproduktion 45 000 Flaschen; Etappenziel: Weindepots auf allen neun bewohnten Inseln des Kapverden-Archipels und vorerst bescheidener Export in die vielen exilkapverdischen Zentren in Boston, Belgien und anderswo. Drei Viertel der knapp eine Million Kapverdier leben nicht auf den heimatlichen Inseln; ihre Überweisungen nach Hause sollen ein Drittel der einheimischen Kaufkraft ausmachen, wird erzählt.

Im Cha-Doppeldorf hat man den Blick aber auch noch auf anderes gerichtet als nur die Weinkarriere. Zum Beispiel auf den sanfttouristischen Paradieswanderer – schon lange nicht mehr Angehöriger einer Reiserandgruppe. Mit Unterstützung italienischer Entwicklungshelfer und deutscher Wandertourismuspioniere wächst ein bescheidener »Urlaub auf dem Bauernhof« heran. Mehr Gäste als bisher sollen in den herben, unverputzten Weinbauernhäusern nächtigen und verköstigt werden. Aber auch wenn der Gast das bodennahe Erlebnis sucht – Kindergewusel unterm Abendbrottisch, Cachupa (Mais-Bohnen-Eintopf) mit Gewürzen, die in keinem Spezialkochbuch stehen –, müssen und sollen Mindeststandards erreicht werden. Das ist schwer, aber nicht unmöglich. Der größte Engpass ist wie fast überall auf den Kapverden die Wasserversorgung; Wasser muss teuer und aufwändig mit Lastwagen herbeigeschafft werden. Nur ausgerechnet auf den östlichen, extrem trockenen Sandinseln, Sal, Boavista und Maio, wo sich schon jetzt Bettenburgen und Zweitwohnungskomplexe aneinander reihen, schaffen die hoteleigenen Meerwasserentsalzungsanlagen genug Süßwasser – auch für zentraleuropäische Ansprüche und Ferienträume. Swimmingpools inbegriffen. Ferienträume lassen sich zum Glück nicht so ganz normieren. Sechs von neun Kapverden-Inseln schützt vor allem ihre Strandlosigkeit davor, als Devisenmagneten »geopfert« zu werden.

»Geopfert?« Einheimische Kenner der Inselstruktur sprechen die Anführungsstriche durchaus mit, wenn von den drei »Opferinseln« und ihren angewehten Saharastränden die Rede ist: Mit jedem einfuhrbesteuerten Liter Oldenburger H-Milch, den ein All-inclusive-Tourist auf Sal oder Boavista in seine Latte Macchiato gequirlt bekommt, lässt sich ein Millimeter Straße auf einer der westlichen Inseln oder eine Seite Schulbuch bezahlen. So bekommt man es zu hören, wenn man im Gespräch mit den Einheimischen dem Drang erliegt, vor der Costabravisierung der Kapverden zu warnen.

Foto [Ausschnitt]: Hauke Dressler/Look

Foto [Ausschnitt]: Steffen Wagener

Am Fuß der **SCHWARZEN VULKANE** Pico de Antonia (Mitte) und Pico de Fogo (unten) spielen die Kinder

Foto [Ausschnitt]: Joachim Chwaszcza/Look

Auf den Inseln überwiegt die positive Erwartung. Das 2000-Betten-Hotel, das die TUI gerade auf Sal aus dem Sandboden stampft, »hilft mit, uns auf die touristische Weltkarte zu setzen«, sagt ein kapverdischer Jungunternehmer, »und von den künftigen Billigflügen, mit denen diese Hotels gefüllt werden, profitieren ja auch die Wandertouristen, oder«? Im Übrigen meidet man auf Sal, der entwickeltsten der drei sandigen Eilande, das Schreckwort vom Massentourismus und spricht lieber von Aktiv-Strandurlaub. Nicht ganz zu Unrecht, Sal hat neben aufregenden Unterwasserlandschaften auch einen fast konkurrenzlos guten Surf, was die Crème de la Crème der internationalen Wellenartisten schon eine Weile weiß.

Ramiro lässt die Finger konzertreif übers Gitarrengriffbrett fliegen

Ob auch für die neue Schotterstichstraße zu Ramiros Laden, hoch oben am Pico de Fogo, das Geld auf einer der Strandinseln wertgeschöpft wurde? Wenn die Sonne hinter der Westschulter des Pico de Fogo verschwunden ist, kann man in Ramiros Kramladen eine wundersame Verzauberung erleben. Unter italienischen Pasta-Kisten, deutschem Toilettenpapier und Shell-Petroleumkanistern mutiert sein Kaufverschlag zur Bar. Ramiro lässt die Finger konzertreif übers Gitarrengriffbrett fliegen und singt Mornas, die kapverdischen Melancholieder, die Césaria Évora weltberühmt gemacht hat: von enttäuschter Liebe, von den guten, alten, bösen Walfängerzeiten, als die Besten und Stärksten dörferweise davonsegelten. Und davon, dass der Pico nur schläft, dass er trauert und bisweilen Blut spuckt. Das Blut der zig hunderttausend Sklaven, die über die Kapverden nach Amerika verschifft wurden.

Es gibt einen Ort auf Fogos Nachbarinsel Santiago, wo sich im äußersten Südwesten, am Ausgang des Ribeira Grande (großes Trockental), die historische Essenz der Kapverden zu einem bewohnten Monument verdichtet, das die Unesco in den Rang eines Weltkulturerbes der Menschheit erhoben hat. Cidade Velha, heute ein malerisch zerrupftes Nest am Meer, war einmal die Hauptstadt des Archipels. Und die Kapitale des transatlantischen Sklavenhandels. Die Stadt soll Mitte des 16. Jahrhunderts nach Lissabon das zweithöchste Steueraufkommen im portugiesischen Weltreich erbracht haben.

Die Frauen stehen hier noch immer am Pranger, einer 1520 errichteten achteckigen, spiralig gedrehten hellen Säule – und schwatzen. Ihre Kinder treten schlaffe Plastikbälle – Kapverdier sind durch und durch fußballbegeistert. Der Atlantik pulst gleichmäßig gegen den kleinen schwarzen Sandstrand, die silbrigen zappelnden Fischchen, die das Meer auf den Lavakies wirft, werden von zwei sprintschnellen Katzen abgeräumt, noch bevor die nächste Schaumkrone den Strand heraufläuft. Eine milchkaffeefarbene Schönheit mit mittelblondem (!) Haar – für die Portugiesen waren afrikanische Sklaven zwar keine Menschen, aber Sklavinnen durchaus Bettgefährtinnen – verkauft Reiseprospekte, die in den Hotels kostenlos ausliegen. Ein Graukopfliest, der kapverdische Eisvogel, döst auf einem Telegrafenmast, sein roter Schnabel ist ihm auf die Brust gesunken; und über der Zitadelle hoch über dem Ort kräuseln sich Fahnen, von der tief stehenden Sonne rostrot gefärbt: die Reste von Passatwolken, die es über Brava und Fogo bis hierher geschafft haben.

Durch die Banana-Gasse mit ihren sorgfältig rekonstruierten schlichten Kolonialhäuser der ersten Eroberungsphase gelangt man zur Kirche Nossa Senhora do Rosário. Sie wird in allen Reiseführern als älteste Kirche südlich der Sahara (1495) gepriesen und ist durch einen dreisten Raub geschichtsnotorisch geworden: Der erste Pirat Ihrer britischen Majestät, Sir Francis Drake, raubte hier 1585 den Altarschmuck. Das galt als Untat, nicht aber die Sklaverei, die Fleisch und Knochen zermalmende ökonomische Grundlage des allerkatholischsten lusitanischen Weltreichs.

Es gibt auch – falls die Formulierung nicht zu unsensibel ist – noch lebende Denkmäler der Sklavenzeit und der anschließenden Verfolgung geflohener Zwangspächter: eine Gruppe von Menschen, die Flucht und bergende Abgeschiedenheit als Überlebensprinzip erfahren und über mehrere Generationen nicht wieder vergessen hat. Die religiös eigenständige Gruppe der dunkelhäutigen Rebelados siedelt in schwer erreichbaren Dörfern der Serra de Malagueta, heute eines von zwei Nationalparkgebieten auf Santiago. Sie entziehen ihre Kinder der Schulpflicht und reduzieren den Kontakt zu Nichtrebelados auf das Notwendigste. Marktbelieferung zum Beispiel: nach Tarrafal im Norden und nach Assomada, Santiagos zweitgrößter Stadt in der Inselmitte. Wenn man aus den Hochlagen der Malagueta absteigt, aus der Welt der Serras, der bizarren sägeblattartigen Gipfel aus Fels, dann verliert sich der Wanderweg in den Süßkartoffel- und Maniokfeldern der kapverdischen Weltflüchtlinge, die auch heute nur einen einzigen ehrenwerten Nichtrebelado kennen: Amilca Cabral, den 1973 ermordeten Volkshelden, den Kopf der Befreiungsbewegung, deren Sieg 1975 das Ende der Fremdherrschaft brachte.

Cabral gewinnt auch heute noch Wahlen, heißt es auf den Kapverden, wo seine Revolutionspartei, inzwischen deutlich sozialdemokratisiert, nach bürgerlichem Intermezzo in den Neunzigern wieder regiert. Die »Sahelinseln im Atlantik«, denen die Weltbank nach der Revolution von 1975 ein sofortiges Ende ihrer eigenstaatlichen Zukunft prognostiziert hatte, gelten laut freedom house, einem Institut, das die Entwicklung von Freiheitsrechten weltweit überwacht und beurteilt, heute als demokratischstes Land Afrikas: freie Wahlen, relativ kritische Presse, die Verfassung am deutschen Grundgesetz orientiert. Zwar herrscht noch viel Armut, aber nicht die brutale mörderische Variante; geringere Mordrate als die USA; die wahrscheinlich niedrigste Aids-Infektionsrate Afrikas von plus/minus ein Prozent. Die Kapverden haben gerade gut lächeln in den Zeiten bedrohter Paradiese.

Einer der Orte, wo der junge Optimismus sich besonders sichtbar eingewurzelt hat, ist Santiagos nördliches Distrikthauptstädtchen Tarrafal. Die westlichen Passatwinde schirmen eine Bilderbuchbucht ab, sodass nur ruhiges Wasser auf den Sandstrand läuft. Bungalows vor spektakulärer Gebirgskulisse, einigermaßen stimmig in die Landschaft eingepasst, künden von dezentem Wandel: etwas weniger Fischfang und Landwirtschaft, etwas mehr Tourismus. Vor allem Kurzurlauber aus der hässlichen, rummeligen Hauptstadt Praia schätzen das 18 000-Einwohner-Städtchen, besonders wenn ihnen der brüllend heiße August im Süden Santiagos den Atem nimmt. Aber auch von fern Angereiste lieben Tarrafals Esprit. Der ehemalige Rucksacktourist Florian Wegenstein, 41, kam aus Österreich, blieb der Liebe wegen und vermisst Europa fast überhaupt nicht mehr. Was er vor drei Jahren als Fußballschule für Jugendliche geplant und aufgebaut hatte, wuchs sich zu einem Handwerkszentrum mit Sprachschule aus und wird demnächst, mit Unterstützung des deutschen Unternehmens vista verde-tours um ein Schulungszentrum für künftige kapverdische Naturtourismus-Guides erweitert werden. Denn wenn das Geschäft mit den zahlenden Gästen von den Sandstrandinseln tatsächlich stärker westwärts herüberschwappt – womit gerechnet wird –, sollte sich das auch für CaboVerdes junge Intelligenz rechnen, die ihre Zukunft bisher traditionell jenseits des Meeres sucht. Green Tourism statt Green Card.

Information

ANREISE: Die portugiesische TAP fliegt ab München und Frankfurt a. M. über Lissabon nach Sal. Die Inseln verbindet die kapverdische TACV

VERANSTALTER: One World (Tel. 0231/589 79 20, www.reisenmitsinnen.de) bietet ein umfangreiches Angebot für Wander- und Erlebnisreisen: 15 Tage »Best of Cabo Verde« führt unter anderem auf die Inseln Santo Antão sowie Santiago und kostet mit Wanderungen ab 2240 Euro; für eine Woche Wandern auf Fogo und Santiago plus eine Woche Strandhotel auf Boavista von 1990 Euro an; individuellen Aufenthalt auch über vista verde tours (www.vista-verde.com), die kapverdische Dependance von One World

Eine Woche Strandurlaub in Santa Maria auf Sal kostet bei TUI (www.tui.com) mit Flug pro Person ab 739 Euro, eine Übernachtung mit Frühstück in Santa Maria bei Olimar (www.olimar.com) pro Person von 52 Euro an

LITERATUR: Regina Fuchs u. a.: »Cabo Verde«. Reise Know-How Verlag Rump, Bielefeld, 3. Auflage 2005; 480 Seiten, 22,50 Euro

AUSKUNFT: www.kapverdischeinseln.de, über die Vulkaninsel Fogo: www.sao-filipe.com

BLICKFANG Passanten

Irgendwo zwischen Gelsenkirchen, Frankfurt (Oder) und Sylt: verschwommener Blick durch ein Milchglasfenster auf Siedlungshäuser im giftgrünen Rasenbett, Aussicht auf die Einsamkeit der Konsumenten im Menschenmeer der Fußgängerzonen (unser Bild). Im Jubeljahr 2006, als die Weltmeisterschaft die Nation in einen Höhenrausch versetzte, ist der Fotograf Andreas Herzau auf dem Teppich geblieben. Sein Fotoessay **DEUTSCH LAND** montiert die Bilder einer Heimatbesichtigung zu einem irritierenden Kaleidoskop. Das gewisse Lächeln der Kanzlerin konfrontiert Herzau mit dem Ernst des Lebens in den Gesichtern der Passanten. Die ganze Zärtlichkeit des Fotografen bricht sich in diesen anrührenden Abziehbildern des unpathetischen Alltags. **CS**

Andreas Herzau: Deutsch Land; Edition Braus, Heidelberg 2006; 120 S., 39,90 €

Lesezeichen

Der einzige Südstrand an der Nordsee ist in Wilhelmshaven zu finden und nur eines der lohnenden Ziele zwischen dem Jadebusen und der Bierstadt Jever. Franz Radziwills Alterssitz Dangast gehört dazu, das Wasserschloss Gödens oder das Marientürmchen am Ems-Jade-Kanal, wohin das legendäre Fräulein aus Jever im Jahre 1575 durch Geheimgänge geflohen sein soll. Zuvor hatte Maria nach einem Staatsstreich 53 lange Jahre die Herrschaft Jever als Lehen Kaiser Karls V. regiert. Mit dem Friesland-Reisehandbuch, das sich mit Wilhelmshaven und seinem Umland befasst, bekommen Neugierige endlich einen brauchbaren Wegweiser. Neben kurz gefassten Überblicken vermitteln blau hinterlegte Essays interessante Details, etwa wieso auf dem platten Land des Voslapper Grodens heute Bergrecht gilt: Unter Kuhweiden liegen in riesigen Salzkavernen die strategischen Ölreserven der Bundesrepublik. Kein Friesenwitz! **MWE**

Sabine Gorsemann: »Friesland – von Wilhelmshaven bis Jever. Ein illustriertes Reisehandbuch«. Edition Temmen, Bremen 2006; 160 S., 9,50 €

Die kulturelle Kartografie der Alpen treibt kaum einer so konsequent voran wie der Zürcher Rotpunktverlag mit seinen literarischen Wanderbüchern. Jetzt also das Wallis: Wo Mark Twain das Alpinistenpathos verspottete und das Martialische späterer Bergexpeditionen verblüffend vorausahnte, wo den Hobbyschriftsteller Ludwig Imesch die Blutspur der Schmuggler zu einem Groschenroman inspirierte, wo die Hebamme Adeline Favre aufgezeichnet hat, wie sie im Val d'Anniviers sich und die anderen Frauen vom Mittelalter in die Moderne brachte. Auf 25 Wanderungen kann man der Spurensuche von 23 Autorinnen und Autoren nachgehen. Die waren nicht mit dem Raster eines klassischen Literaturkanons unterwegs, sondern eher sozial und ökologisch bewegt. Deshalb werden sie auch schon mal melancholisch beim Blick über die domestizierten Täler. **ALB**

Michael T. Ganz/Dominique Strebel (Hrsg.): »Dies Land ist maßlos und ist sanft. Literarische Wanderungen im Wallis«. Rotpunktverlag, Zürich 2006; 388 S., 26,– €

Das Flüsschen Emscher war ein Jahrhundert lang die Kloake des Ruhrgebiets. Zwischen Holzwickede und Dinslaken nahm sie allen Unrat auf, den Stahlkocher und Kokereien produzierten. Seit einigen Jahren werden die Abwässer in unterirdische Kanäle verbannt, Rad- und Fußwege erschließen die Ufer. Bis 2020 soll der Fluss auf ganzer Länge wieder zum Naturraum werden. In dem großformatigen Bildband *Mensch. Emscher!* begibt sich der Schriftsteller Hans von Ooyen schon jetzt auf eine ungewöhnliche Expedition in das entstehende Freizeitgebiet. 80 Tage lang porträtierte er mit Block und Kamera je einen Flusskilometer. Zudem besuchte die Schauspielerin Veronika Maruhn die Menschen im Emschertal, eine Klärwerksführung in Bottrop, tausend Jahre Klostergeschichte in der Duisburger Abtei Hamborn oder das Bunkermuseum Oberhausen empfiehlt der Band für eigene Erkundungen. **MWE**

Jochen Stemplewski (Hrsg.): »Mensch. Emscher! Eine Expedition durch das neue Emschertal«. assoverlag, Oberhausen 2006; 124 S., 12,90 €

Elbe oder Limmat, Labskaus oder Geschnetzeltes – das sind die Gegensätze, denen der Schweizer Schriftsteller Peter Zeindler in seinem Städtevergleich *Grüezi – Moin, Moin* nachspürt. Zürich und Hamburg ehrt er mit einer Auftragsarbeit, um das 160-jährige Jubiläum des Schweizerischen Generalkonsulats in der Hansestadt zu würdigen. Deshalb also sein offenes Ohr für eine Überdosis an Statements von Bürgermeister Ole von Beust und Stadtpräsident Elmar Ledergerber. Aber Zeindler erteilt auch den Ausgewanderten das Wort: einem Hamburger Kommunikationsberater, der in Zürich arbeitet und die Frauen dort für »extrem flirtunwillig« hält, einem Zürcher Kameramann, der in Hamburg dreht und leidet, wenn sein Dialekt belächelt wird. Und weil der Autor nicht nur Zitatensammler, sondern auch ein unwiderstehlicher Erzähler ist, spinnt er ein paar heiter-ironische Geschichten rund um die beiden »Little Big Cities«, weist in seinem literarischen Doppelporträt nach, warum die Hanseaten sich überall zu Hause fühlen und das Heimweh der Zürcher niemals aufhört. **CS**

Peter Zeindler: »Grüezi – Moin, Moin. Szenen aus Zürich & Hamburg und Hamburg & Zürich«. Arche Literatur Verlag, Zürich-Hamburg 2006; 144 S., 13,– €

Fotos: Deutsches Museum Verkehrszentrum

Vom Setrabus über Rhätische Bahn, Tram und **TANKSTELLE VON ARNE JACOBSEN** zum Kabinenroller

Kommt Zeit, kommt Rad

Das Verkehrsmuseum in München zeigt, was die Menschheit seit ihren Anfängen bewegt – vom Ski bis zum Hybridauto VON MONIKA PUTSCHÖGL

Der Mensch läuft 35 Kilometer in der Stunde. Als Spitzensportler. Wenn er gerade sprintet. Er ist somit selbst bei Höchstleistung nicht das allerschnellste Lebewesen. Da der Mensch aber gerne mobil ist, musste er sich eine Menge einfallen lassen, um ein bisschen flinker zu werden. Die Sache mit den Skiern hatte er bald raus, vor ungefähr 7000 Jahren schon. 1760 wurden die Rollschuhe erfunden. 1817 stellte Karl von Drais seine Laufmaschine vor, die Großmutter aller Fahrräder. Auf Fernstrecken quälte sich der Mensch zu Land von Epoche zu Epoche in Kutschen vorwärts, es dauerte bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts, als er endlich auf die Eisenbahn umsteigen konnte, doch schon zu Ende des Jahrhunderts war er auch automobil: Das sich selbst bewegende Kleinfahrzeug war erfunden, dank Karl Benz und seinem Vergasermotor.

Das erste funktionstaugliche Automobil mit Benzinmotor steht im Deutschen Museum in München – in seiner Zweigstelle auf der Theresienhöhe, dem Verkehrszentrum, gleich am Eingang. Weil man so unvermittelt davorsteht, weiß man auf den ersten Blick gar nicht, welche Pretiose einem da präsentiert wird.

Den Rückwärtsgang gab es nur gegen Zuzahlung

Münchens Verkehrszentrum ist in seiner 12 000 Quadratmeter großen Drei-Hallen-Gesamtheit gerade erst drei Wochen alt. »Was uns bewegt« – das ist das Thema des Ablegermuseums. Es rückt die Exponate, die vorher zum großen Teil der Rubrik »Landverkehr« im Haupthaus untergebracht waren, in einen völlig neuen Zusammenhang. Mit Massenbewegung hat auch der neue Standort zu tun. Weil Franz-Josef-Strauß zum großen Airport der Landeshauptstadt wurde, zog die Messe aufs verlassene Flughafengelände in Riem. Oberhalb der Theresienwiese, des Oktoberfestplatzes, wurde wiederum das angestammte Messeareal frei, das nun der Neubebauung anheim fiel. Bis auf drei Hallen, die, vor hundert Jahren als selbstbewusste, kühne Konstruktionen des Fortschritts gebaut, mit der Zeit etwas heruntergekommen waren. 44 Millionen Euro allein kostete ihre Renovierung. Keiner hatte geahnt, dass man sie an manchen Stellen Stück für Stück auseinander nehmen und wieder zusammenfügen musste. Nun aber sind sie Trauminseln im Häusermeer.

Nur zweieinhalb Millionen Euro mehr und die Sanierung der alten Hallen zum neuen Verkehrszentrum wäre perfekt geworden. Doch um einen Anbau zu rekonstruieren, der aus statischen Gründen abgerissen worden war, rückten der bayerische Finanzminister und der Münchner Oberbürgermeister kein zusätzliches Geld heraus. Deshalb fehlt dem Verkehrszentrum der adäquate Eingang, und der Besucher muss vom ersten Schritt an nach Orientierung suchen. Er beginnt seine Besichtigung in Halle III, die sich Technik und Mobilität widmet, aber kein idealer Einstieg ist. Denn niemand weiß, ob er sich rechts zu den Fahrrädern wenden soll oder links dem Pfeil zu Halle I folgen.

Am besten er fängt in der hinreißend lichten und schönen Halle I an und stürzt sich hinein in das Thema Stadtverkehr, in das vom Schutzmann oder von der Ampel verwaltete Chaos aus Straßen. Die sind dicht mit betagten Verkehrsmitteln bestückt, ein ADAC-Rettungshubschrauber hängt vom Himmel, ein Krankenwagen wartet am Rand, die Straßen- und U-Bahnen zeigen, wie komfortabel sich der öffentliche Nahverkehr vom Nachkriegswagen der Münchner Straßenbahn und vom miefigen Berliner S-Bahn-Waggon zum Niederflurbus der Gegenwart entwickelt hat. Und die unzähligen Motorräder und Autos mit all unseren Lieblingen von der Isetta über den Lloyd-Leukoplastbomber bis zum NSU und R4 demonstrieren, wie der Verkehr sich verändert hat. Das ist kein zufälliger Wirrwarr alter Vehikel, sondern eine Komposition, die viele Facetten des Nahverkehrs bis ins Detail ausleuchtet, dabei eine Fahrradwerkstatt zeigt, wie sie von der Kriegszeit bis 1995 funktionierte, und gestylte Räder in einen Raum mit dem handgezogenen Leiterwagen stellt. Nicht einmal ein Arbeitsleben liegt zwischen dem Messerschmitt-Kabinenroller, bei dem es den Rückwärtsgang nur gegen Zuzahlung gab, und dem VW GTI, der auch schon längst überholt ist. Doch wer alles genau wissen will, muss genug Zeit aufbringen, das Kleingedruckte auf den ausführlichen Erklärungstafeln zu lesen.

Der Mercedes 300 d, der Adenauer-Wagen, mit seiner langen Schnauze und den dick gepolsterten Sitzen, nur dreitausendmal gebaut zwischen 1957 und 1962, fuhr für Großverdiener. Wie der göttliche Citroën DS steht er schon in der Halle II, und die führt über verschiedene Ebenen im Express durch die Geschichte des Reisens, dargestellt durch beeindruckende Verkehrsmittel, durch bezaubernde Guckkastenbilder – und wiederum viele Erklärungen auf Schautafeln: Aufbruch, Fahrt, Heerfahrt, das trieb den Menschen schon immer an. Die Römer versuchten, ihr Reich durch ein Straßennetz zu sichern, die Landesfürsten des Mittelalters ließen diese Wege verfallen, und so wurde das Fahren gefährlich und beschwerlich. Über Jahrhunderte geriet Reisen zur Last statt Lust, was Halle II vor Augen führen will. Vorbei die Zeit der Badereisen, wie die Römer sie gepflegt hatten. Nun fuhr nur noch umher, wer musste: Barbiere und Chirurgen, Bettler und Spielleute, Pilger und Kreuzzügler, Prostituierte und Kaiser. Durch ihr mühsames Fortkommen kann man sich Bild für Bild am Computer klicken. Da huscht ein Nackter in ein breites Bett. Siehe da, die mittelalterliche Herberge kannte kein Einzelzimmer. Es war üblich, unbekleidet mit Fremden unter einer Decke zu stecken.

Drei, vier Schritte weiter und ebenso viele Jahrhunderte später rumpelt es im Kutschensimulator so, dass einem binnen Sekunden speiübel werden kann. Sechs Leute saßen auf Holzbänken so eng zusammen, dass trotz Mozart-Größe weder Beinfreiheit noch frische Luft zum Atmen blieb. Bei Goethe, wie nur konnte man auf diese Weise bis Italien reisen? Von hier kann der Besucher einen Abstecher zu ganz anderen Reisewelten machen: etwa zur Rhätischen Bahn, deren Salonwagen seine Türen geöffnet hält. Solche Querverbindungen hat Direktorin Sylvia Hladky mit Absicht gebaut, als Einladung, die Perspektive zu wechseln. Auf den rötlich-beige gestreiften Polstern der Ersten Klasse hört man aus Lautsprechern aufregende Reiseerzählungen.

Jugendliche warfen Steine auf die ersten Autos, Anlieger spannten Seile

Das 19. und das frühe 20. Jahrhundert revolutionierten die Beweglichkeit der Massen. Das fragile, dem Sport der Elite vorbehaltene Hochrad wandelte sich zum robusten Fahrrad mit Hilfsmotor, die Eisenbahn – in einer ihrer schönsten Formen als Dampflok der Bayerischen Staatsbahn an den Perron gestellt – überzog innerhalb von 15 Jahren den europäischen Kontinent. Nur das Automobil kämpfte sich eher mühsam voran. Über zwei Jahrzehnte blieb der Mercedes Simplex, das messingblinkende, 60 Kilometer schnelle, 1905 gebaute protzige Gefährt, der Prototyp des modernen Autos. Ihn konnten sich nur wenige Wohlhabende leisten. So blieb das Volk skeptisch gegenüber dem Liebling der Herrenfahrer, Sportler, Regionalfürsten und Militärs, fühlte sich von Lärm und Dreck belästigt, an den Straßenrand gedrängt. »Seit etwa 1900 kam es deswegen häufiger zu Protesten und Tätlichkeiten gegen Automobilisten. Jugendliche warfen mit Steinen, … aufgebrachte Anlieger spannten Drahtseile.« So ist es im Museum nachzulesen.

Während die Weimarer Republik noch auf das Primat der Reichsbahn setzte, förderte der Nationalsozialismus die Volksmotorisierung. Auch das gehört zur Geschichte des automobilen Reisens. 1938 wurde der Grundstein des VW-Werkes in Wolfsburg gelegt, wurden Sparmarken für den Kauf eines KdF-Wagens ausgegeben, der schon deutlich an den Käfer erinnert, und 3000 Kilometer Autobahn geschickt in die Landschaft inszeniert: Der Blick vom Irschenberg zum Beispiel sollte den Blick auf das Alpenpanorama freigeben, Technik und Heimat ideologisch versöhnen. Bereits 1946 wurde wieder ein Volkswagen gebaut, 60 Prozent der Produktion gingen in die USA. In einer Reihe stehen der Käfer mit dem Brezelfenster, der rosarote Cadillac aus Übersee, der Wohnwagen Tramp, der die ersten Reisesehnsüchte erfüllte.

Außer der Reiselust beflügelten auch Wettkämpfe die Automobilisten von der ersten Stunde an. Deshalb zeigt Halle III mit ihrem Themenschwerpunkt Mobilität und Technik, wie der Mensch mit Fußrad am Knöchel, knöchernem Schlittschuh, mit Vierrad und Zweirad seine Liebe zum Wettrennen entdeckte. Hier darf auch an Motoren gespielt und Getrieben geschaltet werden. Übrigens in der Ecke, wo die Kleinsten lernen sollen, sich an die Regeln zu halten und ihr kleines Auto oder Rad nur innerhalb der markierten Spuren zu kutschieren. Das gelingt nicht immer.

Trotz Mercedes und Benz, trotz BMW und Lancia – das Verkehrszentrum ist keine wichtigtuerische Ansammlung von mobilen Superlativen, kein Männer-Brumbrum-PS-Paradies. Es ist ein informatives, jedoch mitunter sperriges, weil noch nicht deutlich genug begleitetes Arrangement zu Themen der Geschichte unserer Mobilität. Eine Inszenierung, die Konzentration braucht und bei der nur lernt, wer fleißig liest. Und so genau hinschaut, dass er zum Beispiel sieht, dass der ICE genauso eine »feste Fahrbahn« hat wie draußen in der Wirklichkeit. Der sieht auch die Stolperschwellen, die daran erinnern, dass Güterwagen in KZs rollten.

Leider mangelt es dem Verkehrszentrum mitunter noch an attraktiver Präsentation seiner Ideen – gerade da, wo es um die bedrohlich wachsende Umtriebigkeit und umweltfreundliche Alternativen geht. Dem witzigen schwarzen Elektroauto aus den zwanziger Jahren, den modernen Hybridfahrzeugen sieht man ihren intelligenten Antrieb nicht auf den ersten Blick an. Aber man spürt den Anspruch der Ausstellungsmacher, nicht nur zurückzublicken, sondern auch in die Zukunft zu weisen. Wir sollten darüber nachdenken, was uns bewegt.

Information: Deutsches Museum Verkehrszentrum, Theresienhöhe 14 a, München. Täglich geöffnet von 9 bis 17 Uhr, Eintritt 5 Euro, Kombikarte 10 Euro. Auskunft: Tel. 089/500 80 61 40, www.was-uns-bewegt.de

MAGNET Die Alten von Venezuela

Ans Ende der Welt zieht es Horst A. Friedrichs seit zwölf Jahren. Die Einsamkeit der Wüstenbewohner, die an Venezuelas Grenze zu Kolumbien der Erde dürre Ernten abringen, hat der deutsche Fotograf in magischen Bildern verewigt. Am Zwiebelfeld posiert die 100-jährige Doña Ruperta (unser Bild) mit entrücktem Blick und knorrigen Händen. Die Zeit hat sich in ihr Gesicht gegraben wie in die Borke des Yababaumes. Tausende Arbeitstage lasten auf der Brust des Witwers Pajita, die sich nach innen wölbt, als suche sie Schutz in den Eingeweiden. Und Diego Crespo – starr wie der Stock, auf den er sich stützt – hört nicht auf, im ausgetrockneten Flussbett Steine zu bergen und ihr Geheimnis zu erforschen, seit seine Frau nach einem Schlaganfall sprachlos geworden ist.

25 ausgewählte Exponate aus Friedrichs Porträtsammlung der Schicksalsgeprüften sind nun in der Hamburger Galerie Multiple Box ausgehängt, während der Bildband **Doña Maria und ihre Träume** das melancholische Meisterwerk des Fotografen in ganzer Fülle dokumentiert. Darin sind auch die Texte der venezolanischen Autorin Elisabetta Balasso nachzulesen – poetische Personalien einer aufmerksamen Beobachterin, die ihre Landsleute an der Grenze so behutsam beschreibt, dass sich die Würde der Lebensgeschichten herauskristallisiert. **CS**

Horst A. Friedrichs: »Doña Maria und ihre Träume«, bis 10.12., Multiple Box, Admiralitätstr. 71/72, Hamburg, Di–Fr 11–19 Uhr, Sa 11–16 Uhr, Eintritt frei. Auskunft: Tel. 040/37 51 75 10, www.multiple-box.de. Der Fotoband ist erschienen bei Frederking & Thaler Verlag, München 2006; 192 S., 75 €

Foto [M]: Theater an der Ruhr

Borat soll kommen

BULAT ATABAJEW, 52, Leiter des deutschen Theaters in Almaty, über sein Land Kasachstan

Herr Atabajew, in Europa ist gerade der neue Film des britischen Komikers Sacha Baron Cohen angelaufen. Cohen spielt darin einen kasachischen Journalisten namens Borat, der die USA bereist. Was er dabei von Kasachstan erzählt, hat in Ihrer Heimat für Aufregung gesorgt.

Die Leute in der Regierung haben eben keinen Humor. Jede Kritik wird gleich als Verhöhnung verstanden. Ich finde das komisch und tragisch zugleich. Ich kritisiere mein Land doch auch, unsere Klassiker haben das Land kritisiert. Was ist das Problem?

Cohen war wahrscheinlich noch nie in Kasachstan. Er hat allenfalls Klischees im Kopf.

Wer in Europa weiß schon, wo Kasachstan liegt? Viele verwechseln uns mit der Mongolei. Aber das macht nichts. Es gibt ein Sprichwort bei uns: Leute, die mit einem Stein nach dir werfen, sollst du zum Essen einladen. Ich würde Cohen gern zu uns einladen, auf eine große Kasachstan-Tour. Er darf unterwegs ruhig seine Scherze machen, ich bin da nicht so.

Wie viel Zeit müsste Cohen haben? Eine Woche vielleicht?

Ich bitte Sie! Wir sind einer der größten Flächenstaaten der Welt, doppelt so groß wie Deutschland, Frankreich und Spanien zusammen. Steppe, Wüste, Halbwüste, Berge, Seen, Städte, große Distanzen. Borat braucht allein zwei Wochen, um den zivilisierten Teil des Landes anzuschauen. Dann hat er von der Natur noch nichts gesehen: Im Tienschan-Gebirge, an der Grenze zu China, könnte er wunderbar bergsteigen. Tienschan heißt übrigens Himmelsgebirge, es ist eines der höchsten der Welt. Außerdem haben wir in der Umgebung von Almaty großartige Canyons. Und, falls Cohen im Winter kommt: Skifahren in Almaty ist wirklich ein Erlebnis.

Falls die Zeit für den großen Kasachstan-Trip fehlt, was müsste er unbedingt sehen?

Almaty natürlich. Die neue Hauptstadt Astana kann er sich sparen. Almaty oder, wie es früher hieß, Alma-Ata ist unsere Kulturhauptstadt: Es gibt viele Theater, Galerien, Oper, Ballett und den besten Zirkus der Welt. Früher habe ich immer gedacht, die Chinesen hätten den besten Zirkus. Stimmt aber nicht. Unser Zirkus ist der beste: intelligent und sportlich. Wir haben hervorragende Akrobaten.

Wie bewegt man sich in Kasachstan fort?

Mit dem Zug, die Bahn ist bei den unglaublichen Distanzen das bequemste Verkehrsmittel. Von Almaty bis Atyrau zum Beispiel sitzt er drei Tage und drei Nächte im Zug. In dieser Region sind Ausgrabungen aus vormongolischer Zeit zu besichtigen und die ältesten Mausoleen Zentralasiens.

Ist es bei Ihnen sehr kompliziert, an Fahrscheine zu kommen?

Das hängt davon ab. Es kann passieren, dass es am Schalter keine Tickets gibt. Aber draußen vor dem Bahnhof stehen Leute, die ihnen welche anbieten. Da müssen Sie dann handeln, damit Sie nicht zu viel zahlen. Schwarzmarkt und Korruption sind unsere Realität. Daran muss sich Herr Cohen gewöhnen.

Was müsste er essen und trinken? Der Film streut das Gerücht, kasachischer Wein sei aus Pferdeurin gemacht.

Ach. Manchmal habe ich das Gefühl, alle Länder die auf »-stan« enden, sind im Westen ein Synonym für Rückständigkeit. Aber nein, wir leben nicht mehr in der Jurte, es gibt auch keine Nomaden mehr. Die Kasachen haben schon vor langer Zeit begriffen, dass die Sesshaftigkeit ihre Vorteile hat.

Aber Pferdefleisch essen Sie schon?

Pferdefleisch ist eine kasachische Spezialität. Das müsste Cohen unbedingt probieren. Außerdem sollte er Kumis trinken, angegorene Stutenmilch. Die ist sehr gesund für die Lunge. Wir haben einen Kurort, wo Tuberkulose mit diesem Getränk geheilt wird.

INTERVIEW: **STEFANIE FLAMM**

Frisch vom Markt

Vom Flugzeug bequem auf die Piste kommen in diesem Winter Skifahrer im norditalienischen Trentino dank des Fly Ski Shuttle. Vom 16. Dezember an fahren jeden Samstag zu zwei Terminen Busse von den Flughäfen Verona, Brescia, Venedig und Bergamo direkt in die Skigebiete Val di Sole, Val di Fiemme, Val di Fassa sowie nach San Martino di Castrozza und zurück. Angeflogen wird die Region etwa von Air Berlin, Ryanair und Hapag Lloyd Express ab Frankfurt am Main, Düsseldorf, Hannover und Berlin.

Fly Ski Shuttle vom 16. Dezember bis zum 7. April jeden Samstag. Hin- und Rückfahrt 22 Euro, Kinder bis 12 kostenlos. Auskunft: Tel. 0039-0461/39 11 11, www.trentino.to

Für kleine Fluchten aus dem Alltag gerade in der grauen Jahreszeit werben die Ringhotels, eine Vereinigung privatgeführter Drei- und Vier-Sterne-Hotels. So schlägt das Hotel Freund im Luftkurort Oberorke am Südrand des Sauerlandes vor, bei Massagen, einer Ayurveda- oder einer Reiki-Behandlung zu entspannen, sich beim Schwimmen abzureagieren oder in einer der sechs Saunen allen Ärger auszuschwitzen. Wer beim Sport am besten abschaltet, kann zu Rad- und Wandertouren aufbrechen, Nordic-Walking-Strecken ablaufen oder im angegliederten Reiterhof aufs Pferd steigen. Soll es dann auch noch ein extraordinäres Quartier sein, kann man statt in Suite oder Ferienwohnung in einem Schlafraum in der Bauernscheune übernachten und im duftenden Heu den Alltag vergessen.

Ringhotel Freund, Vöhl-Oberorke, Tel. 06454/70 90, www.freund.ringhotels.de. »Champagner Träume« mit zwei Übernachtungen, Menüs und Aromamassage ab 185 Euro

Wer mal ohne Skier Winterurlaub machen will, findet zum Beispiel im österreichischen Ramsau eine sportliche Alternative. Dort werden von Mitte Dezember bis Mitte April Schneeschuh-Wanderwochen angeboten. Versprochen werden Gebirgstouren zu den »schönsten, einsamen Almen und Aussichtspunkten am südlichen Dachstein und in den Tauern« und ein gemäßigtes Tempo beim Laufen. Der Abstieg ins Tal beginnt natürlich erst nach einer gemütlichen Jause. Etwa zwei Stunden dauern die Wandertouren bei hoffentlich strahlendem Sonnenschein und glitzerndem Schnee, mitgehen können alle Naturbegeisterten, auch wenn sie keine alpine Erfahrung haben.

Alpinschule Dachstein, A-8972 Ramsau am Dachstein 233, Tel. 0043-3687/812 23, www.tiscover.com/peter.rosegger. Vier Wanderungen und eine Woche Halbpension ab 565 Euro

Der König der Nogs

Pure Bosheit in den Ländern des Nordens: Prinz Noggin soll den Thron besteigen. Doch sein niederträchtiger Onkel, Nogbold der Böse, tut fast alles, um Noggin die Krone zu stehlen VON OLIVER POSTGATE UND PETER FIRMIN

In den Ländern des Nordens, wo die dunklen Nächte sehr lang sind, sitzen die Männer abends am Feuer und erzählen einander Geschichten. Sie erzählen von einem Königssohn, der sich ein langes Schiff baute und damit bis ans Ende der Welt segelte, um sich seine Braut aus dem Reiche der Mitternachtssonne zu holen.

Der Königssohn hieß Noggin der Nog. Er war der Sohn von König Knut, dem greisen Herrscher über das schneereiche Land der dunklen Wälder, das die Menschen das Nogland nennen. Dieser König Knut tat jeden Morgen dasselbe. Er stand auf, zog seine Stiefel an und kletterte auf den Berg hinter dem Königsschloss. Aus der Spitze des Berges ragte ein Felsensitz hervor, den die Leute Knuts Thron nannten. Dort ließ der greise König sich nieder, blickte auf sein Land und sorgte sich um seine Untertanen. Zogen sie sich bei diesem kalten Wetter auch alle warme Socken an? Waren ihre Hausdächer auch alle heil, damit der Regen nicht hindurchtropfen konnte?

Dann ließ er die Blicke zum Königsschloss hinüber wandern und sorgte sich um Prinz Noggin, seinen Sohn. Was würde geschehen, wenn Noggin nicht bald heiratete? Spätestens sechs Wochen nach dem Tod des Vaters musste er verheiratet sein. Sonst fiel die Krone seinem hinterlistigen Onkel Nogbold dem Bösen zu. Die Leute blickten oft zu ihrem König hinauf, der auf dem Felsen saß und sich Sorgen machte. Und dabei sagten sie: »Gräm dich doch nicht, alter König!« Aber der König grämte sich weiter. Eines Tages erhob er sich wie immer von seinem Felsensitz, um hinunterzusteigen. Da sahen die Leute ihn plötzlich schwanken und zu Boden stürzen. Der König war tot. Große Trauer brach aus: Die Menschen weinten laut, die Fahnen vor den Häusern wurden auf halbmast gesenkt. Alle waren betrübt, nur einer nicht: Nogbold der Böse hörte in seiner schwarzen Burg die fernen Klagelaute und freute sich. Im Königsschloss ließ Noggins Mutter, Königin Grunhilda, den Königssohn zu sich rufen. »Noggin«, sagte sie, »es ist Zeit, dass du dir eine Braut suchst. Ich werde allen edlen Jungfrauen befehlen, in sieben Tagen zum Schloss zu kommen.«

Bald erscholl im ganzen Land der Ruf der Posaunen: Die königlichen Herolde verkündeten von den Zinnen der Schlösser und Burgen ihre Botschaft. Da brach unter den Jungfrauen des Landes helle Aufregung aus. Sie zappelten und kicherten, und dann zogen sie sich ihre Wanderschuhe an und eilten zum Königsschloss.

Am siebten Tag hatten sich alle Jungfrauen in der großen Halle versammelt. Prinz Noggin schritt langsam an ihnen vorbei und musterte sie. Es gab große Mädchen und kleine Mädchen, es gab magere Jungfrauen aus den Bergtälern und pummelige Mädchen aus den Burgen. Noggin schritt die ganze Reihe ab, aber er konnte sich nicht entscheiden. Er hatte keine einzige Jungfrau entdeckt, die ihm so gut gefiel, dass er sie zu seiner Königin machen wollte. Als Noggin noch neben dem letzten Mädchen stand, erblickte er plötzlich einen großen grünen Vogel. »Du bist keine Jungfrau, du bist ein Vogel«, stellte er fest. »Du hast ein scharfes Auge, gnädiger Herr«, antwortete der Vogel und verbeugte sich. »Ich heiße Grakulus. Ich bin vom Lande der Mitternachtssonne hierher geflogen und bringe dir Grüße und ein Geschenk von Nan von den Nuken, meinem Herrn.« Damit überreichte der Vogel Noggin einen Dolch. Noggin dankte ihm und schaute sich den Dolch genau an. Auf der Klinge war ein Mädchengesicht eingeritzt. Noggin betrachtete das Bild und fand das Mädchen schöner als alle Mädchen, die er je gesehen hatte. »Wer ist diese Jungfrau?«, fragte er. »Das Bildnis zeigt die Tochter meines Herrn«, antwortete der Vogel. »Es ist das Antlitz von Nuka, der Prinzessin der Nuken.«

Noggin, der Prinz der Nogs, wandte sich an sein Volk, hielt den Dolch in die Höhe und rief: »Diese Jungfrau will ich heiraten!« Da brach ein gewaltiger Tumult im Schloss aus. Alle waren überrascht, und einige murrten und grollten. Die Jungfrauen schlüpften betrübt wieder in ihre Wanderschuhe und trotteten nach Hause. Noggin sprang auf die Brustwehr des Schlosshofes und rief zu den Soldaten und Bürgern hinab: »Wer will mit mir fahren?« – »Wir!« schrien die Soldaten. »Wer will mir ein Schiff bauen?«, fragte er weiter. »Wir!«, antworteten die Zimmerleute.

Und so geschah es. Die Nogs bauten ein langes Schiff aus Eichenholz. Der Steven wurde zu einem furchterregenden Drachenkopf geschnitzt. Das Segel nähten sie aus fester Leinwand und bestickten es mit dem Wappen der Nogs und dem Antlitz der Nuka. »Mach dir keine Sorgen um mich, Mutter«, sagte Noggin, »mein Schiff ist stark, und meine Männer sind mutig. Grakulus wird uns sicher durch alle Gefahren des Meeres leiten.« Dann stach das Schiff in See. Der Wind blähte das Segel, und das Schiff glitt aus der Bucht auf die hohe See. Die Bürger standen am Kai und winkten ihnen nach. Alle dachten mit Bangen an die Gefahren der langen Reise.

Alle, nur einer nicht: Nogbold der Böse schaute von seiner schwarzen Burg auf das Schiff hinab und lächelte. Er wusste, dass die Fahrt ins Land der Mitternachtssonne lang und gefährlich war und dass Noggin nur geringe Aussicht auf eine glückliche Heimkehr hatte. Nogbold dachte an den Königsschatz, an die Steuereinkünfte, die Krone und die Juwelen, die ihm bald alle gehören würden, und er kicherte hämisch in sich hinein.

Ein stetiger Wind trieb das Schiff voran. Die Nacht brach herein. Der Steuermann band das Steuerruder fest, sodass der Steven direkt zum Nordstern wies, und die Schar der Nogs drängte sich in der Leinwand-Kajüte um den Ofen. Zwei Tage und zwei Nächte hielt der günstige Wind an, doch am Ende des dritten Tages zog mit der Nacht ein gewaltiger Sturm herauf. Der Wind heulte in der Takelage. Donner grollte, und Blitze zuckten, während die wilden Wogen das Schiff hin und her warfen. Grakulus hatte sich unter ein Brett verkrochen und war seekrank.

Als der Morgen graute, flaute der Sturm ab, und alles war wieder ruhig. Sie hissten ihr Segel und schauten zu ihm empor. Kein Windhauch fuhr hinein, es hing schlaff am Mast, und das Schiff schwamm reglos auf dem glatten Meer. Der Hauptmann der Soldaten, der tapfere Thor Nogson, stand am Steuer. »Was sollen wir jetzt machen, Noggin?«, fragte er. »Am besten rudern«, sagte der Königssohn. Die Ruderer griffen in die Riemen. »In welche Richtung sollen wir rudern?«, fragte Thor Nogson. »Ach, mein Freund, das weiß ich nicht«, antwortete Noggin. Grakulus war noch so seekrank, dass sie ihn nicht um Rat fragen konnten. Deshalb setzten sich die Nogs in die Sonne und angelten. Sie fingen zwar nichts, aber die Zeit verging. Da ertönte ein Ruf: »Land in Sicht!« Viel Land war es freilich nicht, nur eine kleine bräunlich-grüne Insel, die etwas aus der See herausragte. »Rudert dort hinüber!«, befahl Noggin. Sie ruderten zur Insel hinüber, und Thor schwang sich mit einem Tau an Land. »Oh, der Boden ist ganz weich und glitschig!«, rief er. »Und die ganze Insel ist mit einer Art von braunem Gras bewachsen!« – »Grab etwas davon aus!«, befahl Noggin. Sie warfen Thor Nogson einen Spaten hinüber. Er stieß ihn in die Insel und trat mit dem Fuß darauf. Da begann die ganze Insel unter ihm zu beben. Sie rüttelte sich und schüttelte sich, und auf der einen Seite wölbte sich ein steiler Hügel empor, der ein dumpfes Schmerzensgebrüll ausstieß. »Ein Erdbeben!«, schrie Thor Nogson. Der Hügel drehte sich zu ihnen um, und sie erkannten ein gewaltiges Haupt mit einem struppigen Schnurrbart und langen scharfen Zähnen. »Muss das sein?«, fragte es. »Mir tut das nämlich weh!«

Es war ein riesenhaftes Walross. Noggin wusste, dass es nur ein einziges Walross von dieser Größe auf der ganzen Welt gab: Arup, den König der Walrosse. Sie verneigten sich voreinander, so wie sich Könige zu begrüßen pflegen, und Noggin bot seinem Gast einen Imbiss an. »Wie wäre es mit einem Schiffszwieback?« – »Schiffszwieback?«, fragte das Walross nachdenklich. »Das ist eine gute Idee. Ich bin wirklich etwas hungrig.« Noggins Männer holten eine Kiste Schiffszwieback. »Wie willst du die Zwiebäcke essen?«, fragte Noggin. »Ach, werft sie mir einfach rein!«, erwiderte der König der Walrosse und klappte sein Maul auf. Noggin und seine Männer warfen so lange Schiffszwiebäcke in das große Maul, bis die Kiste leer war. Da klappte das Walross sein Maul wieder zu und fing an zu kauen. »Mmmmm!«, machte es. »Köstlich!« – »He! Und was ist mit mir?«, rief Thor Nogson. »Ich will wieder an Bord! Ihr könnt mich doch nicht auf diesem Untier sitzen lassen!« – »Aber Thor Nogson!«, sagte Noggin mahnend. »Du wirst doch wohl noch warten können, bis der König der Walrosse seinen kleinen Imbiss beendet hat!«

Das Walross verzehrte genüsslich noch eine Kiste Schiffszwieback und bot ihnen dann seine Hilfe an. »Ich schwimme auch zum Land der Mitternachtssonne. Wenn du deinem Spatenhelden hier ein Tau hinüberwirfst, nehme ich euch in Schlepp.« Sie warfen Thor Nogson ein dickes Seil zu. Er schlang es dem Walross fest um den Hals und kletterte rasch daran an Bord zurück. »Es kann losgehen!«, rief Noggin. Das Walross glitt durch das stille Wasser davon und zog das Schiff hinter sich her. Es schwamm geschwind, zwei ganze Tage und zwei ganze Nächte hindurch, und schleppte das Schiff bis zum Ende der Welt.

»Hier trennen sich unsere Wege«, sagte es. »Ich reise jetzt südwärts. Achtet darauf, dass ihr die Mittagssonne immer im Rücken habt, und hütet euch vor den Eisbergen!« Dann sank der König der Walrosse tief in die Wogen. Der Wind trieb sie weiter. Endlich sahen die Nogs das Land der Mitternachtssonne vor sich liegen. Es war ganz flach, es gab keine Berge und keine Wälder, nur glatte Eisflächen und Schneefelder. Nan von den Nuken wartete schon am Ufer auf sie. Er war ein kleiner Mann mit einer mächtigen Pelzmütze und saß auf seinem Thron aus Eisblöcken. Andere kleine Männer in Pelzmützen umringten ihn und sprangen aufgeregt hin und her. »Sei mir gegrüßt, Noggin der Nog. Kommst du in Frieden?«, rief Nan.

»Heil dir, Nan von den Nuken! Wir kommen in Frieden«, rief Noggin. Nan von den Nuken stieg vom Eisthron herab und schüttelte Noggin die Hand. »Verdammt kalt hier, was?«, fragte er. »Komm herein zu mir, und trink etwas Warmes!« Er führte Noggin zu einem der runden Häuser aus Eis. Der Iglu hatte keine Tür, nur einen gewölbten Tunnel, durch den man hindurchkriechen musste. Drinnen war das Haus licht und warm, und auf dem Boden lagen Felle. Nan und Noggin setzten sich auf Stühle, und Nans Tochter brachte ihnen schwarzen Tee. Sie war Nuka, das Mädchen, dessen Bild in den Dolch eingeschnitzt war. Noggin schaute sie an, und sie erschien ihm noch viel schöner, als er erwartet hatte. Er wandte sich an ihren Vater und sagte: »Nan von den Nuken, ich bin von weit hergereist, durch Hagel und Schneesturm und Nebel, vorbei an dem schwarzen Eis am Ende der Welt, weil ich deine Tochter fragen will, ob sie mich heiraten mag.« – »Ich weiß«, antwortete Nan von den Nuken. »Aber«, fuhr Noggin zögernd fort, »jetzt bin ich doch etwas verlegen. Kannst du sie nicht für mich fragen?« Nan von den Nuken lachte. »Ja, gern!« Er rief seine Tochter und sagte: »Noggin ist durch Hagel und Schneesturm und Nebel, vorbei an dem schwarzen Eis am Ende der Welt hierher gereist, weil er dich fragen will, ob du ihn heiraten magst.« – »Ja, Vater, das will ich.« Da wurden Noggin und Nuka einander vermählt. Es gab ein großes Fest, und das ganze Land der Mitternachtssonne war voller Fröhlichkeit. Die Nogs und die Nuken sangen ihre Trinklieder und schmausten Rentierbraten.

Am nächsten Morgen kam Grakulus zu Noggin und Nuka geflogen und sagte, er wolle nun zum Lande der Nogs zurückkehren und dort berichten, dass Noggin geheiratet habe. Sonst würde Nogbold der Böse sicher versuchen, Noggin den Thron zu rauben. Grakulus flog also fort, und Noggin und Nuka winkten ihm nach, bis sie ihn nicht mehr sehen konnten.

Im fernen Land der Nogs stand Nogbold der Böse in seiner schwarzen Burg und starrte über das Meer. Da erblickte er hoch in den Lüften einen grünen Vogel, der so langsam flog, wie es nur ein zu Tode erschöpfter Vogel tut. Nogbold beobachtete den Vogel und sah, wie er herabflatterte und sich mit letzter Kraft auf eine Fahnenstange setzte. Dann faltete er seine Flügel zusammen, steckte den Kopf unter die Schwingen und schlief ein. Nogbold befahl seinen Wächtern, ihn an der Flaggenleine hochzuhissen. Als er an der Spitze des Fahnenmastes war, packte er den Vogel bei der Kehle. »Aarrk!«, krächzte Grakulus. »Lasst mich wieder hinunter, Leute!«, befahl Nogbold. Sie ließen ihn herab, er gab ihnen den Vogel und sagte: »Werft ihn in den Kerker!« Die Wächter steckten Grakulus in den Kerker. Da hockte er nun vor einer Schüssel mit Vogelfutter und weinte bitterlich. Die Tage vergingen, und dann wurde plötzlich die Kerkertür aufgestoßen, und Nogbold stand da. Er trug ein purpurnes Gewand und hatte eine goldene Krone auf dem Kopf. »Schau mich an, Vogel!«, rief er. »Noggin ist jetzt seit sechs Wochen fort. Deshalb gehe ich heute in die Stadt hinunter und lasse mich vom Ältestenrat zum König ausrufen!« Grakulus sah durch das vergitterte Kerkerfenster, wie Nogbold in einer goldenen Kutsche davonfuhr. Ein Rotkehlchen ließ sich auf der Fensterbank nieder. »Rotkehlchen«, flüsterte Grakulus, »willst du, dass Nogbold König wird?« Das Rotkehlchen schüttelte den Kopf. »Dann nimm diese Feder«, fuhr Grakulus fort, »bring sie zu Königin Grunhilda und sag ihr, wo ich bin.«

Unten in der Stadt fuhr Nogbold der Böse unterdessen durch eine schweigende Menschenmenge. Niemand rief hurra, aber das war Nogbold gleichgültig. Im Königsschloss stand Königin Grunhilda allein am Fenster und blickte über die eisige See. »Ach, mein armer Noggin«, seufzte sie. Da setzte sich ein Rotkehlchen auf ihre Hand, das eine grüne Feder im Schnabel trug. »Das ist eine Feder von Grakulus!«, rief die alte Königin. »Wo ist er?« Das Rotkehlchen deutete mit seinem Schwanz zu Nogbolds Burg hinüber. Die Königin verlor keinen Augenblick. Sie rief ihre Soldaten herbei. »Sattelt die Pferde, und reitet zur Burg von Nogbold dem Bösen. Er hält Grakulus gefangen. Ich gehe unterdessen zum Ältestenrat und sage Nogbold meine Meinung!« Im Ältestenrat erklärte Nogbold gerade, was er für ein guter König sein und welche Sondersteuern er seinen Untertanen auferlegen wolle. Königin Grunhilda betrat den Saal und rief mit dröhnender Stimme: »Nogbold, wie wird der bestraft, der einen königlichen Boten zurückhält?« – »Der wird des Landes verwiesen, Grunhilda.« – »Dann pack deine Sachen, Nogbold!«, befahl sie. »Frau Königin«, erwiderte er finster, »ich könnte dich wegen dieser Beleidigung in den Kerker werfen, aber weil du einmal die Königin der Nogs gewesen bist, will ich Gnade vor Recht ergehen lassen. Ich erlaube dir, frei in dein Schloss zurückzugehen, aber du darfst es nie mehr verlassen und dich nicht in meine Angelegenheiten einmischen, denn jetzt bin ich der König!« – »O nein, das bist du nicht«, rief da jemand von der Tür her. Es war Grakulus, der auf der Schulter eines Wachoffiziers saß. »Heb dich hinweg, Nogbold, deine Zeit ist um!« Und Nogbold hob sich hinweg.

»Rauch!«, schrie ein Junge, der am Ufer stand. »Rauch!«, rief auch der Hafenmeister. Auf dem Vorgebirge waren Holzstöße angezündet worden, um die Ankunft eines Schiffes zu verkünden. Und bald konnte man das Schiff auch erkennen. Es glitt in die Bucht, und Noggin und Nuka gingen, von fröhlichem Jubel empfangen, an Land und ließen sich von ihrem Volk begrüßen. Grakulus berichtete Noggin von Nogbolds Hinterlist, und Noggin schickte Soldaten aus, die Nogbold gefangen nehmen sollten. Doch Nogbold war nicht zu finden. Er hatte sich seine Bergschuhe angezogen und war übers Gebirge zu seiner Großmutter nach Finnland geflohen. So kehrten Noggin und Nuka in ihr Königreich heim. Sie wurden noch am selben Tag im Königsschloss als Noggin und Nuka, König und Königin der Nogs, gekrönt, und sie regierten lange und in Frieden.

Film-Buch-Duo

Oliver Postgate und Peter Firmin sind in keinem Lexikon der Kinderliteratur zu entdecken. Das liegt daran, dass sie keine typischen Kinderbuchautoren sind, sondern in erster Linie Filme machen. Oliver Postgate, geboren 1925, stammt aus einer englischen Politikerfamilie und studierte an der Londoner Central School of Art and Design. Zusammen mit seinem Studienfreund Peter Firmin produzierte er 1959 in einem alten Kuhstall die ersten Folgen der »Saga of Noggin the Nog« für die BBC.
Smallfilms, die Firma der beiden Briten, hat seither mehr als 275 zum Teil preisgekrönte Filme gedreht. Ins Deutsche übersetzt hat die Noggin-Geschichten Sybil Gräfin Schönfeldt.

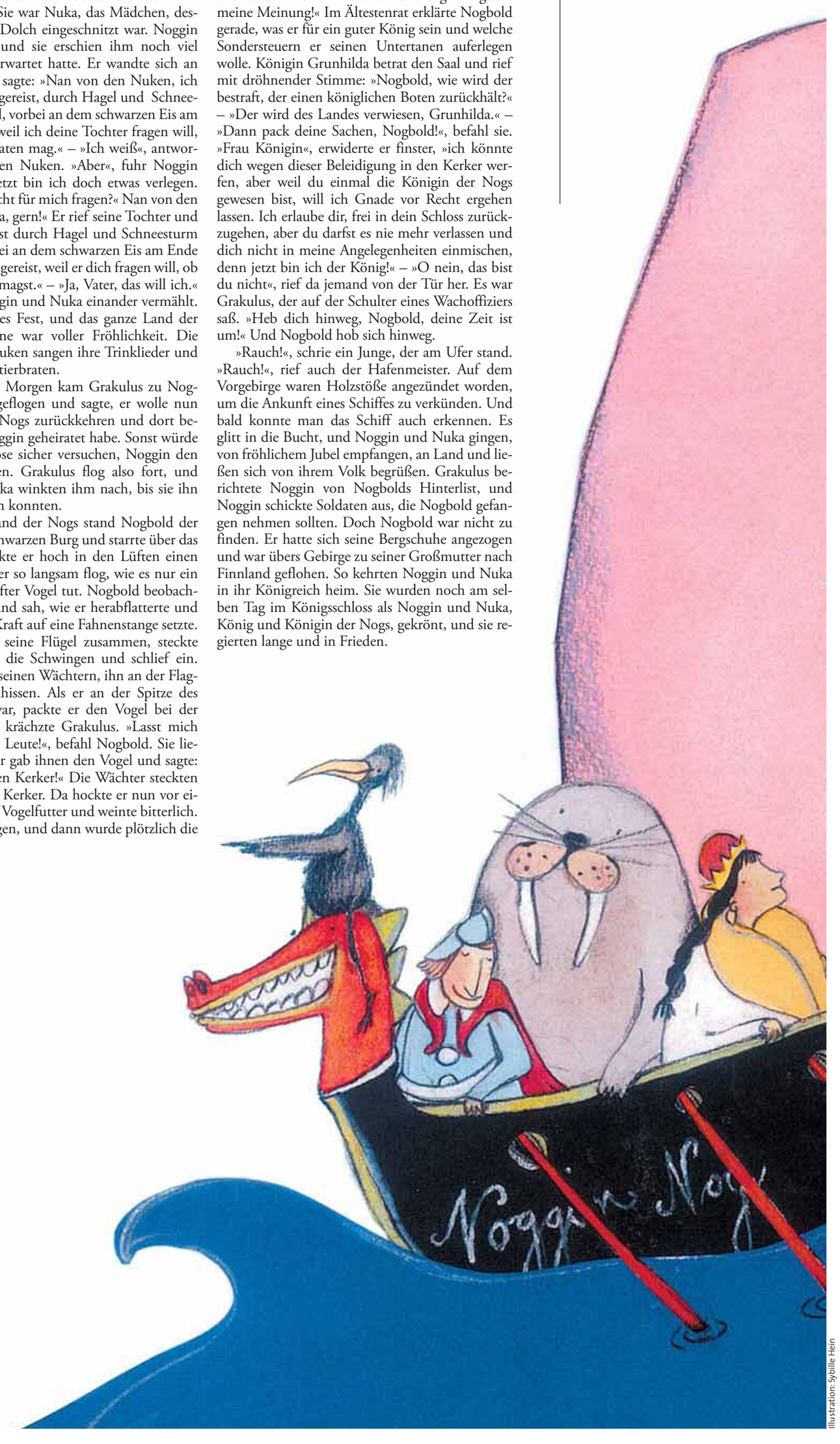


Illustration: Sybille Hein

wir lesen überall vor & jederzeit
eine Initiative von DIE ZEIT und STIFTUNG LESEN

Für den 17. November rufen die ZEIT und die Stiftung Lesen wieder auf zum bundesweiten Vorlesetag unter dem Motto »Große für Kleine«. Ältere Schüler, Prominente und andere Lesebegeisterte schenken den Kleinen an diesem Tag ihre Zeit – und lesen vor. Aber was? Die Geschichte »Der König der Nogs« (1971) von Oliver Postgate und Peter Firmin gehört zu den zu Unrecht vergessenen Schätzen der Kinderliteratur und ist Teil der Kinderedition, die die ZEIT im Sommer 2006 herausgegeben hat.
Informationen über die fünfzehnbändige Edition mit den Umschlagillustrationen von Sybille Hein und Leseproben finden Sie unter **www.zeit-kinderedition.de**

Illustration: Daniel Matzenbacher für DIE ZEIT, www.matzenbacher.de

Angst vor Schulden

Studiengebühren schrecken sozial Schwache von einem Studium ab **VON JAN-MARTIN WIARDA**

Die Statistik war so brisant, dass Niedersachsens Wissenschaftsminister Lutz Stratmann sie bis zu seiner Regierungserklärung am Mittwoch unter Verschluss hielt. Offenbar befürchtete der CDU-Politiker, die Zahlen zu den Studienanfängern, die ihm die Hochschulen vergangene Woche melden sollten, könnten allzu schlecht ausfallen – und wollte sie nicht ohne ausführliche Rechtfertigungsrede auf die Öffentlichkeit loslassen: Niedersachsen ist das erste Bundesland, das seine Studenten im gerade begonnenen Wintersemester flächendeckend zur Kasse gebeten hat, zunächst nur die Erstsemester, vom Sommersemester an auch alle anderen.

Die richtig miesen Schlagzeilen bleiben Stratmann zwar erspart; nach vorläufigen Ergebnissen haben sich rund zwei Prozent weniger junge Menschen an den staatlichen Hochschulen eingeschrieben als vor einem Jahr. Sein Kollege in Nordrhein-Westfalen allerdings hatte weniger Glück. Die Erstsemesterzahlen sackten dort gegenüber dem Vorjahr um 5,3 Prozent ab, wie Andreas Pinkwart (FDP) bekannte. In NRW können die Hochschulen selbst darüber entscheiden, ob sie Studiengebühren erheben. Die Mehrzahl hat es im Wintersemester erstmals getan. Er könne »nicht ausschließen«, dass die Gebühren »einen gewissen Effekt« gehabt hätten, sagt Pinkwart. »Wenn das so sein sollte, handelt es sich um ein vorübergehendes psychologisches Phänomen.«

Viele Abiturienten wählen jetzt lieber einen Ausbildungsberuf

Ein erstaunliches Eingeständnis für einen der entschiedensten Verfechter des Bezahlstudiums, der immer wieder die soziale Verträglichkeit der Gebühren betont hatte. Die alarmierend schlechten Ergebnisse in einem Bundesland, das sich bundesweit als Vorreiter in der Einführung präsentiert, scheinen jenen Kritikern Recht zu geben, die vor Abschreckungseffekten warnen. Zwar betont Pinkwart, für das Wegbleiben der Jungakademiker seien »in erster Linie« neue NCs verantwortlich, die die Hochschulen eingeführt hätten, um »endlich die Betreuungsrelationen zu verbessern, besonders in den neuen Abschlüssen Bachelor und Master«. An der Schlussfolgerung jedoch kann auch dieser Einwand nichts ändern: »Die jungen Leute haben Angst, sich zu verschulden, und wandern in die Ausbildungsberufe ab«, sagt Dieter Dohmen vom Forschungsinstitut für Bildungs- und Sozialökonomie (FiBS) in Berlin. Ein gefährlicher Trend, der Anteil deutscher Hochschulabsolventen liegt schon heute unter dem OECD-Schnitt.

Gebühren-Befürworter warnen trotzdem vor Panikmache. Aus den Einschreibezahlen allein lasse sich der Beweis kaum erbringen, dass die Gebühren eine schädliche Wirkung entfaltet hätten, sagt der Chef des Centrums für Hochschulentwicklung (CHE), Detlef Müller-Böling: »Da wird jetzt viel Kaffeesatzleserei betrieben.« Das CHE, das von Bertelsmann Stiftung und Hochschulrektorenkonferenz finanziert wird, plädiert für die Einführung von Studiengebühren. Ein Blick auf Hochschulen anderer Bundesländer, die Gebühren zum Teil kategorisch ausgeschlossen haben, spricht für die Sichtweise Müller-Bölings: So hatte die Uni Mainz keinen Ansturm zu verkraften, sondern zählte drei Prozent weniger Neulinge. Und das in Rheinland-Pfalz, dessen Wissenschaftsminister Jürgen Zöllner (SPD) seit Jahren gegen die Campus-Maut kämpft.

Doch die schlechten Einschreibezahlen in Nordrhein-Westfalen und in Niedersachsen stehen nicht allein. Denn gleichzeitig beklagen die Studentenwerke in Niedersachsen einen Einbruch bei Bafög-Anträgen um mehr als acht Prozent, und die landeseigene N-Bank, die für die Vergabe der Studienkredite zuständig ist, hat mit Erstsemestern gerade 713 Kreditverträge abgeschlossen. Ursprünglich hatte die Bank damit gerechnet, dass mehr als 4000 Studenten, 20 Prozent der Neuen, einen zinsgünstigen Kredit beantragen würden. In Nordrhein-Westfalen lief es mit einer Kreditquote von zehn Prozent etwas besser.

Weniger Studenten, weniger Bafög-Bezieher, kaum Kreditanträge – umgekehrt hatte die Bundesagentur für Arbeit schon vor vier Wochen gemeldet, dass sich dieses Jahr neun Prozent mehr Abiturienten um eine Lehrstelle beworben haben. Fügt man das zusammen, lassen die Statistiken nur einen Schluss zu: Die abschreckende Wirkung der Studiengebühren im ersten Semester ist kein Hirngespinst weniger Gebührengegner, sie ist real. Besonders Abiturienten aus den unteren Einkommensgruppen, die schon jetzt deutlich unterrepräsentiert sind an deutschen Hochschulen, haben aus Angst vor unkalkulierbarer Verschuldung vor den Hörsälen kehrtgemacht. Und sie verdrängen weniger qualifizierte Schulabgänger von den knappen Ausbildungsplätzen. Der Testfall fürs kommende Semester, wenn auch Bayern, Baden-Württemberg und Hamburg mit ihren Gebührenmodellen an den Start gehen, verheißt nichts Gutes. So überzeugend die Vorteile eines Bezahlstudiums auch sein mögen, von neuen Tutorenprogrammen bis hin zur Ausstattung neuer Labors, sein Erfolg hängt an seiner Akzeptanz bei denen, die zahlen sollen.

Befürworter rätseln, was sie noch tun können, um potenziellen Studenten die Vorteile von Studiengebühren zu vermitteln und die Angst vor Schulden zu nehmen. »Wir reden hier nicht von unendlichen Beträgen«, sagt Müller-Böling. Tatsächlich fallen weniger als 8000 Euro an, wenn man die Gebühren eines zehnsemestrigen Studiums auf Pump finanziert und den Kredit dann innerhalb von zwölf Jahren zurückzahlt. Doch der Satz, jeder zusätzliche Euro komme der Verbesserung der Lehre zugute, zieht nicht bei Betroffenen mit leerem Portemonnaie. Auch das Argument, am Ende werde ein durch Gebühren beschleunigtes Studium sogar billiger, weil man früher in den Beruf starten und mehr Geld verdienen könne, ist zu weit weg von der Lebenswirklichkeit der meisten Erstsemester.

Von der eines Dejan Dardic aus Bielefeld etwa. Dardic ist 21 und hat 2005 Abitur gemacht. Anstatt gleich zu studieren, hat er ein Jahr lang gekellnert, für sechs Euro die Stunde, um ein bisschen Geld anzusparen. Seine Eltern sind arbeitslos. Seit ein paar Wochen studiert Dardic jetzt Jura, am liebsten wäre er dafür nach Bayreuth gegangen, doch das war finanziell nicht drin. So ist es Bielefeld geworden, da kann er weiter zu Hause wohnen. Dardic hat den Bafög-Höchstsatz beantragt, genau das ist auch der Grund, warum er nicht noch einen Studienkredit aufnehmen möchte: »Der Arbeitsmarkt für Juristen ist schlecht, da möchte ich keine hohen Schulden riskieren.« Er kellnert weiter, die Hälfte des Geldes, das er dabei verdient, geht drauf für die Studienbeiträge, sonstige Semestergebühren und Lehrbücher. »500 Euro pro Semester, 80 Euro im Monat. Klingt nicht nach viel«, sagt Dardic. »Aber für mich ist das eine Menge.« Die Einführung von Studiengebühren hält er dennoch für richtig. »Akademiker profitieren später auch finanziell von ihrem Studium, da können sie einen Beitrag leisten.«

In Österreich steigen die Studentenzahlen wieder

Wer Dardic zuhört, ahnt, welche Ursachen hinter den sinkenden Anfängerzahlen und den floppenden Studienkrediten stecken könnten. Dabei ist die Angst vor der zusätzlichen Verschuldung in seinem Fall nicht einmal berechtigt, da NRW, bundesweit vorbildlich und im Gegensatz zu Niedersachsen, die maximale Verschuldung von Bafög-Berechtigten bei 10 000 Euro belassen hat, inklusive Studienkrediten. Der Großteil der Zurückhaltung, da hat Pinkwart Recht, ist Psychologie. Dazu kommen immer noch nicht ausgereifte Gebührenmodelle und eine schlechte Informationspolitik. Doch der Wissenschaftsminister im größten Bundesland übt sich schon wieder in Optimismus. »Wenn klar wird, dass die Studienbeiträge einen qualitativen Gewinn bedeuten, werden auch die Immatrikulationszahlen wieder ansteigen«, sagt er. In Österreich, das vor einigen Jahren Studiengebühren eingeführt hat, lief es ähnlich: Nach einem Zwischentief stiegen die Studentenzahlen wieder deutlich an. In dieser Prognose ist er sich einig mit FIBS-Chef Dohmen, auch wenn der die Gebührenmodelle der Länder immer noch kritisch sieht. »Junge Menschen verschulden sich schnell für die Handyrechnung oder den Autokauf«, sagt Dohmen. »Doch beim Schuldenmachen für die Uni haben sie noch eine mentale Barriere. Ob man das nun gut findet oder nicht: Die wird verschwinden.«

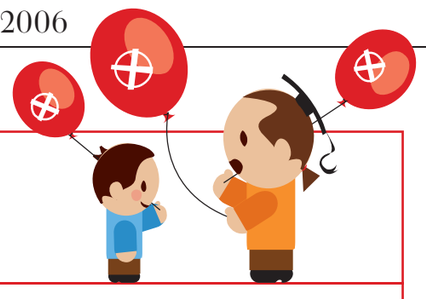
Tipps und Termine

Schreibtalente für Film und Fernsehen sucht die Autorenschule Hamburg in Zusammenarbeit mit namhaften Produktionsfirmen. Die zwölf besten Bewerber können sich von März 2007 bis April 2008 in Blockseminaren zu Drehbuchautoren weiterbilden lassen. Die Teilnahme kostet 1500 Euro, Bewerbungsschluss ist am 1. Dezember. www.filmschule-hamburg-berlin.de

Für den Einstieg Abi Karrieretag am 27. Januar in Leipzig können sich Jugendliche bis zum 24. November bewerben. Die Teilnehmer treffen Vertreter von 40 Unternehmen und Hochschulen. www.einstieg.com/schueler/messe

Wer hat die Wahl?, lautet die Preisfrage 2006 der Jungen Akademie an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina. Einsendeschluss: 31. Dezember. Zu gewinnen gibt es drei Preise (5000, 2500 und 1500 Euro). www.diejungeakademie.de

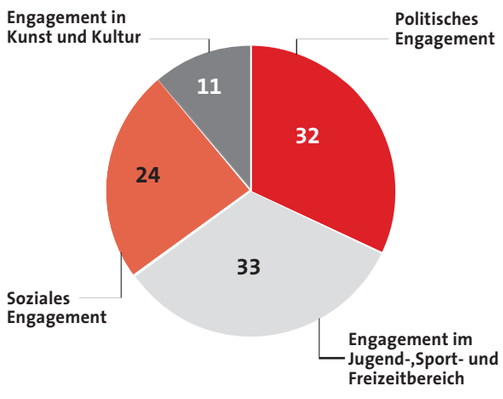
Job oder Master? Wie geht es weiter nach dem Bachelor? Im Live-Chat von *ZEIT Campus online* und dem Informationsdienst Wissenschaft am 14. November von 16 Uhr an helfen Hochschulexperten, die richtige Antwort zu finden. www.zeit.de/chat



MEHR ALS NUR STUDIEREN

Aktionsfelder, in denen sich Studierende engagieren

Mehrfachnennungen möglich, Angaben in Prozent



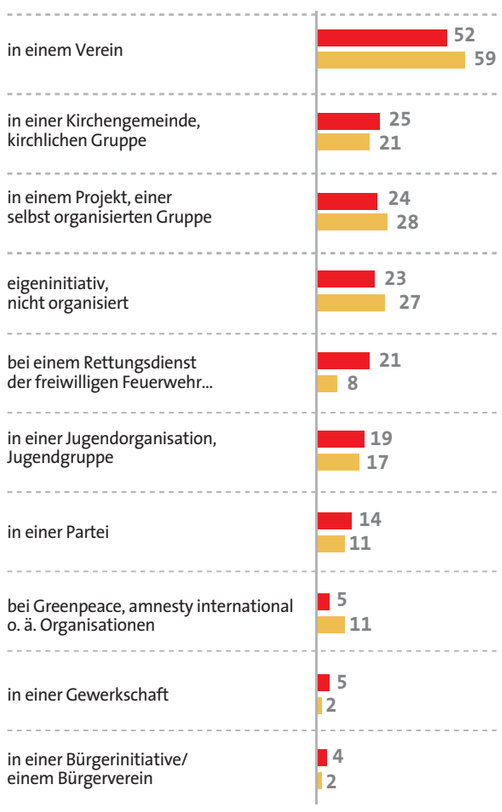
Studierende nach Organisationsformen des gesellschaftlichen Engagements

Mehrfachnennungen möglich, Angaben in Prozent

in einem Verein 31
in einer Kirchengemeinde, kirchlichen Gruppe 13
in einem Projekt, einer selbst organisierten Gruppe 12
eigeninitiativ, nicht organisiert 12
in einer Jugendorganisation, Jugendgruppe 9
bei einem Rettungsdienst der freiwilligen Feuerwehr... 6
in einer Partei 6
bei Greenpeace, amnesty international o. ä. Organisationen 4
in einer Bürgerinitiative/ einem Bürgerverein 1
in einer Gewerkschaft 1

Organisationsformen des Engagements nach sozialer Herkunft

Aktive Studierende, Angaben in Prozent


niedrig
hoch
in einem Verein 52 59
in einer Kirchengemeinde, kirchlichen Gruppe 25 21
in einem Projekt, einer selbst organisierten Gruppe 24 28
eigeninitiativ, nicht organisiert 23 27
bei einem Rettungsdienst der freiwilligen Feuerwehr... 21 8
in einer Jugendorganisation, Jugendgruppe 19 17
in einer Partei 14 11
bei Greenpeace, amnesty international o. ä. Organisationen 5 11
in einer Gewerkschaft 5 2
in einer Bürgerinitiative/ einem Bürgerverein 4 2

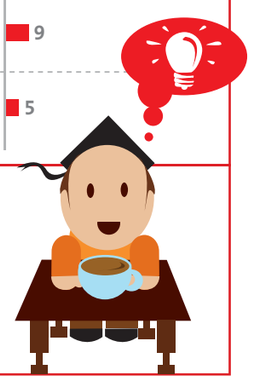
Gründe für und gegen gesellschaftliches Engagement

Anteile der Zustimmung zu folgenden Statements, Angaben in Prozent

Gesellschaftliches Engagement bietet mir eine gute Möglichkeit, mich weiterzuqualifizieren 57
Gesellschaftliches Engagement eröffnet mir bessere Chancen im späteren Berufsleben 56
Mein Studium ist so zeitintensiv, dass nebenbei keine Zeit bleibt 49
Manche Fragen sind für mich von solcher Bedeutung, dass ich mich einfach engagieren muss 43
Ich bin auf Erwerbstätigkeit neben dem Studium angewiesen und habe daher keine Zeit ... 34
Andere Tätigkeiten sind für mich so dringlich (z. B. Familie), dass mir keine Zeit bleibt 34
Ich verwende meine freie Zeit lieber anders 31
Die Aufwandsentschädigung kann ich gut gebrauchen 27
Die Gestaltungsmöglichkeiten im Ehrenamt scheinen mir so gering, dass sich ein Engagement nicht lohnt 9
Gesellschaftliches Engagement interessiert mich nicht 5

Im Auftrag des Bundesministeriums für Bildung und Forschung hat das Hochschul-Informations-System (HIS) im Februar dieses Jahres 4000 Studierende nach ihrem gesellschaftlichen Engagement befragt. Zwei Drittel gaben an, sich zumindest gelegentlich in irgendeiner Form zu engagieren. Die meisten davon in den Feldern Sport, Jugend und Freizeit. Die komplette Studie können Sie herunterladen unter: www.his.de/hisbus15.pdf

ZEIT-Grafik: Anne Gerdes; Quelle: HISBUS; Gesellschaftl. Engagement



Patchwork-Engagement

Studenten engagieren sich auch außerhalb ihres Studiums. Doch anders als 68 wollen sie nicht die Welt verbessern, sondern ihre eigenen Karrierechancen

DIE ZEIT: Oft wird beklagt, dass die Studenten sich heute nicht mehr gesellschaftlich engagieren. Woran liegt das?

Dieter Rucht: Das liegt unter anderem daran, dass diejenigen, die Ende der sechziger Jahre dabei waren, ihre Jugend verklären. Der Protest der 68er war zwar heftig und spektakulär. Aber in der Summe haben sich damals vermutlich weniger Studenten beteiligt als bei späteren Protesten.

ZEIT: Heute protestieren mehr als damals?

Rucht: Es gab mehrere Wellen von Studentenprotesten, die allerdings nicht für solche Aufregung sorgten wie 1967/68. Damals hatte man den Eindruck, die ganze Republik steht Kopf und es wird eine Revolution ausbrechen, zumindest glaubten das einige Studenten. In den letzten 20 Jahren haben sich Proteste phasenweise wieder gehäuft. Aber sie sind sehr viel moderater im Ton und beschränkter in den Forderungen.

ZEIT: Worum geht es heute?

Rucht: Es gab in den letzten Jahrzehnten drei größere Wellen von Protesten: 1988/89 ging es um bessere Studienbedingungen. Beim so genannten »Lucky Strike« 1997/98 waren überfüllte Hörsäle der Auslöser. An über hundert Universitäten wurden Lehrveranstaltungen boykottiert. Am 4. Dezember 1997 protestierten weit über 100 000 Studierende. Und die dritte Welle war 2003/04; da ging es erneut um die Schließung von Instituten, die Verschlechterung der Studienbedingungen und zudem gegen die Einführung von Studiengebühren.

ZEIT: Aber im Unterschied zu 68 werden die Proteste kaum noch wahrgenommen.

Rucht: Das hängt zum einen damit zusammen, dass man sich nach der Aufregung in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre in der Bundesrepublik an das Phänomen Protest gewöhnt hat. Zum anderen waren die Forderungen in den späteren Protestwellen überwiegend universitätsbezogen.

ZEIT: Haben sie je etwas bewirkt?

Rucht: Sie haben sehr, sehr wenig bewirkt. Durch die Proteste 2003/04 konnte die Schließung der landwirtschaftlich-gärtnerischen Fakultät an der Humboldt-Uni verhindert werden. Aber unterm Strich ist sehr wenig passiert. Die Relation von Hochschullehrern zu Studierenden hat sich sogar verschlechtert.

ZEIT: Wie wahrscheinlich ist es, dass sich aus dem Frust darüber wieder ein umfassender Protest entwickelt?

Rucht: Ich glaube, ein Umschlagpunkt wird kommen. Aber ich würde nicht wagen, den Zeitpunkt zu prognostizieren. Es gibt längere Zyklen des Engagements zwischen Rückzug ins Private und Druck auf Veränderungen in der Gesellschaft. Im Moment sind wir eher in einer Phase des Pragmatismus und der Bescheidenheit. Das kann aber auch eine Gegenbewegung auslösen. Rudolf Bahro, einer der Gründer der Grünen, hat mal davon gesprochen, dass wir mit Putzarbeiten auf der *Titanic* beschäftigt sind: Das Schiff sinkt, aber es wird immer noch verschönert. Dieses Gefühl, dass das alles Nebenschauplätze sind, kann auch überhand nehmen, sodass wieder ganz grundsätzliche Fragen aufgeworfen werden.

ZEIT: Viele Studenten engagieren sich heute außerhalb des Studiums, weil sie ihre Karrierechancen damit verbessern wollen.

Rucht: Diese Marktorientierung der Studierenden hat sich in den letzten Jahren verschärft. Die legen sich schon vor dem Studium oder in den ersten Semestern zurecht, was sie erreichen wollen und welche Qualifikation, Praktika oder Auslandsaufenthalte sie dazu brauchen. Die wissen, dass bei vielen Personalchefs gesellschaftliches Engagement als Pluspunkt zählt. Und entsprechend strategisch gehen sie auch mit ihrer Lebensplanung um.

ZEIT: Und dann sind sie frustriert, wenn sie trotzdem erst einmal nur ein Praktikum oder eine befristete Stelle bekommen.

Foto [M]: David Ausserhofer

DIETER RUCHT, 60, Protestforscher am Wissenschaftszentrum Berlin

Rucht: Die Konkurrenz findet einfach auf höherem Niveau statt. Es ist so, als würden im Theater alle sitzen. Dann stehen einige auf, um besser sehen zu können. In der Folge stehen auch die Übrigen auf, und alle sind wieder in der gleichen Situation wie zuvor, als sie gesessen haben. Einzelne, die sich frühzeitig Vorteile verschaffen, mögen davon profitieren, aber der Druck auf alle Übrigen wächst, wiederum gleichzuziehen.

ZEIT: In dieser Situation kann man entweder versuchen, sich anzupassen und Vorteile zu erlangen. Oder man sagt, das System ist unfair und rebelliert dagegen. Warum entscheiden sich die Studenten heute für den ersten Weg?

Rucht: Das hängt mit der Vereinzelung der Studierenden zusammen. Es gibt diesen Trend, dass man sich stark im Wettbewerb begreift, seine Examensnoten vergleicht. Die zählen heute viel mehr. Natürlich gab es auch in den sechziger Jahren Noten, aber sie waren relativ unbedeutend; sie haben nicht über Karrierechancen entschieden. Heute verschließt eine schlechte Note bestimmte Tätigkeitsfelder. Unter verschärfter Konkurrenz ist es aber sehr viel schwieriger, sich zusammenzutun. Und es ist sehr viel schwieriger, Zeit für Dinge zu investieren, die erst einmal keinen Vorteil gegenüber Konkurrenten bringen.

ZEIT: Aber Engagement ist ja da.

Rucht: Aber es ist immer situativer. Es gibt keine festen Bindungen mehr an eine Organisation oder ein gesellschaftliches Problem. Die Protestwellen sind kurz. Die Leute verbleiben nur temporär in einer Gruppe oder einem Netzwerk und wandern dann weiter. Manche sind durchaus beständig in ihrem Engagement, obgleich die konkreten Felder, in denen sie tätig werden, wechseln mögen.

ZEIT: Eine Art Engagement-Feuerwehr.

Rucht: Ja. Sie gehen da hin, wo's brennt. Oder wenn sie aufgrund der aktuellen Lage den Eindruck haben: Hier kann ich etwas tun, hier bin ich gefordert.

ZEIT: Dafür geben erstaunlich viele an, sie würden sich im Verein organisieren.

Rucht: Das muss nicht viel bedeuten. Das kann auch ein Fußballverein sein. Außerdem geben sich viele Gruppen die Form eines Vereins, um Spenden zu bekommen. Aber die Form des losen Engagements in Gruppen, die keine formelle Bindung haben, keine Mitgliederkarteien, keinen festen Beitrag, wird zunehmend bevorzugt. Das zeigt auch die *Shell-Jugendstudie.*

ZEIT: Was ist der Grund für diese Bindungsangst?

Rucht: Ein Grund ist, dass die sozialen Milieus zerbröseln. Man wird nicht mehr in ein Milieu hineingeboren und ist damit festgelegt, in welchen Kreisen man sich bewegt, welche Schule man besucht und welche Partei man wählt. Es wird alles stärker von jeweiligen Lebenslagen abhängig gemacht. Man kann sehr verschiedene Dinge miteinander kombinieren. Patchwork-Engagement könnte man dazu sagen.

ZEIT: Dennoch beeinflusst die soziale Herkunft offenbar das Engagement.

Rucht: Das gilt auch für die Gesamtbevölkerung: Je gebildeter die Personen, desto stärker ist das Engagement.

ZEIT: Kann man dieses Gesetz auch umkehren: Bildung durch Engagement?

Rucht: Ja, ganz eindeutig. Das sieht man bei lange anhaltenden Konflikten. Beim geplanten Atomkraftwerk Wyhl in den siebziger Jahren oder in Lüchow-Dannenberg, wo es um Castor-Transporte und die Lagerung von Atommüll geht. Überall dort, wo viel politische Betätigung stattfindet, gibt es auch Lernprozesse. Sie mögen zunächst sehr sachgebunden sein, in diesem Fall ging es um Atomkraft. Aber sie beziehen auch Menschen ein, die vorher politisch desinteressiert waren. Zum Teil entwickeln diese Gruppen auch eigene Bildungsangebote. Die Volkshochschule Wyhler Wald war eine Einrichtung, die zu einer Art breiten Aufklärung in der Region nicht nur über Atomkraft, sondern auch über Energiepolitik insgesamt und über die Verflechtung von Wirtschaft und Politik und die Notwendigkeit politischer Partizipation geführt hat.

INTERVIEW: **JULIAN HANS**

DEUTSCHE SOLDATEN und jüdische Zwangsarbeiter 1941 in der weißrussischen Stadt Mogilew

Zivilcourage in Uniform

Millionen Menschen wurden im deutschen Vernichtungskrieg von Wehrmacht, Polizei und SS umgebracht. Doch auch im großen Heer der Täter gab es einige, die Widerstand leisteten – allein indem sie den Opfern halfen und Leben retteten VON WOLFRAM WETTE

Die schreckliche Bilanz der Nacht vom 8. auf den 9. November 1938 bleibt unfassbar: 1406 Synagogen und Betstuben wurden in jenen wenigen Stunden in Deutschland niedergebrannt oder vollständig zerstört. Etwa 30 000 Menschen jüdischen Glaubens verschleppte die Polizei in die Konzentrationslager. In der Pogromnacht selbst wurden ungefähr 400 Menschen ermordet; weitere 400 Menschen kamen in den Tagen danach zu Tode. Überdies nahmen sich nicht wenige Verfolgte selbst das Leben. Insgesamt soll der inszenierte Gewaltakt mehr als 1300 Opfer gefordert haben.

Von offenem Protest aus der Bevölkerung gibt es nicht viel zu berichten. Und dennoch wurde damals wohl auch dem Unbedarftesten klar, was die Stunde geschlagen hatte. Zu denen, die sahen und das Ungeheuerliche erkannten, das da geschah, gehörte der 22 Jahre alte Jurastudent Heinz Drossel.

Am 9. November sieht er, in der Berliner S-Bahn sitzend, schwarze Rauchwolken in den Morgenhimmel steigen. »Kurz vor dem Bahnhof Zoo«, berichtet er in seiner 1988 erschienenen Autobiografie *Die Zeit der Füchse,* »wälzt sich eine riesige schwarze Wolke empor. Was ist los? Die Fahrgäste werden aufgeregt. Mir gegenüber sitzt ein älterer, dicker Mann mit Hornbrille, er liest seine Zeitung und sagt mit sonorer Stimme in das aufkommende Getümmel: ›Alle Synagogen brennen – und jetzt plündern sie die jüdischen Geschäfte.‹ Bahnhof Zoo – raus und herunter in Richtung Fasanenstraße, wo sich eines der größten jüdischen Gotteshäuser befindet. Menschen stehen stumm mit starrem Blick, um die Synagoge eine lockere Absperrung von Polizei und Feuerwehr. […] Aus dem schon halb zusammengestürzten Gebäude quellen weiterhin schwarze Rauchwolken, hohe Flammen schlagen aus dem schwarzen Gebälk des Dachstuhles. Die Feuerwehr rührt keine Hand – aber drüben schufften sich lachende und Witze reißende SA-Männer damit ab, Benzin- und Ölfässer die Treppe hinaufzuwuchten, um sie dann durch das schon halb verbrannte Portal in das Innere der Synagoge zu rollen. Ein Sprung zurück, eine dumpfe Explosion, eine Feuersäule steigt zum Himmel, das Gotteshaus kann weiterbrennen. […] Die unbeteiligten Zivilisten […] stehen oder gehen stumm, erschüttert. Vielleicht wird jetzt manchem klar, welch ein Schicksal sich das deutsche Volk gewählt hat.«

Oberleutnant **HEINZ DROSSEL** rettete eine verfolgte Familie in Berlin

Im November 1939 wird Drossel zur Wehrmacht eingezogen. Als einfacher Soldat macht er den Krieg gegen Frankreich mit und lernt das »Grauen des Mordens« aus nächster Nähe kennen. Er selbst ist nicht gewillt, auf einen Menschen zu schießen, und er hält diesen Vorsatz den ganzen Krieg über konsequent durch. An die Ostfront versetzt, gerät Drossel 1941 nach Litauen und Lettland. In Dagda wird er Augenzeuge eines Massakers der SS an Juden, auch jüdischen Kindern. In ohnmächtiger Wut berichtet er das Gesehene seinen Kameraden. Sie wissen, dass sie nun »Komplizen von Mördern« sind.

Heinz Drossel schreibt, der so genannte Kommissarbefehl – nach dem alle Kommissare der Roten Armee nach Gefangennahme sofort zu erschießen waren – sei ihm bekannt gewesen, und er berichtet, dieser verbrecherische Befehl sei in seinem Regiment auch tatsächlich durchgeführt worden. Einmal verhindert Drossel, dass eine Gruppe russischer Kriegsgefangener von hinten erschossen wird. Ein andermal nutzt er die Gelegenheit, einen Politkommissar befehlswidrig laufen zu lassen.

Noch im Februar 1945 darf Drossel für einen Kurzurlaub zu seinen Eltern nach Berlin. Dort wird er, inzwischen zum Oberleutnant befördert, plötzlich mit einer brisanten Situation konfrontiert: Eine jüdische Familie, die sich am Stadtrand versteckt hielt, ist denunziert worden. In ihrer Not bittet sie Drossel und seine Eltern um Hilfe. Die überlegen nicht lang, sondern helfen spontan, aber auch umsichtig und schlau. So können sie die Familie Hesse retten, die Eltern, die erwachsene Tochter Margot und deren Freund Günter Fontheim. Bis heute sind beide Familien beziehungsweise ihre Nachkommen einander in Freundschaft verbunden.

Diese und etwa dreißig weitere Geschichten von »Rettern in Uniform«, die als Angehörige der Wehrmacht, der Polizei oder der SS während des Zweiten Weltkrieges verfolgten Juden oder Kriegsgefangenen halfen und sie zu retten versuchten, sind in den vergangenen Jahren von Historikern und Journalisten aus dem Umfeld der Historischen Friedensforschung biografisch erkundet worden. Trotz der prekären Quellenlage wäre es eventuell möglich, einige Dutzend weitere zu ermitteln. Mehr aber nicht. Über die von vielen vermutete Dunkelziffer lässt sich nur spekulieren. Hält man sich vor Augen, dass allein die Wehrmacht von etwa 18 Millionen Männern und einer halben Million Frauen durchlaufen wurde, so wird unmittelbar deutlich, dass es sich bei dieser geringen Anzahl von Rettern um eine verschwindend kleine Minderheit gehandelt hat.

Dennoch zeigt ihr Beispiel, welche Handlungsspielräume es für den Einzelnen gab. Aber auch, wie schwer das Risiko dabei zu kalkulieren war. Einige haben ihre Hilfsbereitschaft und Barmherzigkeit mit dem eigenen Leben bezahlt.

Besonderes Interesse darf die Geschichte einer Judenrettung in der polnischen Stadt Przemyśl am San beanspruchen, die der Dresdener Historiker Norbert Haase erforscht hat. Hier kam es im Juli 1942 im Zusammenhang mit einer »Aktion« der SS, die Juden der Stadt in das Vernichtungslager Belzec zu deportieren, zu einer offenen Konfrontation zwischen Wehrmacht und SS. Wehrmachtoffiziere schützten »ihre« Arbeitsjuden, indem sie die einzige Brücke über den San, die zum Ghetto führte, sperrten. Gleichzeitig ließen sie SS-Polizeikräfte unter Androhung von Maschinengewehrfeuer von der Brücke abdrängen. So wurden diese gewaltsam daran gehindert, die Juden zu deportieren, die unter dem Kommando der Ortskommandantur standen.

Die Initiative zu dieser Rettungstat ging von Oberleutnant Albert Battel aus. Er war der Adjutant des erst vor kurzem aus der griechischen Hafenstadt Piräus nach Przemyśl versetzten Majors Max Liedtke, der nunmehr die Funktion des Ortskommandanten wahrnahm. Battel konnte sowohl Liedtke als auch die anderen Offiziere der Kommandantur von seiner Idee überzeugen, dass der Schutz der jüdischen Arbeiter gegenüber der SS durchgesetzt werden müsse. Diese würden dringend für Arbeiten in den Lagern benötigt, die den Nachschub der Heeresgruppe Süd sicherstellen sollten. So wurde jedenfalls gegenüber der SS argumentiert.

Liedtke und Battel brachten mehr als 500 Menschen, darunter auch Familienangehörige der Arbeiter, im Keller der Ortskommandantur unter und stellten sie eine ganze Woche lang unter ihren Schutz – während die SS-Schergen draußen die anderen Bewohner des Ghettos zusammentrieben. Angeblich sollten sie umgesiedelt werden; tatsächlich aber schaffte man sie in die Vernichtungslager. Binnen einer Woche wurden mindestens 10 000 Juden aus Przemyśl verschleppt. Liedtkes Vorgesetzter, der Oberfeldkommandant in Krakau, meldete hernach nach oben: »Zusammenarbeit mit Polizei reibungslos (bis auf den Fall Przemysl).«

Die Motive für die ungewöhnliche, nicht ungefährliche Handlungsweise der Offiziere Battel und Liedtke liegen nicht offen zutage. Denn jedes Rettungshandeln dieser Art konnte nur erfolgreich sein, wenn es innerhalb der Logik der militärischen Interessen begründet wurde. Es ist daher nicht immer leicht, zu erkennen, wo Wehrmachtbelange und »kriegswichtige Interessen« nur vorgeschoben wurden, um retten zu können, und wo sie tatsächlich der Grund für die rettende Tat waren.

NSDAP-Mitglied Albert Battel, im Zivilleben Rechtsanwalt in Breslau, hatte sich indes schon zuvor für Juden eingesetzt. Auch in Przemyśl galt er als ein engagierter Freund der Juden. Erstaunlicherweise hat ihn die Rettungsaktion keineswegs »Kopf und Kragen« gekostet. Stattdessen wurde er wenig

Oberleutnant **ALBERT BATTEL** half 500 Juden im polnischen Przemyśl

später, im August 1942, sogar zum Hauptmann befördert. Major Max Liedtke, der Theologie studiert und beruflich als Journalist und Verleger gearbeitet hatte, kam ebenfalls davon, vermutlich, weil sein Vorgesetzter, General Kurt Freiherr von Gienanth, ihn deckte.

Die verfolgten Juden, die Liedtke und Battel im Sommer 1942 unter den Schutz der Wehrmacht stellten, konnten nur für eine gewisse Zeit gerettet werden. Die meisten von ihnen fielen in der Folgezeit dem Holocaust zum Opfer. Das hat die israelische Gedenkstätte Jad Vashem, wie in vergleichbaren Fällen, jedoch nicht daran gehindert, Oberleutnant Albert Battel und Major Max Liedtke als »Gerechte unter den Völkern« zu ehren – posthum: Während Liedtke tragischerweise noch 1955 in sowjetischer Kriegsgefangenschaft verstarb, war Albert Battel bereits drei Jahre zuvor im hessischen Hattersheim einem Herzinfarkt erlegen.

Der Fall zeigt etwas Allgemeines auf: Weniger an der kämpfenden Front, wohl aber in den rückwärtigen Gebieten der eroberten Länder ergriffen Angehörige der Besatzungsverwaltung, die Leben retten wollten, ihre Chance. Einige Wehrmachtsoldaten nutzten ihre Dienststellung als Arbeitgeber in kriegswichtigen Betrieben und Werkstätten, um die Hand über die Verfolgten zu halten, vergleichbar den zivilen Unternehmern Oskar Schindler, Berthold Beitz und Friedrich Gräbe, die in den besetzten Gebieten des Ostens agierten.

In jüngster Zeit bekannt geworden ist der aus Darmstadt stammende Ingenieur und Major Karl Plagge, der es als Kommandeur eines Heereskraftfahrparks im litauischen Wilna verstand, über Jahre hinweg Hunderte von Juden in seiner Dienststelle zu beschäftigen und sie darüber hinaus vor der Ermordung in so genannten Aktionen zu schützen.

Hauptfeldwebel Hugo Armann konnte 1942/43 in der weißrussischen Stadt Baranowitschi einige Juden vor dem sicheren Tod bewahren, indem er sie in seiner Schreibstube beschäftigte. Darüber hinaus verhalf er 40 Juden zur Flucht in die Wälder zu den Partisanen – 40 von den etwa 12 000 Juden des Ortes, die alle den Deutschen zum Opfer fielen.

Einen anderen Aspekt dieses ungewöhnlichen Kapitels der Kriegsgeschichte beleuchtet der Fall Willi Ahrem. Der Wuppertaler Diplomkaufmann stammte aus der Wandervogelbewegung. Er führte einen Straßenbautrupp der Organisation Todt, der in der Kleinstadt Nemirow im »Reichskommissariat Ukraine« eingesetzt war. Aus purer Empörung über die systematischen Judenmorde machte er sich für seine »Arbeitsjuden« stark, versteckte sie zum Teil in seiner Unterkunft und konnte sie damit mehrfach vor den Massenerschießungen bewahren. Nach dem Krieg übernahm Willi Ahrem die Firma seines Vaters in Wuppertal; 1967 ist er in seiner Heimatstadt gestorben. Die Historikerin Beate Kosmala hat seine Lebensgeschichte aufgeschrieben; sie ist Mitarbeiterin des neuen Dokumentationszentrums Stille Helden, das zurzeit, unter Verantwortung der Gedenkstätte Deutscher Widerstand, in Berlin aufgebaut wird und an Menschen wie Willi Ahrem erinnern soll.

Zu ihnen gehört natürlich auch der österreichische Feldwebel Anton Schmid, heute vielleicht der bekannteste »Retter in Uniform«. Er nutzte seine Dienststellung als Leiter einer Versprengtensammelstelle im deutsch besetzten Wilna, um Juden zu retten. Er schützte sie dadurch, dass er sie in seinen Werkstätten beschäftigte und einigen von ihnen falsche Ausweise beschaffte. Doch damit nicht genug. Schmid unterstützte den jüdischen Widerstand im Raum Wilna, indem er Kurierdienste zwischen einzelnen Ghettos übernahm. Nachdem er mehrere hundert Juden durch den Transport an sicherere Orte gerettet hatte, wurde der kühne Feldwebel im Januar 1942 verraten und verhaftet. Er kam vor das Kriegsgericht der Feld-Kommandantur (V) 814/Wilna, das ihn am 25. Februar 1942 zum Tode verurteilte. Zwei Monate später wurde Anton Schmid erschossen. Da das Kriegsgerichtsurteil verloren ging, erfahren wir nicht, in welchen Militärstraftatbestand die Richter seine Hilfe für die Juden umdeuteten.

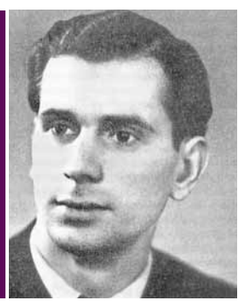
Wir kennen noch einen weiteren Fall, der belegt, dass »Judenhilfe« mit der Todesstrafe enden konnte. Ein deutscher Soldat, dessen Name nicht bekannt ist, machte am 3. Mai 1944 in Ungarn den Versuch, 13 Juden zu retten. Er wollte sie mit einem Wehrmacht-Lastkraftwagen nach Rumänien und damit in Sicherheit bringen. Bei einer Grenzkontrolle wurden die Flüchtlinge entdeckt, die der hilfsbereite Soldat zwischen Fässern versteckt hatte. Ein Feldkriegsgericht verurteilte den mutigen Retter in Uniform am 9. Mai 1944 wegen versuchten »Judenschmuggels« und wegen »Kriegsverrats« zum Tode sowie zum Verlust der Wehrwürdigkeit. Zur Abschreckung wurden das Urteil und die Vollstreckungsanordnung allen Wehrmachtangehörigen in Rumänien sofort bekannt gegeben.

Dennoch: Einen Straftatbestand »Judenhilfe« gab es in der Wehrmacht nicht. Man kann also nicht sagen, dass solche Handlungen generell mit dem Tode bestraft wurden beziehungsweise mit der Todesstrafe bedroht gewesen wären. Entscheidend für die Terrorurteile war wohl vielmehr das fortwährend propagierte Feindbild von den »jüdischen Bolschewisten«, das in die Befehlssprache Eingang gefunden hatte und die Juden zu Gegnern stempelte, die auch militärisch zu bekämpfen waren. Wer sie schützte, begünstigte den Feind.

Über einen besonderen, fast schon etwas bizarren Fall von umsichtig kalkuliertem und einfallsreichem Rettungshandeln weiß der Kölner Jurist Werner Müller zu berichten, ein ehrenamtlicher Mitarbeiter des Maximilian-Kolbe-Werks. Der im Range eines Majors stehende »Sonderführer« Günter Krüll, von Beruf Schiffbauingenieur und aus diesem Grunde von der Wehrmacht als Leiter einer »Feldwasserstraßen-Abteilung« eingesetzt, fasste im Jahre 1942 aus humanen Motiven den Entschluss, wenigstens einen einzigen Juden zu retten. In der südpolnischen Stadt Pinsk, in der seine Dienststelle arbeitete, ließ er Eruchim-Fischl Ruwinowitsch Rabinow in langen Übungsstunden eine neue Identität annehmen. Während alle anderen im Ghetto Pinsk zusammengepferchten Juden ermordet wurden, gelang es Major Krüll, seinen 19-jährigen Schützling, der jetzt den Namen Pjotr Rubinowitsch Rabzewitsch trug, mit gefälschten Papieren nach Kiew zu schicken, wo er untertauchen und überleben konnte.

Weil er ein SS-Mann war, hatte es der Unterscharführer Alfons Zündler schwerer als andere Deutsche, nach dem Krieg als der Retter vieler Juden anerkannt zu werden, der er tatsächlich gewesen ist. Zündler leistete seinen Kriegsdienst in der Amsterdamer Schouwburg, einem Theatergebäude, das als Sammelstelle für den Abtransport von mehr als 60 000 niederländischen Juden in die Vernichtungslager diente. Wie die Historikerin Sabine Selle-Gutzeit ermittelt hat, half der junge Unterscharführer, der zu den Bewachern der Schouwburg gehörte, etwa 600 Kindern und etlichen Erwachsenen zu entkommen. Zündler setzte durch, dass die Kinder der auf ihre Deportation wartenden Menschen den »Wartesaal nach Osten« zu einem Spaziergang verlassen durften, von dem sie dann nicht zurückkehrten, da sie von Angehörigen der Widerstandsbewegung übernommen wurden. Er schaute weg, wenn Erwachsene aus der Schouwburg zu fliehen versuchten, und bei den zu registrierenden Kindern »verzählte« er sich regelmäßig, damit sie entkommen konnten. Im Mai 1943 flog er auf, wurde verhaftet und wegen »Judenbegünstigung« zum Tode verurteilt, dann aber zu einer zehnjährigen Haftstrafe begnadigt. Als Zündler 1996 im Alter von 77 Jahren starb, erwiesen ihm auch Überlebende des Holocaust die letzte Ehre.

Wie man sieht, bestand das Ziel dieser Soldaten nicht im politischen Umsturz, auch nicht in der Entziehung durch Desertion. Sie wollten Menschen retten – Kriegsgefangene, Juden und andere Verfolgte. Der deutsch-amerikanische Historiker Fritz Stern hat ihre stille, ja meist heimliche Form des Widerstandes einmal als »aktiven Anstand« charakterisiert. Inzwischen hat sich weithin der Begriff Rettungswiderstand eingebürgert. Diese Menschen haben zivilcouragiertes Handeln vorgelebt, und zwar unter den mörderischen Bedingungen der nationalsozialistischen Diktatur und des Weltkrieges. Dadurch haben sie bewiesen, dass man etwas tun konnte, dass es tatsächlich – entgegen allen anderslautenden Behauptungen – selbst in den bewaffneten Formationen des NS-Staates Handlungsspielräume für ein humanes Handeln gegeben hat.



Der SS-Mann **ALFONS ZÜNDLER** in Amsterdam ließ etliche Todgeweihte fliehen

Arno Lustiger, Historiker und Überlebender des Holocaust, sagte einmal, diese Retter bildeten »das unbezahlbar teure Kapital des deutschen Volkes, mit dem sträflich nachlässig umgegangen wird«. Vielleicht aber muss man sie gar nicht zu heroischen Lichtgestalten verklären. Denn ein Sockel erhöht nur die Distanz zum Betrachter.

Diese Retter waren Menschen mit Stärken und Schwächen wie andere Menschen auch. In einem entscheidenden Punkt allerdings unterschieden sie sich von der großen Mehrheit der Mitläufer: In der Stunde der Prüfung brachten sie den Mut auf, gegen alle Verbote und gegen jede Opportunität Solidarität zu üben. Daher können wir sie im Rückblick würdigen – als die »Goldkörnchen« unter jenem großen Schutthaufen der Geschichte, den uns die NS-Herrschaft hinterlassen hat.

Der Autor ist Professor für Neueste Geschichte in Freiburg i. Br.

Mehr zum Thema in den beiden Büchern, die der Autor herausgegeben hat: »Retter in Uniform. Handlungsspielräume im Vernichtungskrieg der Wehrmacht« (247 S., Abb., 13,90 €) und »Zivilcourage. Empörte, Helfer und Retter aus Wehrmacht, Polizei und SS« (361 S., Abb., 14,90 €), die beide im Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main, erschienen sind, sowie in dem Band »Stille Helden. Judenretter im Dreiländereck während des Zweiten Weltkrieges« (Herder-Taschenbuch; 287 S., Abb., 9,90 €), ebenfalls herausgegeben von Wolfram Wette

Beate Kosmala vom neuen Berliner Dokumentationszentrum Stille Helden ist über die Gedenkstätte Deutscher Widerstand zu erreichen (Tel. 030/26 99 50 20/21).

Fotos: v.o.n.u.: Bundesarchiv Koblenz (101-138-1083-26); Fischer Taschenbuch Verlag (3)